HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

8420
71
1

Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

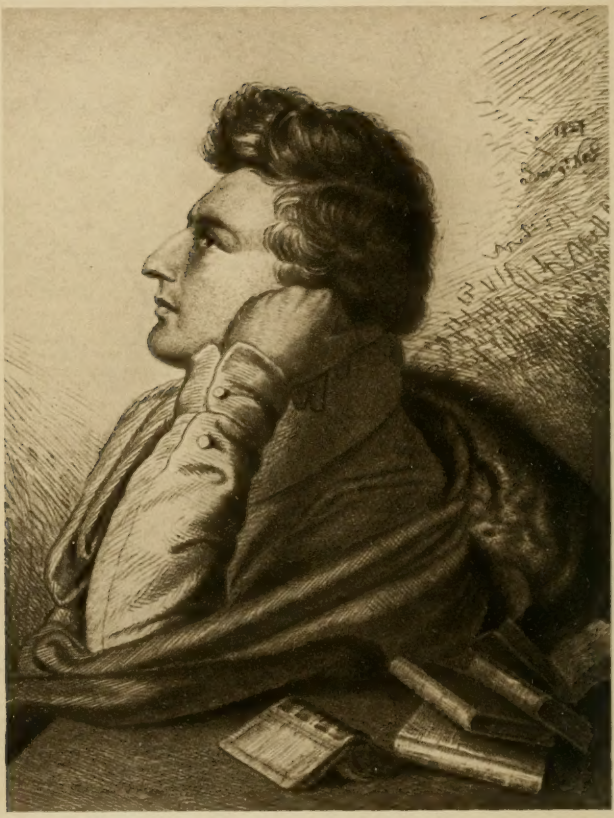
Mitarbeiter

von Hempels Klassiker-Ausgaben

Dr. W. Freiherr von Biedermann
Dr. Robert Boxberger
Prof. Dr. H. Düntzer
Dr. Friedr. Förster
Dr. Christian Groß
Direktor Dr. E. Große
Prof. Dr. H. F. Heller
Dr. G. Hesekiel
E. Hiersemenzel
Prof. Dr. S. Kalischer
Dr. H. Kletke
Dr. A. Lindner
G. von Loeper
W. Frhr. von Maltzahn
Dr. R. Pilger
Dr. Carl Chr. Redlich
Prof. Dr. Alfred Schöne
Dr. Fr. Strehlke
Dr. Th. Vatke
Prof. Dr. Ad. Wilbrandt
Dr. Wollheim da Fonseca
Prof. Dr. Georg Zimmermann

der Neubearbeitung

Privatdozent Dr. Carl Alt
Dr. Fritz Behrend
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Hans Bodmer
Dr. Ernst Consentius
Privatdozent Dr. Werner Deetjen
Dr. Max Drescher
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Dr. Karl Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Prof. Dr. Hermann Gilow
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. W. Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. E. Scheidemantel
Privatdozent Dr. Franz Schultz
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Dr. Augusta Steinberg
Dr. Eduard Stemplinger
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Dr. Wilhelm Waetzoldt
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Dr. Spiridion Wukadinowic, Bibliothekar
Dr. Walther Ziesemer



G. Spinn

Heines Werke

in fünfzehn Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Hermann Friedemann, Helene Herrmann,
Erwin Kalischer, Raimund Pissin und Veit Valentin

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Heines Werke

Erſter Teil

Buch der Lieder

Herausgegeben

von

Helene Herrmann und Raimund Piſſin

Mit einem Lebensbild

von

Erwin Kaliſcher

95-976
18/5/09

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von August Pries in Leipzig

Lebensbild.

Über das Jahr seiner Geburt hat Heine selbst nicht genau Bescheid gewußt; das Jahr 1799, das er öfters bezeichnete, ist wie es scheint den preußischen Behörden seinerzeit fälschlich angegeben worden: man darf gewiß sein, daß er am 13. Dezember 1797 in Düsseldorf geboren wurde. Nur die Familie seiner Mutter ist in Düsseldorf zu Hause und hat einen patrizischen Anstrich; sie ist aus Holland eingewandert, Heines Großvater Gottschalk van Geldern war ein ausgezeichneter, ehrenreicher Arzt, auch seine beiden Oheime waren studierte Leute. Der Großvater von väterlicher Seite ist ein Händler aus Bückeburg gewesen, in Hannover angesessen, „ein kleiner Jude mit einem großen Bart", wie sich Heines Vater ausdrückte, der früh starb und sechs Söhne ohne Vermögen zurückließ. Die meisten von ihnen brachten es zu etwas in der Welt; am glücklichsten ging es dem dritten Sohn Salomon Heine, der in Hamburg als Wechselausträger anfing und schließlich ein weltbekannter Bankier und Millionär wurde. — Heines Vater, Samson Heine, kam 1796 in Geschäften nach Düsseldorf, lernte Heines Mutter, Peira, im Haus ihres Bruders kennen, des Dr. Simon van Geldern, dem sie die Wirtschaft führte, vermählte sich nach Überwindung einiger Hindernisse mit ihr und etablierte mit Hilfe des zugebrachten Vermögens einen Tuch- und Manufakturwarenhandel. Er hatte zu Anfang der Revolution im Gefolge des Herzogs Ernst August von Cumberland als Proviantmeister den Feldzug in Brabant und Flandern mitgemacht und vom Feldlager her freie Sitten und einen Geschmack an guten Pferden, Hunden und schönen Frauen behalten. Er war selbst ein froher, schöner Mann, der, zur Zeit der Franzosenherrschaft Offizier der Bürgergarde in Düsseldorf, sich schon um der kleidsamen Uniform willen mit nichts lieber

als mit dem Soldatenspiel abgab. Er schenkte gern, war voller Güte und hatte offenbar ein Bedürfnis, mit den Leuten liebenswürdig zu sein, sodaß er die Tätigkeit des Armenpflegers, zu der er bestellt war, mit einem persönlichen Vergnügen ausgeübt zu haben scheint. Auch seinen Handel betrieb er im Grunde mehr aus Liebhaberei als aus kaufmännischer Berechnung. Wiewohl er sich unaufhörlich geschäftig zu machen wußte, kam er zu keinem Glanz; er verlor viel Geld, verließ Düsseldorf und siedelte mit seiner Familie nach Lüneburg über.

Der Sohn hat in seinen „Memoiren" die hellsten Pastellfarben an diese rosenlaunige Erscheinung gewendet, die sich noch von der Haarbeutelzeit her gepudert trug und lieber zu einer kleinen Sonderbarkeit der Haartracht schritt, als die langen blonden Locken aufopferte. Er übersah das Wesen des Vaters und hatte ihn doch zärtlich lieb; war dieser kein scharfer Verstand, so scheint er doch ein unmittelbares beinahe weibliches Gefühl und Urteil und jene schalkhafte Sicherheit besessen zu haben, die man bei sinnlich wohl ausgestatteten Menschen findet. — Eine ganz andere Menschlichkeit war Heines Mutter Peira oder wie sie sich später nannte Betty van Geldern. Klein, zierlich, dabei energisch; als die Rabbiner der Düsseldorfer Gemeinde ihrer Heirat mit Samson Heine — es scheint, der Mittellosigkeit Heines wegen — widerstrebten, setzte die Fünfundzwanzigjährige es durch, indem sie bis an die weltlichen Behörden ging. Sie hatte die Studien ihres Bruders geteilt, konnte genug Lateinisch, um ihrem Vater lateinische Abhandlungen vorzulesen, und liebte leidenschaftlich Rousseau, nach dessen „Emile" sie den Sohn erziehen wollte; rousseauisch getraut sie sich, über die Konvention weg, allein nach dem Gebot der Natur zu handeln und „den Wohlanstand als die einzige Grenzlinie" zu betrachten. Sie haßt es eine empfindsame Schwärmerin zu heißen, ja verachtet „die sogenannte modische Empfindsamkeit", die für sie gar nichts mit einem guten Herzen zu tun hat. Indessen, die Ideen dieses nachdenklichen Kopfes überspannten sich nie und blieben immer von einem frauenhaften bon sens, einem mütterlichen Instinkt für das Praktische gedämpft. Von ihr mag der Sohn seinen unbeirrbaren, ja bisweilen banalen, gesunden Menschenverstand geerbt haben, jenen Sinn für das Natürliche und Vernünftige, der so sonderbar sich gegen ganz andere Tendenzen seiner Natur behauptet; der ihn hindert, sich ganz an die Empfindung zu verlieren, und bei einer Vagheit im Großen, doch im einzelnen den nächsten Nutzen ins Auge zu fassen lehrt. Gewiß, von den Eltern ist

die Mutter die bedeutendere Natur gewesen und der Sohn mag ihr jene nicht auszusprechende Struktur des bedeutenden Menschen verdanken. Aber vom Vater empfing er wohl, was bei diesem müßig geblieben war, die tiefe Gabe des Spiels; dies, daß er sich dem letzten Ernst der Dinge immer unverbunden fühlt; diesen heimlichen Vorbehalt der Seele, in welchem ihm der handelnde Tag, der es so bitter wichtig nimmt, im Grunde nur befremdlich bleibt; in dem ihm die Dinge mehr nach ihrer Erscheinung als nach ihrem Zweckinhalt lebendig sind; kurz dies, worin für ihn die Notwendigkeit liegt, als Zuschauender, als Künstler zu existieren.

Harry Heine war das älteste Kind; er hatte noch drei Geschwister, eine Schwester Charlotte, die er sein lebelang zärtlich liebte, zwei Brüder, Gustav und Maximilian, der sein guter Freund war. In den Versen, die er später der Schwester widmete: „Mein Kind, wir waren Kinder . .“ ist die erste Jugendzeit aufgehoben; die kleine traurige Geschichte von dem Fritz von Wizewski, der eine Katze retten wollte und dabei ertrank, auch aus frühester Zeit, ist ihm nie aus dem Gedächtnis gegangen. — Die Mutter hatte die Erziehung in den Händen; ihr Gedanke ist, vor allem den Sohn für das bürgerliche Leben auszubilden. Sie ist aufgeklärt und will von Märchen nichts wissen. Aber das Ungewöhnliche tritt doch irgendwie in dies Jugendleben ein. Da ist ein Oheim, Simon van Geldern, ein altfränkischer, ehrenhafter Sonderling, der zwischen seinen kostbaren Büchern in seinem alten Haus, „der Arche Noäh“, hinlebt, einer wunderlichen Schreibewut fröhnt und mit seinen kümmerlichen literarischen Bestrebungen den Neffen zu den ersten schriftlichen Versuchen anregt. Unter dem Dach gibt es eine Rumpelkammer, wo der Knabe tagelang haust; dort stehen Kisten mit Büchern und Skripturen vom Großvater her. Einmal stöbert er ein Notizenbuch von der Hand eines verschollenen Bruders des Großvaters auf; er heißt im Haus der „Morgenländer“ oder der „Chevalier“, und man erzählt sich, er sei nach Jerusalem gefahren und Scheich eines Beduinenstammes geworden; zurückgekehrt habe er sich an abendländischen Höfen herumgetrieben und schließlich nach London fliehen müssen, wo er ein Oratorium „Moses auf dem Horeb“ in französischen Versen und mit einer englischen Vorrede drucken ließ. Bis in den Traum verfolgt diese Figur den Knaben. In seinen Träumen ist er selber der verstorbene Abenteurer, brennend bunte Trachten streifen vorüber und er spricht Sprachen, die er selber nicht kennt. Ein ganzes Jahr dauert dies phantastische Doppelleben.

1811/12 sieht er den unglaublichen Helden des Zeitalters, den Kaiser Napoleon. Der Kaiser reitet mitten durch die Lindenallee des Hofgartens, was bei fünf Taler Strafe verboten ist. Ein brillantes Gefolge begleitet ihn, er selbst trägt eine unscheinbare grüne Uniform und das „welthistorische" Hütchen. Durch eine alte Wärterin, die in der Familie ist, kommt der Knabe in das Haus einer Scharfrichterswitwe, die sich mit allerhand volkstümlicher Hexerei abgibt. Bei ihr wächst eine Nichte auf; die Josepha, die Waise eines Scharfrichters. Sie ist von einer fremdartigen Schönheit, sechzehnjährig, schlank; sie hat ein weißes Gesicht und blutrotes Haar, so lang, daß sie es unter dem Kinn zusammenbinden kann. Sie singt alte Lieder und hat unheimliche Geschichten zu erzählen. Daß sie als Scharfrichterstochter zu den „unehrlichen" Leuten gehört, macht nur um so reizender mit ihr umzugehn, Sie tut es zugleich der Phantasie und der leise wachgewordnen Sinnlichkeit des jungen Menschen an, und er erfährt Sensationen, die dann in einigen Gedichten der „Traumbilder" zum Vorschein gekommen sind. — Die Mutter empfiehlt zur Lektüre Reisebeschreibungen und dergleichen, aber in einem Instinkt für das Wahlverwandte liest der Knabe mit Entzücken den Don Quichotte in der Übersetzung von Tieck, Gullivers Reisen von Jonathan Swift und sagt sich Uhlandische Balladen vor.

Die Mutter hat Großes mit dem Sohn vor; aber ihr Ehrgeiz übersieht seine individuelle Natur. Nachdem er die ersten Schulkenntnisse auf Privatschulen erworben hat, kommt er auf das Lyzeum, eine ehemalige Jesuitenschule, damals von Franziskanern geleitet und etwa ein heutiges Gymnasium darstellend. Der Plan, den die Mutter bei diesem Bildungsgang hegt, knüpft sich an die damalige politische Situation. Nach dem Tode des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz (1799) hatte Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken die Regentschaft des Herzogtums Berg angetreten und hatte zuerst dem Freiherrn von Hompesch, darauf, vom November 1802 an, seinem Schwager, dem Herzog Wilhelm von Bayern die Verwaltung des Landes übertragen. 1806 mußt' er es, durch Erhebung in den Stand des Königs entschädigt, an Napoleon abtreten, der seinen Schwager Joachim Murat zum Großherzog von Berg machte. Als Murat nach zwei Jahren zum König von Neapel avancierte, trat das Land unter die unmittelbare Oberherrschaft Napoleons, der nun einen kaiserlichen Statthalter nach Düsseldorf schickte und nur dem Namen nach seinen unmündigen Neffen Louis Napoleon zum Regenten einsetzte. Im Bergischen war man

an die Gegenwart der Franzosen gewöhnt; seit dem September 1795 bis zum Frieden von Luneville (1801) hatten französische Revolutionstruppen das Land besetzt gehalten. Und mit der Last der Einquartierung, die das Napoleonische Regiment von neuem auferlegte, mit seinen Militäraushebungen, denen man sich nach Möglichkeit zu entziehen versuchte, mit der für den Handel nachteiligen Kontinentalsperre fand man sich ab, als auch die deutlichen Vorzüge dieses Regimentes in Kraft traten; als die Leibeigenschaft beseitigt, das Verbot der Heirat zwischen dem Adel und Bürger und Bauern aufgehoben, die Gleichheit aller vor dem Gesetz ausgesprochen und, mit der Einführung des Code Napoleon, die Rechtsprechung selbst bedeutend verbessert wurde. Vollends mußte den Juden diese Herrschaft als ein Segen scheinen, denen endlich der völlige Besitz der bürgerlichen Rechte gewährt wurde. Heines Vater war ein lebhafter Anhänger Napoleons, und die Liebe für den Kaiser, die Heine selber in mancherlei Brechungen immer besessen hat, wurzelt in den ersten verheißungsreichen Eindrücken, die seine kurze Herrschaft diesseits des Rheins auf alle Gemüter machte. Es ist die instinktive Neigung des Juden zum Fortschritt, die ihn immer wieder, beinahe mehr als das Genie des Kaisers, zu Ihm hinzieht, der ihm einmal als der liberale Heros erschienen ist. Und es ist ebensosehr wie der Jude der Rheinländer, der eine wohltätige Bekanntschaft mit den Franzosen gemacht hat, daß Heine jedem nationalistischen, franzosenfeindlichen Deutschtum unzugänglich ist. — Mit der Durchbrechung der ständischen Schranken, wie sie das Napoleonische Regiment mit sich brachte, war die Möglichkeit für den einzelnen, innerhalb des Staatsorganismus eine bedeutende Position zu gewinnen, unberechenbar gestiegen. Darauf gründete Heines Mutter in frauenhaftem Ehrgeiz die Erziehung des Sohnes; er sollte Staatsbeamter werden, und sie hielt es für zweckmäßig ihm in den mathematischen Fächern noch besondern Unterricht erteilen zu lassen. Unter den Lehrern, die auf dem Lyzeum auf ihn einwirkten, verdient der Rektor Schallmeyer, der die Anstalt leitete, erwähnt zu werden. Dieser geistliche Herr war ein Studienfreund eines Oheims von Heine, Heines Großvater war in einer schweren Krankheit sein Arzt gewesen, er verkehrte in der Familie Heines. Und wenn man hier schon von Haus aus religiöse Dinge auf das läßlichste behandelte, so wird ein persönlicher freundschaftlicher Umgang mit einem hohen katholischen Geistlichen das Gefühl von konfessionellen Schranken in dem Knaben gewiß kaum haben aufkommen lassen. Noch eh' dieser das rechte Alter hatte, wußte

ihn der Rektor an den philosophischen Vorträgen, die er für die oberste Klasse hielt, teilnehmen zu lassen. Hier trug der geistliche Herr, der gelegentlich selber eine Messe zelebrierte, die Systeme der Freidenker, wie grell sie auch gegen die orthodoxen Dogmen abstanden, in aller Sachlichkeit vor; Heine sah „Religion und Zweifel ruhig nebeneinander" gehen. Das Resultat war nicht nur Unglauben, sondern, was bedeutender ist, die duldsamste Indifferenz. Den Vorschlag, den der Rektor ohne Fanatismus Heines Mutter machte, den Sohn katholisch werden zu lassen, wo er ihn dann durch einflußreiche Freunde zu hohen Kirchenämtern fördern zu können glaubte, hat die Mutter ruhig aufgenommen. Die „Geständnisse" Heines versenken sich mit stillem Vergnügen in den Einfall, daß er auf diese Art beinahe Papst geworden wäre.

Mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs wechselte der Erziehungsplan. Die Bildung bedeutender Vermögen in jener Zeit, das Beispiel des ihrem Manne nahestehenden Rothschildischen Hauses bestach sie diesmal. Die gelehrten Studien wurden abgebrochen, der Sohn auf eine Handelsschule getan. 1815 nahm ihn der Vater zur Messe nach Frankfurt mit, wo er zuerst in das Kontor eines Herrn Rindskopff, dann in das Gewölbe eines Spezereihändlers eintrat, ohne es jedoch weder im Wechselgeschäft noch im Kolonialwarenwesen weit zu bringen. Überdies war ihm in der Gettoatmosphäre, in der die Stadt Frankfurt nach der Befreiung der Stadt durch die Verbündeten ihre Juden wie zuvor hielt, nicht wohl; damals sah er den Dr. Börne zum erstenmal, der grimmig ergötzlich beschrieben hat, wie der Jude in Frankfurt nicht das geringste tun und lassen konnte, ohne daß man ihm dabei den Juden auf irgendeine Weise zu verstehen gab. Nach zwei Monaten kehrte Heine ins Elternhaus zurück. Es wurde ein letzter Versuch gemacht, ihn im Handelsfach vorwärts zu bringen: im Sommer 1816 wurde er nach Hamburg geschickt, um dort unter den Augen des Oheims Salomon Heine im Kontor tätig zu sein. Dieser Oheim, der große Kaufmann, mit dem sich der Neffe zeit seines Lebens überwarf und wieder vertrug, gehörte zu den Leuten, die ganz aus eigener Tüchtigkeit emporgekommen den einzigen Maßstab der Erwerbstüchtigkeit besitzen und alles, was von ihnen sich ernährt, mit einer geringschätzigen Willkür behandeln; generös und wieder kleinlich, schroff und weich, war er doch irgendwie eine Natur und hat Heine wirklich imponiert. Dem jungen Menschen konnte die neue Welt, die ihn aufnahm, zwischen den ganz auf das kaufmännische Leben gestellten Menschen nicht behagen, ja er

geriet, als natürliche Abwehr, in eine gewisse empfindsame Anmaßlichkeit hinein. Als Neffe des „großen" Heine hatte er zwar Gelegenheit die beste Gesellschaft von Hamburg aus nächster Nähe kennen zu lernen, und es fiel auch auf ihn ein Schein von dem Glanz des Hauses, aber „diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren usw. sind keine Leut für mich", drückte er sich mit rheinländischem Akzent aus.

Hier nun in Hamburg, im Hause des Oheims, macht er das Erlebnis, das fürs erste über den Gehalt seiner Produktion entscheidet. Er verliebt sich in seine Cousine Amalie Heine, die älteste Tochter Salomons, und sie liebt ihn nicht. Es ist nichts weiter, als daß das schöne Mädchen, das in der selbstverständlichen Vornehmheit ihrer Lebensgewohnheiten wohl noch einen besonderen Zauber auf den jungen Menschen ausübte, sich nichts aus dem unscheinbaren Verwandten vom Rhein macht, der Gedichte schreibt, irgend etwas in sich herumträgt und jedenfalls anders ist als die Gesellschaft, an die sie gewöhnt ist, in der sie sich wohl fühlt und die sie versteht. In dem Kopf aber dieses jungen Menschen, der ein wenig stolz ist, der in sich schon ein Etwas fühlt, mit dem er der mondänen Tüchtigkeit um ihn herum die Spitze bieten könnte, der Tieck, E. T. A. Hoffmann gelesen hat, in dem die Balladen von Bürger lebendig sind, bekommt das Unglück dieser unerwiderten Liebe sogleich jenen ausschweifenden Umriß, jene grellen und finstern Farben, wie sie der Brief enthält, der das Unglück dem Freunde schildert, dieser Brief, der ganz in der Schreibart der Stürmer und Dränger abgefaßt ist: „Sie liebt mich *nicht*! — Mußt, lieber Christian, dieses *letzte* Wörtchen ganz leise, leise aussprechen". Es ist derselbe Höll' und Himmel bewegende Gefühlsaufruhr, der Eindrücke von der Josepha her verwebend, durch die Verheiratung Amaliens im Jahre 1821 um eine neue Dissonanz bereichert, das Liebeserlebnis des Jünglings zu der phantastischen Welt des Traumbilderzyklus aufbauscht. Derselbe desperate Ernst in der Behandlung der Leidenschaft, der sich in einigen seiner ersten Romanzen, im „Don Ramiro", in der „Botschaft" ritterlich kostümiert, der sich in dem Triptychon „Der arme Peter" wie das Volk herzbrechend gebärdet und mit Tod und Blut immerfort bei der Hand ist. Die tatsächliche Bedeutung dieses Erlebnisses für die künstlerische Hervorbringung Heines ist schwer abzuschätzen; seiner zum Schmerz wie zur Anklage geneigten Natur war hier ein Gegenstand geboten, auf den sie sich unaufhörlich beziehen konnte. Ganz ist es vielleicht nie in ihm erloschen. Freilich der Ton verwandelt

sich, in dem er davon spricht, und man hat daran das leise Sichverwandeln des Dichters; aber ehe es statt der maßlosen Schätzung, die es in der ersten Jünglingszeit des Dichters hat, jenen Wert bekommt, den ihm eine männlichere, wissendere Konzeption des Daseins zuteilt, müssen noch Jahre vergehen.

1818 stattete Salomon Heine den Neffen mit Mitteln aus, um ein Manufakturwarengeschäft im eignen Namen zu gründen. Harry Heine & Co. Es glückte damit nicht. 1819 liquidierte er. Nun ist es deutlich, daß er für den Kaufmannsberuf verdorben ist; er soll Jura studieren und sich später als Advokat in Hamburg niederlassen; der Oheim gibt die Mittel zum Studium her. — Heine kehrte zunächst nach Düsseldorf zurück, um sich für die Aufnahme an der Universität vorzubereiten. Zusammen mit einem ehemaligen Schulkameraden, Joseph Neunzig, nahm er nochmals Unterricht, vor allem im Lateinischen, ging zu Anfang Dezember nach Bonn und bestand dort die Prüfung, die ihn zum Studium an der Universität berechtigte.

Die Bonner Hochschule, die erst 1818 von Friedrich Wilhelm III. aufs neue gegründet worden war, war damals im Flor; berühmte Lehrer standen an ihrer Spitze. Um die juristischen Vorlesungen, wie sie Mackeldey, Mittermaier, Welcker hielten, kümmerte sich Heine nicht viel, desto eifriger hörte er bei A. W. Schlegel literarische und sprachliche Vorlesungen und die Vorlesungen anderer über deutsche Geschichte, deutsches Recht und deutsches Altertum. Mit dem Kunsthistoriker Hundeshagen, der eine Handschrift des Nibelungenliedes besaß, verkehrte er persönlich. Vor allem trat Schlegel ihm nahe und verpflichtete ihn, wie jeder der das noch unsichere Selbstgefühl in ihm stärkte, zu der lebhaftesten Dankbarkeit. In diesem Gefühl griff Heine wohl damals in der Schätzung des Mannes zu hoch, wofür er sich später allerdings durch eine grausame Satire entschädigte. Schlegel ließ ihn auch von seinen jungen indischen Studien genießen, er interessierte sich für die Herausgabe seiner Gedichte, und man wird es dem Einfluß dieses Nachbildners romanischer Form zuschreiben müssen, wenn Heine damals in Bonn das Sonett bevorzugt. Die Neigung für das deutsche Altertum, die Heine so lebhaft erfüllte, war eine Mode der Zeit — der junge Simrock, der junge Hoffmann von Fallersleben waren damals Studenten in Bonn — und steht in inniger Wechselwirkung mit dem während des Freiheitskampfes aufgeweckten Gefühl des Nationalen. Dies Gefühl, undeutlich verschränkt mit einem vagen Freiheitsenthusiasmus, bildete den Gehalt des burschenschaftlichen Lebens, das sich damals auf den deutschen Universitäten abspielte. Der

Begriff der Freiheit, ursprünglich mehr als Unabhängigkeit von der Fremdherrschaft empfunden, schillerte allmählich in den Begriff des politischen Liberalismus hinüber. Die heterogensten Elemente, darunter junge Leute, aus denen später Orthodoxe und Reaktionäre wurden, vereinigten sich unter der schwarz-rot-goldnen Farbe der Burschenschaften. Ursprünglich von den Regierungen gern gesehen, hatten sie sich allmählich durch Ungeschicklichkeiten, wie die Poltereien des Turnvaters Jahn, verdächtig gemacht; die Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand (1819) gab den Regierungen den Anlaß, unter Metternichs Vorsitz, die Karlsbader Beschlüsse zu fassen, durch welche die Studentenverbindungen aufgehoben und die Universitäten einer widerwärtigen Kontrolle, die sich bis auf das Kommersbuch erstreckte, unterworfen wurden. Auch Heine verspürte während seines Bonner Aufenthalts etwas von diesem Unwesen. Am Gedenktag der Schlacht bei Leipzig 1819 waren Studenten auf den Kreuzberg bei Bonn gezogen, hatten ein Feuer angezündet, ein Berliner Theologiestudierender hatte eine pastörliche Ansprache gehalten, jemand auf Blücher und die deutsche Freiheit ein Hoch ausgebracht, worauf man ruhig in die Stadt zurückgekehrt war. Heines Kommilitone Joseph Neunzig hatte die Sache für den Redakteur einer Düsseldorfischen Zeitung etwas aufgefärbt; als der Zeitungsbericht erschien, trat ein akademisches Gericht zusammen, auch Heine ward als Zeuge verhört, die Sache endigte mit einem leichten Verweis an Neunzig. Heine blieb dem burschenschaftlichen Leben nicht fremd. In einem Aufsatz („Die Romantik"), den er damals verfaßte, züngelt auch einmal ein vaterländischer Enthusiasmus auf, in einem Gedicht rühmt er mit gutartigem Pathos alte Vätersitte und nimmt sich derer an, die für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft haben („Sohn der Torheit! träume immer ..."), aber er hatte doch guten Humor genug, an die poetische Beschreibung einer patriotisch verbrachten Nacht die Bemerkung anzuschließen, daß er sich dabei den Schnupfen geholt habe. Was ihn von der eigentlichen Deutschtümelei von vornherein zurückhielt, wurde schon früher angedeutet. — Seine Freunde in Bonn waren meist junge Leute mit poetischen Interessen: Simrock, Friedrich von Beughem, Steinmann, Rousseau, der als Literat verkam und schlechthin der „Poet" hieß; dazu sein Freund von der Schule her, Christian Sethe, dem er sich von Hamburg aus mit seiner Liebe anvertraut hatte; seiner klaren, trockenen Sicherheit wegen hieß er der „Staatsrat", er stammte aus einer Beamtenfamilie und Heine hatte eine wunderliche Zuneigung für diesen ganz von ihm

verschiedenen Menschen. — Im Sommer 1820 zog Heine nach dem Dorf Beul, Bonn gegenüber, und schrieb dort an einem Trauerspiel „Almansor".

Im Herbst kehrt er nach Düsseldorf heim. Für den Winter wird eine Universitätstadt gewählt, wo man mehr als in Bonn zum eigentlichen Arbeiten kommen konnte. Er wandert schöne Septembertage durch Westfalen zu Fuß und ist zum Semesteranfang in Göttingen. Göttingen war das Gegenteil der eben verlassenen rheinischen Universität; eine Professorenstadt, die für den Ankömmling der Inbegriff verstaubter Gelehrsamkeit wurde. Die Studenten, zum Teil hannöversche Junker, kommen dem Rheinländer steif und ennuyant vor. Für das deutsche Altertum, das in Bonn das Hauptinteresse seines Kreises bildete, hat hier niemand Sinn: „von 1300 Studenten hören nur neun die Vorlesungen des berühmten deutschen Philologen Benecke", entrüstet er sich in einem Brief. Sein Aufenthalt bricht jäh ab. Er wird von einem Studenten beleidigt, schickt diesem eine Forderung auf Pistolen, die Sache kommt an den Prorektor, und nach längerem Hin und Her erhält Heine im Januar 1821 das Consilium abeundi. Eine Krankheit verzögert die Abreise um einige Wochen, im Februar reist er nach Berlin.

In Berlin betritt er nun ganz andern Boden, als er bisher unter sich gefühlt hat. An eine Bemerkung Frau von Staëls anknüpfend, hat er später einmal über Berlin gesagt: „Berlin ist gar keine Stadt, sondern gibt bloß den Boden her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viel Menschen von Geist, versammeln." In Hamburg dominierte das kaufmännische Interesse, in Bonn das studentische, Göttingen ist die Professorenstadt; Berlin bekennt keine ausgesprochene Farbe; die gegensätzlichsten Lebensgebiete liegen nebeneinander und neutralisieren sich wechselseitig, es entsteht jene Atmosphäre der Großstadt, die der individuellen Lebensform ein mindestes Maß von Beeinträchtigung zufügt: Heine mag zum erstenmal einen Hauch der Lebensluft verspürt haben, deren er wenn irgendeiner bedurfte. Mit dem ganz unblasierten Interesse des Provinzialen, lachend, scheltend, macht der dreiundzwanzigjährige junge Mensch das großstädtische Treiben mit. Die „Berliner Briefe" (in der ursprünglichen, für den „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" abgefaßten Form) überschütten den Leser mit einem Geprassel kleiner Sätze und sich durchkreuzender Eindrücke und spiegeln gerade den Taumel des vielfältigen Durcheinander, das ihn berauscht. Er selbst nimmt an den verschiedensten Lebenskreisen teil. An

der Universität hört er den klassischen Philologen Wolf, durch Schlegel von Bonn her vorbereitet, den Sanskritforscher Bopp, vor allem aber Hegel, damals die eigentliche philosophische Macht in Deutschland. Das Burschenschafterwesen spielt hier keine Rolle, der Student trägt sich bürgerlich, die Probleme des geistigen Lebens selber bilden hier den Gegenstand leidenschaftlichen Anteils. Mit Hegel ist Heine persönlich bekannt geworden, und er hat ihm später den bedeutendsten Einfluß auf seine geistige Haltung eingeräumt. Die Philosophie Hegels hat Heine wohl niemals eigentlich verstanden, der auf die Dauer weder abstrakt, noch systematisch denken konnte, und dessen aktuale Natur unmittelbar zur praktischen Anwendung übergeht. Aber soviel wird man sagen dürfen, daß er von der intellektuellen Macht, die in jener Philosophie waltet, selbst eine gesteigerte Leidenschaft des Denkens ins Blut empfangen hat, wie sich das von jetzt ab in seinen Schriften ausgeprägt; seine Neigung zur Konstruktion geschichtlicher Zusammenhänge wird man gleichfalls auf die Rechnung Hegels setzen dürfen. Die verführerische Konzeption Hegels, die als die Spitze jeder Entwicklung das Innewerden seiner selbst begreift, mag dem jungen Menschen jenes fliegende Gefühl der Souveränetät geschenkt haben, das er später scherzhaft dargestellt hat, und Hegels Religionsphilosophie, die Gott allein im menschlichen Denken zum Bewußtsein seiner selbst kommen läßt, hat auflösend auf seinen unbewußten Glauben an einen persönlichen Gott gewirkt. Die leidenschaftliche Vergeistigung des gesamten Lebens, die er hier durch Hegel erfährt, bannt ihn so sehr, daß er sogar seine juristischen Studien mit einem tieferen Interesse aufnimmt und sich auf eine größere Arbeit über „Das historische Staatsrecht des germanischen Mittelalters" einläßt, die er allerdings wieder aufgab. Neben den Universitätskreisen steht ihm die höchst gebildete Gesellschaft offen, die im Salon Varnhagens von Ense und seiner Frau Rahel, im Salon der Dichterin Elise von Hohenhausen verkehrt. Hier lernte er Rahels Bruder, den Schriftsteller Robert, und dessen wunderschöne Frau Friederike — „Jokaste und Julia, das Antikste und das Modernste" —, Chamisso, de la Motte Fouqué, Michael Beer, Willibald Alexis kennen und schloß Freundschaft mit dem jungen polnischen Grafen von Breza, seinem „lieben Freund Eugen", auf dessen Einladung er 1822 für einige Wochen nach Polen ging. Vor allem aber wurde ihm bei Rahel heimisch, die ihn mit ihrer tiefen und zarten Nachdenklichkeit, ihrem Sinn für das Feine und Absonderliche, die ihn als Jüdin wie nie wieder ein Mensch verstand. Er nennt sie „die geistreichste Frau

des Universums". Ein Werk hat sie nicht geschaffen. Ihr ganzes inneres Dasein, was noch davon erhalten ist, lebt in ihrem Brief. Das Werk Goethes aber hat ihr beinahe das Glück des Selbstgeschaffenen ersetzt: hier war ihrem innern Sinn geboten, wo er ruhen konnte, hier war gesammelt, was sich bei ihr in tausendfachen genialen Lebensäußerungen verflüchtigte. Man empfand es beinahe als Artigkeit gegen sie, wenn man Goethe las. Auch Varnhagen strebte die Goethesche Menschlichkeit in sich aufzunehmen, sein Stil ist am Goetheschen groß geworden, und er ist es wohl, der den jungen Heine zu einem feineren Lesen Goethes erzogen hat; zu seiner eignen Hingebung an Goethe hat er ihn allerdings nicht erziehen können. Als Kritiker hat er Heine mit seiner klugen, wohlwollenden Feder wirklich gefördert und blieb ihm immer ein kühler, aber verläßlicher Freund. Mit ganz anderen Leuten aber saß Heine im Keller von Lutter und Wegner zusammen; das war die Gesellschaft E. T. A. Hoffmanns, der selber allerdings damals schon krank lag; der phantastische Schauspieler Ludwig Devrient, Dietrich Grabbe, Leute, abseits vom bürgerlichen Leben, die sich großartig verschwendeten.

Zu so mannigfaltigen Interessen, die Heine hier in Berlin einnehmen, tritt nun auch ein positives Verhältnis zum Judentum, dem er angehört. Die ersten Umstände seines Lebens ließen sich so an, als ob das Gefühl des Juden in ihm niemals eine besondere Betonung erfahren würde. Das Aussehen der Dinge veränderte sich sehr rasch und forderte von ihm eine Auseinandersetzung mit diesem Element seiner Existenz ab. Mit dem Sieg der Verbündeten büßten die Juden die von Napoleon gewährte Emanzipation wieder ein. Nachdem ihnen in Preußen unter Hardenbergs Einfluß das Edikt vom 11. März 1812 den vollkommenen Besitz der bürgerlichen Rechte gewährt hatte, setzte sogleich nach Beendigung der Freiheitskriege auch in diesem Punkte die Reaktion ein. Wie man dem ganzen Volk die versprochene Verfassung vorenthielt, so wußte man die Verwirklichung der Rechtsansprüche, die die Juden hatten, auf alle Weise zu umgehen, ja die, welche den Krieg mitgemacht hatten, um den Genuß ihres erworbenen militärischen Ranges oder sonstiger Anrechte zu bringen. Zu dieser politischen Feindseligkeit, die von der Regierung ausging, trat eine instinktive und demagogische in jenen religiös-patriotisch gesinnten Köpfen, in denen das Gefühl, Deutsche zu sein, einen eigentümlichen Schwindel erzeugt hatte.

Der Hauptherd solcher Feindschaft war das Burschenschafter-

wesen; und Studenten und Pöbel eröffneten 1819 tätliche Angriffe auf die Juden. Diese Vorgänge mögen Heine die Situation seines Stammes in Deutschland beleuchtet haben. Er hatte schon in Hamburg eine schwüle Spannung zwischen der christlichen und jüdischen Bevölkerung konstatiert, in jenem Bonner Aufsatz über „die Romantik" gibt es eine Stelle, die darauf Bezug hat, und er beschloß den Bonner Aufenthalt mit dem „Almansor", in dem er seiner Entrüstung gegen die christlichen Bedränger Luft machte. Er glaubte mit diesem Stück seine Stellung in diesen Dingen bezeichnet zu haben, und man wundert sich nicht mehr, ihn nun in Berlin unter jungen Leuten zu sehn, die sich 1819 zu einem „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums" zusammengetan hatten. Die wichtigsten Glieder waren Eduard Gans, ein Lieblingsschüler Hegels, Leopold Zunz und Moses Moser, alle drei von der Bildung der Zeit durchdrungen. Leute wie Wohlwill, Ludwig Marcus traten später hinzu. Seit Mendelssohns Tagen hatte sich die Differenz zwischen dem modernen aufgeklärten Juden und der großen Masse des Judentums unleidlich verschärft: während das geistige Leben dieses völlig zu stocken schien, waren jene kaum noch dem Namen nach Juden und traten auch wirklich in großer Zahl zur christlichen Kirche über. Das Ziel des Vereins war, das Judentum, dessen überlieferter Bildungsstoff verbraucht schien, mit der gegenwärtigen europäischen Bildung zu sättigen und es so von innen heraus sacht mit dem Zeitalter und den Staaten, in denen man lebte, in Harmonie zu setzen. Man gründete eine Schule, besonders für die Einwanderer vom Osten her, an der auch Heine Unterricht gab, man interessierte sich für die Verbreitung des Ackerbaus und des Handwerks unter den Juden, man gab eine Zeitschrift heraus und machte das Judentum zum Gegenstand gelehrter Arbeit. An dem Mangel an Teilnahme des Publikums scheiterten indes alle Bemühungen, der Verein löste sich auf. Gans selbst trat zur christlichen Kirche über. Das ist nicht nur Fahnenflucht: das Programm dieser spekulierenden Köpfe umschloß unbewußt, in der Ferne, die Auflösung des Judentums in ein — hegelisch gedeutetes — Christentum als letzte Konsequenz. Andere hielten resigniert die Treue. Moses Moser gehört dazu; „er focht und blutete inkognito", wie Heine es später einmal ausgedrückt hat. Und außer geistigen Anregungen, die noch Frucht tragen sollten, war dieser Freund, an dessen gediegener Menschlichkeit sich zu messen er immer wieder sich, demütig und unwirsch, herausgefordert fühlte, der eigentliche Gewinn, den er dem Verein dankte. Der Gegensatz der

Bekenntnisse, den er im „Almansor" aufgegriffen hatte, ward ihm hier in Berlin abermals aktuell: die Romanze „Donna Clara", die das Thema mit einer so persiden Eleganz zu behandeln scheint, sollte es, als Trilogie geplant, in Wahrheit tragisch fassen; die Anfänge eines Romanes, der den „großen Judenschmerz" darstellen wollte, des „Rabbi von Bacherach", wird man an Vereinseindrücke anknüpfen dürfen, jedenfalls wurden die Vorstudien dazu in beständiger Fühlung mit den Vereinsgenossen betrieben, auch als der Dichter Berlin schon verlassen hatte.

Als Heine nach Berlin kam, hatte er sich schon für einen Band Gedichte nach einem Verleger umgesehen und hatte im Schreibepult ein Trauerspiel liegen, das ihm zwar einzelne entzückende Stellen zu enthalten, im ganzen aber verfehlt schien. Schon in Hamburg hatte er unter dem Anagramm Sy Freudhold Riesenharf (Harry Heine, Düsseldorf) Verse drucken lassen, in Berlin brachte der „Gesellschafter" Beiträge von ihm; im Dezember 1821 gab hier die Maurersche Buchhandlung „Gedichte von H. Heine" heraus. 1823 kurz eh er von Berlin wegging, erschien eine zweite Publikation: jenes Trauerspiel „Almansor" und eine in Berlin entstandene kleine Tragödie „William Ratcliff", die die Verse des „Intermezzo" in die Mitte nahmen. Es ist schon gesagt worden, welches Erlebnis jenen ersten Gedichten Heines zugrunde liegt und wie es sich darin gebärdet; es verschmilzt mit dem Erlebnis einer auf dem Boden des Konfessionskampfes gewonnenen Erbitterung in seinem ersten Trauerspiel. Als Amalie 1821 sich verheiratete, trat es noch einmal in ihm empor, machte ihn fassungslos; er glaubte durch seine Entfernung selber sein Glück preisgegeben zu haben. In drei Tagen warf er seinen „Ratcliff" aufs Papier und empfand, damit „den Schlüssel zu seinem Gemütslazarett" ein für allemal gegeben zu haben. Weder mit dem „Almansor" noch mit dem „Ratcliff" schuf er ein Drama. Es blieben Gefühlsausbrüche. Keine aus eigner Wucht bestehende Welten, sondern Verkleidungen in maurisches und schottisches Kostüm, in denen er sich selbst spielte. Aber gegenüber den grellen ersten „Gedichten" stehen im „Intermezzo" schon einige Lieder, die in ihrer Bitterkeit zugleich das Süße haben, das die Dinge bekommen, wenn sie zurückliegen; Lieder, die sich an der Einfachheit eines Wilhelm Müllerschen Gedichtes, des Volksliedes gestimmt haben und auf eine eigentümliche Art Gesang werden. Das „Intermezzo" übertrifft an Wert die beiden dramatischen Arbeiten, die es einrahmen. Hier kommt leise zum Vorschein, was denn eigentlich die innere Tätigkeit des jungen

Heine in Berlin war. Die rastlose innere Arbeit des Dichters bezieht sich auf die Sprache; es kann hier nur angedeutet werden, um wieviel mehr als in der ersten Publikation Heines in diesem „Intermezzo" anstelle der literarischen Chiffer der erlebte, lebendige Ausdruck getreten ist; wie solch ein Vers: „Sie setzt sich zu mir und weinet Und macht das Herz mir weich" noch gar keinen Platz in jener ersten Sammlung haben könnte. Dieser Vers soll nicht weiter gelobt werden, aber es liegt ein neues, die Sprache auflockerndes Gefühl des Lebens darin. Statt der übertreibenden Tonlage in den Gedichten von 1821 ergibt sich hier ein Gesamtton, welcher der gesellschaftlichen Atmosphäre, innerhalb derer der Dichter steht, adäquat ist, weder zu hoch noch zu niedrig greift. Wer will das Technische vom Menschlichen trennen: wenn hier zum erstenmal bewußt das Fremdwort in den Heineschen Vers eintritt, so ist dies nichts anderes als warum er flüchtigen Liebschaften gewidmete Lieder unter die ernsten mengt; es bedeutet, daß die Emphase der Ironie weicht. Ironie auch der eignen Empfindung gegenüber. Es ist ein Schritt auf den Heine zu getan, dessen Blick entblößend auf dem Leben ruht. — Einen Begriff benutzend, den ihm Karl Immermanns Rezension seiner eignen Gedichte gereicht hatte, sprach Heine in Berlin einmal von dem ersten Streben des Jünglings, das auf eine „innere Geschichte" gehe. Das ist das Wort. Dies war es, eine innere Geschichte, einen Gegenstand des inneren Lebens zu haben, warum er sich mit solchem Taumel in das erste Schmerzbegebnis seiner Liebesgeschichte begrub; die Inbrunst, bis zur Wildheit des „Ratcliff" hin, mit der sich in seiner Poesie dies Begebnis formuliert und die in keinem gerechten Verhältnis zur Sache zu stehen scheint, war nicht bewußt gesteigert; aber der Instinkt des Poeten mischte sich ein, und so bekam es dies ein wenig Aufgetriebene, was einem männlichen Geschmack zuwider ist. Um diesen Besitz an einer inneren Geschichte fühlt er sich mehr als die Poeten um ihn herum, und das Gefühl, daß er ein wirkliches Erlebnis zu geben habe, täuscht ihn über die wahre Bedeutung einiger Dichtungen, des „Ratcliff" zum Beispiel, in dem er seine ganze Jugendperiode resümiert zu haben dachte. Wo er nicht in diesem Roman seiner selbst untertaucht, gelingt ihm schon in der ersten Sammlung ein Stück wie die „Grenadiere", 1819 in Düsseldorf entstanden, das zu seinem Weltruhm gehört und worin er auf den ersten Schlag die Form seiner Ballade findet. In den Sonetten, bis auf wenige (darunter das schöne zweite an die Mutter), lebt sich eine unbestimmte Opposition emphatisch aus;

das „schöne gelle Lachen" ist erst ein Postulat, noch nicht die wirkliche Verfassung seines Herzens.

Hier mag eine Andeutung darüber stehn, was für literarischer Boden es ist, auf dem die Produktion des neuerschienenen Dichters gedeiht. Die erste Prosaschrift, die Heine hat ausgehen lassen, ist der „Romantik" gewidmet, verteidigt sie; die letzte, auf dem Sterbebett geschrieben, räumt lächelnd ein: der Ausdruck „romantique défroqué", den ein geistreicher Franzose auf ihn angewendet habe, sei treffend. Auch sonst fehlt es nicht an Zeugnissen, daß Romantik ist, woraus der Dichter selbst sich entsprungen weiß. Der Begriff „Romantik" bezeichnet ja im engern Sinne das unvergeßliche Zusammen jener fünf oder sechs Menschen in Jena um die Wende des ablaufenden und des neuen Jahrhunderts, die voller Entzücken über den ganzen Stoff des Lebens umdenken lernen und gegenüber einer Welt zivilisiert vernünftiger Begriffe, bei denen sich das 18. Jahrhundert beruhigen zu wollen schien, ihr unersättliches Bewußtsein und damit das menschliche Bewußtsein überhaupt um alles das, was unergründet von aller Vernunft liegt, reicher machten. Diese Romantik liegt vor Heines Anfängen, und begegnete er auch in A. W. Schlegel noch einen ihrer Repräsentanten in Person, sie ist ihm nach ihren eigentümlichen Lebensinhalten fremd und unverstanden geblieben. Doch hat sich aus ihrer Mitte eine Erschütterung auf das ganze geistige Leben des jungen Jahrhunderts fortgepflanzt, wie es in Spekulation, Poesie, bildender Kunst sich äußerte und mit dem auch Goethe, geneigt und wieder ablehnend, sich auseinandersetzen mußte. Was in jener ersten universalen Romantik noch durcheinander gärte, ist jetzt in einzelnen greifbaren Tendenzen ausgetreten, wirkt ins Breite und wird seicht. Rittertum und Andacht, das Vaterländische und Volkstümliche, das Mittelalter, das Maurische und Nordische, um etwas herauszugreifen, das sind die verschiedenen Farben, in denen sich das Romantische bricht, unter denen es populär wird. Die Lust an Ritterromanen und Schauspielen, Turnieren, Aufzügen; in Gartenanlagen erbaute Ruinen, Ritterburgen, Scheinkapellen, Einsiedeleien, samt dem ganzen gotischen Spitzen- und Schnörkelwesen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgerät und selbst die Kleidung sich erstreckt, wie ein Manifest aus Goethes Kreis bemerkt, — das ist alles Romantik nach der Mode. Ihr poetischer Repräsentant ist der sentimental chevalereske De la Motte-Fouqué. Auch Heine hat im Anfang sich von dieser Strömung tragen lassen und zeitlebens mittelalterliches und exotisches Kostüm geliebt, doch empfand er von vornherein vor solcher ausschließlicher

Nonnen- und Ritterfräuleinpoesie Unbehagen und gestaltete das gegenwärtige Leben, wie es ihn ergriff. Er fühlte sogleich den Wert der romantischen Poesie nicht im Stofflichen: sondern in dem tiefer, geheimnisreicher schattierten Gefühl des durch das Christentum hindurch gegangenen Menschen, für den jene Poesie Ausdruck ist, wie die klassische für den antiken Menschen. Hier, im widerspruchsvollen, wehen und süßen Gefühl schließt sich sein Erleben an die Fühlweise an, die die Romantik zum Sprechen gebracht. Aber wenn echte Romantik sich immer zum Unendlichen in Beziehung hält, so gibt Heine — das scheidet ihn vielleicht am tiefsten — nur das Spiel des Vordergrundes; wo dort alles bereit stand, sich zum Mythos zu formen, bedeuten bei ihm die Dinge nichts mehr als sich selber. In seiner Formel: romantische Empfindung in plastischer Gestalt — verrät sich seine ganz von echter Romantik verschiedene innere Haltung. Echt romantische Empfindung ist über den Begriff wirksamer Form hinaus; sie schwelgt nur noch in sich selber. Wo ein romantischer Lyriker wie Brentano sich überläßt, da meistert Heine Sensationen; wo Brentano sich in das verliert, was nicht mehr auf Namen ruht, da benennt Heine; wo Brentano ein Labyrinth des Innern aufbricht, da reicht ihm das äußere Leben eine epische Geberde; wo romantische Poesie ins Grenzenlose überläuft, da schwebt was Novalis „die Idee eines Ganzen" nannte organisierend, konzentrierend über jedem seiner Gedichte; erst spät, und aus ganz andern Ursachen, löst sich auch seine Form auf. Das Beste, was er von der Romantik empfing, ist der Sinn für das nahe, wärmere Erfassen des Lebendigen; ist die große Gabe der Romantik: das Volkslied, ist das Gefühl für Märchen und Sage. Und gewiß haben jene tiefen Paradoxien des romantischen Denkens, das unerhörte Bezüge zwischen den Dingen stiftet, auch sein Bewußtsein in Gärung gesetzt, wenn sie auch vielleicht bei ihm nur in einen frappanten Witz der Sprache verlaufen. —

Die eigentümliche Gereiztheit, mit der sich der Poet in den Sonetten der ersten „Gedichte" seiner Umgebung entgegenstellt, ist eine Stimmung, die ihn in Berlin zu beherrschen anfing; er glaubte sich verfolgt, verleumdet; ohne einen ersichtlichen Grund, halb ernst halb ironisch, kündigte er seinem Freunde Sethe die Freundschaft. Klagen über seine Gesundheit, vor allem über Kopfschmerzen, die von nun ab seine beständigen Peiniger werden, hören in seinen Briefen nicht auf. Er fängt an sich unbehaglich zu befinden. Während seines Abstechers nach Posen hegt er wohl noch den Gedanken, einmal als Historiker das akademische Katheder zu

besteigen. Der preußische Erlaß von 1822, der den Juden allen Zutritt zu den Schulämtern versagte, zerstört ihm diese Hoffnung. Was aus ihm werden soll, ist ungewiß, es taucht die Absicht nach Paris zu gehn auf. Im Mai 1823 verließ er Berlin und ging nach Lüneburg, wohin inzwischen seine Eltern übergesiedelt waren. Er beging auf dem Zollernspieker in den Vierlanden in der Familie die Hochzeit seiner Schwester mit einem Herrn Moritz Embden und ist im Juli in Hamburg. Der eigentliche Zweck der Reise war wohl, über seinen geheimen Plan, die juristischen Studien abzubrechen und zu einem diplomatischen oder freien literarischen Beruf nach Paris zu gehen, mit dem Oheim Rücksprache zu nehmen und sich von ihm allenfalls die nötige Unterstützung gewähren zu lassen. Da Salomon Heine gerade im Begriff stand selbst eine Reise anzutreten, so kam es fürs erste zu keiner Aussprache. Der Alte ließ sich indessen gnädig an und schenkte dem Neffen zehn Louisdor, um sich in Kuxhaven einen Erholungsaufenthalt zu gönnen. Heine blieb sechs Wochen und kehrte nach Hamburg zurück, wo er damals im Landhaus des Oheims zu Ottensen wohnte, jenem Landhaus am Bergrand, mit Gartenterrassen zum Wasser hinab, das er niemals vergessen konnte. Es scheint, der Oheim wollte nichts von seinen Plänen wissen; man einigte sich, daß er zum Studieren für das Jahr 1824 noch 100 Taler bekommen sollte. Die Summe war das Resultat einer für Heine etwas widerwärtigen Verhandlung mit dem Oheim. Dieser hatte ihm für die Jahre 1823 und 1824 je 400 Taler versprochen, ihm aber, als der Neffe das fällige Geld etwas zu früh abhob, einen vorwurfsvollen Brief nach Kuxhafen geschrieben, in dem er überhaupt nur von einer Zusicherung von 500 Talern wissen wollte. Heine fühlte sich schwer verletzt, nahm indessen jene 100 Taler an, weil er darauf gerechnet hätte, wie er sagte, und betrieb nun zu Hause das juristische Studium ernstlicher als bisher in der Voraussicht, einmal als Advokat sein Brot verdienen zu müssen. Geldstreitigkeiten hören in Heines Leben nicht auf. Er war nicht fähig einen festen bürgerlichen Beruf auszuüben — und als freier Schriftsteller oder Journalist, wie es heute geschieht, wohlhabend zu existieren, war damals noch nicht möglich. Es kam hinzu, daß er verwöhnte Bedürfnisse hatte, viel brauchte und eine große Einnahme ihn verführte. Er gestand selbst, das Budget regiere seinen Menschen, wenn nicht seine Gesinnungen, so doch sein Handeln. Dem reichen Salomon Heine gegenüber trat er immer als der bedeutende Neffe auf, der ohne weiteres Anspruch auf Unterstützung habe. Die einfache Pflicht eines

Berufes, der ihm seinen Unterhalt schaffen könnte, hat er damals wie ein persönliches, unverdientes Schicksal empfunden, den Gedanken an eine freie Tätigkeit niemals aufgegeben, und er verließ sich immer trotz momentaner Aufwallungen der Unabhängigkeit auf das riesige Vermögen seiner Verwandten dort in Hamburg. — Den Boden Hamburgs aber hat er in jenem Jahre nicht betreten, ohne daß der alte Schmerz und Haß noch einmal mit aller Gewalt hervorbrach. Inmitten eines auf einen neutralen Plauderton gestimmten Briefwechsels steht auf einmal unter dem 11. Juli 1823 ein Gefühl in purpurnem Aufzug: „Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht." — Ungefähr vier Wochen später läßt er sich geheimnisvoll gegen den Freund Moser über ein neues Gemütsprinzip aus, das ihn wohl eine Reihe Jahre lang leiten und sein Tun und Lassen bestimmen würde. Er sehnt sich danach, dem Freund in einer vertrauten Stunde zu zeigen, „wie die neue Torheit auf der alten gepropft ist." „Hamburg!!! Mein Elysium und Tartarus zu gleicher Zeit!" Die Lösung des Geheimnisses ist, daß ihn die junge Schwester Amalie Heines, Therese, die 1819 noch ein Kind war, die er jetzt als ein schönes sechzehnjähriges Mädchen wiederfand, daß sie ihn zuerst an die ältere Schwester erinnerte — „Sie hat dieselben Augen, Die mich so elend gemacht" —, und daß er sich schließlich in sie selbst verliebte. Er hat die Gedichte der „Heimkehr", eben dieser Heimkehr des Jahres 1823 auf den klassischen Boden seiner Liebe zurück, so angeordnet, daß sie die zwiefache Geschichte des wiedererwachten Kummers und der neuen Liebe umschreiben. Er muß sich das zweitemal sagen, daß er kein Glück hat. Hier auf demselben Boden, wo ihn das Gedächtnis der alten Leidenschaft überwältigte, der Leidenschaft, die er für das Absolute hielt, in dieser selben Welt nimmt ihn abermals die Liebe gefangen und täuscht ihn. Es ist unberechenbar, wie sehr dies zu erfahren sein Herz in die Ironie der erotischen Dinge eingeweiht hat. Wie anders als das erstemal läßt er sich diesmal vernehmen. Diesmal sind die Verse geschrieben: „Glaub nicht, daß ich mich erschieße, Wie schlimm auch die Sachen stehn, Dies alles, meine Süße, ist mir schon einmal geschehn."

In die neue Heimat Lüneburg, die „Residenz der langen Weile", aus Hamburg zurückgekehrt, verbrachte er dichtend, studierend vier Monate; im Januar des nächsten Jahres ging er nach Göttingen und ließ sich zum zweiten Male an der Universität immatrikulieren. Er geht nun schlecht und recht

darauf aus, das Examen zu machen. Leicht wird ihm das juristische Studium nicht. Er gehört zu den Menschen, die nichts aufnehmen können, was sich nicht unmittelbar ins Persönliche rücken läßt. Das trockene eben auf das Examen zugeschnittene Pandektenrepetitorium des Universitätslehrers Meister ist ihm gerade willkommen. Im übrigen nimmt er am studentischen Leben teil; verkehrt bei dem verehrten Historiker Sartorius, dessen Haus ihm schon das erstemal in Göttingen offen stand, bei dem Juristen Eichhorn. Er liest Chroniken und vertieft sich ins jüdische Altertum, er denkt den Roman des „Rabbi von Bacherach" aus und läßt sich von den Stimmungen, die dabei wach werden, freudig überwältigen, schreibt an Memoiren, die sein Leben erzählen sollen, und veröffentlicht im berlinischen „Gesellschafter" des Professor Gubitz dreiunddreißig Lieder der „Heimkehr".

In den Osterferien 1824 reist er nach Berlin. Er nimmt die Fahrt über Magdeburg und besucht dort Karl Immermann, der seiner ersten Gedichtsammlung eine sehr wohlgesinnte Besprechung gewidmet hatte und seitdem mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Im Herbst wanderte er zu Fuß ein paar Wochen lang durch den Harz und durch Thüringen. Er macht seine Aufwartung bei Müllner in Weißenfels, dem Verfasser der „Schuld"; er besucht Goethe in Weimar. Schon 1821 hatte er sich mit seinen Gedichten in einem etwas affektiert freien Stil an Goethe gewendet, ebenso scheint er ihm damals gegenüber getreten zu sein. In jener kapriziösen Art über etwas zu schweigen, die noch sein spätes „Wintermärchen" kennt, drückt er sich in seinem Brief an Moser um diesen Besuch bei Goethe herum: „Ich war in Weimar, es gibt dort auch guten Gänsebraten" (24. Oktober 1824). Heines Bruder weiß zu erzählen, Goethe, erst freundlich und herablassend, habe den Besucher, mit was für poetischen Arbeiten er denn beschäftigt sei, gefragt. Heine erwiderte „mit einem Faust". Worauf Goethe kurz wurde: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?" Dieser versetzte: „mit meinem Fuß über die Schwelle Ew. Exzellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet" und empfahl sich. Es war abgeschmackt von Heine, daß es gerade ein „Faust" sein mußte, den er in diesem Augenblick unter seinen Entwürfen namhaft machte; ein Faustplan taucht überdies erst jetzt in seinen Briefen auf, und er hat ihn gewiß nur im Gedanken, daß er vor dem Faustdichter stehe, genannt. Der zweite Teil der Goetheschen Tragödie existierte damals noch nicht, erst der Helenaakt war geschrieben, aber noch nicht publiziert. Nun steht plötzlich bei dem alten Dichter, der seinem zweiten Faust die Summe eines ungeheuren Lebens

vorbehalten weiß, irgendein junger Mensch in der Stube, erzählt, daß er auch einen „Faust" dichte, und will womöglich mit ihm rivalisieren. Was sollte er dazu sagen? Jene tiefe Ehrfurcht vor Goethe, die im Haus Varnhagens heimisch war, ist Heine nie ins Blut übergegangen. Goethe war ihm zeitlebens ein Block, an dem er innerlich nicht vorbei konnte; mit dem er sich immer aufs neue auseinander zu setzen hat. Wie er sich zu Goethe stellt, daran kennzeichnen sich fast die Epochen seines innern Lebens. Um die Zeit dieses Besuches, wo Heine sich mit politischem Oppositionsstoff sättigt, wo er als Jude das Schmerzgeschick seines Volkes sich auszusprechen anschickt, damals bildet er die Antithese zwischen sich und Goethe, die ihn zum aufopfernden Schwärmer stempelt und die Goethesche Existenz unter die Phrase vom behaglichen Lebensgenuß unterordnet. Ja, um der Wucht dieser Menschlichkeit auf irgendeine Art Herr zu werden, überredet er sich, Goethes Erscheinung habe ein wehmütiges Gefühl in ihm erregt und fügt — charakteristisch — hinzu: „Er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bedaure". Und doch macht die Beschreibung, die später seine „Romantische Schule" von jener Weimarer Visite gibt, aus Goethe einen Olympischen. Mit dem Gegensatz gegen Goethe in jenen Jahren steht Heine übrigens in einer zeitgenössischen Bewegung: man konnte Goethe nicht vergeben, daß er innerhalb einer politisch gärenden Zeit teilnahmlos blieb; man verstand seine grandiose, in sich selbst versenkte Zeitlosigkeit nicht. Am tiefsten sprach Immermann in seinem „Merlin" die Gesinnung der neuen Generation aus.

In Göttingen begann er die Eindrücke jener Fußreise niederzuschreiben, brachte es aber nicht über die ersten Tage im Harz. Im Mai 1825 bestand er die Doktorprüfung, die ihm selbst in den glücklichen Harzreisetagen den Himmel etwas verhangen hatte. Im Juli disputiert er, der Dekan Hugo hält eine für den Dichter schmeichelhafte Anrede. Er genießt die gnädige Laune des Oheims, der auf der Durchreise ist; Ende Juli verläßt er Göttingen.

Zwischen der bestandenen Prüfung und der Promotion hatte sich Heine taufen lassen. Ganz in der Stille, nicht in Göttingen selbst, sondern im benachbarten preußischen Heiligenstadt, am 28. Juni 1825. Für Harry tauschte er den Namen Heinrich (Johann Christian) ein. Man hatte zu Haus in Lüneburg schon früher (Sommer 1823) einen solchen Schritt bedacht, damals wollte Heine nichts davon wissen. Unterdessen war ihm das Bedürfnis, vom Oheim unabhängig zu werden und sich auf eigne Füße zu stellen, immer dringlicher geworden; in den Advokatenberuf, der ihn ganz in juristischer Tätigkeit aufgebraucht hätte, wollte

er sich nicht finden. Er dachte daran, durch ein Gesuch beim Kultusministerium sich doch die Möglichkeit der akademischen Laufbahn eröffnen zu können (24. Juni 1824); das Beispiel des befreundeten Gans wies ihm endgültig, daß er als Jude nichts zu erwarten habe. So beschloß er, sich mit dem Taufzettel eine normale Basis des Fortkommens zu schaffen. An das Judentum band ihn nichts als das Mitgefühl mit den Unterliegenden. Für die rationalisierende gemäßigte Reform des modernen Judentums, wie sie sich damals anbahnte, hatte er nur Hohn; eher noch ließ sich der Romantiker von der pittoresken Starrheit des alten Judentums imponieren. Ebensowenig aber bedeutet dem Feind jeder positiven Konfession das Christentum; wenn auch der Dichter der „Wallfahrt nach Kevlaar" für die Verführung des Katholizismus nicht unempfindlich geblieben ist. Aber wenn er später hin und wieder als enthusiastischer Protestant erscheint, so ist das Stegreiftaktik: der Protestantismus ist ihm seiner Idee nach religiöser Liberalismus, die Reformation die erste Tat der Revolutionsgeschichte. Er läßt sich taufen in einem Augenblick, wo er den „Rabbi" dichtet, wo er zwischen sich und Goethe die Antithese der unvernünftigen Aufopferung und des vernünftigen Hedonismus aufstellt: es ist die verfängliche Natur des dichterischen Menschen, die den Widerspruch löst; er kann fromm sein und ungläubig zugleich, alles ist in ihm, denn er hat das Gefühl von allem; nichts wird zur bezwingenden Lebensmacht, denn es erschöpft sich darin, daß es gesagt wird. Er ist selber über diese geheimnisvolle Nichtigkeit zuzeiten nachdenklich geworden; einmal schrieb er an seinen Freund Moser: „Du bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt, ich kann nur das schön Gefühlte anderer aussprechen."

Kaum hat er den Schritt zur christlichen Kirche hinüber getan, so ist er schon gepeinigt. Mit bitterer Scham redet er gegen Moser davon; es widert ihn, die Sache mit „Hochgefühlen" zu bedecken; die einzige Erlösung ist: erbarmungslos davon sprechen; er geht in den Tempel und läßt sich von der Kanzel herab die Schmach ins Gesicht sagen; das Gedicht „Almansor" drückt seinen Zustand aus. Und rasch erkannte er, daß ihm der getane Schritt nichts eintrug, als daß er ihn bei Juden und Christen gleichermaßen verhaßt machte.

Der Oheim, kurz nach der Begegnung mit dem promovierten Neffen in Göttingen, bewilligte ihm abermals eine Badereise an die Nordsee. Im August und September ist Heine auf Norderney. Er geht mit den Fischern und Schiffern um, kreuzt tagelang auf der See und träumt. Er macht die Bekanntschaft der Fürstin

Solms, einer Freundin des Varnhagenschen Hauses, eine schöne Frau aus Celle beschäftigt angenehm sein Herz, die Frauen verwöhnen ihn, und er findet unter den Hannöverschen Offizieren, die der von England gebildeten deutschen Legion angehören, Leute, die in der Welt herumgekommen sind und denen sich gut zuhört. Unerwartet trifft er hier seinen Freund Christian Sethe, der sich inzwischen verheiratet hat. Man sah sich nur zwei Tage. Trotzdem zierte sich Heine nicht, den Abgereisten gleich um sechs Louisdor zu bitten, da er an der Spielbank Geld verloren hatte. Und zwischen allem ist er mit den Augen und Ohren bei dem Meer und sein Kopf arbeitet, die Farbenvariationen aufzubewahren, die das Meer und die Lüfte unterm Licht unaufhörlich darbieten. Im Binnenland, wo das Aussehen der Dinge unendlich viel beharrlicher ist, glaubt das Auge rasch die Gegenstände auszukennen, tritt voreilig ein allgemeiner Begriff von ihnen für das Sehen ihrer eigentümlichen momentanen Wirklichkeit ein. Hier am Meer sind die Veränderungen des Gegenstandes so entscheidend, daß das Auge nicht daran vorbei kann, und einem Gehirn, das im Ausdruck durch das Wort lebt, unaufhörlich ein Problem gestellt wird; die herkömmliche Farbenbezeichnung reicht nicht mehr aus und man sieht sich nach einer Nuance des Ausdrucks, nach dem die wirkliche Qualität bezeichnenden Wort um; die Verfeinerung des Heineschen Eigenschaftswortes ist nirgend auf einen Ruck weiter gekommen, als in den „Nordseebildern", deren erste aus jenen Norderneyer Tagen datieren.

Vom Strand kehrt er zunächst nach Lüneburg zurück. Der Gedanke an den akademischen Lehrberuf wird von neuem aufgenommen. Moses Moser soll sich erkundigen, ob ein Doktor juris in Berlin philosophische Kollegien halten dürfe. Wie die Antwort lautete, ist nicht ganz deutlich, wenigstens ist Heine noch im Dezember mit Arbeiten zu Vorlesungen beschäftigt, die er an der Universität halten will (14. Dezember 1825). Fürs erste aber söhnt er sich mit der ursprünglichen Aussicht Advokat zu werden aus und geht nach Hamburg. „Vielleicht", schreibt er damals an Sethe, „kann ich Dir die Nachricht mitteilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heirate, viel schreibe usw." Bei der Aussicht zu heiraten, dachte er vielleicht an Therese; den Gedanken an sie hatte er jedenfalls noch nicht aufgegeben.

In Hamburg lassen sich zunächst die Dinge schlecht an. Aus dem Advokaten wird nichts, Heine ist niedergeschlagen. Dann bessert sich die Lage. Salomon Heine spielt bei alldem die Rolle eines Souveräns, dessen Gunst und Ungunst das Wetter macht. Ein Freund Cohen zeigt sich Heine besonders hilfreich. Ränke

von anderer Seite her verderben wieder alles. Heine vermutet seinen eigenen Schwager hinter diesen Umtrieben. Gereizt durch Verachtung, die Heine ihm verdientermaßen bezeigt, habe dieser Mann seine Lebensweise bei aller Welt verleumdet und Cohen angetrieben, vorgeblich zu Heines Bestem, Gleiches in Salomon Heines Gegenwart verlauten zu lassen; das habe denn Cohen getan, „sei es um sich wichtig zu machen, sei es aus Plumpheit, die auf solche Weise zu nützen glaubte". Auf den Zwist mit dem Schwager deutend schließt Heine den Brief, in dem er sich dem Freunde mitteilt, mit Bitterkeit: „Ich habe diese Tage meine Schwester verloren. Leb wohl. Schreib bald". — Er hielt sich in Hamburg eingezogen, im Umgang mit dem Komponisten Methfessel, mit dem alternden Professor Zimmermann, der Vorlesungen über Goethe hielt. Literarisch war er damit beschäftigt, ein Buch zusammenzustellen, das er unter dem Titel „Wanderbuch" herausgeben wollte, und dem er einen weiteren Band nachzuschicken gedachte. Aus jenem Buch ist der erste Band der „Reisebilder" geworden, den Campe in Hamburg in Verlag nahm und der im Mai 1826 erschien. Die Briefe, die er aus dieser Zeit schrieb, haben eine helle Stimmung; indessen, es gelang ihm nicht, in Hamburg fest zu werden; als er im Juli wiederum nach Norderney ging, war es seine Absicht, den Winter in Berlin hinzubringen, dann aber dem alten Wunsch nachzugeben und Deutschland zu verlassen. Persönliche Widerwärtigkeiten, vor allem „der nie abzuwaschende Jude" verleiden ihm die Heimat.

In Norderney findet er die Gesellschaft des vorigen Sommers wieder und macht die Bekanntschaft des geistreichen Fürsten Koslowsky, eines russischen Diplomaten, der ihm von England erzählt und Sehnsucht nach high-life weckt. Er ist ein wenig müde. Trotzdem literarisch tätig. Er schreibt einen Reisebrief, der in losestem Zusammenhang von „allen Dingen und von noch einigen" plaudert; er denkt Poetisches aus, vollendet Begonnenes und beobachtet das Meer; beobachtet wie im vorigen Jahr.

Über Bremen nach Lüneburg heimgekehrt, schreibt er seine „Seebilder" aus und verfaßt das „Buch Le Grand", um es einem neuen Reisebilderband einzuverleiben. Im Januar 1827 geht er nach Hamburg, den Druck dieses neuen Bandes aus nächster Nähe zu überwachen. Er erscheint im April. Gleich darauf reist Heine nach England.

Mit der Veröffentlichung der beiden ersten Reisebilderbände 1826/27 bekam er auf einen Schlag rund nach allen Seiten hin literarische Physiognomie. Im Poetischen wie im Prosaischen.

Was das „Intermezzo" versprach, erfüllten die Lieder der „Heimkehr", mit denen er den ersten Band eröffnete. Ihre Sprache repräsentiert, gegen das „Intermezzo" abermals gesteigert, ein Bewußtsein, das mit empfundenem Leben gesättigt ist. Wenn dort noch Baum und Blume als Sinnbilder, als Hieroglyphe stehen, hier ist Natur gefühlt, ja individuell gefühlt; es ist eine unmerklich höhere Stufe individueller Empfindung, wenn die Nacht hier nicht mehr wie im „Intermezzo" „feucht und kalt" ist, sondern: „feucht und stürmisch". Ein Intermezzogedicht, wie dies „Ein Fichtenbaum steht einsam", will symbolisch gedeutet sein; hier in den neuen Liedern ist Landschaft um der Landschaft willen da; etwa die kleinen Seestücke Nr. 10, 11. Das Gedicht: „Dämmernd liegt der Sommerabend" lebt von einer eigentümlichen schmachtenden Schwüle. Und es ist Landschaft und wiederum vielmehr als Landschaft, ist irgendein Gefühl der Seele, was jenes „Wir saßen am Fischerhause" ausspricht. Was ist weiter darin? Die einfachsten Dinge: die Zeit, wo die Lichter im Leuchtturm angesteckt werden, ein Schiff am Horizont, ein verwehendes Geschwätz, in dem ferne Erden auftauchen — und was bringt es dennoch zum Klingen! Oder es lebt irgendein Stück dunkles Dasein in seinen Versen auf (Nr. 5, 28, 29), und irgend etwas trostlos Trauriges, irgendein Wehen banger Erdgefühle erhebt sich. Die Heinesche Empfindung ist durchaus an das äußere Leben gebunden; sein Gedicht neigt sich zum Epischen, es erzählt gefühlvoll (wo es nicht zum epigrammatischen Gedanken wird); es faltet nicht das Wunder der Gefühle selber auseinander. Den Versen, die nun hier in den Heimkehrliedern die Liebesgeschichte des Dichters umschreiben, kommt das epische Motiv, das ihm diesmal das Leben selber gewährt, zugute: dies, daß er in die Stadt zurückkommt, daß er heimkehrt; vielleicht das schönste darunter („Am fernen Horizonte") beruht eben auf diesem geschichtlichen Motiv. Aber die neue menschliche Haltung des Dichters ergreift man vielleicht am einfachsten in dem vierundvierzigsten Gedichte: „Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand . . .", das mit nackten Worten die „hochromantische" Stilisierung der Leidenschaft, wie die ersten Gedichte sie gegeben hatten, verabschiedet; aber nur die Stilisierung —; der Schmerz bleibt, unwiderleglich, das Lächeln schafft ihn nicht aus der Welt. Und so ist es das Kennzeichen dieser Heimkehrlieder, wie sich in ihnen Gefühl und Ironie durchdringen; sie haben eine Art, die Worte zusammenzustellen, daß das Heitere traurig und das Traurige heiter klingt („Mein Herz, mein Herz ist traurig . . ."). In den „Nordseebildern" gibt Heine das völlig Neue. Er war an das Meer hinausgetreten, und das Riesige des

Raumes und der Fläche hatte die Empfindung grenzenlos angeregt: sein herkömmliches maliziös-sentimentales Strophenmetrum erweist sich als zu eng. Das Grenzenlose zerstört die Form und ergießt sich in jenen zackigen, stockenden und wieder frei hinströmenden Rhythmen einer phantastischen Beredsamkeit, die die Bequemlichkeit der Prosa mit dem Aufschwung der Lyrik verbinden. Dieser Bequemlichkeit aber bedarf der Dichter in diesem Augenblick, wenn er sein eigentliches Anliegen, die Fülle zartester Beobachtung des Wirklichen nicht opfern will. Ja es scheint zuweilen, als ob der aparte Kolorismus in dem er schwelgt, nicht ganz in die lyrisch-rhapsodische Aufregung verschmolzen sei. Denn er nimmt die Natur hier mit dem kühlen Blick des Malers auf. Wenn er von sich spricht, so stellt er sich wie eine Staffage mit der Düne, mit dem Meer zusammen; er sieht sich, aber er fühlt sich nicht mit der Natur in eins. In der „Harzreise" mußte er sich die Natur zum Märchen machen, um sie zu genießen: jetzt hat er den objektiven Blick des Artisten; das eigentliche Durchdrungensein vom natürlichen Leben, das in einigen Liedern der „Heimkehr" sich ankündigt, versagt sich ihm als sichere Stimmung. — Er nannte diese Seestücke „kolossale Epigramme"; das sind sie, zwischen dem Poetischen und dem Geistreichen in der Mitte: phantastische Beredsamkeit, ein luxuriöses Spielen mit den Besitztümern seines Innern; prachtvolle Ausschweifungen des Könnens, von einem Wohllaut, einer Feinhörigkeit gegen das Gefühl, das von jeder Herrschaft der Metrik entbunden, unaufhörlich aus sich selber den Rhythmus bestimmt. Heine selbst empfand, daß er mit diesen letzten Publikationen einen Höhepunkt seiner lyrischen Kunst gewonnen habe: 1827 stellte er den bisherigen Vorrat an Lyrik zum „Buch der Lieder" zusammen und deutet damit einen Einschnitt in seiner Entwicklung an. Und zugleich mit dem Poeten findet sich der Prosaschriftsteller in den „Reisebildern". Er beschrieb die Reise, die er 1824 als Student durch den Harz machte, und wie über Nacht war ihm die Form geschenkt, in der er sich selbst am freiesten entfalten kann und die im Grunde immer seine Form geblieben ist. In den „Briefen aus Berlin", in den „Briefen aus Polen" kämpft noch die Subjektivität des Schriftstellers mit einem zu referierenden Stoff und dringt nur gelegentlich durch. Jetzt beherrscht sie die Dinge; „was ich nicht aus den Dingen heraus sehe, das sehe ich in sie hinein"; die Dinge sind gleichgültig, das Ich ist die Hauptsache. Die „Harzreise" ist keine Beschreibung des Harzes, sondern des Reisenden, der mit seiner Laune, seiner Empfindung, seinen Träumen lebensgroß darin steht. In dem Reisebrief aus Norderney diktiert das Ich will-

kürlich den Stoffen ihre Reihenfolge, und von Norderney ist beinahe gar nicht die Rede. Der Glanz des zweiten Reisebilderbandes war aber für Heine das „Buch Le Grand". In eine landläufige literarische Gattung ist es nicht unterzubringen. Aus der eignen, in fremdes Kostüm gesteckten Liebesgeschichte, aus Jugenderinnerung, aus Sentimentalität und Satire, aus allen Inhalten, die Heine damals in sich vorfand, frei gruppiert, wie der Impuls des Gefühls die Dinge heraufbringt, hat sich hier eine Arabeske geformt, deren kunstgeschichtlicher Wert vielleicht in nichts so sehr liegt, als in dem vollkommenen, souveränen Sichverlassen des Künstlers auf seinen Takt. In diesen „Reisebildern" erscheint zum erstenmal Heines charakteristische Prosa entfaltet. Sie ist noch lyrisierend, sie streift noch an poetischen Tonfall an, und seine spätere Prosa, die Prosa, die er in Paris schrieb, ist saftiger, gedrungener, aber ihre Grundzüge sind schon jetzt ausgeprägt: sie strebt vom Buchstil weg auf den Stil der Unterhaltung zu. Auf eine eigentümliche Art ist der Sprecher immer in ihr gegenwärtig; gewandt, von keinem Stoff beengt, regt er sich mit überraschenden Einsätzen, Wendungen, deren Rhythmik aus Eingebung und Laune des Moments stammt, und ist witzig mit gelassener Berechnung der sprachlichen Form. Diese Sprache ist im höchsten Maße gesellig, nicht nur daß sie häufig genug an den Leser appelliert, auch in dem Sinn, daß sie sich innerhalb der ganzen gesellschaftlichen Bildung der Zeit bewegt und in Aperçus aufglänzt, die diese Bildung voraussetzen. Sie kann nicht anders als konkret und farbig sein und bedient sich jeder Art des bildlichen Ausdruckes, und sie läßt im Eigenschaftswort die unaufhörliche Willkür des Subjekts in seinem Bezug zur gegebenen Welt auf das kühnste schillern. Die Reisebilder sind die hohe Schule für Heines Sprachvermögen. Hier gewinnt er die Herrschaft über sein Instrument, um erst in künftigen Arbeiten einen vollkommenen Gebrauch davon zu machen. — Und schließlich, in einem letzten Sinn, bekommt Heine mit seinen „Reisebildern" ein Profil: seine politische Haltung zeichnet sich deutlich. Die „Berliner Briefe" sind noch von naiver Loyalität; das Memoire aus Polen hat schon hier und da einen Ingrimm, der sich aber noch versteckt; freier, wenn auch noch harmlos spielend, geht die „Harzreise", mit dem Wort heraus, der Nordseebrief aber nennt die beiden Gegner, in denen sich ihm fürs erste alles politisch zu Bekämpfende konzentriert, Adel und Kirche bei Namen, und das „Buch Le Grand", indem es mit überschwenglicher Anbetung das Bild Napoleons aufrichtet, tritt mit der damals herrschenden Restau-

rationspolitik in schroffen Widerspruch. Denn gegen das revolutionäre Frankreich, an dessen Spitze sich Napoleon gesetzt hatte, war die Politik des Tages gewendet. Die verbündeten Mächte Österreich, Rußland und Preußen, die den Sturz des Kaiserreichs bewirkt hatten, waren zu jener „heiligen Allianz" zusammengetreten, der sich außer England alle europäischen Mächte angeschlossen hatten. Sie war zunächst auf eine patriarchalische Pflege des Bestehenden, vor allem der religiösen Dinge, gerichtet, wirkte aber mit allen Mitteln einem aufgeklärten Liberalismus entgegen, der fordernd zu werden anfing. Es setzt jene reaktionäre Politik ein, die ihren Antrieb aus dem österreichischen Kabinett, von der Person Metternichs empfing und die den vaterländisch gesinnten Deutschen um das erhoffte einige Deutschland brachte, indem es einen von einer Bundesregierung geleiteten Staatenbund konstituierte, der die lächerliche Zersplitterung in Territorien keineswegs unwirksam machte. Der von Preußen angeregte Artikel der Bundesakte, der landständische Verfassungen verhieß, blieb beinahe unbeachtet. In Preußen selbst sah es in diesem Punkte nicht besser aus als irgendwo, so Vortreffliches hier im stillen an Verwaltungs- und Unterrichtswesen geleistet wurde. Der Erlaß des Königs im Jahre 1815, der dem Land eine parlamentarische Vertretung in Aussicht gestellt hatte, blieb unausgeführt. Bedenklichkeiten aller Art, vor allem Rücksicht auf das österreichische Kabinett, trieben Friedrich Wilhelm tief in Metternichs reaktionäre Politik hinein, die mit den Karlsbader Beschlüssen die besten Deutschen zu treffen wußte. Man sieht, an Stoff zu politischer Leidenschaft fehlt es der Zeit nicht. Für Heine als Juden, als Rheinländer, als Intelligenz ist es von vornherein entschieden, wie er Stellung zu nehmen hat. Mannigfache Gegensätze sieht er zunächst überschattet von den beiden großen politischen Gegensätzen: Reaktion und Fortschritt. Ja, über die Grenzen der Nationalität hinweg durch den ganzen europäischen Volkskörper hindurch scheint ihm der einfache Dualismus dieser beiden Parteien zu greifen. Auch literarische Produktion wird nicht mehr nach ihrem innewohnenden Wert empfunden, sie muß sich irgendwie politisch einstellen lassen. Goethe wird unzeitgemäß. Man kann nichts mit ihm anfangen. Heine aber glaubt, dem Leben dienen zu müssen, er nimmt den Stoff des Tages in sein Werk auf und wirkt auf den Tag. Mit dem zweiten Reisebilderband wird er eine Macht des öffentlichen Lebens. Er fühlt sich von nun ab als den Sprecher der Unterdrückten. Und die Regierungen geben ihm recht: indem sie sein neues Buch alsbald verbieten.

War ihm wegen der freien Worte, die in seinem neuen Buch gefallen waren, unbehaglich, was es immer für einen Grund hatte —, sobald der zweite Band gedruckt war, Mitte April, reiste er nach England. Es war das England des freisinnigen Ministers Canning, der, seit 1822 Minister des Auswärtigen, damals Ministerpräsident, einen diplomatischen Krieg gegen die Allianz führte. Schon was Heine in Deutschland aus den Tagesblättern erfuhr, hatte ihm eine bedeutende Vorstellung vom öffentlichen Leben in England gewährt. Sein Hauptinteresse in London ist die Politik, das Parlament. Die durchaus politischen „Englischen Fragmente" wurzeln in seinen damals geführten Tagebüchern, in die ihm außer politischen Dingen allenfalls aufzuzeichnen lohnte, wenn er im Theater den Schauspieler Kean spielen sah. Doch bei aller politischer Ernsthaftigkeit nach außen bleibt er hier in London der er war, der deutsche Individualist, der Träumer und Müßiggänger. Er nimmt London als Impression auf: ein steinerner Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter. Der Engländer, das englische Leben ist ihm innerlich zuwider: er spürt die Maschine; aber das Ungeheure, das Massenhafte der modernen Weltstadt genießt er wie einen Schwindel. Er macht die Bekanntschaft schöner englischer Weiber, die er nicht genug zu rühmen weiß — besonders an Ramsgate, wohin er von London aus auf vierzehn Tage ging, knüpfen sich Erinnerungen —, und verbraucht eine Menge Geld. Den beträchtlichen Kreditbrief, den ihm Salomon Heine für den Notfall bei Rothschild ausgestellt hatte, hatte er gleich abgehoben; überdies stand ihm das Honorar für den zweiten Band der Reisebilder zur Verfügung. Am Todestage Cannings, am 8. August, reiste er ab. Er nahm den Rückweg über Holland — wo er wohl die Erfahrungen machte, die er in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" niedergelegt hat —, landete in Norderney, ohne daß ihm die hannöverschen Junker, denen sein Nordseebrief mitgespielt hatte, Unbequemlichkeiten bereiteten, hielt sich in Wangeroog auf und war Ende September wieder in Hamburg. Hier traf er zufällig die frühere Geliebte, seine Cousine Amalie an, die die Frau eines Herrn Friedländer aus Königsberg geworden war, und die er seit elf Jahren nicht gesehen hatte: „die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen", schrieb er an Varnhagen (19. Oktober 1827). — Schon ehe er nach Hamburg zurückkehrte, konnte er von liberalen Vorschlägen berichten, die der Buchhändler Cotta in Stuttgart ihm gemacht hatte; jetzt nahm er Cottas Einladung an, gemeinsam mit dem Dr. Lindener die Redaktion

der „Neuen Allgemeinen politischen Annalen" in München zu übernehmen. Um eines Geredes in Hamburg willen, das ihn unschuldigerweise mit der schönen Schauspielerin Therese Peche in Verbindung brachte, war es ihm lieb, daß er abreisen konnte. Er kehrte noch einmal in Lüneburg ein, und nahm die Reise über Göttingen, Kassel, wo er die Brüder Grimm aufsuchte und Ludwig ihn empfindsam porträtierte, über Frankfurt, wo er mit Börne freundschaftlich zusammentraf. In Heidelberg besuchte er seinen Bruder Maximilian und lernte den jugendlichen J. H. Detmold kennen, mit dem er für immer befreundet blieb. Auf dem Wartsberg bei Heilbronn, wohin man einen Ausflug gemacht, gab er sich einem herantretenden Fremden, der ihn fragte, ob er der Verfasser der „Reisebilder" sei, freudig als diesen zu erkennen, worauf der Fremde sich als Polizeiagent vorstellte und ihm bedeutete, das Württembergische zu verlassen. In Stuttgart suchte er Wolfgang Menzel auf, der als Herausgeber des „Morgenblattes" damals in Süddeutschland die kritische Hauptmacht repräsentierte, im November traf er in München ein.

Hatte es ihn unterwegs angenehm überrascht, wie sehr en vogue seine „Reisebilder" bereits überall waren, so fand er sich hier in München durch Cottas ehrenvolle Bedingungen geschmeichelt. Als Redakteur der „Annalen" wollte sich Heine indessen nur bis zum Juli des neuen Jahres verpflichten. Er hatte Mißtrauen in seine Fähigkeiten und Kenntnisse, um einen politischen Redakteur vorzustellen; überdies war ihm das Münchener Klima, an dem er auch tatsächlich noch zu leiden hatte, verdächtig. Vor allem aber mochte er im Journalismus nicht seinen endgültigen Lebensberuf sehn und visierte immer noch auf eine akademische Laufbahn. Die Dinge in München lagen nicht ungünstig. König Ludwig I., der erst 1816 die Universität aus Landshut in die Residenz verpflanzt hatte und viel für sie tat, war ein ausgesprochen liberaler Fürst mit persönlichen Bildungsinteressen; ja er nahm sogar an den vaterländischen Sonderbarkeiten der Deutschtümler tätig Anteil. Klenze baute für ihn, Cornelius entwarf seine Fresken. In dieser ausgeglichenen Atmosphäre, im Gedanken an eine Professur an der Münchener Universität, begann Heine sich politisch zurückzuhalten. Die „Englischen Fragmente", die er damals für die „Annalen" schrieb, wurden zahmer als seine letzten Äußerungen. Der Minister Eduard von Schenk, zugleich Dichter, ist sein Freund und tritt für ihn ein. Ja, Heine bittet Cotta, dem König einige seiner Bücher, wahrscheinlich die „Reisebilder" und das neue „Buch der Lieder", zu überreichen, und möchte angedeutet wissen, der Ver-

faſſer ſei viel milder und beſſer und vielleicht auch jetzt ganz anders als ſeine früheren Werke. „Ich denke, der König iſt weiſe genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu ſchätzen, nicht nach dem etwa guten oder ſchlimmen Gebrauch, der ſchon davon gemacht worden" (an Cotta).

In Heines vertrauten Briefen aus dieſer Zeit macht ſich eine ungenierte, bequeme Charakterloſigkeit geltend; „ich bin ja ein Menſch, der zu ſeinem Vergnügen lebt". Er verkehrt mit einem politiſch zweideutigen Abenteurer, Wit von Döring, der bei der Regierung als Revolutionär, bei den Liberalen als Spion der Regierung verrufen iſt. Er ſucht ſich unter der Hand durch ihn einen braunſchweigiſchen Orden vermitteln zu laſſen und ſchreibt über ihn jene entzückenden Sätze nieder, in denen er ſich vorbehält, einen Menſchen nicht danach zu beurteilen, was für eine Rolle er ſpielt, ſondern wie er ſie ſpielt; um alle Überzeugungsinhalte unbekümmert. Niemals hat ſich die Heineſche Natur zwangloſer entblößt, niemals offener jenſeits von moraliſchen Grundſätzen geſtanden. Damals ſchwebte es in der Wage, ob er ſich ganz auf ſein Artiſtentum ſtellen, ganz im Kult der Form aufgehen, oder ob er ſich unter den Zwang politiſcher Prinzipien beugen würde. — In der beſten Hoffnung eine Münchener Profeſſur, etwa der Literaturgeſchichte zu bekommen reiſt er im Sommer nach Italien. Über den Brenner nach Mailand, von da nach Genua, über Livorno ins Toskaniſche, nach Lucca. In ſeinen „Bädern von Lucca" iſt ein Widerſchein des ausgelaſſenen Lebens, das er damals genoß. Nur beunruhigt ihn, daß die Beſtätigung der Profeſſur nicht eintreffen will. Er reiſt nach Florenz, endlich hält es ihn nicht länger. Ein plötzliches krankes Heimweh nach dem Vater zu Haus überkommt ihn, er packt auf und kehrt über die Alpen nach Deutſchland zurück. In Würzburg trifft ihn die Nachricht, daß der Vater am 2. Dezember geſtorben iſt. Er eilt nach Hamburg, wohin die Mutter übergeſiedelt iſt. — Die Profeſſur war nicht bewilligt worden. Umtrieben der Klerikalen, denen der Verfaſſer der „Reiſebilder" unbequem war, war es gelungen, ſeine Anſtellung zu verhindern. Damit iſt über Heines künftige Stellungnahme entſchieden. Als die erſten „heiligen Schmerzen" über den Verluſt des Vaters vorüber waren, rüſtete er ſich zu einem Streich, wie er ihn bisher noch nicht geführt. Im Anfang des Jahres 1829 ging Heine nach Berlin, wo ihn der alte Freundeskreis aufnahm. Hier las er das Pasquill, das der Dichter Auguſt Graf von Platen ſoeben gegen ihn und ſeinen „hohen Mitſtrebenden" Karl Immermann hatte ausgehen laſſen,

den „Romantischen Ödipus". Schon bei seiner Abreise von Italien war ihm durch einen Freund in München mitgeteilt worden, daß dergleichen im Werk sei. In Potsdam, wohin sich Heine zurückzog, mit der Aufzeichnung seiner italienischen Eindrücke beschäftigt, ließ er die „Bäder von Lucca" in eine mörderische Satire gegen den Grafen Platen ausmünden, nachdem er ihm schon in der „Reise von München nach Genua" eine böse Anspielung gewidmet hatte. Es gelang ihm, die schmutzigen Invektiven Platens durch einen in den Mitteln wahllosen, perfiden Witz in den Schatten zu stellen. Er ging erbarmungslos vor. Er sah in Platen nicht nur den literarischen Gegner, den persönlichen Beleidiger vor sich, sondern zugleich den politischen Erbfeind, den Junker und Freund jenes klerikalen Kreises, dem er die Versagung der Professur zu danken hatte. Als der dritte Reisebilderband, der die „Reise von München nach Genua" und die „Bäder von Lucca" enthielt, Weihnachten 1829 erschien, war man betroffen über die Schärfe, in der er diesmal hervorgetreten war; mit dem besten Freund Moritz Moser, der dies nicht mehr billigen konnte, kam es darüber zum Bruch.

Den Sommer ging Heine nach Helgoland ins Seebad, im September siedelte er nach Hamburg über, um mit seiner verwitweten Mutter zusammen zu leben. Dies allein bewog ihn. Er hatte im Februar des vorigen Jahres von München aus an Varnhagen geschrieben: „Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren; es sind mir dort Dinge von der äußersten Bitterkeit passiert . ." Er dachte an die Verlobung Therese Heines, die er damals gerade von seinen Eltern erfahren hatte; bis dahin hatte er immer noch nicht die Hoffnung auf ihre Hand aufgegeben. So scheint er sich in Hamburg diesmal von der Familie zurückgehalten zu haben. Sein Umgang ist ein literarisch-künstlerischer: der Schriftsteller Ludolf Wienbarg, August Lewald, der taube sonderbare Maler Lyser, die alten Freunde Zimmermann, Friedrich Merckel, Methfessel. Er hört Paganini, der damals in Hamburg spielt, und beobachtet ihn mit dämonischer Neugierde. Er ist ein Gast in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, wo die Halbwelt verkehrt. Er lebt fieberhaft. Der Karneval von 1830 ruiniert seine Gesundheit vollends. Er wird krank, wirft Blut aus und findet es geraten, sich in die Einsamkeit und Stille zurückzuziehen. Er nimmt in Wandsbeck Wohnung. Hier vertieft er sich in die Geschichte der Revolution, liest Mignet, Thiers, die Memoirenliteratur der neunziger Jahre. Daneben die Bibel. Ende Juni geht er nach Helgoland, und dort auf Helgoland im August

erreicht ihn die fabelhafte Kunde von der französischen Julirevolution. Er ist trunken vor Erregung. Ihm ist zumute, als ob ihm diese Revolution in den Nerven gelegen hätte, und doch war er, wie sein Helgoländer Tagebuch lehrt, müde gewesen, unpolitisch, verträumt, und hatte sich besonnen ob er nicht lieber die Politik an den Nagel hängen sollte. Das ist aber jetzt alles wie weggeschwemmt. Er weiß wohin er gehört, sein Gedanke ist, nach Paris zu gehn, und in Hamburg schreibt er für den Nachtragband der „Reisebilder" die „Stadt Lucca" und jene beiden Nachschriften, in deren erste die Melodie der Marseillaise hereindröhnt, in deren andrer die deutsche Revolution vor der Tür zu stehen scheint. Im März des nächsten Jahres gibt er ein kriegerisches Vorwort zu Wesselhöfts Schrift „Kahldorf über den Adel", worin er die deutsche Philosophie als Vorspiel der deutschen Revolution behandelt und das ihm die Zensur stark entstellt. Im dritten und vierten Band, den beiden letzten Bänden der „Reisebilder", hat das politische Interesse ein Gewicht bekommen, das schon die Auflösung der „Reisebilder"-Form anzeigt: ihr Sinn ist ja gerade, kein einzelnes Lebensinteresse besonders zu akzentuieren, sondern alle nebeneinander auszubreiten. Hier stellte sich nicht mehr eine in allen Farben schillernde Subjektivität zur Schau, hier brach ein aktueller Wille hervor. In der „Reise von München nach Genua", wo er schon mit liberalem Gewissen seinen instinktiven Napoleonkultus revidiert hatte, stand das Wort: „Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit". Freilich, wer das Leben Heines aus der Nähe betrachtet, dem kommt diese Tirade bedenklich vor. Und dennoch, es würde unleidlich vergröbern, wenn man hier nur von einer gespielten Attitüde reden wollte. Ein Zeitgenosse Heines hat es feiner gedeutet: sein An-nichts-gebunden-sein habe sich im politischen Tribunenamte etwas wie eine höhere Heimat gesucht, in der er sich beruhigen könnte. In der Tat, es ist eine letzte Unsicherheit des Dichters in ihm (vielleicht ein Mangel an substantiellem Gehalt gegenüber einem bedeutenden Formtrieb), in welcher er sich nach einem andern Tätigkeitsgebiet umsieht und es seiner ganzen Art nach im Politischen des gegenwärtigen Tags findet. Das ist nun freilich nicht das eigentliche, gediegene Verhältnis des Menschen zu seiner Tat, ein Behelf, keine Notwendigkeit, und der andringenden Wirklichkeit kann es auf die Dauer nicht

standhalten. Zumal Heine im Grunde gar keinen Blick für politische Wirklichkeit besitzt. Er ist Doktrinär und bestreitet seine politische Meinung aus dem unmittelbaren Gefühl. Dieser Rationalist bringt es fertig auszusprechen, das Heil des Liberalismus sei nicht von England sondern von Rußland zu erwarten; der Zar Nikolaus sei der „Gonfaloniere der Freiheit", denn in England sei der liberale Zustand nur ein historisches Ergebnis, in Rußland aber habe man den Fortschritt als Idee ergriffen.

Als Heine die Nachricht von den Pariser Julitagen erhielt, hatte er sich auch nach der Heimat umgesehn: „Und Deutschland? Ich weiß nicht" . . . Als er nach Hamburg zurückkehrte, war er persönlich Zeuge, wie sich der Pöbel gegen die Juden zusammenrottete. Auch das Haus Salomon Heines geriet in Gefahr. Die Behörden schritten ein und der Tumult legte sich. Beinah spurlos ging die Julirevolution an Deutschland vorüber.

Trotz der Not des Zeitkampfes vermochte er damals in Hamburg einer Anregung Albert Methfessels nachzugeben und im Spätherbst die Lieder zu schreiben, die er als „Neuen Frühling" zusammenfaßte. Sie wiegen nicht schwer. Es ist sehr viel reizendes darin, sie verwöhnen das Ohr mit rhythmischen Feinheiten, aber sie sind nicht unter dem Impuls des lebendigen Gefühls gedichtet, wie sie sich den Anschein geben, sondern von einer zarten geübten Phantasie, die über einen bestimmten poetischen Besitz verfügt, spielend aufgerufen. So haben sie eine etwas leere Anmut. Manche sind altfränkisch zierlich: „Spät und früh durcheil ich wieder Die besuchtesten Alleen, Unter jedem Strohhut such ich Meine Schöne zu erspähen"; manche sind wie ein flüchtiger Griff in eine Laute: „Leise zieht durch mein Gemüt..", von einer holden koketten Achtlosigkeit. Hier ist nicht mehr der Anfänger, der die Wirklichkeit noch nicht erlebt hat, hier ist vielmehr der Virtuos, der über sie hinaus ist und sie nach seinem Belieben verwendet. Es ist erlebter Frühling, aber früher erlebter, und diese Gedichte tun, als ob sie mitten aus ihm heraus entstünden. Daher stammt ihre zarte Gebrechlichkeit.

Neue Zerwürfnisse mit dem Oheim machten ihm endgültig zur Notwendigkeit, eine feste Stellung zu gewinnen. Er wandte sich an Varnhagen, ob er in Wien oder Berlin etwas zu hoffen habe, ja er zeigt sich nicht ungeneigt, Kompromisse zu schließen; der Plan nach Paris überzusiedeln bleibt ihm das Äußerste, er fühlt was der Dichter dabei einbüßen müßte. Als sich ihm in Hamburg unerwartet die Möglichkeit eröffnet, in ein Amt zu kommen, indem die Stelle eines Ratssyndikus frei geworden

war und das Gerücht ihn sogleich mit diesem Posten in Beziehung gebracht hatte, versucht er es auch damit und bittet Varnhagen zu seinen Gunsten zu agieren. Auch diese Hoffnung zerschlägt sich. So entschließt er sich, den lange vorausbedachten Schritt zu tun: nach Paris zu gehen, wohin damals vom Glanz der Julirevolution angezogen, fortschrittlich gesinnte Deutsche, unter ihnen Börne, in größerer Zahl auswanderten. „Ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen" (1. April 1831). Die Heimat ist ihm bitter geworden. — Nun vollends gewinnt er ein politisch entschiedenes Ansehn. In Frankfurt, wo er auf der Durchreise ein paar Tage verweilt, geben die Stimmführer der liberalen Partei bei ihm ihre Karte ab. Am 3. Mai 1831 fährt er in Paris ein.

Die ersten beklommenen Stunden, in denen er sich auf die Tragweite des getanen Schrittes besinnt, gehen rasch vorüber. Paris nimmt ihn auf, die Hauptstadt der Welt, in der die Lichter der Julisonne noch flimmern, in der man die Weltgeschichte mit eignen Augen betrachten kann, deren sinnliche generöse Atmosphäre ihn berückt. Ein Jahresgehalt, das ihm der Oheim ausgesetzt hat, stellt ihn fürs erste sicher; Empfehlungsbriefe, besonders an das Haus Rothschild, führen ihn rasch in die glänzendste Gesellschaft ein; er lernt Leute von Namen, Schriftsteller, Musiker, Staatsmänner kennen. Rossini, Berlioz, Liszt, Chopin begegnen ihm, später Meyerbeer und Mendelssohn. Er macht, wahrscheinlich im Salon Lafayettes, die Bekanntschaft der schönen Fürstin von Belgiojoso, die freiwillig aus politischen Gründen die italienische Heimat verlassen hatte. Sie sammelte bald selbst einen Kreis von bedeutenden Menschen um sich, und hier traf er mit Thiers, Mignet, Alfred de Musset zusammen. Er verkehrt mit Théophile Gautier, mit George Sand, mit Alexander Dumas. Er fand seinen polnischen Freund Eugen von Breza wieder, Michael Beer aus Berlin, und lernte Alexander von Humboldt kennen. Er besucht die Gemäldeausstellung, die Oper, die Bibliothek, nicht zuletzt die Grisettenbälle der Grand' Chaumière. Er wird ein Liebhaber der Großstadt, er flaniert auf den Boulevards und liebt den Abendnebel und die brennenden Laternen. „Fragt Sie jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: ‚Wie ein Fisch im Wasser', oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den andern nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: ‚Ich befinde mich wie Heine in Paris'" (an einen Freund, im Oktober 1832). Noch im Sommer 1831 ging er ins Seebad: nach Boulogne sur mer, was fortan seine jährliche Gewohnheit wird. Als 1832 die Cholera in Paris

herrschte und wer konnte die Stadt verließ, blieb er, nicht am wenigsten um seinen Vetter Karl Heine, der damals in Paris erkrankt war, nicht allein zu lassen.

Entscheidend für den Schriftsteller wurde sein Verkehr im Klub der Pariser Saint-Simonisten, die damals eine äußerst lebhafte Propaganda betrieben. Mit einigen ihrer wichtigsten Repräsentanten, Bazard, Enfantin, Chevalier befreundete sich Heine persönlich; in ihren Theorien kam ihm eine Philosophie entgegen, die den verschiedensten Tendenzen seiner eigenen Natur gerecht zu werden schien. Die Theorie, die nach dem Tode Saint-Simons (1825) in Büchern, Zeitschriften, Versammlungen entwickelt wurde, war zunächst eine volkswirtschaftliche: sie gründete sich auf den Gedanken: die Industrie, die Mittel der Wissenschaft zugunsten der Gesamtheit auszunützen. Sie wollte den Staat in eine von fähigen Köpfen beratene Arbeitsgenossenschaft mit einem gemeinsamen Vermögen verwandeln; ihr letztes Ziel hieß: rationelle Ausbeutung des Erdballes. Heine hat dies ökonomische Problem nicht als das zentrale begriffen, er ließ sich als Mensch der Feder, als Deutscher nur im allgemeinen von der materiellen Fundierung einer Weltanschauung imponieren. Bedeutender war für ihn der Neuaufbau der Gesellschaft, wie ihn der Saint-Simonismus verhieß. Erbadel und Klerus sollen ihre Geltung als Autoritäten verlieren; dennoch tritt nicht das Niveau der Masse als maßgebend ein, sondern man rechnet mit der geistigen Elite. Der Aufbau der neuen Gesellschaft gründet sich auf eine höchste Schätzung der individuellen Leistung, sie stellt eine Aristokratie der persönlichen Valeurs dar. Vollends aber hat die moralische und religiöse Lehre der Saint-Simonisten Heine bezaubert. Indem der Saint-Simonismus sich die Verbesserung des menschlichen Glückes auf der Erde zum Ziel setzte, mußte sie dem Dualismus des Christentums, das im Materiellen das Böse und Gott allein im Geiste weiß, eine Religion entgegenstellen, die diese Antinomie aufhebt. Eine Religion, für die Gott so gut im Geist wie im Stoff lebendig ist, eine Art Pantheismus, dessen moralische Konsequenz in dem Schlagwort: „Rehabilitation des Fleisches" enthalten ist, und deren positives Sichbekennen zum sinnlichen Genuß, zur Schönheit, zu jeder Erhöhung des Lebens den Saint-Simonismus vor Heines Augen vom asketisch-nivellierenden Programm der Revolutionäre trennt. Er wendet sich gegen sie: „Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik

und Komödien —". Es ist deutlich: diese Lehre muß zugleich seine liberalen wie seine aristokratischen Instinkte befriedigen, zugleich den Artisten und Anbeter der Persönlichkeit wie den Sprecher der Unterdrückten. Seine instinktive Lust zum Leben und zu jeder Art des Genusses empfängt aus einer höheren Gedankenordnung seine Rechtfertigung, und sein eingeborenes und kultiviertes Mitleidgewissen braucht dennoch nicht die Augen verschließen. Wenige Monate nach Heines Ankunft in Paris kündigte sich schon der Verfall der Saint-Simonistischen Gemeinde an, die Emanzipation der Frauen gab einen der Streitpunkte ab, im Januar 1832 mischte sich die Regierung ein, ließ den Saal in der Rue Taitbout, wo man konferierte, schließen und zog die Mitglieder zur gerichtlichen Verantwortung. Die ideale Bedeutung der Sache war damit für Heine keineswegs erledigt und seine politische und philosophische Schriftstellerei ist zunächst gesättigt mit Saint-Simonistischer Lehre. Er bekam hier, wonach seine in Impulsen sich verbrauchende Natur immer verlangte, ein System von Standpunkten, an dem er sich sicher orientieren konnte.

Es ist eine sehr regsame Arbeit, die er in Paris entfaltet. „Ich bin übrigens fleißiger als sonst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Paris sechsmal soviel Geld brauche als in Deutschland" (24. August 1832). Seit Ende 1831 schrieb er für Cottas „Allgemeine Augsburger Zeitung", ein politisch sehr gemäßigtes Blatt, Berichte über das Frankreich Louis Philipps. Es lag Heine an nichts weniger als für einen jener deutschen Demagogen zu gelten, die damals in Paris ihr Wesen hatten. Er geht mit großer Behutsamkeit vor. Gewiß auch um es nicht mit den Machthabern ein für allemal zu verderben, — aber es ist zugleich seine Saint-Simonistische Überzeugung, die ihn außerhalb jedes Jakobinertums rückt. Er greift Adel und Klerus wie früher an und bekennt sich loyal als Monarchisten, er protestiert gegen die Reaktion und kritisiert die Revolutionsleute; und verdirbt es auf diese Weise nach beiden Seiten. 1832 muß er auf einen Wink, den Gentz dem alten Cotta gibt, seine Pariser Korrespondenz einstellen, die er sogleich als Buch unter dem Titel „Französische Zustände" ediert. Eine scharfe Vorrede, die er in der ersten Erregung geschrieben hatte, unterdrückte er schließlich selbst als zu kompromittierend. Auf der andern Seite macht er sich bei den Jakobinern erbitterte Feinde. Den starren, ganz von seiner revolutionären Mission ausgefüllten Börne, den er bald nach seinem ersten Sommeraufenthalt am Meer in Paris wiedergesehen hatte, entfremdete er sich rasch durch seine ungreifbare, programmlose politische

Haltung, ja durch seine large genußliebende Natur. Mit einem galligen Blick und mit dem Gedächtnis des Hasses verfolgte Börne den Landsmann in jeder Lebensäußerung. Eine Weigerung Heines an den Umtrieben der Radikalen teilzunehmen, erregte vollends im revolutionären Lager Verdacht; die Kritik, die Börne in seinen „Briefen aus Paris" auf Grund der eben von Heine veröffentlichten „Französischen Zustände" der Persönlichkeit des Autors widmete und die Heines späteres Buch „De l'Allemagne" angriff, machte die Feindschaft zwischen den beiden Schriftstellern endgültig. Heine schwieg fürs erste. In dem künftigen „Buch Börne", mit dem er nach dem Tod Börnes auftrat, entlud sich alles was er gegen ihn und über ihn auf dem Herzen hatte.

Heine wollte sich nicht in den Rahmen einer Partei einschränken lassen. Er begriff vielmehr seine Position als eine höchst individuelle und nur von ihm lösbare Aufgabe. Er war Deutscher seiner Bildung nach und Kosmopolit, Freund des französischen Volkes seiner politischen Stellung und Herkunft nach: er gedachte zwischen den beiden Nationen, die ihn am tiefsten angingen, die Rolle des geistigen Vermittlers zu übernehmen, dem Deutschen das politisch mündige Staatsleben des Franzosen, diesem die tiefsinnigen Inhalte der deutschen Kultur zu vergegenwärtigen. Tat er mit den „Französischen Zuständen" das eine, so sollten seine Bücher über die „Romantische Schule" und die „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" das andere leisten. Beide entstanden in der Hauptsache in den Jahren 1833 und 1834; beide sind zugleich Darstellung und Polemik, beide aus einer sehr persönlichen Haltung heraus geschrieben, die sich an der Saint-Simonistischen Lehre vergewissert hat. Der Romantik, für die der junge Mensch in Bonn eingetreten war, wird der Abschied gegeben; romantische Poesie ist nur die Blüte des Christentums, ihr Reiz verfänglich wie der Reiz des Christentums; sie ist die Poesie des Spiritualismus, wie der Verehrer des Lebendigen in jeder Form, ob es als Geist oder als Stoff erscheint, die einseitige Anbetung des Geistes tauft, und geht mit diesem zugrunde. Er schreibt gegen das, was er geliebt hat, gegen Triebe, die in ihm selber noch wuchern. Er beugt die künstlerischen und literarischen Erscheinungen, mit denen sein Buch zu tun hat, eigenwillig nach dem neuen Standpunkt, den er einnimmt. Indem er das Phänomen der Romantik auf den Begriff jenes Spiritualismus zurückführt, offenbart sich, wie sehr er sie von je mißversteht, und die Metaphern, mit denen er schreibt, verraten eine letzte

Fremdheit den behandelten Erscheinungen gegenüber wie Dingen, denen man sich niemals vollkommen hingegeben hat. In den Aufsätzen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" entwirft er, Hegelsche Denkgewohnheiten aufnehmend und seine Gedanken mit den neu gewonnenen Saint-Simonistischen verschmelzend, einen geschichtlichen Stufenbau, auf welchem das Christentum eine nötige, aber nur vorläufige Etappe bildet: er gipfelt vielmehr in der Wiedereinsetzung der Natur, die im Pantheismus Hegels zum Bewußtsein ihrer selber gekommen sei. Damit sei der philosophische Kreislauf beendet und es bleibe die Übertragung in die Tat; die politische Revolution ist die Konsequenz der ideellen. Auch dies Geschichtsbild hat nicht reine Darstellungslust, sondern ein Wille entworfen. Auf einigen Seiten hält sich fast beklemmend ein Ingrimm zurück, der von Herzen mit der für geistige Vorgänge gebrauchten Revolutionsmetapher spielt. — Heine ließ diese zuerst französisch erschienene Schrift 1834 als zweiten Band seines „Salons" erscheinen. Den Titel „Salon" hatte er für eine zwanglose Publikationsform gewählt, mit der er schon im vergangenen Jahr hervorgetreten war. Der erste Band des „Salons" (1833) enthielt die Besprechung französischer Bilder, die der Ankömmling in Paris ausgestellt fand, und die im schweifenden, komisch dreisten und wieder empfindungsvollen Stil der „Reisebilder" geschriebenen „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski", schließlich einen Kreis neuer Gedichte. In allen diesen Dingen, besonders in den beiden Prosaschriften spiegelt ein Widerschein seiner neuen, unter dem Anstoß des Saint-Simonismus kristallisierten Weltanschauung. Obgleich es in den „Französischen Malern" auffallend fein Empfundenes gibt, besonders was die Farbe angeht, so beherrscht auch hier die Willkür jener Weltanschauung und interpretiert die Erscheinungen. Wie Raffael den Katholizismus, so soll Ludwig Robert die neue Religion, die Verheiligung der Materie aussprechen. Die „Memoiren" aber bringen die Antithese des Sensualismus und des gottgläubigen Spiritualismus auf eine groteskblutige Art zum Austrag, wobei der Gottglauben, von dem kleinen Juden Simson repräsentiert, wehmütig heroisch den kürzern zieht.

Es ist gewiß kein Zufall, daß Heine in diesem Augenblick, wo er das gute Gewissen des Fleisches erworben hat, jene „Pariser Frauenbilder" seinem Salonband anfügt, die größtenteils in seiner nächsten Gedichtsammlung, den „Neuen Gedichten", als „Verschiedene" auftraten und sogleich den lebhaftesten Tadel der bürgerlichen Kritik weckten. Diese Gedichte

sind nicht alle erst auf Pariser Boden entstanden; aber die Verse: „Auf diesem Felsen bauen wir Die Kirche von dem dritten, Dem dritten neuen Testament . . .", sind erst jetzt möglich geworden, und sie enthalten die tiefere Rechtfertigung einer solchen Publikation. Überdies wollte Heine auch diplomatische Gründe dafür haben: mochte man ihn lieber für einen Gassenjungen als für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter nehmen.

Die Gedichte sind von jemandem geschrieben, der in der Atmosphäre der Frau das Element unaufhörlicher Erlebnisse der Seele hat; unerschöpflicher Genüsse, Melancholien, Humore. Dies ist kein naiver, trunkner Liebender, sondern ein ironischer Kenner. Er sucht nicht mehr die unbedingte Leidenschaft, er hat auch den Geschmack für die halben, gebrochenen Lichter und für die anmutigen Frechheiten der Sinnlichkeit. Er ist erfahren im erotischen Raffinement und disponiert, die flüchtigsten Schattierungen eines Verhältnisses aufzufassen und zu verewigen. Aus dem jugendlichen Erleiden der Liebe, das die erste Poesie Heines hervorgebracht hat, ist eine Liebhaberei der Liebe geworden. Ob man so etwas aufnehmen will oder nicht, darüber entscheidet die persönliche Bildungsstufe des Einzelnen.

Es geschieht nun, daß dieser Mensch, für den die Zeit zerstörender Leidenschaft überwunden zu sein scheint, unversehens in einen Strudel rasender Menschlichkeit hineingerissen wird, wie er ihn noch nicht erlebt hat. Im Oktober 1834 machte Heine in Paris die Bekanntschaft eines schönen Mädchens, das Verkäuferin im Schuhmacherladen ihrer Tante war. Sie hieß Crescentia Eugenie Mirat, Heine nannte sie später Mathilde. Sie wird seine Geliebte. Sie war damals neunzehn Jahre alt und soll als die natürliche Tochter eines vornehmen Mannes, der sich nicht um sie kümmerte, in dem Flecken Vinot im Seine- und Marnedepartement geboren sein. Ihre Gestalt wird als vollkommen schön beschrieben. Verhüllte lächelnde Augen in ihrem weißen Gesicht und Grübchen in den Wangen; das kastanienbraune Haar tief in die Stirn herein, blanke Zähne, der Mund ein wenig stark. Niemals war Heine trunkener. Seit Oktober, schreibt er an einen Freund (11. April 1835), habe nichts für ihn Wichtigkeit, was sich nicht auf diese Liebesgeschichte beziehe. „Alles vernachlässige ich seitdem, niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke . . . Die rosigen W[o?]gen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wütendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht imstande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. . . . Lesen Sie

das Hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann". Ihn, dessen Nerven sich wie nirgends im Dunstkreis der Frau entzücken, diesmal unterjocht ihn die Frau vollkommen; bis zur Würdelosigkeit. Er versucht los zu kommen. Die befreundete Fürstin bietet ihm ihr Schloß La Jonchère bei St. Germain zum Aufenthalt an. Und wirklich, dort wird ihm wohl. Er ist heiter, gelassen, er fühlt die leichte Glückseligkeit eines Genesenden. „Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu" (2. Juli 1835). Keine zwölf Wochen vergehn, so gibt es wieder Sturm und Schatten. Aus Boulogne sur mer, wo er sich immer noch von Paris fern hält, schreibt er an einen Freund über jenen Aufenthalt im Schloß „des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes", in das er aber nicht verliebt sei: „Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben . . . begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?" Er kommt nicht los. Er geht nach Paris zurück und will zunächst noch in Versailles Wohnung nehmen; indessen, im Januar hat er ein Appartement in der Cité Bergère bezogen und Mathilde zu sich genommen. Er lebt nun in freier Ehe mit ihr und stellt sie seinen Freunden als Madame Heine vor. Er konnte lange Zeit noch nicht an eine Dauer des Verhältnisses glauben. Die Wildheit der „teuren Person" erschreckt ihn, er leidet die demütigenden Qualen der Eifersucht, aber immer wieder bezaubert ihn die Gegenwart der Frau. Der Theoretiker des Sensualismus, jetzt erfährt er den ganzen wirklichen Ungestüm des Fleisches. Und er gesteht ironisch, daß auch das Platonische sein Gutes habe. Als er 1836, an der Gelbsucht erkrankt, zur Erholung vom Arzt nach dem Süden geschickt wurde, schrieb er aus einer tiefen Erschöpfung seiner ganzen Natur heraus an die fürstliche Freundin einen merkwürdigen Brief. Die religiösen Lehren, die er bekämpft hatte, ziehen ihn heimlich an; seine Meinungen widersprechen seinem Gefühl. Es dürstet ihn nach Übereinstimmung mit sich selber. Er habe sich mit Rosen bekränzt und wünsche sich lieber einen Dornenkranz aufzudrücken. Er begehrt nach jener Schmerzwollust, in der er die tiefste Verführung des Christentums empfand. Man ahnt, er ist nicht der Heide, der sich damals so gern neben dem großen Heiden Goethe nennen läßt; die heidnische Sinnlichkeit, die er predigt, drückt nur einen Wunsch, nicht die tiefste

Wirklichkeit seiner Natur aus. Gerade das brennendste Erlebnis, das er je mit einem Weibe gemacht hat, entschleiert ihn bis auf den Grund. Und wo Goethe aus seinen sinnlich entzücktesten Liebestagen die „Römischen Elegien" schrieb, hat Heine das „Tannhäuserlied" gedichtet und hat die Absage Tannhäusers an die Frau Venus mit der tiefen Farbe seiner Erfahrung gesättigt, jene Absage, in der das Grauen vor dem Fleisch, die gefährlichste Psychologie des Christentums Worte findet, denen die ganze angefeindete Poesie der Romantik nichts entgegenzustellen hätte.

Tannhäuser kehrt heim, Frau Venus kocht ihm eine Suppe; auch die Liebesgeschichte des Autors bekam einen philiströsen Schluß. Das Zusammenleben mit Mathilde wird leidlich, sie ist sein süßes Spielzeug, sie weiß nichts von der Arbeit ihres Mannes, was ihm gerade recht ist, er scherzt über ihre Unwissenheit und steckt sie zu ihrer Ausbildung in ein Mädchenpensionat. Sie versteht nicht Haus zu halten, sie verbringt ihm das Geld mit Putz und Vergnügen; und nie hört er auf, eifersüchtig zu sein. Er überschreibt einen Gedichtzyklus, den er ihr widmet, mit dem Namen der schönen Quälerin des Molièreschen Misanthropen und ist jeden Morgen aufs neue entzückt, wenn sie mit ihm frühstückt. Er macht sich Sorge um ihr Schicksal, wenn er vor ihr sterben würde, und hat auf dem Krankenbett in einem merkwürdig einfachen Tonfall, leise sich selber belächelnd, für sie gebetet.

Während Heine in seinen Liebesnöten steckte, nahm ihn das öffentliche Leben von neuem in Anspruch. Im November 1835 empfing er im Seebad Boulogne von Heinrich Laube die erste Nachricht über die Treibereien, die der Redakteur des „Stuttgarter Morgenblattes" Wolfgang Menzel gegen die jüngere Literatur verübte. Die Repräsentanten dieser Literatur, für die ein bald erfolgender Regierungsbeschluß den literarischen Begriff „das junge Deutschland" geprägt hat, waren vor allen Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt, die, ohne ein ausgemachtes Programm zu haben, in ihren Schriften für die moralische und religiöse Emanzipation eintraten. Gutzkow, wie ja auch Heine, war mit Menzel persönlich befreundet gewesen; ja, Menzel hatte ihn zur Mitarbeit am „Morgenblatt" herangezogen. Als Gutzkow sich aber am Literaturblatt des in Frankfurt am Main erscheinenden „Phönix" beteiligte, begann er feindselig zu werden; und als vollends der frühere Mitarbeiter zusammen mit Wienbarg eine „Deutsche Revue" ankündigte, in der sich der Gehalt der neuen geistigen Bewegung dokumentieren sollte, ward er durch das Konkurrenzunternehmen

so sehr gereizt, daß er in offnen Gegensatz zu der jungen Schriftstellergruppe trat, ihre Anschauungen als drohende Gefahr des Vaterlandes, das man den Franzosen und Juden preisgäbe, verdächtig machte und die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Dinge lenkte. Der Bundestag nahm sich der Sache an; in der Sitzung vom 11. Dezember 1835 ward beschlossen, den Bücherdruck dieses „jungen Deutschlands" mit Anwendung aller Strafen und Polizeigesetze in den Bundesstaaten zu verhindern. An die Praxis der Zensur gewöhnt, ließ sich Heine anfangs von diesem Beschluß nicht weiter beunruhigen und wendete sich mit einer höflichen Eingabe an die Bundesversammlung, ohne das geringste in seinen Schriften zu widerrufen. Indessen begann das Verbot für seine Finanzen bedenklich zu werden. Als ein mit Absicht „stilles", unpolitisches Buch, das er aus den „Florentinischen Nächten" und den „Elementargeistern" zusammengestellt hatte, tatsächlich den preußischen Zensurbehörden unterworfen werden sollte, forderte er das an Campe abgegangne Manuskript aufgebracht wieder ein. Erst 1837 wurde es als dritter Band des „Salons" gedruckt. Seine ganze Erbitterung legte er in eine dafür geschriebene Vorrede hinein, die den Denunzianten Menzel exekutierte. Sie erhielt allerdings nur als Sonderdruck, mit dem Titel „Über den Denunzianten", das Imprimatur eines nachsichtigen Zensors. Ihren Zweck, Menzel auf die Mensur zu treiben, erreichte sie nicht.

Die finanzielle Schädigung, die ihm das Dekret des Bundestages zufügte, empfand Heine in diesem Augenblick um so peinlicher, als er sich, wie er aussagte, als Bürge für einen Freund eine Schuld von 20 000 Franken aufgeladen hatte, durch die Gelbsucht am Arbeiten verhindert worden war und von seinem Oheim, mit dem er sich überworfen hatte, keine außergewöhnliche Unterstützung erwarten konnte. Ein in dieser Not mit Campe abgeschlossener Vertrag, wonach Campe für die Zeit von elf Jahren das Recht erwarb, eine Gesamtausgabe seiner Schriften zu veranstalten, brachte ihm 20 000 Franken ein, die sogleich zur Schuldentilgung dienen mußten. Um dieselbe Zeit erschreckte ihn ein Augenleiden, das ihn mitten in der vollen Arbeit fast der Erblindung nahe brachte. Damals war es, daß er durch die Vermittelung der Fürstin von Belgiojoso und Mignets aus einem geheimen Fonds der französischen Regierung eine jährliche Pension von 4800 Franken erhielt, die ihm bis zum Ausbruch der Februarrevolution ausgezahlt wurde. Man wird im Genuß dieser Pension nichts allzu bedenkliches finden müssen, Heine selbst hat die Sache wohl beim rechten Namen

genannt: es war nichts als ein „Almosen, welches das französische Volk an soviele tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromitiert hatten". Die Konnivenz gegen die Regierung, die in seinen nächsten Publikationen über französische Politik bemerkbar wird, erklärt sich hinlänglich aus der Entwicklung seiner politischen Überzeugungen.

Weniger harmlos setzt sich ein Plan in Szene, der Heine bis in den März 1838 beschäftigt und auf eine Verbesserung seiner finanziellen Lage abzielt: die Gründung einer großen in Paris erscheinenden deutsch geschriebenen Zeitung. Das Unternehmen war durch Freunde bereits materiell sichergestellt, Heine sollte Chefredakteur werden und ein Monatshonorar von 1000 Franken beziehen; die Frage war nur noch, ob Preußen den Eingang der Zeitung gestatten würde, und darüber eben korrespondierte Heine mit Varnhagen. Gegen diesen, der sich für das Projekt an der maßgebenden Stelle verwenden sollte, bekannte er sich mit Entschiedenheit zum monarchischen Prinzip und suchte auch sonst seine vollkommene Übereinstimmung mit der preußischen Politik auszudrücken. Indessen Preußen versagte dem Verfasser der „Reisebilder" die Konzession, und der Plan mußte fallen.

Um dieselbe Zeit etwa bezeichnen zwei literarische Streitigkeiten, in die Heine verwickelt wird, wie sich seine Persönlichkeit immer mehr auch von allem literarischen Koteriewesen isoliert. Die harmlosere ist die mit der „Schwäbischen Dichterschule". Den schwäbischen Dichtern Gustav Schwab, Justinus Kerner, Karl Mayer, Gustav Pfizer war Heines „Romantische Schule" nahe gegangen, die auf eine gelinde Weise Uhland totgesagt hatte; sie mochten sich allerdings in ihrer poetischen Existenz negiert fühlen. Als einem Musenalmanach, den Schwab gemeinsam mit Chamisso herausgab, ein Porträt Heines vorgesetzt werden sollte, trat Schwab von der Redaktion des Almanachs zurück und hielt seine schwäbischen Freunde an, keine Beiträge mehr zu liefern. Heine kamen die Dinge zu Ohren und im „Tannhäuser" der im dritten Band seines „Salons" erschien, vor allem in seinem Pamphlet gegen Menzel, entschädigte er sich reichlich dafür. Nun griffen die Schwaben an, am umfassendsten Gustav Pfizer, der im ersten Band der „Deutschen Vierteljahrschrift" einen größeren Aufsatz über „Heines Schriften und Tendenz" veröffentlichte. Heine antwortete 1838 in einem „Schwabenspiegel", der die poetischen Gegner mit einer bösartig fröhlichen Geringschätzung von oben herab behandelte. Um dieselbe Zeit aber kam es mit dem „jungen Deutschland" zu bedrohlicher Feindschaft. Gutzkow hatte 1837 die Redaktion des

„Telegraphen" übernommen, hatte Campe für den Verlag dieser Zeitschrift gewonnen und war nach Hamburg übergesiedelt. Er war im Jahr vorher öffentlich für den in Geldnot befindlichen Heine eingetreten, und seine Freunde Wiehl und Beurmann, von ihm empfohlen, hatten in Paris in Heines Haus Gastfreundschaft genossen. Zurückgekehrt veröffentlichten sie beide Artikel, die den Dichter herabsetzten; Wiehl sogar in dem von Gutzkow redigierten „Telegraphen". 1838 erfuhr Gutzkow, daß Heine einen zweiten Teil des „Buchs der Lieder" herauszugeben gedachte, und sah selbst in Hamburg das bereits an Campe abgegangene Manuskript ein; es enthielt unter anderm jene „Pariser Frauenbilder", die schon der „Salon" gebracht hatte. Gutzkow, der noch vor wenigen Jahren seines Romanes „Wally" wegen verhaftet worden war, hatte inzwischen geheiratet und trachtete energisch den Anschluß an die bürgerliche Gesellschaft zu gewinnen. Er gab zwar niemals die zentralen Gedanken des jungdeutschen Programmes auf; aber durch die Wirkung der Menzelischen Denunziationen zur Besinnung gebracht, fand es dieser ehrgeizige Emporkömmling doch für nötig, die Empfindungen der deutschen Hausväter zu schonen, und erlaubte sich an Heine einen Brief zu schreiben, der diesem zu verstehen gab, es handle sich um einen kritischen Augenblick für den Ruhm des Dichters; jene den verschiedenen Pariser Boulevardschönheiten gewidmeten Gedichte „zum Jokus der Commis" herauszugeben sei unerhört, die theoretischen Anschauungen des Verfassers über Poesie seien offenbar in Verwirrung. Er warnt ihn, das beabsichtigte Buch zu publizieren. Heine erwiderte sehr klug und mit überlegener Höflichkeit; nie hat er den artistischen Standpunkt entschiedener geltend gemacht: „nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften oder allzunatürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden" (23. August 1838). Immerhin, er unterließ es fürs erste, die Gedichtsammlung herauszugeben. Die Nachrede, die er für sie bereits geschrieben hatte, war der „Schwabenspiegel", und er stellte diesen sogar Gutzkow für dessen „Jahrbuch der Literatur" zur Verfügung. Er erschien, aber durch die Hände Campes und Gutzkow verstümmelt; im „Telegraphen" äußerte man sich feindselig. Heines Antwort war ein offener Brief, „Schriftstellernöten" betitelt, worin er sehr indiskret Campe durch dessen eigne Briefe kompromittierte, die Hauptschuld der Entstellung seines „Schwabenspiegels" auf Wiehl schob und hinter alledem die Intrigen eines ganzen literarischen Kreises spüren wollte. Eine Rechtfertigung, die Wiehl in die

„Zeitung für die elegante Welt" einrückte, begleitete Heine in derselben Nummer des Journals mit einer Parodie. Gutzkow faßte sich umfänglich im „Telegraphen" (1839).

Unterdessen bereitete Heine eine Publikation von tiefster persönlicher Bedeutung vor. Es ist das „Buch Börne", das 1840 herauskam und den Bruch mit Gutzkow unheilbar machte. Dies Buch trifft die Person Börnes nur an wenigen Stellen, an diesen freilich auf sehr häßliche Art; es faßt vielmehr Börne als Typus: als Typus des Republikaners, als Typus des Nazareners; beides Gegensätze von dem, was Heine selbst bekennt. Nazarener: das sind für ihn Juden und Christen in ihrem Gegensatz zum Hellenen. Nazarener, das ist der Mensch mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben; hellenisch ist alles lebensheitere, entfaltungsstolze, realistische Wesen. Nazarenisch ist die moralische Disposition des Republikaners mit seinem starren Pathos, seiner Feindlichkeit gegen den überragenden Einzelnen, gegen den Glanz der Kultur. Das Buch präzisiert Heines Haltung dem Republikanismus gegenüber, es rechtfertigt ihn gegen die Vorwürfe der Zweideutigkeit, des Verrates an der Sache, die von den Radikalen in Paris gegen ihn erhoben worden. Es ist ein virtuoses Arrangement, daß er als zweites Buch in seine Börneschrift jene Helgoländer Tagebücher von 1830 einschaltet; jene Tagebücher, die ihn widerspiegeln, wie er liest, wie er farbig phantasiert, als ein Reicher im Geiste lebt. Ohne eines Worts zu bedürfen, leuchtet es ein, daß hier ein lächelndes Künstleringenium webt, das niemals in ein Parteiprogramm aufgehen kann. Der Hochmut der verfeinerten Sinne bleibt bei der heruntergekommenen, in ihrer Reinlichkeit nicht ganz zuverlässigen Außenseite der Gesinnungsleute mißtrauisch stehn; der Luxusübermut des Genies und der Schönheit weicht dem fanatischen Umstürzler aus, der das Leben mit den besten Absichten zu verarmen droht. Und nicht ohne das Gefühl, einen sehr feinen Schachzug zu tun, rückt Heine jene Stelle aus den „Pariser Briefen" Börnes, die ihm selbst gewidmet ist, in sein Pamphlet ein: indem er den Anschein des Gerechten gewinnt, der auch den Gegner zu Worte kommen läßt, genießt er zugleich im geheimen die Genugtuung, ohne Widerrede als der Künstler empfunden zu sein.

Wie zu erwarten war, das Buch entrüstete den deutschen Liberalismus. Gutzkow, der selbst eben eine Biographie Börnes herausgab, schrieb eine beschimpfende Vorrede. Durch die schmutzige Art und Weise, mit der Heine Börnes Freundin, Jeanette Wohl, in die Polemik hereingezogen hatte, fühlte sich

deren Mann, ein Herr Salomon Strauß aus Frankfurt am Main, verletzt; er kam nach Paris und ließ durch die Presse verbreiten, er habe Heine auf offener Straße geohrfeigt. Heine weilte damals gerade in dem Badeort Cauterets in den Pyrenäen, wo er sich die Farbe für seinen „Atta Troll" holte. Er ließ den Herrn Strauß auf Pistolen fordern und stellte sich am 7. September 1841 in St. Germain zum Duell ein, bei dem er leicht an der Hüfte verwundet wurde. Am Vorabend dieses Waffenganges ließ er die Ehe mit Mathilde kirchlich einsegnen, um ihr keine Nachteile zu bereiten, falls er im Duell blieb. Auf die Bedingung, unter der die katholische Kirche den Konsens zur Trauung erteilte, nämlich Kinder, die aus der Ehe hervorgehn würden, im katholischen Glauben zu erziehen, meinte er ohne Bedenken eingehn zu dürfen; er wußte, daß er keine Kinder zu erwarten hatte. Die Verunglimpfungen seines Privatlebens, die wohl aus jenem Frankfurter Kreise stammten, wollten fortan in den Blättern nicht aufhören: „Seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den schönen, schönen Kranz!" bedauerte er im Gedanken an diese Affäre.

Der Lärm, den das Erscheinen des Börnebuches erregte, stellte die andere literarische Gabe Heines für dieses Jahr ganz in Schatten. Zu einem vierten und letzten Bande des „Salons" hatte er zusammengestellt, was ihm ein Hamburger Brand im Jahre 1833 von seinem früheren Roman, dem „Rabbi von Bacherach", übrig gelassen hatte (auch diese drei Kapitel waren noch zu ergänzen), und, außer Gedichten, Briefe über das französische Theater, die er 1837 für August Lewald geschrieben hatte, und die nicht beim Theaterspiel stehn bleiben, sondern sich auf die moralischen Zustände, in denen es wurzelt, einlassen.

Von 1840 ab schrieb Heine wieder Korrespondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung"; es sind die Artikel, die er später in den „Vermischten Schriften" unter dem Titel „Lutezia" herausgab. Sie haben es mit derjenigen Periode des französischen Bürgerkönigtums zu tun, in der Männer wie Thiers und Guizot in der Ministerkammer saßen und die Macht des Parlaments entschieden gegen die autokratischen Übergriffe Louis Philipps geltend zu machen wußten. Innerhalb dieses Regierungssystems lag die eigentliche Macht in den Händen des Kapitals, der Bourgeoisie; es fristete sich nur durch die Besorgnis dieser Geldbourgeoisie vor dem Sieg der neuen sozialistischen und kommunistischen Theorien. Rückblickend hat Heine später als den eigentlichen Helden seines

Buches die soziale Bewegung bezeichnet, womit es unmittelbar auf die Revolution von 1848 hinführe. Seit Heine in Paris ist, läßt sich ja beobachten, wie er, im Gegensatz zu den Republikanern die alle übrigen Probleme der Reform dem Umsturz des bestehenden Regierungssystems unterordnen, von den gesellschaftlichen und moralischen Fragen eingenommen ist, gegen die Form der Regierung selbst aber indifferent bleibt. Er empfand, daß seine „Französischen Zustände" sich allzu ängstlich an die Kurve der Ereignisse gebunden hätten: er war sich bewußt, diesmal aus einer freiern Distanz gesehn zu haben. Er begnügt sich nicht, bei den Vordergrundshergängen der „Kammer" stehen zu bleiben, sein Blick will in die ganze Tiefe des öffentlichen Lebens greifen. Im Bonapartismus, der sich eben damals wieder geregt hatte, erkennt er nicht die Gefahr des Bestehenden: die Gefahr droht von jenem großen namenlosen Antagonisten, auf dem sein Blick mit entzücktem Grauen zu ruhen beginnt: die Massen rücken an. 1840 nennt er sie noch Republikaner, seit 1841 weiß er, die Regierungsform ist nicht das entscheidende: es sind die Verwahrlosten, die Enterbten, es ist die unterste Schicht der Gesellschaft, die in Gärung gekommen ist, es geht um das Brot, es sind die Kommunisten. Er fühlt, die Revolution, die von hier ausgeht, ist unvermeidlich. Die Saint-Simonistische Sekte, die ja auch von der materiellen Frage ausging und doch besseres wollte, wird von diesem gewaltigen geistlosen Kommunismus absorbiert werden, der in seinem „blödsinnigen Gleichheitstaumel" alles was „schön und erhaben" zerstören wird. Der Künstler, der Kulturmensch fühlt erdrückend solche Zukunft. Und wenn er sich jetzt, nach dem Sturz von Thiers, immer wohlwollender zur Guizotschen Kammer stellt, so ist es eben, weil ihre kluge Vermittlerpolitik den Ausbruch verzögert. Man hat ihm später, als bekannt wurde, daß er aus französischem Staatsfonds eine Unterstützung genoß, den Vorwurf gemacht, die Verpflichtung gegen die Regierung habe ihm rücksichtsvolles Schweigen auferlegt: er hat aus Überzeugung die Sache der Regierung gebilligt; wie weit daneben das Dankbarkeitsverhältnis, in dem er stand, unwägbar seinen Ton gestimmt hat, soll hier nicht entschieden werden. Er kritisierte nach wie vor und hat schließlich freimütig das Guizotsche System der Korruption besprochen, ja, ist vielleicht deshalb veranlaßt worden, seine politischen Berichte einzustellen; seit 1843 schrieb er nur noch unpolitische Korrespondenzen. Wie schon gesagt wurde, er stellte dies neue Buch weit über die „Französischen Zustände" von 1831. Es ist nicht der politisierende Kannegießer, der

hier schreibt, er erlebt die soziale Gärung als Psychologe, als Physiognom, als Impressionist; die ganze Breite des Lebens wird in die Beobachtung hineingezogen. Es ist der Künstler, dessen Stoff das öffentliche Leben geworden ist; er notiert nicht, er verarbeitet das Wirkliche in ein Bild, er ordnet es in sich und seine Sprache gewinnt jene durchdringende Kraft, die den vollkommenen Besitz der Gegenstände verrät. Seine politische Indifferenz, die sich hier kundgibt, wird um dieselbe Zeit von ganz anderer Seite her noch einmal erschüttert: aber gerade bei dieser Gelegenheit erweist es sich, wie er auf keine Weise mehr als politischer Parteimann, als Unbedingter auftreten kann, wie er sich nur noch im vollen Gefühl individueller Natur und Bildung zu äußern vermag.

Heine befand sich in Paris, alles in allem genommen, sehr wohl. Seine Gesundheit war besser als je; sein gutes Aussehen fiel auf. Grillparzer fand in ihm einen „hübschen, runden jungen Mann". Nur ein Augenleiden, das 1837 zum erstenmal aufgetreten war und ihn fast mit völligem Blindwerden bedroht hatte, ängstigte ihn von Zeit zu Zeit, besonders als eine vorübergehende Lähmung der Gesichtsmuskeln, später eine Empfindungslosigkeit der linken Gesichtshälfte hinzutrat, die chronisch wurde. Man hat die Klagen, die Heine in Paris über das Schicksal seines freiwilligen Exils verlauten ließ, belächelt. Vielleicht nicht ganz mit Recht. Er lebte in der glänzendsten Gesellschaft und hatte reichen Umgang, aber er blieb der geistreiche Fremde und er hatte keinen Freund, dem er sich ganz geben konnte, wie er war. Er kannte das Leben der Bohemiens und Grisetten und den Salon: was dazwischen ist, das anspruchslose Leben der Familie, blieb ihm versagt, der im Grunde so an Familiendingen hing. Überdies: ein Pariser Aphorismus von ihm heißt: „Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt." Er, der in den leisesten Nüancen des Deutschen dachte, dem wenn irgendetwas Deutsches die deutsche Sprache Heimat war, ist genötigt beständig französisch zu sprechen; vielleicht ist dies der drückendste Teil seiner freiwilligen Verbannung gewesen. Und irgendein wunderliches Gefühl hielt ihn, den Dichter in deutscher Sprache, davon ab, Bürgerrecht in Frankreich zu erwerben, was ihm mancherlei Vorteil geboten hätte. Von Anfang an hatte er Stunden, wo ihn Heimweh ergriff, nach deutscher Landschaft, nach deutschen Menschen, vor allem nach der Mutter. Und dann und wann erinnerte ihn die Heimat selber mit irgendeiner schmerzlichen Nachricht an sich. 1832 waren Ludwig

Robert und Friederike gestorben, im Jahr darauf Rahel. 1840 starb Karl Immermann; „Ich habe die ganze Nacht geweint". Im Mai 1842 betraf ihn die Kunde von dem großen Hamburger Brand, der die Stadt zum Teil in Asche legte; er schrieb ein paar Sätze darüber für die „Allgemeine Zeitung". Im Verlangen die Mutter und die Schwester wiederzusehen, auch in der Absicht zu Mathildes Gunsten einen neuen Vertrag mit Campe zu machen, reiste er im Oktober 1843 über Brüssel und Bremen (der Eingang nach Preußen war ihm versagt worden) nach Hamburg. Bis auf den Oheim, der leidend war, fand er zu Haus alles wohlbehalten vor und vertrug sich mit den Verwandten aufs beste, so daß es glückliche Tage waren, die er mit seiner Mutter und Schwester hatte. Mit Campe setzte er einen neuen Kontrakt auf, wonach dieser das Verlagsrecht seiner sämtlichen Schriften auf unbeschränkte Zeit erwarb und dafür dem Dichter und nach dessen Tode seiner Frau von 1848 ab eine jährliche Rente von 2400 Franken auszahlen sollte. Über Hannover und Köln kehrte Heine nach Paris zurück. Hier entstand aus den Eindrücken seines Aufenthalts in Deutschland, besonders aber seiner Rückreise ein versifiziertes Reisetagebuch: „Deutschland. Ein Wintermärchen". Im Herbst des nächsten Jahres ging er abermals nach Hamburg, diesmal zusammen mit Mathilde. Indessen schickte er sie unter einem zartfühlend gewählten Vorwande bald wieder heim: ihr war höchst unbehaglich in Hamburg zumute, wie sich auch die Hamburger Verwandten durch ihre Gegenwart geniert fühlten. Heine ließ sie nichts davon spüren. Wie im Jahr vorher, schrieb er ihr Briefe von einer leidenschaftlichen nervösen Unruhe, als ob er keinen Augenblick dieses Geschöpfes ganz versichert sein könnte. Seine eigene Abreise mußte er hinausschieben, weil sein Augenleiden wieder mit Heftigkeit ausbrach.

Damals erschienen in Hamburg seine „Neuen Gedichte", die den „neuen Frühling", die Pariser Frauenbilder, eine Anzahl neuer Romanzen und Zeitgedichte und das „Wintermärchen" enthielten, dies, wie der noch unveröffentlichte „Atta Troll", ein kleines Versepos. In den „Zeitgedichten", und nicht nur in denen, die in seiner neuen Gedichtsammlung standen, im „Atta Troll", im „Wintermärchen" setzt sich die Heinesche Persönlichkeit noch einmal mit dem öffentlichen Leben des Tages auseinander. Die Zustände in der Heimat, wie sie sich seit 1840 etwa ausnahmen, forderten dazu heraus. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. hatte die Erwartung des deutschen Liberalismus zugleich erregt und enttäuscht.

Die Reaktion und Bevormundung von seiten der Regierung wurde anmaßlicher als je. Ihrerseits wuchs die Opposition, die allmählich in breitere Schichten des Volkes eingetreten war. Sie äußerte sich auch literarisch. Unversehens kam eine politische hochgestimmte Poesie auf, die allerdings von nichts als von ihrer fortschrittlichen guten Gesinnung lebte; monotone Deklamation von treuherzigem Blutdurst, die vage Phrase, die sich am agitatorischen Tonfall berauschte. Wie von Heine auf der jetzigen Stufe seines Lebens zu erwarten ist: wenn er sich solchem Zustand der Dinge gegenüber äußert, so fühlt er sich zu keinem Programm verpflichtet, sondern tut es im Namen des eignen besondern Selbst. Er greift die Reaktion an, er hat eine sublime Ironie für die gutartige, nicht aufzurüttelnde Masse, — zugleich aber besieht er sich mit einem sonderbaren zweideutigen Blick den deklamierenden, liberalen Agitator. Er selbst war ja schon seit längerm bei den Fortschrittlichen als Abtrünniger verdächtig, und die Börnesche Distinktion zwischen Talent und Charakter ward von dort ausgiebig gegen ihn geltend gemacht, wenn ihm nicht gar auch das Talent abgesprochen wurde. Hier war nun eine Poesie, die beinahe ohne Talent auskam. Hier war alles, was die liberale Presse bei Heine vermißte, hier war das unbedingte Pathos der Partei. Hier vermißte Heine alles, was er als sein Eigentümlichstes inne hatte, die Ironie, das Lächeln und die Freiheit des Künstlers gegenüber von allem Stofflichen. Und gerade in Paris hatte er den Satz entdeckt, daß Kunst um der Kunst willen da sei, wie das Leben um des Lebens willen. Er vertritt die Kunst gegen die Rhetorik, die gute Laune gegen die fanatische Emphase, die an nüancierten Wirklichkeiten geschärfte Intelligenz gegen den poetischen Gemeinplatz. Er fühlt, wie die zartesten Werte der Bildung, derjenigen Bildung, in der er selbst wurzelt, über diesem bürgerlichen Fanatismus verloren gehn müssen, und er schreibt den „Atta Troll". Er ist nicht ängstlich, darin einen bestimmten Gegner zu zeichnen: er faßt alles, was ihn degoutiert: Deutschtümelei, Kommunismus, religiöse Naivetäten, zumeist aber die draufgängerische Plumpheit der tendenziösen Poesie in seinem schwarzen Tendenzbären zusammen. Auf diese Art wird ja sein Gedicht selbst Tendenz. Dennoch bleibt es eine Entgegnung, die eines Künstlers würdig ist. Die Satire ist nur ein Element darin und zehrt nirgend das Vergnügen der gestaltenden Phantasie ganz auf; rings umher aber entfaltet sich eine Fülle von Reizen der Einbildung, die nur um ihrer selbst willen da sind; Graziöses und Un-

heimliches, Phantasiepracht, Landschaft und Figuren von zarter naher Gegenwart. Anmutigeres hat Heine nie geschrieben als jenes Kinderabenteuer im Pyrenäenbergnest. Diese holde spielende Zwecklosigkeit seines Gedichts: das ist seine eigentliche Antwort auf die ernsthafte Grimasse der Zeit. In einer melancholisch heitern Widmung an Varnhagen nennt es sich „das letzte freie Waldlied der Romantik". Romantik, die Heine in seiner „Romantischen Schule" so hart abgetan hatte, hier ist sie ihm noch einmal alles, was er selber vertritt, der Mut zum Traum, der Leichtsinn und das Glück des Traumes und seine Ohren für die Heimlichkeiten der Dinge. Und doch geschieht es, daß er zu gleicher Zeit sich abermals gegen die Romantik werfen muß. Denn nie vorher ist Romantik so sehr der Inbegriff der politischen Reaktion gewesen wie in diesem Augenblick. Mit Friedrich Wilhelm IV. hat sie wirklich den Thron bestiegen. Dieser Mann ist nicht Reaktionär aus Staatsklugheit, aus Beschränktheit, aus der Nötigung der Dinge, sondern aus einem höchst geistreichen romantischen Bewußtsein; Vernunft ist ihm nicht zuwider, weil sie ihm selber fehlte, sondern weil er mit romantisch erhelltem Gefühl darüber hinaus ist. Der Begriff der Historie, die große Entdeckung der Romantik, ist ihm in das Blut übergegangen und stellt sich ihm überall in den Weg, wo es sich darum handelt entschlossen nach vorwärts zu sehn.

Bei seinem ersten Besuch in Deutschland hatte Heine die Dinge aus der Nähe betrachtet. Sein Wintermärchen „Deutschland" ist eine einzige Geste gegen die in Politik und Leben archaisierende Romantik Preußens unter seinem damaligen König; und es greift noch um eins tiefer und ist ein entschlossener Zynismus gegen jede Sentimentalisierung der Begriffe, an dem das deutsche Leben krankt, eine ingrimmige Erziehung zur Nüchternheit. In seiner prachtvoll beweglichen Rhythmik, der Plauderei wie des Aufschwunges gleich fähig, wiegt sich eine unaufhörlich ironische Laune, aus der ein Finale von grandioser, anmaßender Bedrohlichkeit hervortritt. Es spricht dezidiert die Sprache des Alltags und seine Reime, wo es sich nicht gerade um lyrischen Ausdruck handelt, sind nicht Musik, sondern Pointen, witzige Brennpunkte des Sinnes. Und dennoch — und das ist vielleicht das menschlich Gewinnendste des Dichtwerks, hier schreibt jemand, der irgendwie in sich selber jede Art von Romantik erfahren hat. Vielleicht ist das schönste Kapitel dies, wo die alten Märchenerinnerungen heraufkommen zu der Vision Kaiser Rotbarts hinüberführend. Und in jenem willig-unwilligen Hin und Her, jener Neigung und

Abneigung gegen den Alten Mann im Kyffhäuser, das Symbol deutsch-romantischer Hoffnung, lebt die ganze Heinesche Seele ihr ironisch widerspruchsvolles Leben aus: die Seele des Künstlers, der sich immer wieder in das Märchen verstrickt und doch nicht das gute Gewissen dazu hat; die Seele des Vorkämpfers, der immer wieder den Elan findet, sich loszureißen; sich in die Zucht der Vernunft zu nehmen. Diesen Elan findet — vielleicht um den Preis reiner Kunst. Heine hat es selbst einmal so empfunden und hat es in einem romantischen Gleichnis gesagt: „In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meer, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht, die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang."

Schärfer, als die er in seinen „Neuen Gedichten" gab, sind die Zeitsatiren, mit denen er sich an den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" beteiligte, die Arnold Ruge und Karl Marx seit Anfang 1844 herausgaben, und, nachdem diese eingegangen waren, am „Vorwärts", den Börnstein in Paris herausgab; weswegen er sogar 1845 in Gefahr geriet, aus Frankreich ausgewiesen zu werden. Nur der Irrtum der französischen Regierung, daß er nationalisierter Franzose sei, rettete ihn.

Die Balladen, die er in den „Neuen Gedichten" von 1844 gab, sind von den schönsten, die er je gedichtet hat. Alles was er an tiefer Empfindung zu verschenken hatte, zog sich seit dem Abschluß des „Buchs der Lieder" in seine Romanzendichtung zurück. Für Heine ist die Ballade von Anfang an zumeist nur Metapher des eignen Lebens. Vergleicht man aber seine neuen Balladen wie den „Ritter Olaf", „Harald Harfagar", „Das Weib" mit früheren Arbeiten, so wird fühlbar: wie sehr in diesen das novellistisch interessante Motiv Gegenstand ist, wie vielmehr in den neuen das Gefühl, das darunter ruht. War seine Ballade früher Metapher für eine Schicksalsbegebenheit, so ist sie es jetzt für eine Lebensstimmung. Diese neuen Balladen brechen aus dem Grunde seines Herzens wie nur ein lyrisches Gedicht hervor: im „Olaf" scheint seine eigene Stimme in jener entzückten Verherrlichung des Lebens vernehmbar zu werden; der „Harald Harfangar" ruht ganz in seiner vergessenen Schwermut; den ironischen Zyklus „Unterwelt", der allerdings schon einem neuen Balladentypus angehört, hat er am Ende mit einem Gedicht abgerundet, das keine Geschichte, sondern bloß Stimmung ist und ihm aufs tiefste selber zugehört; und das Standbild des „Weibes", das die Romanzen eröffnet,

wirkt in seiner typischen Linie nicht wie eine Anekdote, sondern wie die Formulierung einer bittern Erfahrenheit des Herzens. —

Kurz nachdem Heine von seinem zweiten Hamburger Aufenthalt zurückgekehrt war, traf ihn die Nachricht, daß der Oheim Salomon Heine am 23. Dezember gestorben sei. Wenig später wurde er über das Testament des Oheims unterrichtet, das ihn mit einem Legat von 8000 Mark abfertigte. Heine hatte früher von seinem Oheim die bestimmte Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von 4800 Mark erhalten, nach seinem Tode sollte Mathilde die Hälfte dieser Summe beziehen. Die Nachricht, die er jetzt empfing, warf ihn nieder. Sein Vetter, Karl Heine, der Universalerbe, weigerte sich, das Recht auf die Pension anzuerkennen, trotzdem Heines Freund Meyerbeer schriftlich bezeugen konnte, daß sie auf Lebenszeit zugesagt worden sei. Karl Heine war dreißigfacher Millionär: es ist kaum Geiz gewesen, was ihn so hartnäckig machte; man hat nicht daran zu zweifeln, daß er Heines Lage benutzte, um ihn zum Stillschweigen über gewisse Familienvorgänge — die Familie der Frau Karl Heines, Fould-Fourtado in Paris, scheint besonders dabei im Spiel zu sein — zu zwingen. Heine war bis ins tiefste aufgebracht. Sein Verleger Campe, den er zur Vermittlung angerufen hatte, riet zum Entgegenkommen, Heine dachte sogleich an den Prozeß. Er zieht die öffentliche Meinung herein und versucht durch sie die Hamburger Verwandten einzuschüchtern. Er wünscht die Sache auf den Kampf des Genius und des Geldsackes hinauszuspielen. Er verliert jede Haltung. Er inseriert selber anonyme Zeitungsartikel, rechnet mit der heiklen Situation eines Schwagers von Karl Heine, der Senator werden will, und läßt ihm einen Wink erteilen, was in diesem Augenblick eine ungünstige öffentliche Stimme vermögen würde. Die Erregung wirkt auf seinen Gesundheitszustand. Schon seit Januar war das linke Augenlid gelähmt und wollte sich nicht mehr heben, das rechte Auge war trübe. Nun zog sich eine schlagartige Lähmung vom Gesicht über die Brust abwärts. Lippen, Zunge und Schlund, schließlich auch die Kinnladen verloren die Empfindung und versagten zeitweise den Dienst. Er wird mürbe. Um den Preis der bedingungslos auszuzahlenden Pension bekennt er sich zu jeder gewünschten Ehrenerklärung und Abbitte bereit. Es kommt eine grauenhafte Stunde, in der er schreibt: „Contemnere mundum, contemnere se ipsum, contemnere se contemni. — Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen . . .“ Freunde nehmen sich seiner an. Meyerbeer, Detmold; der junge Lassale tritt geschickt und leidenschaftlich für ihn ein,

der Fürst Pückler-Muskau wendet sich mit einem Brief an Karl Heine. Heine selbst entschließt sich zu einem versöhnlichen Schreiben an den Vetter. Das Legat wurde ihm nun ausgezahlt, die Pension nach wie vor verweigert. Jetzt scheint Heine die Sache verloren zu geben. Er will keinen Prozeß mehr, er findet seine Genugtuung auf andere Weise: er ist mit einem „entsetzlichen Memoire" beschäftigt. Indessen, als sich im Mai 1846 sein Zustand bedenklich verschlimmerte, als bereits Gerüchte seines Todes in den Blättern umgingen, entschloß sich endlich Karl Heine Frieden zu machen und erkannte das Versprechen seines Vaters an. Als er im Jahr darauf nach Paris kam, versöhnte er sich in Person mit Heine, der sich verpflichtete, nichts zu publizieren, was für die Familie Karl Heines kränkend sein könnte. — Wie weit die Aufregungen dieses Konfliktes in Wirklichkeit den Ausbruch von Heines Leiden, das nun unaufhörlich fortschritt, befördert haben, läßt sich nicht sagen. Für Heine jedenfalls verknüpft sich fortan der unselige Familienzwist unauflöslich mit seinem Siechtum. Für ihn hat sich die Familie dort in Hamburg unheilbar an seinem schönen Dasein versündigt. „Wahrlich, nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, daß mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch" (1. September 1846). Seine Krankheit, die ihn von jetzt ab nicht mehr freigab, hat ihm die Erinnerung an das schnöde Betragen der Familie bis ans Ende wach gehalten; und sie selber, seine Krankheit, empfand er nicht als ein unpersönliches, über ihn verhängtes Unglück: sie war ihm ein Streich, von Menschen beigebracht. Er dachte daran, was ihm von früh an aus diesem Menschenkreis her geschehen war, und sah es im Zusammenhang mit dieser Tat, die ihn zu Fall gebracht hatte. Ein unklares Ungestüm bemächtigte sich seiner. Es kommen Momente, in denen ihm sein Leben wie ein Tragisches erscheint. Sein Sinn ist: Zugrundegehn des Schönen, des Verehrungswürdigen, der freche Sieg des Ungerechten. Er erlebt das Unterliegen an sich, und mit einem gramvollen, untäuschbaren Blick wühlt er im Stoff der Welt und spürt dergleichen auf, was ihm selbst geschehen ist. Wenn man vor dieser Zeit von einem Pessimismus Heines reden will, so bezieht er sich allein auf das erotische Gebiet, wo er ja mit der Rolle des unglücklichen Liebhabers debütierte; und als er die „Neuen Gedichte" herausgab, gefiel es ihm die „Pariser Frauenbilder" zu kleinen Romanen der Enttäuschung anzuordnen. Aber erst jetzt, wo auch sein politisches Vertrauen in die Zukunft nicht mehr das ungebrochene

seines Anfangs ist, wo er auch hier zwiespältig, freudlos empfindet, erst jetzt mehren sich die dunklen Blicke, die er für das Leben in seinem ganzen Umfang hat, dergestalt, daß man von einem Pessimismus Heines sprechen könnte; nur daß das Wort den Anschein wecken würde, als ob es sich um eine systematische Weltanschauung handle. Davon ist bei Heine nicht die Rede, Es ist nicht mehr als eine Stimmungsfarbe, die in seinen Äußerungen vorzuwalten anfängt.

Als Heinrich Laube, der vor sieben Jahren von einem blühenden Menschen Abschied genommen hatte, den Kranken im Jahr 1847 wiedersah, erschütterte ihn die Verwüstung: statt dem früheren glatten Haar mit kastanienbraunem Schimmer trockenes, grau gesprenkeltes Haar, verwildert um die Stirne hängend; das Gesicht, damals glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt von einem grauen Bart eingerahmt, weil die schmerzlich erregten Nerven das Schermesser nicht mehr ertrugen. Zu Anfang Februar 1848 begab sich der Kranke in eine Heilanstalt. Kurz darauf brach die dritte französische Revolution aus. Sie spielte sich in seiner nächsten Nähe ab, ihre Geräusche drangen zu ihm ins Fenster herein, es ergriff ihn noch einmal vom Wirbel bis zur Sohle; allerdings nur auf einen Moment. In den Korrespondenzberichten für die „Allgemeine Zeitung" (vom 3. bis zum 22. März), den letzten, die er überhaupt geschrieben hat, geht seine Sympathie für die Revolutionsleute rasch und merkbar zurück. Und vollends wissen seine privaten Äußerungen nichts mit den Zeitereignissen mehr anzufangen: „Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordner Gotteswahnsinn...". Das Zufällige im Ausbruch dieser Revolution degoutierte ihn. In ein paar unterdrückten Seiten der später geschriebenen „Geständnisse" machte er sich hinlänglich über die provisorische Regierung der Revolutionäre lustig und heißt die Thronbesteigung Napoleons III. als die Rehabilitation des französischen Ansehens willkommen. Überdies wurde er finanziell durch die Februarereignisse geschädigt. Wahrscheinlich hörte auch die bisher von Frankreich empfangene Unterstützung von da ab auf. Als damals die Liste der von der französischen Regierung Unterstützten veröffentlicht wurde, beschuldigten ihn deutsche Stimmen der Käuflichkeit. Er entgegnete in einer ausdrücklichen „Erklärung".

Er hatte es seinem Arzt Dr. Gruby zu verdanken, daß er im Mai 1848 noch einmal auszugehen vermochte. Es war jener letzte Gang ins Louvre, den er im Nachwort des „Romanzero" beschrieben hat. Vor dem Marmor der melischen Aphrodite brach er zusammen.

Seitdem war er ans Krankenzimmer gefesselt. Im Sommer siedelte er aufs Land nach Passy über, im Oktober bezog er eine Wohnung in der Rue d'Amsterdam in der Nähe des Kirchhofs von Montmartre. Er ist gelähmt; er muß sich wie ein Kind tragen lassen, die Beine sind wie „Baumwolle". Lähmungen der Hände, der Kinnladen wechseln ab. Er konnte nicht mehr selbständig lesen und schreiben und brauchte Sekretäre und Vorleser, denn er war rastlos geistig beschäftigt. Karl Hillebrand, der 1849/50 sein Sekretär war, erzählt, er habe ihm Goethe, Schiller, eine Menge theologische Schriftsteller, Spitteler, Tholuck, Spalding, auch die Bibel vorlesen müssen. Heine diktierte ihm am Morgen die Verse des „Romanzero", die über Nacht entstanden waren. Denn die Produktion Heines hatte niemals ernstlich ausgesetzt: in den schweren Jahren 1846, 1847 hatte er die beiden Tanzpoeme, „Die Göttin Diana" und den „Faust" geschrieben, und einige Gedichte. Und statt zu erlahmen, trieb sie jetzt, wo er auf dem Krankenbett lag, eine letzte prachtvolle Blüte. „Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben und sitzen kosend an meinem Bett: meine französische Frau und die deutsche Muse", schrieb er damals. Er trug auf das zarteste Sorge, der Mutter seinen jammervollen Zustand zu verheimlichen, er schrieb heiter sorglose Briefe, sprach von der Hoffnung, nach Deutschland zu kommen, und schilderte ihr und der Schwester die Behaglichkeit seiner Verhältnisse und die Liebenswürdigkeit Mathildes. In den Stunden, wo sein Leiden es zuließ, hatte er noch immer Freunde bei sich, die freilich allgemach seltener wurden. Auch aus Deutschland fanden sich Besuche ein: 1851 kam Campe, der die neue Gedichtsammlung des „Romanzero" erwarb; im selben Jahr kamen seine beiden Brüder Ludwig und Maximilian. August Lewald, Heinrich Laube, vor allem Alfred Meißner waren öfters bei ihm. 1855 sah er die Schwester Charlotte Embden wieder. Und die Weltausstellung in diesem Jahre brachte viele Deutsche nach Paris, die bei ihm vorsprachen. Er hatte unterdessen seine Wohnung in der Rue d'Amsterdam verlassen; eine Wohnung, die er im Herbst 1854 bezogen hatte, schon nach wenigen Wochen wieder räumen müssen; im November war er in seine letzte Wohnung auf der Rue Matignon eingezogen.

Als im Jahre 1851 der „Romanzero", im Jahre 1854 in den „Vermischten Schriften" die „Geständnisse" erschienen, war darin eine entschiedene Wendung der innern Überzeugungen des Schriftstellers angedeutet. Eine Wendung, die sich auf sein Verhältnis zu den religiösen Dingen bezog. Die Öffentlichkeit

fabelte sogleich, Heine habe sich zur Kirche bekehrt. Die Wahrheit ist, daß er, der unter Saint-Simonistischem Einfluß einen unklaren Pantheismus bekannt hatte, einen Pantheismus der in Wirklichkeit, was er selbst niemals Wort haben wollte, nichts als eine Form des Atheismus war, daß er nun wieder den Glauben an einen persönlichen Gott bekannte. Von irgendeiner positiven Kirchlichkeit wollte er nach wie vor nichts wissen. Es war das religiöse Erlebnis an sich, das subjektive Erlebnis des Glaubens, das den Inhalt seiner neuen Überzeugungen ausmachte. Die Dinge spielen etwa seit dem Jahre 1848, das ihn für immer in die Krankenstube bannte. Er, der die Psychologie des Christentums als die Psychologie der Kranken erraten hatte, verbarg sich nicht, daß die Veränderung seiner Ansichten in seinem Zustand wurzle; „Es ist mehr Verwandschaft zwischen Opium und Religion, als sich die Menschen träumen lassen", warf er hin, ob es gleich andere Äußerungen gibt, die seine Wendung mehr als ein Resultat des Nachdenkens hinstellen wollen. Dennoch handelt es sich um keinen frommen Zusammenbruch. Er gestand, es müsse verschiedenerlei Religionen geben, für Kranke und für Gesunde. Sein Glauben ist ihm nicht die einzige, unabweisbare Anschauung der Welt geworden, wie der Glaube es für den Frommen ist. Er griff nach ihm, wie nach einem Heilmittel. Er wählte ihn, er war nicht von ihm besessen. Im Grunde ist diese religiöse Wendung ein letztes Zusichselberkommen. Auf allen Punkten läßt er ja im Verlauf der Pariser Jahre seine eigentümliche Natur gegenüber seinen vorgefaßten Standpunkten gewähren. In dem Sprecher des Liberalismus war immer energischer sein ihm von je verdächtiger, aristokratischer Instinkt zum Vorschein gekommen. Der Bekämpfer der romantischen Schule hatte in sich den romantique défroqué entdeckt. Heine besaß immer einen erlesenen Verstand der Seele für religiöse Dinge und ist im Grund niemals Atheist gewesen. Weder der Atheismus, noch der Glaube an einen persönlichen Gott sind irgend in ihm zu Ende gedacht worden. Er konnte beides in sich halten. Es blieben Möglichkeiten des Gefühls, die dem Dichter beide offen standen. Und es war ein Einfall von einer ungeheuren holden Simplizität, ein süßer Schrecken, der ihm durch das Gebein fährt, wenn er nun wagt, das immer in ihm ruhende Gefühl Gottes anzuerkennen. Ein Lyrikererlebnis, das auf dem Krankenbett ihn durchzückt. „Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen..." Die Masse verleidete ihm das Republikanertum, die Masse verleidete ihm den Atheismus in dem

Augenblick, wo er aus dem zentralen Geheimnis der Hegelschen Philosophie das Bekenntnis des gemeinen Mannes zu werden anfing. Diesem physiognomielosen Unglauben hatte er das unsagbar Individuelle seines Verhältnisses zum Unendlichen entgegenzustellen. Denn er erlebt es als Mystiker, abseits von jedem Dogma. Die Gottheit, der er sich jetzt in die Hände gibt, ist noch am ehesten der altjüdische Gott, der von früh an in seiner Phantasie und seinem Scherz irgendwie gegenständlich gewesen ist. Und wiederum ruht er von nun an nicht sicher im Glauben und fühlt sich ein für alle mal geborgen: er hat nie vorher so böse und dunkel gefragt, wie er damals fragte. Und das Erlösende bei alledem ist, daß dieser freie Kopf keinen Augenblick die Ironie über sich selbst verlor und, besonders im Gespräch, nach wie vor die reizendsten Bosheiten für den lieben Gott übrig hatte.

An dem ganzen Gewühl dieses innern Lebens nährt sich die volle dunkle Blumenernte seiner letzten Gedichte. Der „Romanzero", der 1851 herauskam, umfaßt bei weitem nicht alles; aber er repräsentiert alle Töne. Die Gedichte, die 1854 in den „Vermischten Schriften" erschienen, ergänzen. Den breitesten Raum hat der „Romanzero" der Balladendichtung vorbehalten, nur in den „Lamentationen" gibt er Proben derjenigen letzten Lyrik Heines, deren Stoff das ganze Persönliche ist. Was die Balladen betrifft, so steht zwar hier noch ein so streng gefaßtes Stück wie der „Asra", den ein einziges Gefühl durchkomponiert und zu einer unverrückbaren Wortarchitektur macht; aber es überwiegt jenes andere Geschlecht Heinescher Versepen, das seine Strophen in einer üppig nachlässigen Ornamentik aneinanderschlingt und zum ersten Male im „Tannhäuser" auftrat; es hat eine Vorliebe, den Stoff trilogisch zu verteilen und, während sich weite Strecken zwischen Plauderei und Gefühl — versifizierte Prosa — hinbewegen, den rein lyrischen Ausdruck auf einen besondern Abschnitt einzuschränken. Dieser von Opiaten erschöpfte kranke Dichter scheint es überdrüssig, zu organisieren; er starrt verloren seiner rastlosen innern Schau nach. Jetzt wo das äußere Leben von seiner verhangenen Krankenstube abgesperrt ist, erzeugt ihm sein von früh an mit Wirklichkeiten genährtes Hirn Bilder von einer brennenden Gegenwärtigkeit, die das Wirkliche überbieten; bringt es ihm Nuancen herauf, die mit einem Schlag Vorgänge suggerieren. Niemals vorher hat er so die Farbe zu setzen gewußt wie etwa in jener Abfahrtsszene des Gedichtes „Bimini": Golf und Strand der Insel Cuba, der blaue Himmel, das farbenschillernde Volk, der

Purpurbaldachin des Bischofs, Goldbrokat, goldgelbe Sonnenschirme wie riesige Pilze, der Altaraufbau in freier Luft mit „Blumen, Heil'genbildchen, Palmen, Bändern, silbernem Gerät, Goldflitter und Wachskerzen, lustig funkelnd". Niemals ist ihm ein solches Detail eingefallen, wie dies im „Vitzliputzli", daß sich im langsamen Ringen die Arabesken der spanischen Rüstungen auf der nackten Indianerbrust abdrücken. Der Bau eines Ganzen kommt nicht mehr zustande, die Einzelheit verführt den Künstler. Aber es scheint, daß er gar nicht mehr den Ehrgeiz hat, ein rundes Kunstwerk zu machen: nur die ihm versagte, angebetete Wirklichkeit in sich heraufzubeschwören, darum ist es ihm zu tun. — Aber neben diesem Bedürfnis die Vision des Wirklichen zu haben, was es auch immer sei, treten die neuen persönlichen Inhalte seines Daseins in dieser letzten Produktion empor. Aus dem besondern Gefühl seines Schicksals heraus, dem Gefühl des Unterliegenden, formt er das Schicksal seiner Helden und Dichter und Frauen. Es erbaut ihn, sein eignes armes entstelltes Leben in das schöne Mißgeschick eines Firdusi aufzulösen. Und sein bitteres Weltgefühl, das die Dinge in ihm erzeugt haben, weidet sich an den Untergängen eines Volkes, einer Familie. In den „hebräischen Melodien" aber, mit denen er den „Romanzero" schloß, schafft sich der solange in Schweigen begrabene Zusammenhang des Dichters mit dem Volk, aus dem er ist, Gehör. Es hätte nicht ganz zu sich selbst kommen heißen, wenn er nicht diesen mütterlichen Boden seiner in sich wiedergefunden hätte. Und es geschieht aus dem einfachen und tiefen Bedürfnis sich selbst zu bejahen, wenn er jetzt überall die positive Leistung und den Adel seiner Vorfahren aus dem Staub hervorzieht. Was schon vor Jahren im „Rabbi von Bacherach" sich vernehmen lassen wollte und damals stumm blieb, das bricht jetzt anmutig, glänzend, in Fülle hervor. Ein entzücktes Geben, wie aus einem lange verheimlichten Besitz. Mit dem Bibelgott findet er auch das Volk der Bibel wieder. Aber wie gegen den Gott bewahrt er auch gegen das Judentum die volle heiterste Freiheit; jüdischer wie christlicher Konfessionseifer bleibt ihm gleichermaßen unter dem, was er ernst nehmen kann, und er schließt die „Hebräischen Melodien" mit einem burlesken Schnörkel, der ihn auf nichts verpflichtet.

Neben dieser Romanzenpoesie, die die Einbildungskraft beschäftigt, entstehen aber noch reine Lyrica, Gedichte, in denen die Seele unumwunden von sich selber spricht. Das Buch „Lamentationen", vor allem der Abschnitt „Lazarus" repräsentieren

sie im „Romanzero". Der junge Mensch vor dreißig Jahren verlangte nach einer „innern Geschichte", er half nach und übertrieb den Ton: dieser Sterbende ist voller innerlichem Geschehen und das simple, das erste schlechteste Wort ist ihm recht, das sich dicht an den Kern des Erlebnisses anlegt. Statt der melodischen Weisen, auf die sich früher seine Schmerzen zu stimmen liebten, braucht er jetzt gern den ungestümen harten Knittelvers; und nicht im Gefühl der metrischen Melodie ist es, daß sich der sprachliche Ausdruck formt: der Satz bricht die Schranken des Metrums ein, er behauptet seinen eigenen Rhythmus, den Rhythmus des Gefühls, woraus er stammt. Es entstehen erschütternde Tonlosigkeiten, Unmelodien: „Ich weine, wenn ich ihrer gedenke . ."; „. . . Was gut und groß Und schön, das nimmt ein schlechtes Ende". In diesen Gedichten kommt jene finstre Vehemenz zum Wort, mit der der Sterbende im Gedächtnis des Erlittenen, im Gedächtnis seiner Entwürdigung wühlt. Es kommt ein Zynismus zum Wort, der sich selber nicht mehr schont und die Dinge beim Namen nennt. Und dann und wann, durch kein moralisches Prinzip gebeugt, entlädt sich eine verwilderte Gebärde der Rache, der Verfluchung; Ausbrüche, in denen die Vitalität ihre letzte dunkle Orgie feiert. Und es kommt die stille Bitterkeit zum Wort, mit der das unheilbare Siechtum, die Nähe des Todes jedes Begebnis färbt.

1854 erschien Heines letzte Publikation, die die „Vermischten Schriften", neue Gedichte, die „Geständnisse", kleinere Prosa, darunter die glänzend geschriebenen Denkworte auf Ludwig Marcus, vor allem seine zweite Pariser Korrespondenz für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" enthielt. In den „Geständnissen" gab er ein Stück Selbstbiographie; wie denn das Bedürfnis, das er seit seinen literarischen Anfängen gehabt, seine Existenz im Zusammenhang zu übersehn, von neuem erwacht. Seit 1854 arbeitete Heine an einer neuen Abfassung seiner „Memoiren". 1840 hatten schon vier handschriftliche Bände vorgelegen, die er aber zum großen Teil aus Rücksichten, vor allem gegen die Hamburger Familie, vernichtet hatte. Was von der neuen Fassung, die er jetzt unternahm, erhalten ist, umfaßt nur die Geschichte der Kindheit; ohne Zweifel war aber viel mehr vorhanden. Ein Memoirenwerk wäre seine eigentliche große Äußerung geworden: auf Selbstdarstellung, Überlieferung seines empirischen Ich zielt seine ganze Produktion. Bis kurz vor seinem Tod sah man ihn daran tätig.

Im Jahr 1855 erlebte er das letzte Abenteuer des Herzens. Ein junges Mädchen betrat das Zimmer des Kranken. Heine hörte ihre Stimme, die ihm gut klang, und hob sein Augenlid, um sie zu

betrachten. Er bat sie wiederzukommen. Es war eine junge abenteuerliche Schwäbin, die nach Jahren ihre Erinnerungen unter dem Namen Camille Selden veröffentlichte, die seine Gedichte kannte und selbst mit der Feder umging. Ein blondes Geschöpf, anmutig, mokant und zart. Er nannte sie die „Mouche". Sie las ihm vor, sie übersetzte mit ihm, sie wurde ihm unentbehrlich. Er schrieb ihr Billets von einer tollen Zärtlichkeit und seine letzten Verse sind ihr gewidmet. Er liebte vielleicht zum erstenmal in Harmonie mit sich selber. Hier war sinnliches Verlangen, das doch nicht alle andern Menschlichkeiten unterjochte: hier war zugleich das Glück, in seinem besondern geistigen Wesen empfunden zu werden. Hier durfte er in allen Nüancen seiner Geistigkeit spielen, und doch umfing ihn immer das Eine. In den Gedichten an die „Mouche" hat er lächelnd, bitter und zynisch die bizarre Situation des sterbenden Liebhabers durchgefühlt und hat zugleich den reinsten Klang der Liebe gegriffen, den er jemals erfand.

Im Februar des nächsten Jahres 1856 ging es zu Ende. Ohnmachten, Krämpfe, starkes Erbrechen erschöpften ihn mehrere Tage lang. Nach einem schweren Todeskampf starb er in der Morgendämmerung des 17. Februar. Am 20. Februar wurde er ohne religiöse Zeremonie, wie er es gewollt hatte, auf dem Kirchhof von Mont-Martre beerdigt. An hundert Menschen gaben ihm das Geleit, darunter seine Freunde unter den französischen Schriftstellern.

Wer Heines gesamte Äußerungen überblickt, vermißt vielleicht ein zentrales Werk, in dem sich seine Persönlichkeit verdichtet hätte: so schöne Einzelheiten umherliegen, man wünscht an irgend einer Stelle den Grund zu fühlen, auf den man sie alle beziehen kann. Ist es das große Memoirenwerk, das die Lücke ausgefüllt haben würde? Mir scheint: nein. Heine begann seine Memoiren schon sehr früh, schon in den zwanziger Jahren, aufzuzeichnen, als der Stoff des Lebens noch vor ihm lag; sie hätten es in seiner lebendigen Strömung begleitet, nicht wie Goethes „Dichtung und Wahrheit" rückblickend ein Gelebtes zu einem Gedankenbild befestigt. Die Zeit hätte sich darin gespiegelt wie ein Wolkenzug im Wasser. Und so scheint: es ist die tiefste Eigenschaft Heines gewesen: zu spiegeln; das Lebendige alles durch sich hindurchgehn zu lassen und ihm augenblicks zu erwidern, niemals aber zu erfahren, wie es sich in ein neues, aus dem Geheimnis der Persönlichkeit ernährtes Ge-

bilde verwandelt. Er hat einmal die merkwürdige Frage getan: „Im Grunde, was ist tief? Ist die Grube tiefer als der flache Spiegel, der sie mit ihrer tiefsten Tiefe zurückstrahlt?", als müßte er über einen augenblicklichen Schwindel des Wesenlosen, was er ist, hinwegkommen. Hier entspringt der besondere Charakter seiner Poesie mit ihrem deutlichen Zug zum Epischen, mit ihrem höchsten Gipfel der Ballade: sie schweift nicht redend in den Gründen des Gefühls, ihre Substanz ist in ungewöhnlichem Maße das äußere Leben. Hier liegt seine eigentümliche Zwischenstellung zwischen dem Dichter und dem Tagesschriftsteller begründet: er muß sich unaufhörlich den Stoff des Tages zuführen; hier seine eigentümliche Einmischung ins politische Leben, das doch im Grunde nur ein traumhaftes Mittun war: „Ich wußte wie ihnen zumute war, aber mir war ganz anders zumute" (an Lewald). Er lebte im Augenblick; aber der gegenwärtige Augenblick kennt nicht den künftigen und nicht den vergangnen: das ist der Quell seiner Widersprüche, dessen, was nach unsern Begriffen wie Widerspruch aussieht. Er, der ein Stimmungsleben, ein Leben der Nerven wie selten wer geführt hat, er gerade fühlte sich zu einem unbedingten Standpunkt, einer Weltanschauung verpflichtet. Und während seine Natur zu einer Zeit restlos in den Saint-Simonismus aufzugehn scheint, tut sich schon wenige Jahre später die Kluft auf — und es verlangt ihn endlich nach der unité morale; er weiß nicht, daß sie für ihn nicht existiert. Er hat das Religiöse, das er auf dem Krankenbett in sich wiederfand und doch nur auf Momente wiederfand, auf die Formel des Deismus gebracht und ist zu gleicher Zeit in Blasphemien ausgebrochen. Ein eigentümliches Bedürfnis der Vereinfachung durch den Begriff, ein fast banaler Rationalismus hat zeitlebens mit seinem unbewußteren Ich, dessen Wesen Vibration war, im Kampf gelegen. Dieser Kampf umschreibt sein geistiges Dasein.

Was man alles sagen mag: sein Werk ist noch heut ein Lebendiges; es beunruhigt, es entzückt, es wird geliebt und gehaßt wie nur ein Lebendiges. Vielleicht ist er gerade deshalb so populär, weil er ganz und gar in der Vordergrundszone des Menschenlebens steht; weil er das was jeden angeht, die Beziehungen von Mensch zu Mensch, vom Mann zum Weib, vom Einzelnen zur Gesellschaft, in ihrem Glück, mehr noch in ihren Traurigkeiten, Täuschungen, Absurditäten so fest fühlt und so unausrechenbar ausspricht. Hier ist er Herr jedes Schattens, von einer durchdringenden Intelligenz und doch immer vom Leben befangen; hier von einer erlösenden freien frechen Offenheit, die sich in die Sprache der bürgerlichen

Moral und Sentimentalität mit tödlicher Ironie verstellt. Es bleibe doch auf sich beruhen, mit wie viel beflecktem Leben dies lachende Wissen erkauft worden ist; das Unverlierbare seines Daseins ist in seinem Werk aufgehoben. Um die böse, heilsame Grazie dieses Lachens, das er gefunden hat, mehr noch als um die aufwühlende Gewalt einiger Gedichte, die von ihm sind, lieben wir ihn und bleibt er ein Etwas, das unser geistiges Dasein unentrinnbar modifiziert.

Erwin Kalischer.

Gedichte.

Inhalt des 1. Teiles.

Seite

Einleitung des Herausgebers 1
Buch der Lieder 57
Vorrede zur zweiten Auflage 59
Vorrede zur fünften Auflage 65
Vorrede zur dritten Auflage 67

Junge Leiden (1817—1821).

Seite

Traumbilder.
1. Mir träumte einst . . . 73
2. Ein Traum, gar seltsam 73
3. Im nächt'gen Traum hab' ich 76
4. Im Traum sah ich ein Männchen 76
5. Was treibt und tobt . . 77
6. Im süßen Traum, bei stiller Nacht 78
7. Nun hast du das Kaufgeld 80
8. Ich kam von meiner Herrin Haus 82
9. Ich lag und schlief . . . 87
10. Da hab' ich viel blasse Leichen 87

Lieder.
1. Morgens steh ich auf und frage 89
2. Es treibt mich hin . . 89
3. Ich wandelte unter den Bäumen 89
4. Lieb Liebchen, leg's Händchen 90
5. Schöne Wiege meiner Leiden 90
6. Warte, warte, wilder Schiffsmann 91
7. Berg' und Burgen . . . 92
8. Anfangs wollt' ich fast verzagen 92
9. Mit Rosen, Zypressen . 92

Romanzen.
1. Der Traurige 94
2. Bergstimme 94
3. Zwei Brüder 95
4. Der arme Peter . . . 96
I. Der Hans und die Grete 96
II. „In meiner Brust, da sitzt ein Weh" . . 96
III. Der arme Peter wankt vorbei 97
5. Lied des Gefangenen . . 97
6. Die Grenadiere 98
7. Die Botschaft 99
8. Die Heimführung . . . 99
9. Don Ramiro 100
10. Belsazar 104
11. Die Minnesänger . . . 106
12. Die Fensterschau . . . 106
13. Der wunde Ritter . . . 107
14. Wasserfahrt 107
15. Das Liedchen von der Reue 108
16. An eine Sängerin . . 110
17. Das Lied von den Dukaten 110

Seite

18. Gespräch auf der Paderborner Heide 111
19. Lebensgruß 113
20. Wahrhaftig 113

Sonette.

An A. W. v. Schlegel . . . 114
An meine Mutter B. Heine 114
I. Ich bin's gewohnt . . 114
II. Im tollen Wahn . . . 115
An H. S. 115
Fresko-Sonette an Christian S. 115

Seite

I. Ich tanz' nicht mit . . 115
II. Gib her die Larv' . . 116
III. Ich lache ob 116
IV. Im Hirn spukt mir . . 117
V. In stiller, wehmutweicher 117
VI. „Als ich vor einem Jahr" 118
VII. Hüt' dich, mein Freund 118
VIII. Du sah'st mich oft . . 118
IX. Ich möchte weinen . . 119

Lyrisches Intermezzo (1822—1823).

Prolog 123
1. Im wunderschönen Monat Mai 124
2. Aus meinen Tränen sprießen 124
3. Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne . 124
4. Wenn ich in deine Augen seh' 125
5. Dein Angesicht, so lieb und schön 125
6. Lehn' deine Wang' an meine Wang' 125
7. Ich will meine Seele tauchen 125
8. Es stehen unbeweglich . 126
9. Auf Flügeln des Gesanges 126
10. Die Lotosblume ängstigt 127
11. Im Rhein, im schönen Strome 127
12. Du liebst mich nicht . . 128
13. O schwöre nicht und küsse nur 128
14. Auf meiner Herzliebsten Augelein 128
15. Die Welt ist dumm, die Welt ist blind . . . 129
16. Liebste, sollst mir heute sagen 129
17. Wie die Wellenschaumgeborene 129
18. Ich grolle nicht 130
19. Ja, du bist elend, und ich grolle nicht 130
20. Das ist ein Flöten und Geigen 130
21. So hast du ganz und gar vergessen 131
22. Und wüßten's die Blumen, die kleinen 131
23. Warum sind denn die Rosen so blaß . . . 131
24. Sie haben dir viel erzählet 132
25. Die Linde blühte, die Nachtigall sang . . . 132
26. Wir haben viel füreinander gefühlt 132
27. Du liebest mir treu am längsten 133
28. Die Erde war so lange geizig 133
29. Und als ich so lange, so lange gesäumt . . . 134
30. Die blauen Veilchen der Augelein 134
31. Die Welt ist so schön . . 134
32. Mein süßes Lieb, wenn du 134
33. Ein Fichtenbaum steht einsam 134
34. Ach, wenn ich nur der Schemel wär' 135
35. Seit die Liebste war entfernt 136
36. Aus meinen großen Schmerzen 136
37. Philister in Sonntagsröcklein 136
38. Manch Bild vergessener Zeiten 137
39. Ein Jüngling liebte ein Mädchen 138
40. Hör' ich das Liedchen klingen 138
41. Mir träumte von einem Königskind 138
42. Mein Liebchen, wir saßen beisammen 139
43. Aus alten Märchen winkt es 139
44. Ich hab' dich geliebet . . 140
45. Am leuchtenden Sommermorgen 140
46. Es leuchtet meine Liebe 140
47. Sie haben mich gequälet 141
48. Es liegt der heiße Sommer 141
49. Wenn zwei voneinander scheiden 141
50. Sie saßen und tranken am Teetisch 142
51 Vergiftet sind meine Lieder 142
52. Mir träumte wieder . . 143
53. Ich steh' auf des Berges Spitze. 143

		Seite
54.	Mein Wagen rollet langsam	143
55.	Ich hab' im Traum' geweinet	144
56.	Allnächtlich im Traume	144
57.	Das ist ein Brausen	145
58.	Der Herbstwind rüttelt	145
59.	Es fällt ein Stern herunter	145
60.	Der Traumgott bracht' mich	146
61.	Die Mitternacht war kalt	147
62.	Am Kreuzweg wird begraben	147
63.	Wo ich bin, mich rings umdunkelt	147
64.	Nacht lag auf meinen Augen	147
65.	Die alten bösen Lieder	149

Die Heimkehr (1823—1824).

1.	In mein gar zu dunkles Leben	153
2.	Ich weiß nicht, was soll es	153
3.	Mein Herz, mein Herz ist traurig	154
4.	Im Walde wandl' ich	155
5.	Die Nacht ist feucht	155
6.	Als ich, auf der Reise	155
7.	Wir saßen am Fischerhause	156
8.	Du schönes Fischermädchen	157
9.	Der Mond ist aufgegangen	157
10.	Der Wind zieht seine Hosen an	158
11.	Der Sturm spielt auf zum Tanze	158
12.	Der Abend kommt gezogen	159
13.	Wenn ich an deinem Hause	160
14.	Das Meer erglänzte weit	160
15.	Da droben auf jenem Berge	161
16.	Am fernen Horizonte	161
17.	Sei mir gegrüßt, du große	161
18.	So wandl' ich wieder	162
19.	Ich trat in jene Hallen	162
20.	Still ist die Nacht	162
21.	Wie kannst du ruhig schlafen	163
22.	„Die Jungfrau schläft"	163
23.	Ich stand in dunkeln Träumen	164
24.	Ich unglückse'ger Atlas!	164
25.	Die Jahre kommen und gehen	165
26.	Mir träumte: traurig schaute der Mond	165
27.	Was will die einsame Träne?	165
28.	Der bleiche, herbstliche Halbmond	166
29.	Das ist ein schlechtes Wetter	167
30.	Man glaubt, daß ich mich grämе	167
31.	Deine weißen Lilienfinger	168
32.	„Hat sie sich denn nie geäußert"	168
33.	Sie liebten sich beide	168
34.	Und als ich euch meine Schmerzen geklagt	168
35.	Ich rief den Teufel	169
36.	Mensch, verspotte nicht	169
37.	Die heil'gen drei Könige	169
38.	Mein Kind, wir waren Kinder	170
39.	Das Herz ist mir bedrückt	171
40.	Wie der Mond sich leuchtend dränget	171
41.	Im Traum sah ich die Geliebte	172
42.	„Teurer Freund! Was soll es nützen"	173
43.	Werdet nur nicht ungeduldig	173
44.	Nun ist es Zeit, daß ich	173
45.	Den König Wiswamitra	174
46.	Herz, mein Herz, sei nicht	174
47.	Du bist wie eine Blume	174
48.	Kind! es wäre dein Verderben	175
49.	Wenn ich auf dem Lager liege	175
50.	Mädchen mit dem roten	175
51.	Mag da draußen Schnee	176
52.	Andre beten zur Madonne	176
53.	Verriet mein blasses Angesicht	176
54.	Teurer Freund, du bist	177
55.	Ich wollte bei dir weilen	177
56.	Saphire sind die Augen	177
57.	Habe mich mit Liebesreden	178
58.	Zu fragmentarisch ist Welt und Leben	178
59.	Ich hab' mir lang' den Kopf zerbrochen	178
60.	Sie haben heut abend	179
61.	Ich wollt', meine Schmerzen	179
62.	Du hast Diamanten	179
63.	Wer zum ersten Male liebt	180
64.	Gaben mir Rat	180
65.	Diesen liebenswürd'gen Jüngling	180
66.	Mir träumt': ich bin	181
67.	Ich hab' euch im besten Juli verlassen	183

	Seite
68. Von schönen Lippen . .	183
69. Wir fuhren allein . . .	183
70. Das weiß Gott, wo sich	183
71. Wie dunkle Träume stehen	184
72. Und bist du erst	184
73. An deine schneeweiße Schulter	185
74. Es blasen die blauen Husaren	185
75. Habe auch in jungen Jahren	185
76. Bist du wirklich mir . .	186
77. Ach, die Augen sind es	186
78. Selten habt ihr mich . .	186
79. Doch die Kastraten klagten	187
80. Auf den Wällen Salamancas	187
81. Neben mir wohnt Don Henriquez	187
82. Kaum sahen wir uns . .	188
83. Über die Berge steigt schon die Sonne . . .	188
84. Zu Halle auf dem Markt	189
85. Dämmernd liegt . . .	189
86. Nacht liegt auf den fremden Wegen	189
87. Der Tod das ist . . .	190
88. „Sag', wo ist dein schönes Liebchen"	190
Götterdämmerung	190
Ratcliff	192
Donna Klara	195
Almansor	198
1. In dem Dome zu Cordova	198
2. Hastig schritt er	199
3. In dem Schloß zu Alcolea	200
Die Wallfahrt nach Kevlaar .	201
1. Am Fenster stand . . .	201
2. Die Mutter Gottes . .	202
3. Der kranke Sohn . . .	203

Aus der Harzreise (1824).

	Seite
Prolog	207
Berg-Idylle	207
1. Auf dem Berge steht .	207
2. Tannenbaum, mit grünen Fingern	209
3. Still versteckt der Mond sich draußen	211
Der Hirtenknabe	213
Auf dem Brocken.	214
Die Ilse	215

Die Nordsee (1825—1826).

Erster Zyklus.

	Seite
1. Krönung	219
2. Abenddämmerung . . .	220
3. Sonnenuntergang . . .	220
4. Die Nacht am Strande	222
5. Poseidon	224
6. Erklärung	225
7. Nachts in der Kajüte . .	226
8. Sturm	228
9. Meeresstille	229
10. Seegespenst	230
11. Reinigung	232
12. Frieden	233

Zweiter Zyklus.

	Seite
1. Meergruß	235
2. Gewitter	236
3. Der Schiffbrüchige . .	237
4. Untergang der Sonne .	238
5. Der Gesang der Okeaniden	240
6. Die Götter Griechenlands	242
7. Fragen	245
8. Der Phönix	245
9. Im Hafen	246
10. Epilog	248

Inhalt des 2. Teiles.

Seite

Neue Gedichte 5

Seite

Neuer Frühling
Prolog 7
1. Unterm weißen Baume sitzend 7
2. In dem Walde sprießt 8
3. Die schönen Augen . . 8
4. Ich lieb' eine Blume . . 8
5. Gekommen ist der Maie 9
6. Leise zieht durch mein Gemüt 9
7. Der Schmetterling ist . 10
8. Es erklingen alle Bäume 10
9. „Im Anfang war" . . . 10
10. Es hat die warme Frühlingsnacht 11
11. Es drängt die Not . . 11
12. Ach, ich sehne mich . . . 12
13. Die blauen Frühlingsaugen 12
14. Wenn du mir vorüberwandelst 12
15. Die schlanke Wasserlilie . 13
16. Wenn du gute Augen hast 13
17. Was treibt dich umher . . 13
18. Mit deinen blauen Augen 14
19. Wieder ist das Herz . . 14
20. Die Rose duftet . . . 14
21. Weil ich dich liebe . . . 15
22. Ich wandle unter Blumen 15
23. Wie des Mondes Abbild 15
24. Es haben unsre Herzen 16
25. Sag' mir wer einst . . . 16
26. Wie die Nelken duftig . 16
27. Hab' ich nicht 17
28. Küsse, die man stiehlt . . 17
29. Es war ein alter König 18
30. In meiner Erinn'rung . 18
31. „Mondscheintrunkne Lindenblüten" 18
32. Durch den Wald. . . . 19
33. Morgens send' ich dir. . 19
34. Der Brief, den du geschrieben 20
35. Sorge nie, daß ich verrate 20
36. Wie die Tage macht . . 20
37. Sterne mit den goldnen 21
38. Ernst ist der Frühling . 21
39. Schon wieder bin ich . . 22
40. Die holden Wünsche . . 22
41. Wie ein Greisenantlitz . 22
42. Verdroßnen Sinn . . . 23
43. Spätherbstnebel, kalte Träume 23
44. Himmel grau 23

Verschiedene
Seraphine 25
1. Wandl' ich in dem Wald 25
2. An dem stillen Meeresstrande 25
3. Das ist eine weiße Möwe 26
4. Daß du mich liebst . . . 26
5. Wie neubegierig die Möwe 26
6. Sie floh vor mir . . . 27
7. Auf diesem Felsen . . . 27
8. Graue Nacht liegt . . . 28
9. Schattenküsse, Schattenliebe 29
10. Das Fräulein stand . . 29
11. Mit schwarzen Segeln . 29
12. Wie schändlich du . . . 30
13. Es ziehen die brausenden Wellen 30
14. Es ragt ins Meer . . . 30
15. Das Meer erstrahlt . . 30
Angelique 31
1. Nun der Gott mir günstig 31
2. Wie rasch du auch . . . 31
3. Nimmer glaub' ich . . . 32
4. Ich halte ihr die Augen zu 32
5. Wenn ich, beseligt . . 32
6. Während ich nach andrer Leute 33
7. Ja freilich du bist . . . 33
8. Schaff' mich nicht ab . . 34
9. Dieser Liebe toller Fasching 34
Diana 35
1. Diese schönen Gliedermassen 35
2. Am Golfe von Biskaya 35
3. Manchmal, wenn ich . . 35
Hortense 36
1. Eh'mals glaubt' ich . . 36
2. Wir standen 36
3. In meinen Tagesträumen 37
4. Steht ein Baum . . . 37
5. Neue Melodien spiel' ich 38
6. Nicht lange täuschte mich 38
Clarisse 39
1. Meinen schönsten Liebesantrag 39

	Seite
2. Überall wo du auch wandelst	39
3. Hol' der Teufel	39
4. Geh' nicht durch die böse Straße	40
5. Es kommt zu spät	40
Yolante und Marie	40
1. Diese Damen, sie verstehen	40
2. In welche soll ich mich	41
3. Die Flaschen sind leer	41
4. Jugend, die mir täglich	42
Emma	42
1. Er steht so starr	42
2. Vierundzwanzig Stunden	42
3. Nicht mal einen einz'gen Kuß	43
4. Emma, sage mir	43
5. Bin ich bei dir, Zank	43
6. Schon mit ihren schlimmsten Schatten	44
Der Tannhäuser	44
1. Ihr guten Christen laßt	44
2. Zu Rom, zu Rom	46
3. Der Ritter Tannhäuser	48
Schöpfungslieder	51
1. Im Beginn schuf Gott	51
2. Und der Gott sprach	51
3. Ich hab' mir zu Ruhm	52
4. Kaum hab' ich die Welt	52
5. Sprach der Herr	52
6. Der Stoff, das Material	53
7. Warum ich eigentlich	53
Friedrike	54
1. Verlaß Berlin	54
2. Der Ganges rauscht, mit klugen Augen	54
3. Der Ganges rauscht, der große	55
Katharina	55
1. Ein schöner Stern	55
2. „Wollen Sie ihr nicht"	55
3. Wie Merlin, der eitle Weise	56
4. Du liegst mir so gern	57
5. Ich liebe solche	57
6. Der Frühling schien schon	58
7. Jüngstens träumte mir	58
8. Ein jeder hat	59
9. Gesanglos war ich	60
In der Fremde	60
1. Es treibt dich fort	60
2. Du bist ja heut	61
3. Ich hatte einst	62
Tragödie	62
1. Entfloh mit mir	62
2. Es fiel ein Reif	62
3. Auf ihrem Grab	63
Romanzen.	
1. Ein Weib	64
2. Frühlingsfeier	64
3. Childe Harold	65
4. Die Beschwörung	65
5. Aus einem Briefe	66
6. Unstern	67
7. Anno 1829	68
8. Anno 1839	68
9. In der Frühe	69
10. Ritter Olaf	70
I. Vor dem Dome stehn	70
II. Herr Olaf sitzt	71
III. Herr Olaf es ist	72
11. Die Nixen	72
12. Bertrand de Born	73
13. Frühling	74
14. Ali Bey	74
15. Psyche	75
16. Die Unbekannte	75
17. Wechsel	76
18. Fortuna	77
19. Klagelied eines altdeutschen Jünglings	77
20. Laß ab!	78
21. Frau Mette	78
22. Begegnung	80
23. König Harald Harfagar	81
Unterwelt	82
I. Blieb ich doch	82
II. Auf goldenem Stuhl	83
III. Während solcherlei Beschwerde	83
IV. Meine Schwiegermutter	85
V. „Zuweilen dünkt es mich"	85
Zur Ollea	
1. Maultiertum	86
2. Symbolik des Unsinns	86
3. Hoffart	88
4. Wandere!	89
5. Winter	90
6. Altes Kaminstück	90
7. Sehnsüchtelei	91
8. Helena	92
9. Kluge Sterne	92
10. Die Engel	92
Zeitgedichte.	
1. Doktrin	94
2. Adam der Erste	94
3. Warnung	95
4. An einen ehemaligen Goetheaner	95
5. Geheimnis	96
6. Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris	96
7. Der Tambourmajor	97
8. Entartung	99
9. Heinrich	100
10. Lebensfahrt	101
11. Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg	101
12. Georg Herwegh	102
13. Die Tendenz	103
14. Das Kind	103
15. Verheißung	104
16. Der Wechselbalg	105
17. Der Kaiser von China	105
18. Kirchenrat Prometheus	106

	Seite
19. An den Nachtwächter . .	107
20. Zur Beruhigung . . .	108
21. Verkehrte Welt	109
22. Erleuchtung	109
23. Wartet nur	110
24. Nachtgedanken	110

Romanzero.

Erstes Buch. Historien.

Rhampsenit	117
Der weiße Elefant	119
Schelm von Bergen	124
Walküren	126
Schlachtfeld bei Hastings . .	126
Karl I.	130
Maria Antoinette	131
Pomare	133
1. Alle Liebesgötter jauchzen	133
2. Sie tanzt! Wie sie . .	133
3. Gestern noch fürs liebe Brot	134
4. Besser hat es sich gewendet	135
Der Apollogott	136
1. Das Kloster ist hoch . .	136
2. Ich bin der Gott . . .	136
3. In der Tracht	137
Kleines Volk	139
Zwei Ritter	140
Das goldne Kalb	142
König David	143
König Richard	143
Der Asra	144
Himmelsbräute	144
Pfalzgräfin Jutta	146
Der Mohrenkönig	146
Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli	148
Der Dichter Firdusi	150
1. Goldne Menschen . . .	150
2. „Hätt' er menschlich" .	152
3. Schach Mahomet hat gut	153
Nächtliche Fahrt	155
Präludium	157
Vitzliputzli	159
1. Auf dem Haupt trug er	159
2. Nach des Kampfes . .	165
3. Blasser schimmern schon	169

Zweites Buch. Lamentationen.

Waldeinsamkeit	177
Spanische Atriden	181
Der Ex-Lebendige	189
Der Ex-Nachtwächter . . .	190
Plateniden	193
Mythologie	194
In Mathildens Stammbuch	195
An die Jungen	195
Der Ungläubige	195
K.-Jammer	196
Zum Hausfrieden	196
Jetzt wohin?	196
Altes Lied	197
Solidität	198
Alte Rose	198
Auto-da-fé	199
Lazarus	200
1. Weltlauf	200
2. Rückschau	200
3. Auferstehung	201
4. Sterbende	202
5. Lumpentum	202
6. Erinnerung	202
7. Unvollkommenheit . .	203
8. Fromme Warnung . .	204
9. Der Abgekühlte . . .	204
10. Salomo	205
11. Verlorene Wünsche .	206
12. Gedächtnisfeier . . .	207
13. Wiedersehen	207
14. Frau Sorge	208
15. An die Engel	209
16. Im Oktober 1849 . .	209
17. Böses Geträume . .	211
18. Sie erlischt	212
19. Vermächtnis	213
20. Enfant perdu	213

Drittes Buch. Hebräische Melodien.

Prinzessin Sabbat	217
Jehuda ben Halevy	221
1. „Lechzend klebe mir" .	221
2. Bei den Wassern Babels	226
3. Nach der Schlacht . .	231
4. Meine Frau ist nicht .	238
Disputation	246
Noten	259
Nachwort zum „Romanzero"	264

Inhalt des 3. Teiles

Seite

Nachlese. 1. Buch. Lyrische und Spruchwitz-Dichtung 5

Seite

1. Minnegruß 7
2. Sehnsucht 7
3. Die weiße Blume . . . 8
4. Wenn die Stunde kommt 9
5. Als ich ging nach Ottensen hin 9
6. Minneklage 9
7. An Sie 10
8. Es schauen die Blumen alle 11
9. Schöne, helle, goldne Sterne 11
10. Ich dacht' an sie 11
11. Wenn ich bei meiner Liebsten bin 12
12. Ich will mich im grünen Wald ergeh'n 12
13. Ahnung 12
14. Traum und Leben . . . 12
15. Ja, Freund, hier unter den Linden 13
16. Ich glaub' nicht an den Himmel 14
17. Du sollst mich liebend umschließen 14
18. Ich kann es nicht vergessen 14
19. Ochse, deutscher Jüngling, endlich 15
20. Selig dämmernd, sonder Harm 15
21. Hast du die Lippen mir . 15
22. Als sie mich umschlang . 15
23. Blamier' mich nicht . . 15
24. Wir wollen jetzt Frieden machen 16
25. Es faßt mich wieder . . 16
26. Ich wollte, meine Lieder 16
27. Freundschaft, Liebe . . 17
28. Du Lilie meiner Liebe . 17
29. Die Wälder und Felder grünen 17
30. Lieben und Hassen . . . 18
31. Daß ich dich liebe . . . 18
32. Tag und Nacht hab' ich . 18
33. Steiget auf, ihr alten Träume! 18
34. Burleskes Sonett . . . 19
35. O, mein gnädiges Fräulein 19
36. Himmlisch war's, wenn ich 20
37. Schöne wirtschaftliche Dame 20
38. Die Liebe begann . . . 20
39. Seekrankheit 21
40. Erinnerung 22
41. Ramsgate 24
42. Ramsgate 24
43. Vor der Brust die trikoloren 25
44. (Fragment.) Beseel'gend ist es 25
45. Wenn junge Herzen brechen 25 26
46. Jegliche Gestalt bekleidend 26
47. Zum Polterabend . . . 27
I. Mit deinen großen . 27
II. O, du kanntest Koch 27
III. „O, die Liebe macht" 27
48. Es kommt der Lenz . . 28
49. Schütz' euch Gott . . . 28
50. Jetzt kannst du mit vollem Recht 28
51. Wälderfreie Nachtigallen 29
52. Bertha 29
53. Ich mache die kleinen Lieder 30
54. Zu der Lauheit und der Flauheit 30
55. In den Küssen, welche Lüge! 30
56. Welch ein zierlich Ebenmaß 31
57. „Augen, sterblich schöne Sterne!" 31
58. Es erklingt wie Liebestöne 31
59. Was bedeuten gelbe Rosen? 32
60. Wir müssen zugleich . . 32
61. Das macht den Menschen 32
62. Mit dummen Mädchen . 33
63. Stehst du in vertrautem Umgang 33
64. Im Dome 33

Seite

65. Kalte Herzen 34
66. Auf den Wolken ruht der Mond 35
67. Eingehüllt in graue Wolken 35
68. Im Mondenglanze ruht . 36
69. Hymnus 36
70. Kitty 37
I. Unsre Seelen bleiben 37
II. Kitty stirbt! . . . 37
III. Der scheidende Sommer . . . 38
IV. Den Tag, den hab' ich 38
V. Geträumtes Glück 38
VI. Augen, die ich längst 39
VII. Mir redet ein . . 39
VIII. Es glänzt so schön 40
IX. Er ist so herzbeweglich 40
X. Es läuft dahin die Barke 40
XI. Das Glück, das gestern . . . 40
71. Wie entwickeln sich doch . 41
72. Ach, wie schön bist du . 41
73. Wie du knurrst 42
74. Fürchte nichts, geliebte Seele 42
75. Lebewohl 42
76. Jetzt verwundet, krank . 43
77. Mir träumte von einem schönen Kind 44
78. An Jenny 44
79. In der Frühe 45
79a. Wie die Hände lilienweiß 45
80. Wo? 46
81. An die Tochter der Geliebten 46
82. Es war einmal ein Teufel 47
83. Das Hohelied 47
84. Celimene 49
85. Für eine Grille 49
86. Die Liebesgluten . . . 50
87. Es geht am End' . . . 50
88. Welcher Frevel, Freund! 50
89. Diesseits und jenseits des Rheins 50
90. Hände küssen, Hüte rücken 51
91. Rationalistische Exegese . 51
92. Im Mai 51
93. Ich habe verlacht . . . 52
94. Schnapphahn u. Schnapphenne 52
95. Orpheisch 53
96. Sie küßten mich 54
97. Affrontenburg 54

Seite

98. „Nicht gedacht soll" . . . 56
99. Wer ein Herz hat . . . 57
100. Nachts erfaßt 57
101. Zum Lazarus 57
I. Laß die heil'gen 57
II. Es hatte mein Haupt 58
III. Wie langsam kriechet . . . 58
IV. Einst sah ich viele Blumen . . . 59
V. Ich sah sie lachen 60
VI. Du warst ein blondes. 60
VII. Vom Schöppenstuhle 61
VIII. Ein Wetterstrahl 62
IX. Die Gestalt der wahren Sphinx 62
X. Es sitzen am Kreuzweg 62
XI. Mich locken nicht 63
102. Der Scheidende . . . 64
103. Epilog 64
104. Babylonische Sorgen . 65
105. Die Wahlverlobten . . 66
106. Leib und Seele . . . 67
107. Ruhelechzend 68
108. Citronia 69
109. Hab' eine Jungfrau nie 72
110. Ich seh' im Stundenglase 72
111. Den Strauß, den mir . 72
112. Ich war, o Lamm . . 73
113. Mir lodert und wogt . . 74
114. Wenn sich die Blutegel 76
115. Geleert hab' ich . . . 76
116. Ewigkeit, wie bist du lang 77
117. Stunden, Tage 77
118. Dich fesselt mein Gedankenbann 77
119. Laß mich mit glühnden Zangen 78
120. Lotosblume 79
121. Worte! Worte! Keine Taten! 79
122. Es kommt der Tod . . 80
123. Halleluja 80
124. Ganz entsetzlich ungesund 82
125. Mein Tag war heiter . 83
126. Miserere 84
127. Morphine 85
128. Für die Mouche . . . 85

Anhang zum 1. Buch der Nachlese.

I. Zum Polterabend . 89
II. Guter Rat 90
III. Zur Notiz 90
IV. Zur Teleologie . . 90
V. Warnung 92

Seite

Nachlese. 2. Buch. Romanzen, Fabeln, Zeitgedichte 93

Seite

Romanzen.

1. Die Weihe 95
2. Die Lehre 96
3. Ständchen eines Mauren . . . 97
Der sterbende Almansor . . . 97
4. Die Flucht 97
5. Die ungetreue Luise . . 98
6. Die Hexe 99
7. Der Helfer 99
8. Lied der Marketenderin . 100
9. Jammertal 101
10. Das Sklavenschiff . . . 101
I. Der Supercargo Mynheer 101
II. Hoch aus dem blauen . . . 104
11. Der Philanthrop 106
12. Eduard 108
13. Bimini 109
Prolog 109
I. Einsam auf dem Strand 114
II. Auf dem Festland . 121
III. Heiter überstrahlt . 123
IV. Juan Ponce de Leon 128

Fabeln.

14. Rote Pantoffeln 130
15a. Die Libelle (Es tanzt) . 131
15b. Die Libelle (Es ist) . . 133
16. Die Launen der Verliebten 134
17. Der tugendhafte Hund . 136
18. Pferd und Esel 137
19. Himmelfahrt 139

Zeitgedichte.

A. Zeitsatiren 143
20. Sohn der Torheit . . . 143
20a. Auf das geplante Denkmal Goethes zu Frankfurt am Main 146
21. Bamberg und Würzburg 146
22. (An Edom!) 147
22a. Mit einem Exemplar des „Rabbi von Bacherach“ 147
23. Fragment 148
24. Stoßseufzer 148
25. Deutschland 149
26. Im lieben Deutschland . 149
27. An einen politischen Dichter 150
28. Lobgesänge auf König Ludwig 151
I. Das ist Herr Ludwig 151
II. Herr Ludewig . . . 152
III. Zu München . . . 153
29. Der neue Alexander . . 154
I. Es ist ein König . . 154
II. Da sitzt er 145
III. „Mein Lehrer“ . . 155
30. Die schlesischen Weber . 156
31. Unsere Marine 157
32. Antwort 158
33. Michel nach dem März . 158
34. Guter Rat 159
35. Mimi 160
36. Jung-Katerverein für Poesie-Musik 162
37. Hans ohne Land 164
38. Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen . 166
39. Die Audienz 167
40. Kobes I. 169
41. Erinnerung an Hammonia 174
42. Erlauschtes 175
43. Vermittlung 176
44. König Langohr I. . . . 177
45. Die Wahl-Eisel 181
46. Die Menge tut es . . . 183
46a. 1649—1793—???. . . 186
47. Aus der Zopfzeit . . . 186
48. Die Wanderratten . . . 188
49. Mittelalterliche Roheit . 189
50. Duelle 190
51. Testament 190

B. An und gegen Personen 192
52. Wünnebergiade, ein Heldengedicht in zwei Gesängen 192
Erster Gesang 192
Zweiter Gesang 194
53. An Franz v. Z. 195
54. Die Nacht auf dem Drachenfels 196
55. Dieses Buch sei dir . . 196
56. Oben auf dem Rolandseck 196
57. An Fritz von Beughem . 197
58. I. Der schlimmste Wurm 197
II. Zufrieden nicht . . . 198
59. An den Hofrat Georg S. in Göttingen 198
60. An Fritz St. 199
61. Bang hat der Pfaff' . . 199
62. An F. B. R. 200
63. Die Welt war mir . . . 200
64. Das Bild 201
65. „Aucassin und Nicolette“ oder „Die Liebe aus der guten alten Zeit“. . . 201
66. (An Salomon Heine) . . 202
67. (An R. Christiani) . . . 202
68. (An Heines Hamburger Freund Friedr. Merckel mit dem „Ratcliff“) . 202

Seite
69. Einem Abtrünnigen . . 202
70. An Eduard G. 203
71. Festgedicht 203
Epilog zum Loblied auf den celeberrimo maestro Fiascomo. 205
72. Päan 206
73. Der Wanzerich 207
I. Es saß ein brauner . 207
II. Das Ungeziefer . . 207
74. An Georg Herwegh . . 208
75. Simplizissimus I. . . . 209

Nachlese. 3. Buch. Übersetzungen 213

Übersetzungen aus Lord Byrons Werken.
Manfred 215
Lebewohl 222
An Inez (Childe Harold. Erster Gesang) 224
Gut' Nacht (Childe Harold. Erster Gesang) 225
Übersetzung eines hebräischen Sabbatliedes 227

Einleitung des Herausgebers.

Im Jahre 1827 erschien Heines „Buch der Lieder"; die Lyrik eines Jahrzehnts, zu einem Ganzen zusammen geschlossen. Heine vereinigte hier die Gedichte, die vorher in Zeitschriften und in drei andern Sammlungen erschienen waren: in den „Gedichten" von 1821, die den größten Teil der „Jungen Leiden" enthalten, in den 1823 erschienenen „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" und in den „Reisebildern", die die Gedichte der „Heimkehr" und der „Nordsee" darboten. Heine gliedert das „Buch der Lieder" in Gruppen, die aufs sorgfältigste in sich geordnet sind. Wir empfangen den Eindruck einer Geschlossenheit, die auf einer sich gleichbleibenden seelischen Eigenart beruht. Sie erschließt sich uns zwar erst allmählich, aber von Anfang an ist sie da. Heine veranstaltete die Sammlung zwar mehr aus äußeren Gründen als aus dem Bedürfnis heraus, eine Periode seines Schaffens abzuschließen; doch als er ans Ordnen ging, verfuhr er mit so feinem Künstlertakt, daß man wohl sagen kann, das „Buch der Lieder" verdanke seinen ungeheuren Erfolg auch der anordnenden Klugheit des Verfassers. Ein künstlerisches Wachsen ist von Gruppe zu Gruppe fühlbar, und es scheint, als habe Heine viele seiner schwächeren Jugendgedichte trotz klarer Erkenntnis ihrer Mängel aufgenommen, damit sein dichterisches Sein gerade durch die Entwicklung aus gebundenen Zuständen lebendiger fühlbar werde. Gebundenheit durch fremden Einfluß und durch das eigene Temperament ist die Signatur all der Gedichte, die Heine unter dem Titel „Junge Leiden" an erster Stelle darbietet. Die Gedichte erscheinen in unserer Ausgabe nach der vom Dichter durchgesehenen fünften Ausgabe des „Buches der Lieder"; also nicht in der ursprünglichen, weit unvollkommeneren Form, sondern in der letzten Gestalt, die ihnen nach vielfachen Umänderungen gegeben wurde. Aus diesen

Poesien — Heines „Sturm- und Drangdichtung" — spricht weniger ein jugendliches Übermaß als der erhitzte Wunsch, das eigene Erleben ins Große zu steigern. Neben den pathetischen und grotesken Stellen stehen Verse von außerordentlicher Weichheit — ein Auf und Ab zwischen Spannung und Schlaffheit. Hie und da ist schmerzhaftes Leben fühlbar — zuweilen schon zu einer jener Gefühlsformeln zusammengefaßt, die für den späteren Heine so bezeichnend sind — nur: hier noch nicht als Pointe, sondern in Sentenzform:

„Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es Liebe!"

All das aber sind schon Wesenszüge des späteren Heine — nur in unentwickelter Form. Der menschliche Stoff ist hier wie in den folgenden „Liedern" und einem Teil der Romanzen und Sonette die unglückliche Liebe zu seiner Cousine Amalie, auf deren Vermählung ja einige Gedichte anspielen. Die tragische Auffassung der Liebe als eines lebenvernichtenden Elementes, die für Heine charakteristisch bleibt, ist hier schon vorhanden. — Man hat in einigen Traumbildern (2, 6, 7, 8), die nach Heines eigener Aussage sehr früh entstanden sind, einen Ausdruck der in den „Memoiren" erwähnten romantischen Liebe zu der rothaarigen Henkerstochter Sefchen erkennen wollen. Manches spricht dafür; doch wir wissen bisher nicht, wieweit diese ganze Episode auf Wahrheit beruht, wieweit sie durch literarische Vorbilder angeregt oder mindestens in ihrer Ausgestaltung beeinflußt wurde. Jedenfalls ist auch hier der Gegenstand hoffnungslose Liebe.

Man rühmt oft die flackernde und doch wieder konturenscharfe Phantastik der Traumbilder. Phantastik ist da — aber Traum? Man hat den Eindruck, daß der Traum nicht die notwendige innere Form dieser Gedichte ist, sondern vielmehr die aufgestellte Bühne, in der Gefühle und Gedanken sich bewegen. Was an spukhaftem Wesen aufgeboten wird, ist stark melodramatischer Natur — manches literarischer Nachschall, Hoffmanneske Gespensterei. Der Vortrag, hie und da an Bürgers Balladenton anklingend, hat nur stellenweise Leben. Wie sehr in Wendungen und Reimen Konventionelles herrscht, fühlte Heine selbst und hat hier — wie in der Romanze „Don Ramiro" — unablässig gefeilt, ohne doch das Werk neu erbauen zu können. Man hat den Eindruck, daß die Vorstellungen vor den Worten

da waren, daß die Worte gleichgültig sind, daß also eine eigentliche dichterische Geburt nicht stattgefunden hat.

Aber dichterisch stark und auf Künftiges deutend ist trotz alles Gezerrten und Verzerrten die Grundstimmung: eine Verzweiflung, die sich erst genugtut, wenn sie im Bunten und Grotesken wühlen kann. Nur daß dieses Bunte und Groteske nicht aus irgendwelchem Leben, Erfahrenhaben entnommen ist, sondern aus literarischen Requisiten zusammengestellt. Verzweiflungsstimmung, die sich im Klagen weniger als in der Darstellung grotesken und wieder gespenstisch gewordenen Lebens sättigt — das ist auch ein Zug von Heines letzter reifster Balladendichtung. Man lese nebeneinander das siebente Traumbild und den „Vitzliputzli", und man hat die Einheit und das Wachstum von Heines Kunst erfaßt. — Die Lieder geben nur die andere Seite des frühen Heine, das überweiche, fast schlaffe Empfinden. Auch sie sind unfrei im Ausdruck — Romantik aus zweiter Hand. Die Romantik hat lebenslang auf ihn eingewirkt — hier in der Jugendperiode ist die Beziehung noch ziemlich einfach. Vor ihm lag jene große Geistesbewegung als etwas schon einigermaßen Abgeschlossenes, ja schon in Äußerungen, die von ihrem innersten Wesen sich entfernt hatten. Sie war im Verblühen, als er dichterisch erwuchs. Sie war in den Seelen der ersten Romantiker ein unwiderstehliches Streben gewesen nach neuem einheitlichem Begreifen und Fühlen der Welt — ein Streben, das nie zur Vollendung in einem Weltbild kommen sollte, das sich zum Teil in sich selbst sättigte. Die Schranken zwischen Seele und Welt hatte diese Leidenschaft, die alle Disharmonien in einem großen Ansturme nehmen wollte, niederzureißen gesucht. Die Seele fühlte sich dem All wesensgleich, war mit allem in Mischung und Berührung. Sie wußte daher, daß sie in die letzten Geheimnisse des Seins hinabstieg, wenn sie in die eigenen Tiefen tauchte. Nach innen ging ihr geheimnisvoller Weg. Diesen großen Rausch der „Bewegtheit", die man als Wesenszug der Romantik bezeichnen durfte, hat Heine nur mit erlebt — und ein Zug des Rationalismus in seiner Natur verhinderte auch, daß er ihn nach erlebte.

Was er an romantischen Seelenzuständen miterlebte, das lag schon in der Richtung einer Entwicklung ins einzelne, die das romantische Streben nahm. Die verfeinerte Ausbildung des Gefühls-, des Stimmungslebens, war Selbstzweck geworden und auch nach der „Nachtseite der menschlichen Natur" ward sie betrieben: die Lust des Schmerzes, Ahnung, Traum, Wahnsinn, halbbewußte Zustände erhielt ihre Sprache. Dieser Richtung

kommen Heines Nerven, kommt sein flackerndes Stimmungsleben entgegen. Und während seiner ganzen Jugend hat ihm die romantische Liebe, das ins Unendliche sich dehnende Gefühl vorgeschwebt als etwas, das er erleben und schildern *wollte*. Nun aber übernahm er auch vieles, was die romantische Dichtung schon geprägt, zum festen literarischen Gut gestaltet hatte: eine Fülle von Motiven und sprachlichen Elementen. Er schöpfte dabei zuweilen aus den nicht mehr ganz frischen Quellen. Die Fouqué, Uhland sind es, die ihn beeinflussen. — Auch die Romanzen sind in diesem Sinne unselbständig — eine nur steht ganz abseits. Das größte Erlebnis, das Heine menschlichem Wesen gegenüber je gehabt hat: die Erfassung Napoleons, fiel schon in seine Jugend, und der Zwanzigjährige schrieb „Die Grenadiere", die Napoleons Wirkung in ihrer ganzen Unwiderstehlichkeit in wunderbar beherrschten Versen aussprechen. Schon hier erkennen wir, daß Heine stets da am größten sein wird, wo seinem schnell sich verzehrenden Gefühl der Stoff eines gewaltigen, eng und knapp zu fassenden Geschehens geboten wird — wo er Geste, Handlung in seine Dichtung einführt. — In den Sonetten lebt am stärksten der Einfluß Byronscher Gebärde — der Mensch, der sich „abseits" fühlt, der dem Schicksal mit geballter Faust droht, den Philisterspott höhnisch an sich abgleiten läßt:

„denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verstummen."

Doch was bei Byron Ausdruck eines überlegenen „Hochmutes" ist, ist bei Heine oft nur ein Wehrmittel unsicheren Kleinmutes. Nicht allzulange hat er diese Gebärde bewahrt; er fand in seinem Witz eine bessere Waffe.

Erst das „Lyrische Intermezzo" kann als charakteristische Offenbarung von Heines frühem poetischen Stil gelten; alles Vorhergehende — die Balladen ausgenommen — ist unfreies Vorspiel, in dem nur zuweilen ein eigener Ton erklingt. Die Gedichte der „Heimkehr" entwickeln dann die festgewordene Kunstweise weiter, auf Grund einer neuen Wendung im innern Leben des Dichters. Aber es kommt nicht zu einer vollkommenen Durchbrechung der einmal gefundenen Form. Die Differenzen zwischen dem „Lyrischen Intermezzo" und der „Heimkehr" bedeuten nicht eine gleiche Entwicklung, wie sie etwa zwischen Goethes Friederikeliedern und den Dichtungen der ersten Weimarer Zeit liegt. Die Unterschiede sind hier Nuancen, die nicht an das Grundwesen der Form rühren. Das,

was Heine selbst als seine „malitiös sentimentale zweistrophige Manier" bezeichnet, herrscht vor. Dies Ideal schwebt auch über den Gedichten, die nicht zweistrophig und nicht pointiert malitiös sind, denn es ist keine äußere, sondern eine innere Form, die sich in den zweistrophigen Gedichten nur am schärfsten ausspricht: die präzisierende feine wortberechnende Formulierung des Gefühls. Diese Form bleibt auf lange Zeit herrschend, sie wird nur auf kurze Zeit unterbrochen durch den Stil der „Nordseebilder", der in einem einzigen Aufschwung ein großes Erlebnis bis auf den Grund ausschöpft — und damit sich selbst erschöpft. Jene Form aber bleibt das virtuos gehandhabte Werkzeug von Heines seelisch kältester Periode, und sie schickt ihre Ausläufer noch bis in die Epoche seines wahrsten Erlebens, bis in die Zeit der „Lazaruslieder", da der siebenjährige Kampf der Seele mit dem Tod sich doch eine eigene Sprache geschaffen hat. Diese Form nämlich, die zwischen Gesang und Spruch schwebt, die vom Liede zum Epigramm hinstrebt und aus dem Epigramm wieder ins Lied flüchtet, diese Form, in der Heine wie in keiner andern zu posieren und zu täuschen verstand, war doch zugleich seine wahrste; denn sie wurzelte in seinem Grunderlebnis: daß seine Seele sich dem Gefühl nicht hingeben konnte, sondern daß sie es schnell und schmerzhaft deutlich erfaßte, daß sie es in das aufzehrende Licht des Verstandes rückte.

Der Stoff des „Intermezzo" und der „Heimkehr" ist im überwiegenden Teil der gleiche wie der der Jugendgedichte: das Gefühl enttäuschter Leidenschaft, krankhafter unfruchtbarer Sehnsucht, die sich allmählich zu einem erotischen Pessimismus erweitert. Freilich, Heine nimmt in seine Sammlung auch flüchtig heitere und frivole Liebesgedichte auf, die er zum Teil später in richtigem Takt wieder entfernte, aber sie wirken auch hier nur als Unterbrechung, haben nichts Charaktergebendes. Man weiß jetzt, daß die Gedichte der „Heimkehr" nur zum Teil an Heines erste Jugendliebe gerichtet sind, daß der größte Teil einem neuen Gefühl, dem für die Schwester der Geliebten gilt. Dennoch liegt kaum neuer poetischer Stoff vor, denn die inneren Vorgänge nahmen hier fast den gleichen Verlauf wie bei der ersten Liebe. Neu hinzugekommen ist der eigentümliche Zustand zwischen einem absterbenden und einem auflebenden Gefühl, derselbe Zustand, den Goethe so wohlig empfand, der aber bei Heine charakteristischerweise sofort schmerzlich betont, von der Erwartung neuer Enttäuschung getrübt erscheint. Das erloschene Gefühl geht schemenhaft erkältend durch die Welt einer

neuen Empfindung. Ein ganz neues Element allerdings gestaltet die „Heimkehr“: die allmählich erstarkende Liebe zum Leben, das erwachende Verständnis für die äußere Welt. Freilich noch in einem Zustande der Gebundenheit; erst die „Nordseebilder“ bringen den siegreichen Durchbruch des neuen Lebensgefühls. Neben dem bewußten Kult eines kranken Innenlebens, einer vom äußeren Eindruck kaum genährten, vielmehr von literarischen Erinnerungen zehrenden und bald schemen-, bald fratzenhaften Phantastik erwacht in den Reisegedichten der „Heimkehr“ der Sinn für die äußeren Eindrücke, beginnt ein eigenes Naturgefühl Rede zu gewinnen.

So sehr aber auch die Seele in den meisten Gedichten bei einem Fühlen verweilt, sich in ihm erschöpft, so schöpft sie es doch nie auf einen Zug aus, in keinem Liede wird es zur vollaushallenden Melodie. Man hat den charakteristischen Unterschied Goethescher und Heinescher Lyrik darin gesucht — und bei den wenigen Gedichten aus Heines Frühzeit, die solchen Vergleich überhaupt gestatten, mag es gelten —, daß Goethe sich in der inneren Unendlichkeit des Gefühles verliere, Heine dagegen nur Nuancen, Momente des Empfindens gebe, diese aber mit voller Meisterschaft. Jedes Goethesche Lied, und die schmerzerfüllten vor allen andern, stelle die aufgewühlte Seele des Hörers wieder zur Harmonie her, eben weil es ein Fühlen in seinen letzten Tiefen ausschöpfe. Heines Lieder dagegen seien ein schmerzhaftes Reißen an einer Saite, die nicht austönen dürfe. Auch er gebe uns die Geschichte eines Gefühls, aber er könne sie nicht anders geben als in lauter einzelnen Momenten. Es bleibe unserm geistigen Auge überlassen, die Verbindung herzustellen. Man hat gezeigt, wie Heine sein „Intermezzo“ und mehr noch die „Heimkehr“ sorgfältig zyklisch ordnete, so daß sich ein in tieferem Sinne geschichtlicher Verlauf herstelle für den Leser, der diese Gedichte als ein Ganzes genießen müsse, ein Verlauf, der nicht den wirklichen Entstehungszeiten entspreche.

Doch trifft vielleicht diese Auffassung Heines als eines pointillierenden Malers seelischer Bilder nicht ganz den Kern des Problems; sie läßt den Eindruck ermüdender Eintönigkeit, des quälenden Gefangenseins von dem gleichen Gegenstande unerklärt. Dieser Eindruck geht namentlich von den Gedichten des „Intermezzo“ aus. Mir scheint vielmehr nicht so sehr Nuancenreichtum des Gefühls als eine wechselnde Auffassung, eine stets erneute Bespiegelung und Beleuchtung des gleichen Gefühls das Charakteristische zu sein.

Jedes Gedicht für sich bedeutet eine in sich abgeschlossene neue Erledigung des gleichen Gegenstandes. Ein erneutes Standpunktnehmen zu dem gleichen Erleben verrät es etwa, wenn Heine einmal mit selbstverspottender Trivialisierung ausspricht, wie sich dem Betrogenen die Frühlingswelt entfärbt, und wenn er ein andermal das gleiche Thema mit einer sich naiv stellenden Aufzählung der Frühlingsreize ausführt und bei jeder Einzelheit dieses Bildes oder am Schluß der ganzen Reihe den Gegensatz seiner trostlosen Stimmung dazutut. Sehr viele Gedichte in diesen beiden Büchern sind nur Variationen der Auffassung eines gleichbleibenden Gefühlsthemas. Im letzten Sinne liegt eine Intellektualisierung des Gefühls vor. Damit ist nicht die allbekannte Heinesche Ironie gemeint, die Zerstörung der Stimmung durch die malitiöse Schlußwendung, wo Gefühl und Verstand direkt aufeinander prallen, aber es kommt aus der gleichen seelischen Anlage, der außerordentlichen Bewußtheit. Darauf beruht das Charakteristische der Form jener zweistrophigen Manier, der Drang knapp zusammenzufassen, etwas deutlich übersehbares herzustellen. Oft sind diese zweistrophigen Gedichte so gebaut, daß die erste Strophe gewissermaßen die Prämissen der Gefühlstatsachen enthält, die zweite mit der Mitteilung dieser Tatsachen die Schlußfolgerung daraus zieht. Es liegt etwas von einer logischen Operation in dieser Mitteilungsweise:

„Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und verstrickt in eignen Fäden
Wird zum Ernste mir mein Scherz.
Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich tot im Ernst."

Man spürt das Vergnügen des Dichters, eine Gefühlswirrnis in eine logisch witzige Antithese zu verflüchtigen, die sich in einen Wortgegensatz Scherz:Ernst zuspitzt, in Worte, die sich fliehen und vereinigen, ein erkältendes Spiel, das die Besonderheit des zugrunde liegenden Erlebnisses vernichtet. Noch häufiger sind die Strophen in sich streng parallel gebaut, und das seelische Thema entwickelt sich durch diesen parallelen Bau vor uns, nicht als das Werden eines Nacheinander, sondern als das Enthülltwerden eines Nebeneinander. Nur die letzten zwei Zeilen geben dann gewöhnlich etwas Neues, indem sie das, worauf die

Parallelismen uns vorbereitet haben, entweder steigernd überbieten oder durch einen Gegensatz als nichtig auflösen („Wenn ich in deine Augen seh'"). Endlich die einfachste Form: es handelt sich um die Darstellung eines Kontrastes, und Satz und Gegensatz des seelischen Themas verteilen sich symmetrisch auf beide Strophen. All diese Formen gehen auch auf die mehrstrophigen Gedichte über.

Das Gemeinsame in diesen Behandlungsweisen ist der Zug zur Deutlichkeit und Zuspitzung. Nun vermittelt ja der parallelistische und antithetische Bau der Strophen an und für sich nicht notwendig den Eindruck, daß das Gefühl durch die deutende Erkenntnis beherrscht werde. Wo er sich mit einem Wortstil einigt, der bedeutungsgesättigte Ausdrücke eng und fest aneinanderhangen läßt wie durch eigene Schwere, da kann gerade dieser Stil der Parallelismen und Antithesen den Eindruck eines außerordentlichen Lebensreichtums hervorbringen. Er kann erscheinen als der Ausdruck einer Gefühls- und Anschauungsweise, der sich jedes Erlebnis sofort durch Gegenbilder ergänzt und rundet. Ein solcher Eindruck geht von dem parallelistischen Stil in Goethes Altersgedichten aus. Nichts davon ist hier der Fall. Hier hat das einzelne Wort kaum Schwere und Eigenart. Diese einfache Sprache sucht vielmehr das Leichte, Zierliche, ja zuweilen das Spielerische, und auf die klärenden Verbindungsworte der landläufigen Rede, das „weil", „denn", „da", „und", wird nicht verzichtet. Darum spürt man hier mehr intellektuelle Ordnung als das Material, das von ihr geordnet wird. Man empfindet den antithetischen Bau der Verse als ein Gerüst, das der Verstand baut.

Wie viel Heines Jugendlyrik dem Volkslied verdankt, ist ja allbekannt. Nicht nur die beliebten Strophenformen der deutschen Volkspoesie, nicht nur eine Fülle einfacher poetischer Motive, das ganze symbolische Spiel mit Blumen und Sternen, formelhafte Wendungen, Anfänge und Schlüsse, ein großer Teil des einfach gewählten und gewählt einfachen Wortschatzes entstammt dem Volkslied. Durch ein erneutes Studium der Technik volkstümlicher Balladen wandelte sich für Heine die eigene Tendenz zur Deutlichkeit und Übersichtlichkeit zuweilen in ein Streben nach sachlicher Knappheit, nach einer Anschaulichkeit, die mit wenigem auskommt. Vielleicht unter dem Einfluß des Volksliedes wurde er bei der Darstellung der Gefühle Meister im Herausgreifen und Zusammendrängen *entscheidender* Momente, und ein Zug seiner Natur: der Sinn für die *Situation*, wird durch die Volksballade gestärkt.

Namentlich in einigen Gedichten der „Heimkehr" entwickelt er jenen Tatsachenstil der Empfindung, der mit ganz wenigen Zeichen auskommt und der wie eine Erquickung wirkt nach so vielen Gedichten, die das Gefühl grüblerisch verflüchtigt oder sentimental übersteigert hatten. Am schönsten vielleicht in dem Gedichte „Am fernen Horizonte", in dem die Wirkung auf dem ganz schlichten Hinzeichnen der Situation mit zwei, drei Strichen beruht, wo dann das einzige Gefühlswort am Schluß sich aus der trostlosen Gefaßtheit dieser knappen, ruhigen Schilderung erschütternd heraushebt.

Heine empfing die Gaben des Volksliedes zum Teil direkt aus Volksliedersammlungen, zum Teil aus den Händen der zeitgenössischen Dichter, vor allem Goethes und der Romantiker. Von einigen Spätromantikern namentlich lernte er erst, die Sprachformen des Volksliedes so anzuwenden, daß sie eine besondere Kindlichkeit und Weichheit in den Stil hineinbrachten, und besser noch als sein direktes Vorbild Wilhelm Müller wußte er einen Kontrasteffekt damit zu erzielen: das Tragische in kindlicher Sprache, das Schwere ganz leicht zu sagen und doch so, daß man hinter den Worten immer das Bewußtsein von der Schwere spürt. Die Grenze nach dem Spielerischen und Gezierten hat er dabei freilich allzuoft überschritten. So viel aber auch Heine vom Volkslied gelernt hat und insbesondere vom romantischen Volksliedton, eins scheidet seine Art, volksmäßig zu reden, ganz von der der Romantiker: er macht in der Sprache keinen Gebrauch von jener bedeutsamen Zusammenhanglosigkeit des Volksliedes. Man hat gesagt, die Volkspoesie lege oft den Mechanismus des seelischen Geschehens bloß, sie zeige in ihrer sprunghaften Art, in ihrem Überall-Anknüpfen noch ungebändigtes Assoziationsleben. Gerade dieses Element hatten die Romantiker ergriffen, und in Verbindung mit andern Stilmitteln war es ihnen der Ausdruck geworden für das, was sie ersehnten oder was sie besaßen: für das schmerzhaft empfundene Überdrängtsein von der Vielfältigkeit des Lebens oder, wie Eichendorff es ausdrückt, von den „tausendfachen heilig verschlungenen Sprachen". Ein kindliches Nebeneinanderaufzählen von Empfindungen und Eindrücken, aus deren Gewirr die Seele gleichsam auftaucht, gibt so manchen Eichendorffschen Gedichten den Charakter einer rührenden Hilflosigkeit, eines halb glücklichen, halb schmerzlichen Erdrücktseins von einem großen Zusammenhang, aus dem die Seele sich nicht lösen kann. Kein größerer Gegensatz dazu als ein Gedicht Heines, in dem er einmal scheinbar in ähnlicher Weise die Eindrücke ohne Zusammenhang aufzählt. Das Gedicht „Mein

Herz, mein Herz ist traurig, Doch lustig leuchtet der Mai" gibt gleich in den ersten Zeilen das seelische Thema, den Kontrast von Natur und Seelenstimmung, und in den folgenden Strophen, wo die eine Seite des Themas ausgeführt wird, wo wir scheinbar absichtslos von Bild zu Bild geführt werden, wie sie der ziellos gleitende Blick aufnimmt, haben wir halb bewußt schon immer die Erwartung, daß auch das andere Thema wieder aufgenommen werden wird. Durch das Häufen der immer heller werdenden Bilder lenkt uns Heine dann einen Augenblick von dieser Erwartung ab, so daß der „nervöse" Aufschrei des Schlusses doch als überraschend wirken kann. Von vornherein hat die Häufung hier einen anderen Sinn: gerade die ungeheure Getrenntheit, Fremdheit der Seele von allem äußeren Leben auszudrücken, und alles zielt von vornherein auf diesen einen Punkt hin. Im allgemeinen überläßt es Heine überhaupt nicht gern uns, die Zusammenhänge herzustellen, vielmehr ist die Genauigkeit und Deutlichkeit aller syntaktischen Verbindungen für ihn charakteristisch. Und wo er nicht die Beziehungsworte der Sprache gebraucht, da verknüpft er durch Wiederholung von Worten, ein Mittel, das er der Volkspoesie ablauscht. Aber das wirkt bei ihm auch nicht nur als kindlichere naivere Form der Verknüpfung, sondern häufig auch als eine Vorbereitung auf die Schlußpointe. — Indessen nicht nur, was Heine am Volkslied übersieht, auch das, was er im Gegensatz zu andern Dichtern am Volkslied nachahmt, führt wieder auf jenen Grundzug der Bewußtheit, der Intellektualität zurück. Heine hat nach eigenem Bekenntnis die Anregung zu seinem Intermezzometrum den kurzen österreichischen Tanzreimchen zu verdanken, den Schnaderhüpferln, die gerade damals zum erstenmal gesammelt erschienen waren. Das waren Volksliedchen von knapperer Form als die der meisten Gedichte, etwa des „Wunderhorns" oder Grimms „Altdänischer Heldenlieder" oder der Gedichte, die er in Herders „Stimmen der Völker" und in andern von ihm gelesenen Sammlungen vorfinden konnte. Hier war alles auf den überraschenden Einfall, die witzige Knappheit des Ausdrucks gestellt, und in den Schlußpointen dieser Gedichte fand er auch das Element der „Stimmungsbrechung". Freilich die Anregung war eine sehr leichte: denn alle Schlagfertigkeit und Malice dieser Verse ist harmlos und entstammt der übermütigen Augenblickslaune. Heine schmeidigte sich diese Form erst zum Werkzeug seiner bitterbösen Grundstimmung, die das Täuschende und Verderbliche der Gefühle höhnisch aufdeckt.

Er bevorzugt die Aussagesätze vor allen andern Satzformen.

Auch der Wunsch nimmt bei ihm gern die Form der Aussage an. Ganz selten ist im „Intermezzo" und in der „Heimkehr" der Fragesatz, er begegnet nur in der Form von Fragen, die auf ein ganz bestimmtes Ziel gerichtet sind und etwa mit einem „Warum" eingeleitet werden. Das ist nichts Gleichgültiges, Äußerliches, keine grammatische Feststellung, denn in der lyrischen Dichtung wird jedes grammatische Mittel ein Element, das die Stimmung aufbauen oder zerstören kann. Das ist ja eben der Prozeß, den die Lyrik mit den Sprachelementen vornimmt. Wir alle wissen, es gibt eine „gefühlte" Syntax, die die Seelenzustände unmittelbar in der Form der Sätze zum Ausdruck bringt, stärker vielleicht, als es die Worte vermögen, die den Zustand mit Namen nennen. In der Goetheschen Jugendlyrik gibt vielleicht noch mehr als die Wortwahl die Satzbildung das Gepräge. Nicht nur die stammelnd-abgerissenen Sätze des Sturm- und Drangstils, sondern auch die unbestimmten, keine Antwort erwartenden, nur Erregung ausdrückenden Fragen, die Sätze mit dem an rhythmisch bedeutsamer Stelle eingeschobenen „Ach", das nie als pathetischer Ausruf wirkt, sondern wie ein Seufzer, der die Brust von zu starkem Fühlen entlädt. Man denke etwa an den Schluß von „Herbstgefühl", erinnere sich, wie in dem Gedicht „An Belinden" die selige Verwirrung, das hilflose Glück des gequälten Liebenden sich auch in jenen vielen Fragen auszudrücken scheint. Und ein Nachhall davon läßt manche Gedichte Mörikes so goethisch klingen. All das tritt bei Heine zurück hinter der Form der bestimmten Aussage. Das kann zuweilen außerordentlich wirksam sein als ein tragisch ruhiges Hinsprechen von Dingen, die andere in erregter Form zu sagen pflegen. Meist aber unterstützt es im Zusammenhang mit den von uns früher genannten Elementen den Eindruck der Schärfe und einer wachen Klugheit, die um das Dasein der Gefühle weiß — und ihren Lebensnerv zerschneidet.

Aber die Bewußtheit des Gefühlslebens, auf der so viel von der Form der Gedichte beruht, erklärt sie doch nicht vollständig. Um das Eigentümliche des Heineschen Liedes zu verstehen, muß man noch andere Grunderlebnisse von Heines Seele in Betracht ziehen: auf der einen Seite die ungewöhnliche Bereitschaft zu Stimmungen und auf der andern Seite die unfruchtbare Sehnsucht nach einem einzigen dauernden ausfüllenden Gefühl. Es war ja die Eigentümlichkeit dieser Natur, in den flüchtigsten Begebnissen der Seele zu vibrieren. Aus dieser Eigentümlichkeit müssen wir so viele Inkonsequenzen seines Handelns, Sprünge seines Denkens, ja sogar die ewigen Wandlungen der Handschrift

seiner Briefe erklären, die dadurch ein wahrer Stimmungsbarometer sind. In seinen wenigen vollendeten Jugenddichtungen vermag es Heine in der Tat, nicht nur den Inhalt irgend welcher Stimmung, sondern geradezu das Eigentümliche des Stimmungslebens überhaupt zu vermitteln, das Wesen des unfaßbarsten vergänglichsten Gemütszustandes. Ich nenne Gedichte, wie „Der Tod, das ist die kühle Nacht", „Es fällt ein Stern herunter", und jenes Gedicht, das wie ein verlorener Klang zwischen den kräftigeren Nordseebildern auftaucht: „Es träumte mir von einer weiten Heide". Das sind Gedichte, die nichts mehr von der allzu wachen Lust am Formulieren und Pointieren verraten. Hier redet die Seele zu uns aus weiter Ferne, mit geisterhaftem Hauch. Hier wirkt die knappe Form anders als in jenen „Gefühlsepigrammen": als die Verschwiegenheit dessen, der nur weniger Zeichen bedarf, um uns die Ahnung von Geheimnissen zu geben. Es liegt an der delikaten Wahl der Bilder und Worte, daß z. B. in dem Gedicht „Es fällt ein Stern herunter" die streng parallele Form nicht als klug berechneter Aufbau wirkt, sondern als das absichtslose Aufreihen verwandter Symbole des stillen Vergehens, daß die Wiederholungen der Worte etwas kindlich Einfaches haben. Die Schlußstrophe ist hier, obwohl sie wiederum alles Vorhergehende zusammenfaßt, keine steigernde Pointe, sondern der notwendige Ausklang, — das Vergangensein nach dem Vergehen. Die Zartheit und Leichtigkeit der Worte sucht Heine ja in vielen Gedichten des „Intermezzos" und der „Heimkehr" als eine Art Gegengewicht gegen diese allzu große Bewußtheit und Deutlichkeit, und sie bedeutete bei ihm auch eine Entwicklung zum Einfachen von der krampfhaften Sprache der „Traumbilder". Als Schüler der Romantik braucht er lieber die Ausdrücke, die eine unbestimmte oder passive Bewegung, als die eine starke oder aktive geben; er spricht lieber von zarten Tönen, als von heftigen; ihm sind die unbestimmten wechselnden Lichteindrücke die liebsten. Zittern, schmiegen, wehen, wogen, quellen, fallen, schwanken, fließen; klingen, flüstern, hauchen; schimmern, flimmern, funkeln: das sind bevorzugte Worte. Traum, Nebel und Mondscheinbeleuchtung, die ungewissen, deutungsreichen Zustände der Seele wie der Natur haben gleichen Gefühlswert für ihn; nur werden sie leider oft zu leblosen Gefühlschiffern und wirken ebenso „heraldisch" wie seine Rosen und Nachtigallen. Und vor allem kommen diese Worte in vielen Gedichten nicht dazu, wirklich Stimmung zu erregen. Jenes intellektuelle Wesen der Gedichte nimmt ihnen die Kraft dazu. Doch zuweilen lockern sich die allzu festen

Bänder der Verknüpfung; die Verbindung zwischen den einzelnen Gliedern des Gedichts wird dann wirklich nur durch die Stimmungswerte der Worte hergestellt; das letzte bleibt verschwiegen, und gerade darum werden diese Gedichte unendlich beredt.

„Der Tod das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag,
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.
Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall,
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum."

Hier besteht die Verbindung zwischen dem scheinbar zusammenhanglosen ersten und zweiten Verspaar der ersten Strophe in nichts anderem, als in jener geheimen Bedeutung, die von den Vergleichen der ersten Verse auf die Worte der zweiten, auf das „es dunkelt", „mich schläfert", „der Tag" sich überträgt. Und weiterhin das unausgesprochene Doppeldeutige der Worte „mein Bett", „im Traum", das ganz leise Mitschwingen der ersten Zeilen in dem ganzen Gedicht bis in das letzte Wort hinein, das ist reine Stimmungslyrik, aus der jede epigrammatische Überdeutlichkeit geschwunden ist. Das diskrete Hindeuten, das Verschweigen gemahnt an modernste Dichtungen.

In diesen reinen Stimmungspoesien tritt auch die rhythmische Begabung Heines siegreich hervor. Heine bevorzugt ja im „Buch der Lieder" die einfachsten Strophenformen und Metren, vierzeilige Verse mit vier oder zwei Reimen. Seine Verse tragen den einfachen Typus des germanischen Grundverses mit drei oder vier Hebungen und freier Taktfüllung. Heine weiß die Freiheit des germanischen Verses wohl zu nutzen, die es erlaubt, die unbetonten Silben zwischen den Hebungen des Verses in ihrer Zahl wechseln zu lassen, ja nach Bedarf auch zwei Hebungen einander folgen zu lassen. Er belebt Verse von jambischem und trochäischem Grundmaß, in denen Hebung und Senkung miteinander abwechseln, durch daktylische Verse, wo jeder betonten zwei unbetonte Silben folgen; oder er schiebt in daktylische Verse einen Jambus ein. Man hat es nun stets gerühmt, wie Heine durch solchen Wechsel, den er noch reichlicher anwendet als es Goethe und die romantischen Dichter vor ihm getan haben, äußere und innere Bewegungen rhythmisch zu malen versteht. Das berühmteste Beispiel steht ja schon in

Heines frühester Ballade: es sind die Daktylen, die in den Schlußstrophen der „Grenadiere" plötzlich den ruhigen jambischen Gang, den das erst daktylisch einsetzende Gedicht genommen hat, durchbrechen und nicht nur die sich steigernde seelische Erregung bezeichnen, sondern geradezu wie ein Hereinbrechen des kriegerischen Lärmes wirken, von dem die Worte sprechen. Dieser Rhythmenwechsel mag die Komponisten angeregt haben, an dieser Stelle die Marseillaise erklingen zu lassen. — Aber auch das „Intermezzo" und die „Heimkehr" sind voll von solchen Beispielen. Nicht nur die Gedichte der „Heimkehr", in denen das Meer geschildert wird, sondern auch die, in denen es sich nur um seelische Vorgänge handelt, machen zuweilen in der rhythmischen Bewegung die seelische Erregung fühlbar. Da die feste metrische Grundform dem Dichter doch eine gebundene Marschroute gibt, so sind die rhythmischen Wechsel natürlich beschränkt; und es sind auch nur leise Bewegungen, Nuancen des Seelenlebens, die hier ausgedrückt werden können und sollen. In dem Gedicht „Am fernen Horizonte" ist in den ersten Strophen der eintönige Wechsel von Hebung und Senkung herrschend; er schmiegt sich der traurig-gleichmütigen Stimmung und dem eintönigen Rudertakte an. Daktylen sind hie und da eingestreut, aber nicht an prägnanter Stelle; sie wirken nur wie eine leise unmerkliche Bewegung in der trüben Ruhe des Ganzen. Aber wie überraschend dann plötzlich der eine Daktylus am Anfang des zweiten (ganz daktylischen) Verses der zweiten Strophe, nachdem wir bisher gewohnt waren, daß jeder Vers mit einer unbetonten Silbe begann und wir in d i e s e n Rhythmus vollkommen eingewöhnt und eingewiegt waren.

„Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor."

Es ist alles in jenem Vers: das überraschende Licht, mit dem die untergehende Sonne noch einmal das Nebelphantom der Stadt übergießt, und das schmerzhafte Aufzucken der Seele unter der Erinnerung. Die Ruhe des folgenden Verses, der wieder ganz zum jambischen Rhythmus zurückkehrt, hebt das noch stärker heraus.

Heine hat bei den Verbesserungen, die er bekanntlich mit seinen scheinbar so mühelos entstandenen Gedichten vorgenommen

hat, vielfach solche Effekte nachträglich mit bewußter Kunst hineingebracht. Gerade in dem oben angeführten Gedicht läßt sich jedoch noch eine andere rhythmische Besonderheit beobachten, auf die man bisher wenig geachtet hat, die aber gerade den geheimsten Reiz manches Heineschen Liedes ausmacht. Modernste Betrachtung der Rhythmik weist darauf hin, wie sehr der Eindruck eines Gedichtes abhängt von dem Verhältnis des gewählten Metrums zu der Betonung, die wir den Sätzen als Prosasätzen geben würden, davon also wie stark die Bewegungsenergie der Satzgebilde unter dem Kleid der Versgebilde spielt. Eine durchgehende Übereinstimmung zwischen dem natürlichen Sprechrhythmus, der sich dem inneren Ohr unmittelbar aufdrängt, wenn wir ein Gedicht hören oder lesen, und dem streng geordneten Rhythmus, den das Metrum hineinbringt, kann als klappernde Eintönigkeit wirken oder als vollendetster Sieg der Kunst über das Rohmaterial der Sprache. Hier wie in allen Fällen, wo es sich um künstlerische Wirkungsfragen handelt, spricht kein Formelement ohne das andere, und es ist daher unendlich schwer, allgemeine Behauptungen aufzustellen. Wo der Kampf zwischen Prosarhythmus und Metrum fühlbar wird, da kann er ein wundervolles Ausdrucksmittel seelischer Bewegungen werden, kann auch das eigentümliche, kämpferische Temperament eines Dichters ausdrücken, und wiederum kann er als ungeschickte Holprigkeit erscheinen. Bei Heine ist im „Intermezzo" und in der „Heimkehr" die Zahl der Gedichte nicht allzu groß, bei denen zwischen Metrum und Sprechrhythmus ein durchgehender Kampf stattfindet. Am meisten fällt dies auf in den Gedichten, in denen er absichtlich die Sprache des Alltagslebens nachahmt. Doch betrachten wir noch einmal die angeführten Verse jenes Gedichtes. Die ersten erlauben es fast, das Gedicht metrisch zu taktieren, da das Metrum keine Verletzung der Satzbetonung fordert, die wir den Zeilen als Prosa geben würden. Nur in ihrem letzten Vers müßten wir dem Sinne nach den einzigen Ton auf das Wort „Liebste" legen, so daß wir sprechend über einen großen dreisilbigen Auftakt hineilen müßten, während das Metrum es fordert, daß wir auf „wo" oder „ich" noch einmal einen Ton legen. Dadurch entsteht an dieser entscheidenden Stelle des Gedichtes eine Bewegung, die durchaus mit dem Inhalt zusammentrifft, aber von der Kraft der metrischen Gleichmäßigkeit kaum gehemmt ist. Gegenüber der Ruhe der vorhergehenden Strophen, in denen nur geschildert wird, hebt sich jetzt das einzige Gefühlswort dieser Verse, „das Liebste", stark in der Betonung heraus.

Aber Heine will mehr sein als ein Stimmungskünstler. Er will die große lebenumspannende Leidenschaft lyrisch schildern. Er will wohl auch zugleich, ergriffen von der Zeitkrankheit Byronisch-romantischen Weltekels, die Seele reden lassen, der ein Erlebnis die ganze Lebenstragik enthüllt hat. Diesen Willen verraten seine Dramen und die Gedichte, die mit diesen Dramen in Zusammenhang stehen wie „Götterdämmerung", „Ratcliff". Auch das „Intermezzo" und die „Heimkehr" als Ganzes wollen von solchem Fühlen erzählen, wollen das, was er vielleicht in Momenten so empfand, als den Grundton einer ganzen Existenz klingen lassen. Und hier beginnt Heines künstlerische Unaufrichtigkeit, die Sentimentalität, die wir heute mit Unbehagen empfinden. Wir aber wollen hier versuchen, psychologisch zu begreifen. Diese Lüge beruhte, soweit es die Jugenddichtung angeht, vielleicht auf der Sehnsucht, über sich hinaus zu kommen. Das Verlangen nach Größe, Einheit und Dauer des Gefühls trieb ihn, der im einzelnen so viel Künstlertreue zu üben wußte, in die größte Sünde des Künstlers hinein. Später dann, als er allmählich seinen „Ton" kannte und virtuos übte, hat er jenes Element der Sentimentalität bewußt in seine künstlerische Gebärdung aufgenommen. Er selbst hat später einmal mit Hinblick auf das Drama der Franzosen die Sentimentalität definiert als die Sehnsucht des Materialisten nach der Welt der Innerlichkeit. Setzen wir statt Materialismus Nervosität und Bewußtheit, so haben wir einen Teil der gar nicht zu verkennenden Übertreibungen und Unechtheiten in Heines Jugendlyrik erklärt. Dazu kommt noch eins. In jenen Gedichten der „Heimkehr", die auf das zweite Liebeserlebnis seiner Jugend gehen, gab er die Zustände zwischen einem verlöschenden und einem beginnenden Gefühl, beschwor er Gefühle aus der Erinnerung, die doch als gegenwärtige erscheinen sollten, da er ja sein fragmentarisches Liebeserleben zu einem ganzen Roman in Liedern abrundete. Das sind gewiß echte Gefühle, aber sie haben eine andere Vitalität, als die momentanen heftigen Erregungen, die er wirklich durchmachte. Im Ausdruck aber paßte sich Heine nicht, oder nur selten diesen Erlebnissen an, die zwischen Wirklichkeit und Phantasie schweben. Er verkleidete sie vielmehr als große unendliche „romantische" Gefühle, er steigerte, reckte den Ausdruck, machte sich zum unglückseligen Atlas, der die Welt der Schmerzen tragen muß. Ein moderner Künstler hätte vielleicht gesucht, diese Zwischenzustände genau so verschwebend und unfaßbar wiederzugeben, wie er sie erlebte. Heine, in seinem Erleben modern, ist hier noch nicht moderner Künstler.

Jenes Vorführen vergangener Gefühle als gegenwärtiger beruht aber auch darauf, daß in Heine ein Element des Schauspielers steckt, dem die Gebärde des Gefühls das Gefühl ersetzt. Heine war einer von denen, die der Gestus berauscht. Und darum empfand er — ohne die Absicht, dem Hörer etwas vorzumachen — eine künstlerische Freude an der Darstellung eines vergangenen Zustandes, lange nach dem Absterben der Empfindung. Berechnetes Verblüffenwollen, Arbeiten auf den Effekt kommt wohl auch vor, aber nicht so häufig, wie ihm seine Hasser vorzuwerfen pflegen.

Wer nach der Lektüre des „Intermezzos" und der „Heimkehr" in den „Nordseebildern" blättert, erstaunt über die Energie, mit der sich hier eine menschliche und künstlerische Befreiung vollzogen hat. Hier ist die Eintönigkeit geschwunden. Hier sind keine nervenzuckenden Bewegungen mehr, sondern weite Rhythmengefüge, durch die ein kräftiger Zug geht — es ist ein festeres Tempo, ein anderer langaushaltender Atem in diesen Dichtungen. Was Heine vergeblich durch die brütende Versenkung in sein Gefühlsleben zu erreichen versucht, was er durch Aufspannung und Steigerung erzwingen wollte: Weite des Horizontes, das gab ihm hier das Naturschauspiel fast als etwas Körperliches, das gab ihm das Meer. In diesen Gedichten ist aller Reiz des Vergänglichen, Veränderlichen gefühlt, und doch lebt zugleich darin etwas wie eine Ahnung ewiger Zustände. Diese freien Rhythmen sind wohl das Höchste von Heines Jugendlyrik. Es war die Vereinigung des ewig Momentanen und des Bleibenden in der gleichen Naturerscheinung, was auf ihn wirkte. Ihm gab die Natur hier eine Bestätigung dessen, was er selbst war, und eine Ergänzung. Sie erregte durch ihren Anblick seine Lust an der Veränderlichkeit in einem neuen Maße, denn sie gab ihm alles in einem gewaltigen Spiegelbilde zurück, und sie ergänzte zugleich sein Dasein durch ein Gegenbild. In den ungeheuren Dimensionen ihres Wechsels war etwas, das keinen Vergleich mit seiner inneren Unrast zuließ. — Diese Bewegung wird wieder Ruhe. Statt der zuckenden Fieberkurven seines Temperamentes erlebte er hier die groß geschwungenen Rhythmen jener Perioden, in denen sich das Leben dieses Elementes abspielt. Seine eigenen Aussprüche über sein Verhältnis zum Meer bestätigen, daß es diese Doppelheit war, die ihn anzog. Man pflegt meist nur die zu wiederholen, die auf seine innere Verwandtschaft mit der Beweglichkeit des Wassers zielen. Er fühlte sie allerdings sehr früh, noch ehe er die rechte bewegliche Form für seine Meerlieder gefunden hatte. Er hatte ja das Meer schon in

den Liedern der Heimkehr zu besingen begonnen, in jener wohlbekannten zweistrophigen Manier, und nie vielleicht sonst klingen seine Verse so an die Wilhelm Müllers an. Er braucht die menschliche Staffage dieser anmutig gebrechlichen Poesie. Man hat in Ton und Wortfall genau übereinstimmende Zeilen nachweisen können — er selbst empfand und bekannte ja schon früher seine Abhängigkeit von diesem Ton. Aber bereits in diesen unfreien Versen, die noch so wenig vom Hauch des Meeres haben, spricht er von jener inneren Verwandtschaft: „mein Herz gleicht ganz dem Meere, hat Sturm und Ebbe und Flut." Das sind Bilder, Umschreibungen für etwas, was vielleicht viel weniger seelisch zu fassen ist. Es ist ein fast physisches Wohlbehagen. Endlich findet er die Natur, die seinem Bedürfnis nach Einzelerleben antwortet und ihn doch mühelos über dieses Bedürfnis hinaushebt — durch die Spannweite ihrer Bewegtheit. Seine eigenen Erregungen bekommen eine längere Schwingungsdauer. Heine hat diesen Gedanken in Briefen und Versen oft wiederholt, ernst und witzig. Er sei wie ein Fisch auf dem Lande, schreibt er einmal, ein Fisch mit heißem Blut und schwatzendem Maule. Aber beachtenswert sind auch Äußerungen, die das nennen, was ihn in dieser Natur als Fremdartiges anzog: „Gar besonders wunderbar wird mir zumute, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle — vor mir das wogende, unermeßliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Kristallkuppel —, ich erscheine mir dann sehr ameisenklein und doch dehnt sich mir die Seele so weitenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgibt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit." Und in einem Brief an seinen Jugendfreund Moser: „Nächte am Meer, wunderherrlich groß. Ich dachte oft an Dich, ja, es kam mir vor, als finge ich erst jetzt an, Dich zu begreifen. Große Natureindrücke müssen unsere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menschen fassen können." Es ist charakteristisch, wie ihm jetzt das Verständnis aufgeht für die Größe einer einfachen ruhevollen Seele, in der nichts von schillernder Beweglichkeit ist, für die Größe des vielgequälten Freundes, gegen dessen bespöttelte Marquis-Posatugend er sonst gern den Reichtum seiner widerspruchsvollen Natur ausspielt. Wir können geradezu von einer zeitweiligen Bereicherung seiner Seele durch das Element der Ruhe sprechen. Ja, die Schönheit seiner Meerdichtung beruht auf einer zwiefachen Konzeption der Meerlandschaft: einmal dessen, was veränderlich und vergänglich und ein andermal dessen, was einfach, ruhend und ewig in ihr ist. Freilich ist die zweite Konzeption weniger

stark als die erste, aber ohne sie wären diese Gedichte nicht, was sie sind.

Seine eigenen Gefühle und Gedanken, wie er sie in den „Nordseebildern" ausspricht, haben einen wechselnden Reichtum, es ist sehr viel Heftiges darin. Heine hat wiederum die verschiedenen Stimmungen zu einer Art inneren Geschichte geeinigt, die parallel läuft mit einer Geschichte der Meeresstimmung. Aber in dieser Buntheit fällt die Wiederkehr gewisser Stimmungen auf, die schon an sich den Ton der Ruhe haben und in Heines früheren „Seelenromanen" fehlen: das heimatliche Gefühl, das Gefühl des Geborgenseins, das stille Sichversenken in Jugenderinnerungen, bei denen einem das Meeresrauschen „wiegenliedheimlich" erscheint: „Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser, wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern, auf deinem wogenden Wellengebiet." Ein Gedicht wie „Frieden" mit seiner Vision des wandelnden Christus, der weltumfassenden Liebe, konnte ihm vielleicht nur hier am Meer geboren werden, wo er das allumarmende Element sah. Die vielbesprochene Farce, die er diesem Gedichte anhing und die er später aus den „Nordseebildern" ausschied (s. Anm.), hebt weniger als einer von seinen andern ironischen Schlüssen den Inhalt dieses Gedichtes auf, da sie sich ja nicht gegen die Frömmigkeit, sondern gegen die Frömmler kehrt. Ja, im „Epilog" kommt Heine sogar einmal ganz in die Stimmung idyllischer Einfachheit; aus der Sphäre dieses ländlichen Lebens wählt er sonst seine Bilder nicht gern, an manchen Beiwörtern und Zeilen dieses Gedichtes hören wir etwas wie einen Nachklang von Goethescher Behandlung antiker Idyllenstimmung. Zwar sind solche Motive in den „Nordseebildern" nicht überwiegend. Aber weil sie uns bei Heine fremd sind, legen sie sich wie ein Band um den überschwellenden Reichtum der verschiedenartigsten Stimmungen.

In den „Nordseebildern" zeigt Heine zum erstenmal und in diesem Maße vielleicht zum letztenmal in seiner Dichtung ein ganz eigenes Naturgefühl, das nicht durch die Medien fremder Naturanschauung gebrochen ist. Einer der besten Kenner von Heines Kunst sagt mit Recht, es sei dies eine Sache der sinnlichen Organisation gewesen, es gehöre ein auf Momentbilder gestimmtes Auge dazu, um sich so in die Individualität der Meeresstimmungen einzuleben. Daß die Landschaft seinen Sinnen so entgegenkam, machte ihn zum Landschaftsdichter; er ist nicht wie andere Poeten in der Art seines Natursehens durch die Landschaft erzogen worden, in der er aufwuchs. Heine gibt die

Farben des Meeres als Nuancen der Oberfläche, als Beleuchtungen; das Licht bedeutet ihm mehr als die Farbe, gewisse Grundtöne kehren immer wieder, das Schwarzgrün der Sturmwellen, das Weiß des Schaumes und der Abendglanz auf dem Wasser bald als Rosenlicht, bald als Goldglanz und fließendes Silber gesehen. Immerhin hat er auch andere, überraschendere Farbeneindrücke wiedergegeben. Heine, dem, so lange er von romantischer und volksliedhafter Naturanschauung gefesselt war, der Himmel immer blau, der Mond golden oder silbern war, gibt einmal die Himmelslandschaft in Farben, die einem modernsten Bild entstammen könnten, in Stimmungsfarben: „aus violettem Gewölk schaut hervor der grasgelbe Mond". Das ist impressionistisch-phantastisches Sehen. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß die Wirkung seiner Meerschilderungen vor allem auf der Lebendigkeit beruht, mit der er Geräusche und Bewegungen aufnimmt und in Wort und Rhythmus wiedergibt. Da ist es nun überraschend, zu sehen, wie er sich unter dem Einfluß der Wirklichkeit von jener romantischen Vorliebe für zarte Bewegungen und Töne löst, wie wohlig er die Kraft der starken Meeresgeräusche und Wellenstöße nachfühlt. Man merkt, wie seine Nerven fester werden. Ein entschiedenes Kraftgefühl geht durch einige dieser Gedichte. Auch schrieb er damals sein einziges Gedicht, das fröhlichem Weinrausch entstammt. Es ist vielleicht nicht nur jene kurze Harmonie zwischen Erlebenwollen und Erleben, sondern etwas rein Körperliches, das in diese Dichtungen eine besondere Kraft und Männlichkeit hineinbringt. Freilich ist die Weichheit und fruchtlose Sehnsucht, die aus der Unzulänglichkeit stammende Aufspannung des Gefühls nicht völlig geschwunden. Heines Naturgefühl hat hier einen Besitz, der früher nur gelegentlich auftaucht: er besitzt die Atmosphäre einer Landschaft, er hat die Worte für die Luftstimmungen, die Beleuchtungen, die nicht Morgen- und Abendstimmungen im allgemeinen, sondern nur Meerabende und Meermorgen sind. „Wie Tageslarheit doch dämmrig verzaubert". Es ist dies das Luftphänomen, das wir nur am nordischen Meer erleben können. Heine hat das Gefühl dafür, daß wir in der Dunkelheit das Herankommen der Wellen anders empfinden als im Licht; er läßt sie von der „Flut gedrängt" sein und drückt damit aus, daß man nicht weiß, woher dieses Brausen kommt, daß man eine fremde Ursache unwillkürlich sucht. Und dagegen die Wellenbewegung im Tageslicht, das Individuelle jeder Welle in der gemeinsamen Bewegtheit, „und die Well'n wutschäumend und bäumend, türmen sich auf." Er gibt nie ein Wissen um die Dinge, sondern einen

Eindruck. Er hat erst jetzt vollen Sinn für die Wirklichkeit, ja eine gewisse Erobererlust ihr gegenüber. Sein Hautgefühl nimmt die Landschaft auf: er fühlt die Feuchtigkeit des Sandes, spürt das gleichsam elektrische Knistern der Muscheln, über die er in der Nacht geht. Und so ist sein Verständnis für alle Nuancen geschärft, daß er auch den Eindruck wiedergibt, den nur diese Landschaft hervorruft: daß sie atme und sich bewege wie ein lebendiger Leib. Er spricht von dem „weitaufschauernden" Weltmeer.

Sein Blick, der die Nuancen kennt, hat erst durch die ruhige Größe dieser Landschaft Sinn für das Bleibende erhalten und gestaltgebende Kraft. Heine war ja nicht der erste deutsche Dichter, der das Meer besang. Die es vor ihm besangen, Klopstocks Schüler Graf Stolberg, und Goethe, erlebten die dauernden Elemente dieser Landschaft; sie gestalteten das Gefühl der Ewigkeit und Unendlichkeit. „In der ungeheuren Weite reget keine Welle sich", „Nordmeer, Weltmeer, Göttin unendliche" ruft Stolberg das Meer an. Ihn bewegten die Dimensionen der Landschaft und die einzige Begrenzung, die ihr gegeben ist, durch den von den Sternen gewiesenen Zeitlauf: die „himmelwandelnde Sonne" und die Gestirne sah er. Auch Heine hat als Beiwort öfter denn früher die Worte „ewig" und „unendlich", die diese Landschaft wohl jedem aufdrängt. Auch er spricht viel von den Gestirnen, nur daß er wie immer die unendlichen Maße ihres Lebens mit entgegengesetzten Gefühlen bewertet. In dem allzu sentimentalen Ehemythus von Mond und Sonne, den er im zweiten Zyklus der „Nordsee" geistreich travestiert, spricht er von „trostlos unendlichen Bahnen". Dann wieder, am Ende eines tragisch erregten Gedichtes, klingt es wie eine Beruhigung.

Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

Die Beiworte, die Heine in den Meerliedern gebraucht, gehen zum Teil ganz auf das Momentane, und hier ist er außerordentlich original und erfinderisch. Zum Teil aber gehen sie auf das, was als dauernd in Wesen und Zustand der Dinge gefühlt wird, und dann haben sie leicht etwas, was an die typischen Beiworte griechischer und wohl auch nordischer Epik erinnert: „das weithinrollende Meer", „die weite Strandesfläche", „die brandende See", „das weite wogende Meer", „das ewige Meer", „die ewigen Sterne", und fast homerisch einmal „die stillverderbliche Fläche". Für sich allein hätten diese Worte wenig Farbe, im Zusammenhang aber mit all den

seinen nuancierenden, auf die Augenblicksverfassung der Landschaft deutenden Beiworten haben sie etwas Festes, Beruhigendes. Heine sieht jetzt erst Gestalt in die Natur hinein, seine Phantasie bekommt mythenbildende Kraft. Wie sehr ihn die griechische Mythologie hier anregte, bekennt er selbst, als er von den meerdurchrauschten Blättern der Odyssee spricht, und wir sehen den Widerschein homerischer Bilder in ganzen Gedichten, in einzelnen Versen, ja auch in den Travestien, mit denen sein modernes Empfinden sich die griechische Mythologie umformt. Doch wo er eigenartig angeschaute Naturerscheinungen ganz frei phantastisch umzubilden scheint, da fühlen wir uns an nordgermanische Mythologie, an eddische Bilder erinnert. Wenn er etwa den Nordwind uns zeigt wie eines der Riesenwesen der „Edda“:

„Und über dem Meer', platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie 'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein.“

Heine beruft sich an dieser Stelle selbst auf die „Edda“. Von einer Lektüre dieses Buches wissen wir zwar nichts aus seinen Briefen, doch läßt es sich fast vermuten, daß er die deutsche Übersetzung eddischer Lieder gekannt hat, die die Brüder Grimm im Jahre 1812 herausgegeben hatten. Er hatte sich ja in seinen Studentenjahren fleißig mit älterer germanischer Literatur beschäftigt, und späterhin hat er, wie wir wissen, für seine sagengeschichtlichen Essays und für manche Ballade aus den Werken der Grimms geschöpft. Hier fand er solche Bilder für die Wolken:

„Die Mähnen schüttelten sich, aus den Mähnen troff
Tau in tiefe Tale, Hagel in hohe Bäume.“

Dazu machten die Herausgeber die Bemerkung: „Nämlich, da die Walküren auf Luft reiten, sind die Wolken die Mähnen ihres Pferdes, und davon träufeln Tau und Regen.“

Heine sagt:

„Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer', in Nebeleimern,
Das Wasser schöpfen,
Und es mühsam schleppen und schleppen,
Und es wieder verschütten ins Meer.“

Es ist ein anderes Bild, aber aus gleichem Geiste grauer Phantastik geboren. Das Entscheidende ist nicht, daß Heine für den Stil seiner Meerlieder auch literarische Anregungen gebraucht hat, sondern wie vollständig er sie zu einem eigenen Stil zu verarbeiten wußte, dadurch nämlich, daß er immer das Gegengewicht seiner modernen Gefühls- und Ausdrucksweise hatte.

Die Kraft und Wesenhaftigkeit der Sprache, die uns an Nordisches denken läßt und gegen die Bläße seiner früheren Sprache sich abhebt, tritt vor allem da hervor, wo wir es am wenigsten suchen würden, in den Adjektiven. Heine wurde in seiner späteren Entwicklung der Künstler des seltenen Beiworts, des glitzernde Eindrücke zusammenraffenden Adjektivs (s. Einl. zu den Novellen). Auch hier begegnen schon jene durch Adverbien nuancierten Adjektiva, die vor allem geeignet sind, den Reichtum flüchtiger Eindrücke wiederzugeben: flatternd blauseidene Himmelsdecke, flackernd rote Lichter, zitternd lichte Funken, wallend weiße Gewande, vollblühender Mond, zartdurchsichtig usw. Aber stärker als diese zusammengesetzten Adjektiva, die es verstehen, zwei verschiedene Eindrücke als einen einzigen zu geben oder einen Eindruck durch Nuancierung zu bereichern, sprechen die zusammengesetzten Adjektiva, deren Hauptbestandteil ein Hauptwort oder Tätigkeitswort ist. Das Adjektiv wird also hier für Heine nicht nur zur Bezeichnung des Vergänglichen, sondern des Wirkenden und vor allem des *Wesenhaften* angewendet. Diese Komposita lassen noch das Hauptwort als etwas Selbstständiges bestehen. Ich nenne wenige Beispiele: flutenkalt, flutbefeuchtet, goldgeschmückt, totschlaglaunig, feuergetränkt, geiergequält, felsengefesselt, neugierklug, wiegenliedheimlich u. a. Dazu kommen die vielen Doppelsubstantive: Riesenmärchen, Menschenfrühling, Rosengesichter, Flutabgründe, Lichtfünkchen, Nachtdiamanten usw. Besonders markig wirken jene Adjektiva da, wo sie unmittelbar solchen zusammengesetzten Hauptworten folgen oder vorangehen: flutenkaltes Witwerbett, Riesenmärchen totschlaglaunig. Ihre Kraft liegt zum Teil auch darin, daß sie den Inhalt eines ganzen Satzes in sich zusammenraffen, z. B. die glückgehärteten Menschen, heimatverlangende Griechenherzen. Diese Bedeutung haben sie innerhalb von Heines Entwicklung. Im übrigen sind sie ein Vorklang moderner komprimierender Wortkunst. Diesen Eindruck der Kraft, eines Dauernden verstärkt der Rhythmus. Aber der Rhythmus verstärkt auch ebenso den Eindruck des unendlich Bewegten.

Der durchgehende Kampf zwischen Metrum und Sprechrhythmus scheint in den freien Rhythmen aufgehoben. Die Grundlage

des Versbaus ist unsere Prosarede mit ihren Sinnpausen und Atempausen. Damit wir aber einen Abschnitt als Vers fühlen, bedarf es einer Ordnung durch häufigere Betonungen, als sie die Prosa hat. Nicht auf Regelung, wohl aber auf Gliederung kommt es an. Und diese Notwendigkeit beeinflußt die Wortstellung und Wortwahl. Da wir nicht wie beim Metrum die Wiederkehr einer bestimmten Betonungsfolge instinktiv erwarten, so empfinden wir es als unnatürlich, wenn die Betonungen auf Silben fallen, die sinngemäß keine starke Betonung im Satz haben können. Die Kunst der Heineschen Rhythmen liegt zum Teil mit in der Wortwahl, in der Art, wie er die Tonträger zu finden und zu stellen weiß.

Heine selbst bekennt brieflich, daß er zum Gebrauch der freien Rhythmen durch Ludwig Tieck angeregt worden sei, der italienische Reiseeindrücke in dieser Form beschrieben hatte und durch einen Nachahmer Tiecks, den mittelmäßigen Berliner Literaten Robert. Aber er hat nur von ihnen gelernt, daß sich diese Form zur Aussprache wechselnder Eindrücke eignet. Das Wie aber gaben ihm die Anreger nicht. Heine hatte das was weder Tieck noch Robert gehabt haben: das einheitliche Erlebnis, das die Form neu gebar.

Aber es waren vielleicht andere Anregungen da. Man darf vielleicht an die freien Rhythmen von Goethes Altersdichtung denken; an Gedichte wie „Schlechter Trost" im Divan: gewisse Partien von Heines „Nordseebildern" klingen leicht an sie an. Als Gesamtkonzeption aber konnte ihm ein ganz in freien Rhythmen geschriebenes Werk eine Anregung geben, obgleich es eigentlich der strikteste Gegensatz zu Heines Dichtung ist. Es sind Novalis' Hymnen an die Nacht. Auch hier die Erfassung einer Naturerscheinung, der Nacht — wie bei Heine die des Meeres. Auch hier eine innige Wechselbeziehung zwischen Seele und Natur. Aber Novalis' Hymnen geben mehr als die Nacht, sie erzählen von letzten Geheimnissen des Seins. Das Grunderlebnis ist der Rausch der Seele, der Tod und Leben in eine Trunkenheit zusammenfließt — und der die Wunder der Nacht ein köstliches Symbol werden. Und mehr als die einzelnen Nachtstimmungen, die im Wechsel der Rhythmen sich auszudrücken haben, spricht hier der Gesamtton, das gleichbleibende: ein weiches Fließen und Klingen. Es ist ein Sichhingeben der Seele, das aus diesen Rhythmen klingt. Bei Heine aber, der das Meer nicht als eine Offenbarung metaphysischer Geheimnisse erlebte, sind umgekehrt gerade die Wechsel bedeutsam. Und das Verhalten Heines der Natur

gegenüber ist keine Hingebung — es begegnet vielmehr jedem Wellen- und Windstoß mit neuen Erregungen. Den Wechsel im Rhythmus erreichte Heine durch eine bis dahin unerhörte Ausnutzung der dem germanischen Versbau gegebenen Freiheit. Er hat große Auftakte, drei Silben vor der ersten Betonung, über die wir ungeduldig wie über ein Hindernis wegeilen zur ersten Tonsilbe, die dadurch weit kräftiger wirkt. Er hat die reichlichen unbetonten Silben im Vers, die beim Vortrag eine ähnliche Wirkung haben, da wir schnell sprechen müssen, um nicht unwillkürlich einen Ton auf sie zu legen.

Und er läßt die Senkung fehlen, wenn er die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen will. Er läßt die Tonsilben wie langsam hallende Schläge einander folgen:

/ / / /
flatterten fort laut schreiend
/ / / /
ein traurig todblasses Antlitz.

Ebenso wechselnd wie die Anfänge sind die Kadenzen der Verse. Die Kraft der Tonträger, die dem Ganzen den Charakter gibt und die wechselnde Bewegtheit, weiß Heine noch durch die reiche Anwendung der Alliteration zu verstärken. Beispiele erübrigen sich. Aber er braucht die Alliteration nie bis zur Eintönigkeit des Stabreims, er läßt sie immer wieder verschwinden. Nicht alle Gedichte gehen zur rhythmischen Einheit zusammen. Während an manchen Gedichten gerade der einheitliche rhythmische Zug das Fortreißende ist, fallen andere in zwei Teile auseinander; ihre Rhythmen scheinen auf verschiedenen Erlebnissen zu beruhen; die Naturschilderung, die das Gedicht eröffnet, hat ein anderes rhythmisches Gepräge als das, was ihr folgt. Man lese etwa „Sonnenuntergang". Aber die „Nordseebilder" *als Ganzes genommen* haben doch *einen* Hauptrhythmus, in allen Wechseln kehrt doch eine bestimmte Tonfolge immer wieder; wir haben diesen Rhythmus im Ohr, wenn wir an die Nordseebilder denken. Es ist der vierhebige Vers, der in zwei Hälften zerfällt: der Vers von diesem Charakter

/ / / /
Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt
. . . . . .
/ /
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk
/ / /
O Friedenswunder wie still die Stadt.

Dieses ideale Metrum, das bald stärker bald schwächer hervortritt, aber nie ganz verschwindet, das im Rhythmischen jenen

stimmungsmäßigen und sprachlichen Bindungen entspricht, die in der Wiederholung etwas einheitlich Ruhendes in die „Nordseebilder" hineinbringen, spricht innerhalb der einzelnen Dichtung wie gesagt nicht so stark wie der Rhythmenwechsel, aber es hat doch auf die Art unseres Vortrags einen vereinheitlichenden Einfluß.

Das Erlebnis, das Heines Kunst bis zu der Leistung der „Nordseebilder" gehoben hatte, hielt in seiner Wirkung nicht lange vor. Wenig genug geht davon in den Stil des Pariser Heine ein. Die lyrischen Gedichte der folgenden anderthalb Jahrzehnte erscheinen gesammelt im Jahre 1844 als „Neue Gedichte". Wiederum war der größte Teil schon in einzelnen Zeitschriften gedruckt und in der Sammlung der 30er Jahre, die ein Seitenstück zu den Reisebildern darstellt: in Heines „Salon". Wir können diese Lyrik — meist die Dichtungen des Pariser Heine vor der Erkrankung — als eine stilistische Einheit betrachten. Diese Gedichte zeigen eine Steigerung des technischen Vermögens, aber vielfach eine traurige Verschleuderung seelischen Gutes. Heine ist jetzt der echte Virtuose, der seiner Anmut, seiner schlagenden Wirkungen sicher ist und darum nicht das Erlebnis abwartet, um sich in Versen auszusprechen. Bezeichnend ist, daß zahlreiche Gedichte des „Neuen Frühlings" auf Bestellung gedichtet wurden für einen Komponisten, der eine Reihe Frühlingslieder wünschte. Freilich nur bei einem großen Teil der eigentlichen Lyrik kann man von Virtuosentum reden; die Romanzen nehmen eine besondere Stellung ein: sie erst steigen bis auf den Grund von Empfindungen, an deren Rand die Lyrik nur hingespielt hatte, sie bringen sie auf den energischsten Ausdruck. Die Gedichte des „Neuen Frühlings" — zum großen Teil noch in Deutschland entstanden, — und der Zyklus „Verschiedene" sind vielleicht das Französischste in Heines Lyrik: sie erinnern zuweilen an Rokokopoesie. Es liegt aber keine Nachahmung vor, sondern ein Hineinfinden in die Art eines solchen Stils auf Grund ähnlicher Erlebnisse, wie die, welche diesen Stil einst hervorgebracht hatten. Der Dichter selbst freilich zweifelte daran, daß es möglich sein würde, den Franzosen den „Neuen Frühling" zu übersetzen; er hielt diese Dichtungen für etwas spezifisch Deutsches und meinte, er dürfe seine französischen Leser nicht mit „Mondschein, Nachtigallen und Rosenpanaschee überfüttern". In der Tat knüpfen die Dichtungen

des „Neuen Frühlings" in der Form durchaus an „Intermezzo" und „Heimkehr" an. Auch hier ein fortlaufender kleiner Roman in lyrischen Einzelbildern, die sich bei näherem Zusehen als Variationen desselben Gemütszustandes erweisen: auch hier ein Überwiegen der zweistrophig pointierten Manier. Das gleiche Verhältnis und in alledem die gleiche Bewußtheit Heines, die hier erst recht als Überlegenheit über das Gefühl, als spöttische Freiheit erscheinen soll. Ein volksliedmäßiges Ausformen jedes Einzelverses, der gleichsam eine sangbare Einheit bilden muß, die gleichen einfachen Rhythmen, die gleichen rhythmischen Feinheiten, die wir früher analysierten. Und auch die sprachlichen Mittel aus derselben Quelle. Ausdrücke, die die Romantik liebt, Volksliedwendungen, die Rede des Alltags im Gedicht, alles kehrt wieder; und noch gesteigert alle Formen der volksliedmäßigen Wiederholung und des Refrains. Angesichts dieser Tatsache, wie der „Neue Frühling" die Motive der älteren Zeit wieder verwendet, kann man geradezu von einer Selbstnachahmung reden. — Aber alles das, so gleich es auch in der Form ist, ist doch in einem anderen Sinne gebraucht, in dem Sinne, den die neue Stimmung verlangte: Heine gibt sich nämlich nicht mehr als den Leidensbewußten, Tiefenttäuschten, er ist vielmehr skeptisch heiter, melancholisch überlegen. Kein Byronscher Trotz mehr, der sich auflehnt, aber auch kein allzu weiches Lamentieren, das in Spott umschlägt. Überhaupt kein auffallendes Nebeneinander der Gefühle mehr, vielmehr ein selbstverständliches und wohllautendes Ineinander.

„Des Frühlings traurige Lust" ist ein geheimes Thema. Der erste Teil des „Neuen Frühlings" und in der Sammlung „Verschiedene" die heiter lasziv sich gebärdenden Liebesgedichte dienen diesem Thema nur als Auftakt.

Der „Neue Frühling" bedient sich eines etwas vagen Naturssymbols. Der Zyklus „Verschiedene" dagegen bemüht sich, mit der neuerworbenen Bestimmtheit der Eindrücke aus möglichst vielen Einzelerfahrungen, verschiedenen „Liebessituationen" den gleichen Grundton klingen zu lassen:

„Vergängliches Glück, schon morgen klirrt
Die Sichel in den Saaten;
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verraten."

All das liegt vielleicht weit mehr in der nachträglichen Zusammenordnung der Gedichte, die als Ganzes wirken sollen,

als im Wesen des einzelnen Gedichts. Der Regisseur Heine ist hier überall zu merken. Es ist nur ein Verstärken von Tönen, die schon früher vernehmbar waren: alte Melodien spiel' ich auf der neugestimmten Zither. Aber das Wissen-darum soll nicht tragisch genommen werden. Trotz gelegentlicher Pathetik bleibt der weltmännische Ton gewahrt. Das Mißtrauen in die Dauer der Gefühle zeitigt eine Art Rokokophilosophie: Sinn für den Reiz des Vergänglichen in Gefühlen und Situationen, Vertrauen in die Unermeßlichkeit des Moments und überlegene Freiheit dem eigenen Fühlen gegenüber, dem man ebenso wie dem fremden mißtraut. Heine erinnert nicht umsonst im Prolog zum „Neuen Frühling" an ein Motiv der Rokokokunst, an das Fesseln mit Blumenketten; und in den Romanzen steht ein Gedicht, das in seiner Haltung mehr lyrisch als episch ist und wie ein modernisiertes Rokokopoem wirkt, mit all der Anmut und leichten Melancholie dieser Dichtung.

„Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze."

Unmerklich schleicht sich in die Beiworte des Gedichts modernes Sehen und Empfinden ein. Vieles wird in einem Ton vorgetragen, der die Leichtigkeit der Salongespräche erstrebt und meist auch findet. Was das Erlebnis der Großstadt und der großstädtischen Gesellschaft etwa in den Stil hineinträgt, bewegt sich in der Linie, die Heine schon früher eingeschlagen hatte. All das „lag" in seiner Natur. Nicht überall darf man daher Pariser Einflüsse suchen. Manches Gedicht, das wir auf Pariser Boudoirerlebnisse zurückführen möchten, stammt schon aus früherer Zeit.

Das Naturbild sogar zeigt zuweilen, wie Heines Augen die Optik des Gesellschaftsraumes haben. Wo er die frühere Art kopiert, belebt er zwar seine von Rosen, Veilchen und Nachtigallen erfüllten Gärten mit „Blumenromanen" — in der Art einer Romantik aus zweiter Hand. Wo er aber neu wird, da personifiziert er zwar noch immer, aber nicht mehr so sehr vergeistigend, sondern sein Anthropomorphismus geht vielmehr aufs Körperliche.

Es liegt in dieser Art von Naturbetrachtung ein Raffinement, das manchmal an modernste französische Dichtungen gemahnt, es offenbart sich aber auch das gleiche wie in so vielen

dieser in Farben und Lichteindrücken schwelgenden Dichtungen: Mangel eines eigentlichen hingebenden Naturgefühls. Dem Dichter schien dies einmal auf kurze Zeit gegeben zu sein, aber gerade seine neuen Meergedichte zeigen, daß er es nicht dauernd erwerben konnte. Die einzelnen Eindrücke werden mit größter Schärfe aufgenommen, aber in ihrer Wiedergabe ist kapriziöses Spiel und die starke Einmischung jenes geistreichen Elementes nicht zu verkennen.

Die Farben werden südlich, aber nicht weil ein südlicheres Landschaftsgefühl da wäre. Sondern weil er die gesteigerten Eindrücke, aus dem landschaftlichen Zusammenhang gerissen, mit der Willkür eines persönlichen Geschmacks rein als Eindrücke ordnet und geistreich deutet:

„Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!"

In den sprachlichen Mitteln drückt sich der Charakter der neuen Dichtung Heines besonders stark aus. Das was wir das Rokokohafte nannten, tritt hervor in der Scheu vor schwerwiegenden Worten, aber ganz anders als in der Zeit des „Intermezzos" und der „Heimkehr".

Das kindlich Lallende, das jene Dichtung suchte, wird verschmäht. Alle Bezeichnungen für Lust und Schmerz, alle Gefühlsworte der Liebe sind gedämpft, ins Heitere gewendet; die Worte „zärtlich", „Zärtlichkeit", „verliebt", früher selten genug, werden jetzt häufig. Ja, in einer preziös-archaisch wirkenden Weise wendet Heine das Wort „zärtlich" auch auf die körperliche Erscheinung an: „deine zärtliche Gestalt". Wenn er früher seine eigene Liebe ironisierte, waren die Ausdrücke scharf und bitter, jetzt werden sie streichelnd: „verliebt und närrisch", „ein verliebter Frühlingsträumer", „der verliebte Tor". Der junge Heine liebte es ja, entgegengesetzte Gefühlsworte zu verbinden, er liebte das als ein Schüler der Romantik, der die verwirrten Seelenzustände sucht, *die romantische Schmerzlust*. Jetzt haben diese Verbindungen den Sinn, zu dämpfen, abzumildern. Wenn er jetzt sagt: „holde Liebesnöte", „der Liebe süßes Elend", „der Liebe bittre Lust", „holde Hindernisse" usw., so ist das Tändelei gesellschaftlicher Art. Bis zur Spielerei wird das in manchen motivarmen Gedichten, die nur auf dem Verschlingen und Kombinieren von ein paar

Worten beruhen. Stärker noch als das einzelne Wort bringt das Spielen mit den Worten den Eindruck überlegener Leichtigkeit hervor. „Solche Küsse, wie besel'gen sie die Seele, wenn sie liebt." „Doch das allzuviele Denken Ist bedenklich wenn man küßt." Das Umstellen der Worte, ein Mittel, das in der „Heimkehr" nur zuweilen auftaucht, wird hier häufig und verschwindet nicht mehr aus Heines Formensprache. Es ist, als wollte er uns so spielend die Fülle einer Wortwendung enthüllen. Besonders reich wirkt diese Art, wo Haupt- und Beiwort den Platz tauschen. „Dieses glühende Geheimnis, diese tief geheime Glut", „außer meiner tollen Liebe, außer meiner Liebestollheit", „nach der holden Liebesnot kommen Nöten ohne Liebe". Auch solche Variationen wie „trüb und heiter, heiter und zugleich betrübet", „so himmelhoch und auch so himmelselig" gehören hierher.

Jetzt erst beginnt Heine sich in allen Formen der Wortaufnahme und Wiederholung, wie in einem vertrauten Element wohlig zu bewegen. Diese Wiederholungen rufen aber jetzt nicht mehr den Eindruck hervor, daß der Dichter wie das Volkslied nur einen gemessenen Besitz von Worten hat und mit einfachsten Mitteln sinnführend und sinnverstärkend arbeiten muß. Vielmehr sehen wir Variationsfähigkeit, spielendes, durch leise Veränderungen das gleiche erneuerndes Verfügen über den Ausdruck. Das bewußte Nichternstnehmen der Empfindung spricht sich bei Heine nicht nur in den allbekannten Witzen über sein Gefühl aus, sondern auch da, wo nicht deutlich gewitzelt wird, zum mindesten darin, wie Heine in absichtlich gewählter Gesellschaftssprache redet, wie er gleichsam aus dem Gedicht heraus an sein Publikum sich wendet und über den Gefühlsfall Konversation macht. Besonders die Gedichte an verschiedene (siehe hierzu auch die Nachlese) geben Beispiele dafür. Diesen Spott über die eigene Empfindung könnten wir gewiß anerkennen, wenn Heine nur darin ehrlich wäre und nicht bei jeder Gelegenheit wieder ins Sentimentale fiele. So aber kommt nicht der Eindruck zustande, daß die Vergänglichkeit der Empfindungen und ihre Nichtigkeit schmerzlich gefühlt wird; und auch das Sich-darüber-Erheben in die Frivolität wirkt nicht als innere Freiheit. Und doch gibt es einige lyrische Gedichte aus jener Zeit, die ohne das Mittel des frivolen Scherzes zu diesem Ziel kommen, die das Gefühl einer unaufhaltsamen Vergänglichkeit ohne Klage und mit einer wilden, schmerzlichen Laune geben. Wie immer bei Heine wirkt das am dichterischsten, wenn das Gefühl sich in einer Situation ausdrückt, wenn die Erregung durch ein äußeres Erlebnis dabei mitspricht. So

hat ihm eine stürmische Stunde am Meer den rechten Trotz auf die Lippen gelegt, mit dem solche Empfindungen gesagt werden müssen, damit der Eindruck hervorgerufen wird: hier ist ein Mensch, der alle Tragik des Vergänglichen fühlt und doch wild und frei bleibt, der darüber steht:

„Es ragt ins Meer der Runenstein
Da sitz' ich mit meinen Träumen,
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen,
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es wandern und schäumen die Wellen."

Sonst aber ist diese ganze Epoche für den Lyriker Heine nur eine Übergangszeit. Sie führt von dem Stil des „Intermezzo", von diesem etwas blutlosen Stil einer Epigramm- und Stimmungslyrik hinüber zu dem Spätstil, der ganz mit Leben, Farbe, Bewegung gesättigt ist. Sie behält den Grundbau der Jugendlyrik bei und die Grundelemente der Gesinnung, aber sie gibt der Gesinnung und Form eine Wendung ins Leichtsinnige, Heiter-Graziöse. Und dieser Salonton macht es sehr schwer, die innere Wendung, die der Künstler erfährt, schon hier zu erkennen. Wohl beginnt schon in einzelnen Stilelementen sich das anzukündigen, was die Gedichte des späteren Heine charakterisieren sollte, die nervöse, bald glühende, bald schmerzhafte Empfindlichkeit für alles äußere Dasein. In dieser Zeit nun, da der Lyriker immer mehr der frivole Virtuose geworden ist, flüchtet alles Echte seiner Empfindung in die epische Dichtung, in die Romanzen. Hier ist wieder Tiefe des Erlebens, ebenso wie in den Zeitgedichten alle Heftigkeit, Ungebundenheit, Sprunghaftigkeit des Erlebens hervortritt. Diese beiden Abteilungen, zu denen eigentlich noch die Tannhäuser-Gedichte gehören, berechtigen Heine, in den „Neuen Gedichten" „die zweite Säule seines lyrischen Ruhmes" zu sehen.

In dieser Bedeutung der Ballade innerhalb seiner Dichtung liegt aber überhaupt ein Problem von Heines Kunst. Wir sahen schon, wie sich seine frühesten Balladen weit über das Niveau der Jugenddichtung erhoben, wir sahen, wie er da in seinen lyrischen Gedichten am stärksten war, wo er Situationen gab, da wo wir einen Tatsachenstil der Empfindung fanden. Heine ist kein Epiker, der Zusammenhänge, langsame Entfaltungen

sieht, kein Dramatiker, dem das Gefühl in Spannungen, Handlungsgegensätzen lebendig wird — aber er besitzt wohl ein gut Stück Schauspielernatur, die sich in momentanen Aktionen, in Gesten, in Situationen am befreiendsten entladen kann. Die besten Balladen seiner mittleren Zeit sind Höhepunktszenen eines ungeschriebenen Dramas. Es ist mehr Situation in ihnen als langsam sich entwickelndes Geschehen, mehr Geste als Handlung. Er sagt von sich, „bin kein Held, es fehlen mir die pathetischen Gebärden", und doch hat er das Pathos einer Gebärde, die allen Sinn in sich zusammenrafft, sehr tief begriffen. Sicherlich hat man recht gehabt, die innere Form der Heineschen Ballade mit der Situationen verbindungslos aneinander drängenden Technik des Volkslieds in Zusammenhang zu bringen, aber der Anschluß an diese Technik entspricht einer Temperamentsanlage. Mit höchsten Gaben des Lyrikers ausgestattet, hat er doch nur in seltenen Momenten der Vollendung das Gefühl rein musikalisch-lyrisch austönen lassen. Je mehr aber seine Lyrik Stimmungsgewinn aus einer Ballade wird, um so näher kommt er der reinen lyrischen Wirkung. Vielleicht das schönste Gedicht des „Neuen Frühlings" ist solch ein balladeskes Lied: „Es war ein alter König". Das starke lyrische Element in ihm aber hat wiederum die Form seiner Ballade beeinflußt. Und das nimmt immer mehr zu. Er bildet eine eigentümliche Gattung aus, die man Stimmungsballaden nennen könnte. Gedichte, hinter denen ein episches Geschehen liegt, aber nur in Andeutungen gegeben, nur so weit, daß es ein Situationsbild erhellt, und oft kaum so weit. Ich nenne aus den Romanzen das Gedicht „Frühlingsfeier", das den Adonis-Mythus so ganz und gar in Lyrik gelöst hat. Zwischen Epik und Lyrik schwebt Heines Kunst. Es war sein Glück, daß er sich früh an der Volksballade, an ihrer dramatischen Form, an ihrer Einfachheit geschult hatte. So gelangen ihm jetzt noch Dichtungen von straffster Haltung, die doch zugleich schon im sprachlichen Leben die Farbigkeit und das schnellblütige Tempo seiner journalistischen Kunst zeigen. Seine spätere epische Form wird dann ganz seine eigene Schöpfung; sie beruht, wie wir sehen werden, in seiner Berichterstatterkunst. Hier aber in den Balladen gewinnt Heines Gefühl eine neue Weite. Es ist, als habe sein schnell verflatterndes Empfinden am epischen Stoff einen Halt gewonnen. Hier wäre wiederum das Verhältnis zur Romantik zu besprechen. Heine, der sich aller literarischen Tradition der Romantik lachend entwindet, der ihre Stoffe parodiert, setzt sich doch in den Prosaschriften seiner mittleren Zeit in einer Weise mit ihr auseinander, daß er

zugleich Grundzüge seines Wesens als unheilbar romantisch bezeichnet. Und diese Elemente, die er vor allen Dingen in der romantischen Lust am Leiden, in „der Lebensabkehr" sucht, stellt er jetzt auch dichterisch dar. Es ist, wie immer bei ihm, ein bewußtes Sich-geben. Und man muß diesen Bekenntnissen gegenüber um ihrer großen Bewußtheit willen vorsichtig sein. Sie wirken besonders stark, weil sie in den Gedichten dieser mittleren Zeit aus intensivstem Leben herauszutönen scheinen. Aber neben all diesem Bewußten ist doch auch etwas Instinktives zu finden, das man vielleicht als romantisches Empfinden bezeichnen darf: das unersättliche Hinaustreiben des Gefühls über den Zielpunkt, das unbefriedigt Sehnsüchtige. Es stehen in den Romanzen nebeneinander Gedichte, die nichts geben als eine Erscheinung, die mit ganz unsentimentalen Augen gesehen ist, hingesetzt mit kecken realistischen Zügen ohne Witzelei und Seufzen, und daneben andere, in denen alle Lebendigkeit der Darstellung nicht allein um ihrer selbst willen da ist, sondern auch, um das sehnsüchtige Fühlen desto stärker wirken zu lassen. Nebeneinander stehen die Romanze „Ein Weib" und der Tannhäuser.

Mehr als alle melancholisch ironischen Seufzer der Lyrik sagt das nur in Tatsachen redende Gedicht „Ein Weib" über das Lieblingsthema jener Periode aus. Es zeigt, wie Heine jetzt das Leben sehen *kann* und wie er es jetzt zuweilen zu einem kräftig stilisierten Realismus bringt, durch dessen festes Gefüge keine Sentimentalität durchsickern kann. Man stelle einmal das „Weib" neben die „Bösen Liebchen" im „Buch der Lieder"! Aber daneben lesen wir jene andern Gedichte, wo durch all den Oberflächenglanz, alle heftige Bewegung doch auch die klagende Stimme eines kranken Gefühls hindurchdringt. Das Tannhäuserlied, eine der bezeichnendsten Leistungen dieser Periode, muß hier etwas eingehender besprochen werden. In diesem Gedicht ist alles zusammen: die heftige momentane Lebensempfindung, die Heine damals besaß, die Art von Romantik, zu der er sich bewußt stilisierte, und endlich jenes andere „Romantische", von dem wir sprachen, das Ungesättigte, das nie zur Befriedigung kommen kann und alle Gefühle in Sehnsucht wandelt.

Heines Tannhäuserlied ist ja eine Parodie des alten Tannhäuserliedes. Es baut sich — bis auf den letzten Teil — auf der dialogischen Grundform des Volksliedes auf. Heine schiebt moderne Menschen an die Stelle des Tannhäusers und der Venus; statt der mittelalterlichen Angst um das Seelenheil hören wir den Ausdruck physischen Überdrusses; und in der sich

überstürzenden Rede vor dem Papst ist nichts als ein Aufbäumen des von eigener Sinnenglut Unterjochten — das Höllenfeuer ist nur eine Metapher. Alles so unromantisch wie möglich. Und nur das Bewußtromantische. Heine drückt hier aus, was er „romantischen Spiritualismus" zu nennen pflegt: das Mißtrauen in die Verheißungen des Lebens, das geheime Grauen vor dem weißen Leibe der Venus.

Und dann am Schlusse nach dem Abwerfen der mittelalterlichen Maske das bekannte „quand même" Heines: die Rückkehr Tannhäusers zur Venus.

Es scheint fast, als habe Heine hier in einem Symbol sein in jener Zeit oft bewußt ausgesprochenes Verhältnis zum Leben wieder einmal gestaltet. Als einen Kernpunkt des Gedichtes aber muß jeder die Zeile empfinden:

„Ich schmachte nach Bitternissen".

Hier scheint in bezwingendem Ausdruck, der fast im Klang etwas Lechzendes hat, die körperliche Erfahrung des übersättigten Genießers gegeben. Wir wissen, daß dieses Gedicht bei Heine wirklich der Übersättigungsperiode seines Liebesrausches entsprang.

Ist aber damit alles gegeben, was diese Verse enthalten, und hat er um dies Erlebnis den andern Inhalt des Gedichtes geflochten, ihm eine Bedeutung gebend, die es nicht für ihn besaß? Doch nicht ganz. Es ist hier doch das Fühlen, das sich nicht befriedigen läßt, — es ist das ewig ungesättigte einer solchen Natur, wie Heine sie besaß, die auch einmal nach dem Schmerz greifen muß, um nur leben zu können, weil ihr nur ein Leben von Empfindungsstoß zu Empfindungsstoß beschieden ist. Und darum war in seinen oft allzu wörtlich genommenen Äußerungen über sein „Nazarenertum" eine Wahrheit, die sich ihm hier unter einer nicht sehr adäquaten Form offenbarte. Darum ist das starke Verlangen nach allen materiellen Genüssen des Lebens kein Grund, all diese Äußerungen für Phrase zu halten. In dem Balladenbild „Die Beschwörung", das den mittelalterlichen Helenamythos umformt, drückt er dies kranke Lechzen nach dem Leben aus — die andere Seite der Tannhäuserstimmung. Er gibt die Seele, die Schönheit und Genuß ersehnt, aber nicht zu ertragen vermag und der sich darum Schönheit und Genuß zum Gespenst wandelt. Indem er Helena und den Mönch wählt, deutet er wieder hin auf seine allbekannten Lebensprinzipien: Heidentum und Christentum:

„Die arme verstorbene Schönheit kommt
In weißen Laken gehüllet.
Ihr Blick ist traurig. Aus kalter Brust
Die schmerzlichen Seufzer steigen
Die Tote setzt sich zu dem Mönch
Sie sehen sich an und schweigen."

Heines Verhältnis zum Leben beruht vielleicht weniger darauf, daß er zwischen zwei Zeitaltern geboren wurde, weniger auf äußeren Schicksalen, als vielleicht auf jener Organisation, die ihm keinen inneren Zusammenhang der Existenz ermöglichte.

Nur in seltenen Momenten scheint er zu einer einheitlichen Stimmung dem Leben gegenüber gelangt zu sein. Die Ballade vom Ritter Olaf hält uns solch einen Moment fest; sie ist ein geschlossenes vollendetes Kunstwerk. Nach mächtigem Einsetzen steigert Heine, die Straffheit der Darstellung keinen Augenblick vergessend, die Stimmung der Angst mit dem erregenden Refrain: „Der Henker steht vor der Türe". Mit sparsamer Kunst sind die lyrischen Akzente gesetzt. Und dann die Lösung: das rührende Bekenntnis zu dieser Liebe, die so beseligte, daß sie das doch so heiß empfundene Leben kosten darf. Diese Verse aber, die zugleich ein selbstloses Bekenntnis zum ganzen Leben sind, dessen Herrlichkeit der Scheidende zu tief fühlt um ihm zu zürnen — sie sind vielleicht das Reinste, was Heine geschrieben hat. Und wie dies ganze Gedicht ein wohlgelungener Bau ist aus den stilistischen Elementen des Volksliedes und Heines eigener temperamentvoller Sprache, so hat er im Schluß ein stehendes Motiv der Volkspoesie, den Abschiedssegen des Scheidenden an die Welt, mit leisen Veränderungen zur höchsten Wirkung gebracht.

Die Verbindung von volkstümlicher Balladenform und einer Sprache von anderem Tempo ist überhaupt vielleicht ein Wirkungsgeheimnis der in diesem Jahrzehnt entstandenen epischen Gedichte. Heine liebt es ja jetzt, auf den Grund der alten Bilder, den er immer durchschimmern läßt, neue Bilder zu malen. Auf Volksballaden oder mindestens auf ihren Thematen beruhen „Frau Mette", „Harald Harfagar", „Die Nixen", und auf einigen im Volkslied in ganz andern Zusammenhängen erscheinenden Motiven baut sich „Ritter Olaf" auf. Es ist dem Dichter ein freudiges Spiel, zu zeigen, wie er scheinbar wohlbekannte Wege gehend uns plötzlich in ein ganz neues Land, in modernes Seelenleben geführt hat. Ihn bändigt und stützt die Form der alten Dichtungen: ihre dramatische Technik, ihre stilisierten Dialoge, ihre Knappheit, die er jetzt noch zu steigern weiß. Ja

in die Sprache bringt dies Element der Energie und Knappheit ein.

Neben dieser Energie der sprachlichen Bewegung aber, die vielleicht miterzogen ist durch die Gesamthaltung dramatischer Balladen ist im Einzelausdruck, im Bild zuweilen eine Leidenschaftlichkeit zu spüren, die nur Heines Eigentum ist, die ganz modern wirkt. Wieder ist das in der Lyrik seltener — ausgenommen einige der schönen Gedichte, die hier unter dem Titel „Katharina" vereinigt sind —, weil jener Zug zum Verspielten das Temperament unwirksam macht. In den Balladen nun ist das oft wie ein plötzliches Anspannen der sprachlichen Mittel. Die Sprache wird auf Strecken heißer, rascher als die des Volksliedes, der sie sich anzupassen schien. Manche Ausdrücke sind wie ein jähes Aufleuchten. „Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut",

„Zweihundert Jahre dauert schon
Sein seliges Verderben",
„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken."

Manches aus der Lyrik sei hier genannt: „Wildgroße Augen", „Der Mund wie fragend, kühngeöffnet", „Wie meines Schicksals wilde Sterne erscheinen diese Augen mir", „Klingende Flamme ist ihr Wort", „Mit ungestümer Wonne". All das sind Verbindungen, die Heines Prosa seit dem Ende der zwanziger Jahre liebt, die aber seiner frühern Lyrik ganz fremd sind.

In Heines Zeitgedichten tritt uns innerhalb seiner poetischen Produktion der Witz zum ersten Male ganz befreit entgegen. Er hat hier nicht mehr wie in der Lyrik die zweite Stimme. Vielmehr: aller Stoff, den das Leben dem Dichter bietet, scheint hier nur Nahrung des Witzes zu sein. Maliziös sentimental nennt Heine gern seine lyrischen Gedichte; das Maliziöse ist nur der Oberton. Freilich das Maliziöse ist das Element, das dem Gefühl die Färbung gibt, auch da wo es nicht deutlich bemerkbar hervortritt. Wir sahen ja, wie schon in der Form der ernstgemeinten Jugendgedichte der Witz latent war, in dem, was wir den intellektuellen Bau der Gedichte nannten, so wie die witzige Pointe, die Stimmungsbrechung nur die letzte Erfüllung dieser epigrammatischen Form ist. Und wir sahen, wie der Witz, im „Intermezzo" und in der „Heimkehr" ein Ausdruck des disharmonischen, vom Verstande zersetzten Gefühls,

in der „leichten Poesie" der mittleren Zeit eine neue Aufgabe zu erfüllen hat. Hier soll er nämlich den Ton weltmännischer Skepsis verstärken, der allein den Thematen etwa der Gedichte an „Verschiedene" angemessen ist. Wir sahen, daß auch hier der Witz nur gleichsam das Tüpfelchen auf dem I bedeutet; daß er nur die Stimmung vollenden hilft, die durch andere Mittel schon vorbereitet war. Und wir bemerken, wie gefährlich die stete Nähe der Sentimentalität der Wirkung des Witzes war, wie solche Nähe ihn hinderte, den Eindruck hervorzurufen, daß diese Seele, die dem Gefühl sich nicht hingibt, wirklich eine freie Seele sei. Diesen Eindruck der Freiheit aber empfangen wir aufs allerstärkste von den Zeitgedichten. Hier ist der Witz Alleinherrscher, und er ist der Ausdruck einer völligen „Ungebundenheit", eines unbekümmerten geistigen Zigeunertums. *Diese* Geistesfreiheit ist's, die Heine wirklich brauchte, ohne die er nicht leben konnte. An den eigentlichen politischen Vorgängen war er gefühlsmäßig sehr wenig beteiligt. Das gestand er sich selbst nicht immer ein — dadurch nur konnte es geschehen, daß er sich überhaupt zum Träger einer politischen Mission berufen glaubte. Hier aber in den Zeitgedichten gibt er sich ganz wie er ist, und diese Gedichte tragen den Stempel seiner geistigen Überlegenheit über Menschen und Ereignisse. Heine, der nie Weltanschauungsdichter gewesen ist, fühlte sich gewiß nicht aufgelegt, die Freiheit seines Standpunktes dadurch zu bekunden, daß er Erscheinungen der Zeit vom Standpunkt einer weiteren Lebenserfassung deutete und wertete. Nicht das darf man bei ihm suchen, vielmehr eine Freiheit des Künstlertums, die ihn vor der Gebundenheit der deutschen politischen Dichter seiner Tage schützte. Tagesfragen als Ewigkeitswerte zu behandeln, liberale Programmforderungen pathetisch zu lyrisieren oder sich in Allgemeinheiten zu berauschen war ihm unmöglich. Seine Zeitgedichte sind im Gegensatze zur deutschen politischen Poesie der vierziger Jahre nicht nur unpathetisch, sondern *antipathetisch*. Ausgenommen sind die wenigen Gedichte, in denen er nicht eigentlich von der Zeit redet, sondern in denen er sein eigenes geistiges Kraftgefühl ausspricht, das seine Teilnahme an den Zeitkämpfen geweckt hat. Da ruft er wohl im „Hymnus": „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme!" Aber auch hier ist Pathos nicht das rechte Wort. Die Lust des geistig Waffenfähigen, die Freude am Spiel der eigenen Fähigkeiten, die ihm dieser Kampf zunächst wirklich schenkte, sucht gern in einem kriegerischen Marschtempo ihren Ausdruck:

„Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!

Im ganzen aber kann man sagen: er ließ sich von den Zeitereignissen nicht anders dichterisch erregen als von allem äußeren Leben. Nur daß die Momente dieses politischen Lebens eben vor allem seinen Witz anzuregen geeignet waren. Wollte er den Stoff, den die Zeit ihm bot, poetisieren, so konnte er aus dem, was die andern tragisch nahmen, nur eine Komödie machen. So allein blieb er wahr. Er wurde der poetische Karikaturist seiner Zeit. Und wer verlangt von einem Karikaturisten Gerechtigkeit? Ungerecht zu sein ist seine Pflicht; denn die Übertreibung ist sein stärkstes Kunstmittel. Darum sollte man endlich aufhören, die Zeitgedichte Heines nach der „Gesinnung" zu bewerten oder danach, ob er das Kommende falsch oder richtig prophezeite, ob er die Mächte der Zukunft erkannte oder nicht. Von solchem Standpunkte ist ihnen überhaupt nicht beizukommen. Die Gesinnung ist hier nichts, der Stoff wenig, das geistige Spiel alles. Die Zeit mit ihren Halbheiten mit ihren „miserablen Heldenspielern" auf seiten der Herrschenden wie der Opposition gab ihm freilich Stoff genug. Aber für diese Dichtungen gilt das Wort Dürers: der Künstler müsse innerlich „voller Figur" stecken. In Heines Kopf lagen eine Unzahl komischer Vergleiche, grotesker Ähnlichkeiten und Situationen bereit, die er nur so heraussprudelt. Es war seine geistige Notwendigkeit, aus all und jedem das Lächerliche wie mit der Wünschelrute herauszulocken. Den realen Verhältnissen gegenüber diese Fähigkeit spielen zu lassen, war ihm freilich leicht gemacht, besonders, da ihn weder leidenschaftlicher Gefühlsanteil noch historische Einsicht irgendwie hemmten. Die Erscheinungen des öffentlichen Lebens sind ihm nichts anderes als seine „dicken Millionarren". Es sind immer Momente des künstlerischen Sinkens, wenn er diesen Standpunkt verläßt und etwa mit ernsthafter Wut seinem Preußenhaß, dem Widerwillen gegen die „historische Schule" usw. schimpfenden Ausdruck gibt. Am ärgsten geht es denen, die Heine für einen Moment zu irgendeiner pathetischen Äußerung hingerissen haben, wenn sie ihm dann eine Blöße zeigen. So wird der als „eiserne Lerche" besungene Herwegh mit um so unbarmherzigerem Spott in der Simplizissimusballade (s. die Nachlese) zugerichtet. Man erkennt Heines Standpunkt zu den Dingen am besten, wenn man vergleicht, wie Heine und Freiligrath das gleiche Thema behandeln; jenen

ungeschickten Deklamationsbrief, mit dem Herwegh sich nach der Audienz beim König von Preußen etwas verspätet von dem Monarchen lossagte, dessen Konversationsgabe ihn eingeschüchtert hatte. Freiligrath ruft voll Pathos:

„Du schriebst dem eignen Ruhme,
Weh! den Uriasbrief."

Heine amüsiert sich kostbar über die mißglückte Geste und den schlechten Stil:

„Ist das der irrende Ritter, der einst,
Wie jener andere, der Manchaner
Absagebriefe schrieb an Tyrannen
Im Stil der keckſten Tertianer?"

Das war für Heine überhaupt die größte Sünde, auf die er die Strafe unerbittlichen Hohnes setzte: geschmacklos zu sein, eine zu schnell durchschaubare Pose, einen „schlechten Stil" zu haben. Daß ihm die Feinheit des Geistes alles, die Gesinnung gar nichts galt, zeigt sich in seinem Verhältnis zu Freiligrath, dessen ehrlich aufgeregte, dickhäutige Plebejernatur ihm eine ewige Quelle des Vergnügens ist. Und für Dingelstedt, der es vereinbar fand, demokratische Verse zu machen und höfische Stellungen zu bekleiden, hatte er, als für eine relativistische Natur volles Verstehen:

„Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil
So magst du treiben jedwedes Spiel
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und sollt ich dich auch Herr Hofrat nennen."

Daß ihm der Stoff des politischen Lebens zu einem Spiel des Geistes und Witzes wurde, das offenbart wieder die Form seiner Zeitgedichte. Sie bedient sich aller Stilmittel, die seine Prosa für die Karikatur der Persönlichkeit und Situation ausgebildet hatte, und sie weiß diese Mittel mit den Elementen seiner Balladenkunst zu verschmelzen, die hier aber keinen Augenblick ernst genommen werden — sie spielt alles durcheinander.

Manche Gedichte beruhen ganz auf der Form des durchgeführten Vergleichs oder einer bis ins letzte durchgeführten lustigen Hypothese — Lieblingsspiele seiner „Reisebilder" und der „Französischen Zustände". Dabei wird ganz in der Art der Prosaschriften bei jedem einzelnen Vergleichsglied noch eine besondere Beziehung herausgeholt, dem Leser noch ein aus der besonderen Eigentümlichkeit gerade dieser verglichenen Person

oder Sache gewonnener Witz als Extrafreude überreicht. Heute ist uns freilich manches nicht mehr so genießbar wie den Menschen der damaligen Zeit, die jede Anspielung verstehen konnten. Die Anmerkungen versuchen hier zu helfen.

Heine erreicht manche seiner Wirkungen dadurch, daß er mit historischen Vergleichen einen Hintergrund schafft, von dessen Großartigkeit sich das Jämmerliche der Philistergegenwart um so greller abhebt. Besonders das Brutus-Cäsarmotiv muß dazu herhalten. Den unfähigen Phrasenmacher als neuen Alexander zu verkleiden, der den ganzen Welteroberungszug vereinfachend schon den Rausch vorausnimmt und nicht Babylon abwartet, um Bacchus zum Schutzgott zu wählen: das ist ein Einfall, dessen Witz bestehen bleibt, auch wenn von all dem Spott auf den Gegenstand des Spottes nicht die Hälfte zutrifft. Das bloße Nebeneinanderstellen von extremen Vorstellungen wie der der Römertugend und der, daß man in Schwaben die besten Klöße kocht, und das in Form harmloser Aussagen ist eine witzige Tücke, für die es auch in Heines Prosa Beispiele gibt. Die Wechselwirkung zwischen Prosa und Poesie muß überhaupt für den späteren Heine beachtet werden. Aber auch die Elemente seiner Balladenkunst werden der Zeitpoesie dienstbar: er schafft Situationen, die man nicht vergißt. Noch stärker als in den Zeitgedichten tritt das in seinem Zeitepos, dem „Wintermärchen" hervor, bei dem er in seinen späteren satirischen Gedichten sogar Anleihen machte. Er benutzt die Balladen-, die Fabelsituationen — in der letzten Zeit hat er wohl mit der Eselfabel etwas zu viel gearbeitet. Er gibt auch zu diesen „Situationsgedichten" die Würze literarischer Anspielungen: die Erinnerung an die Posaszene schwingt bei der Lektüre der „Audienz" in unserm Bewußtsein mit, die Anspielungen auf Goethes „Sänger" halten einen Moment die Balladenstimmung fest, und ebenso wirken die Volksliedwendungen in den Antworten Herweghs. Mehr aber als diese Elemente der Komposition wirkt der witzige Reim, der zur Bedeutungskomik die reine Komik des Klanges und der falschen Betonung fügt: Lockwisch: Stockfisch, verhaßt Tor: Pastor, Gehösel: Rehfell. Diese Reimwitze schaffen auch zuweilen in Gedichten von geringerer Lebendigkeit der Gesamthaltung Gipfel des Interesses. Sie vermögen es wie bei der Verspottung des braven Erzherzogs Johann, uns über das Uninteressante eines Gegenstandes wegzutäuschen und uns fühlen zu lassen, wie in diesen Gedichten die Funktion des Geistes alles ist, wie es gleichgültig ist, an welchem Stoff sie ihre Künste übt.

Die Dichtungen aus Heines letztem Jahrzehnt, von seiner Erkrankung an, „Romanzero" und „Letzte Gedichte", bilden wieder eine stilistische Einheit. Während in den früheren Jahren die lyrischen Gedichte wenigstens der Zahl nach überwogen, ist der Heine dieser Periode vor allem Balladendichter. Erst jetzt kommt seine eigentümlichste Gabe zur vollen Geltung. Aber auch seine Lyrik erlebt noch eine Nachblüte in den „Lazarusliedern". Im Jahre 1851 ging der „Romanzero" aus. In den „Vermischten Schriften" finden sich dann wieder lyrische, epische und satirische Gedichte. Nach seinem Tode erschienen dann „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine", durch seinen Biographen Strodtmann aus den Nachlaßpapieren herausgegeben. Alle Dichtungen der späten Zeit bis auf den „Romanzero" finden sich in ungefähr chronologischer Ordnung in den vier Abteilungen der Nachlese. Einige Gedichte, die Heine ursprünglich für den „Romanzero" bestimmt und dann als zu unvollkommen ausgeschieden hatte, erschienen im Jahre 1853 in dem Zyklus „Zur Ollea", den Heine in die dritte Auflage der „Neuen Gedichte" aufnahm.

Man kann die Gedichte des letzten Jahrzehnts im Zusammenhange charakterisieren, und Heines spätere Veröffentlichungen schließen sich, sowohl was die Balladen als was die Lyrik betrifft, an die Historien und Lamentationen des „Romanzero" an. Aber der „Romanzero" darf als ganzes, als geschlossenes Kunstwerk noch eine besondere Betrachtung verlangen. Wir wissen ja schon, wie Heine in den einzelnen Gedichten fast immer nur das Momentane gibt, eine Stimmung in aller Flüchtigkeit, eine Situation, eine Geste. Wir wissen, daß die Zeit seines Lebens, in der er als Künstler über größere Strecken herrscht, wie die Zeit der „Nordseebilder", ein einmaliges Hinausgehobensein über ihn selbst bedeutet. Wir wissen aber auch, wie er im nachträglichen Ordnen der Gedichte zu einem Ganzen jenen Mangel stets mit kluger Einsicht auszugleichen wußte. Und obwohl die Romanzerogedichte eine neue Weite des Baues haben, geht der Eindruck einer dauernden umfassenderen Lebensstimmung hauptsächlich wieder von der Anordnung aus, denn bei genauerem Zusehen herrscht innerhalb der einzelnen Gedichte genug Stimmungswechsel. Das schnelle Loskommen von der Stimmung, das Nebeneinander der entgegengesetzten Bilder und Gefühle, alle diese Charakteristika der Heineschen Kunst haben sich nicht verloren, eher gesteigert und halten dem durch die kluge Gruppierung verstärkten Eindruck der Einheitlichkeit die Wage: „Geisteswillkür bei gesteigerter Energie" schien

Gottfried Keller das Wesen dieses Buches zu sein, das er aufs höchste bewunderte. Erst durch die Anordnung in Gedichtkreise ruft Heine das Bild eines weltumspannenden Pessimismus hervor. Die „Historien" verfolgen das Thema vom Untergang des Helden, die Schönheit, der Liebe durch bunte Bilder von Geschichte und Sage. Hier wird zuweilen schon etwas vom persönlichen Geschick des Dichters laut. Die „Lamentationen" beginnen mit einem Gedicht, das zuerst das typische Los des romantischen Dichters darstellt, dem sich die Welt „entgöttert". Hier gestaltete Heine das eigene Schicksal nur in einzelnen Zügen mit. Allmählich zieht das Buch immer engere Kreise um persönliches Leid. Die „Spanischen Atriden" geben schon in einem furchtbaren historischen Bilde das Schrecknis des Hasses zwischen nahen Verwandten, persönlichstes Mißgeschick des Dichters ins Große stilisierend. Und immer lauter spricht die eigene Enttäuschung, bald in Klagen, bald in übermütigem Spott: der „Katzenjammer" des Politikers, die Reminiszenzen an die große Jugendliebe mit den berühmten Versen: „Geh ins Kloster liebes Kind oder lasse dich rasieren." Aller Rausch seiner Tannhäuserjahre zieht noch einmal vorbei beim Autodafé der Liebesbriefe. Und das sinnlich quälende Liebesglück, das ihm geworden, wird mit zynischen Worten gepriesen und gescholten: „Diese graue Wolkenschar stieg aus einem Meer von Freuden." Die Gedichte, die zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, werden so angeordnet, daß sie mit den Anfangs- und Schlußworten zuweilen fast ineinander zu greifen scheinen und man den Eindruck gewinnt, sie seien in einem Zuge entstanden. Den gegenwärtigsten Leiden des Dichters gilt die Abteilung „Lazarus". Mit spottendem Abweisen der Jenseitshoffnung wird das irdische Leiden konstatiert, die eigene Erniedrigung bald selbstverachtend, bald selbstgerecht angedeutet. Und nochmals die Qual der Liebeserinnerung, jetzt aber mit der besonderen Betonung, die sie für den hoffnungslos Kranken besitzt. Wieder der Spott über Gefühle, die nach zwölf Jahren zum Phantom geworden:

„Als ich nach Hause ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geister. Wehmütige Stimmen riefen —
Doch ich und die Toten, wir ritten schnelle."

Und doch spukt dies Phantom quälend weiter, fast so quälend wie die Liebe um die törichte Frau, die er zurückläßt. Ein Buch der Erinnerung ist der „Romanzero", wie er ein Buch der

Qual, wie er ein Buch hoffnungsloser Sehnsucht ist. Nichts kann Heine vergessen. Alles Leben kommt wieder zu dem Kranken, der von neuen Eindrücken abgesperrt ist, und die Heftigkeit seiner Empfindung macht diese Gespenster schauerlich lebendig. Eine Fülle dichterischer Grundmotive Heines kann man hier versammelt finden: die Grausamkeit der Liebe, Heldenschicksal, Götterschicksal, der glückliche Übermut des Künstlers und sein Elend. Mehr als das: seine menschliche Erniedrigung, Göttliches und Schmutziges in demselben Gefäß, — der Apollogott, der ein jüdischer Bänkelsänger ist. In all diesen Motiven dringt unwiderstehlich die persönliche Anspielung durch. Lebensfreude und „romantische Lebensabkehr", Weltkindschaft und Gottessehnsucht, Antike und Mittelalter — es ist gefühltes und gespieltes Leben, zur Wirkung gruppiert, in der letzten und vielleicht ernstesten Prägung, die ihm möglich war, aber immer noch mit einem Hauch von Koketterie. In den späteren Gedichten klingt das alles weiter. Das zweite Buch des „Romanzero" schließt mit solch einem Gedicht der Rückschau: ‚Enfant perdu", in dem er den tragischen Gewinn seines Lebens darstellt. Dies Leben täuscht er sich selbst vor als das eines Freiheitskämpfers, der auf verlorenem Posten steht. So kehrt auch das hier noch einmal wieder, was sein Schicksal war: das große Mißverstehen seiner selbst. Und das letzte Buch, die „Hebräischen Melodien", schließt den Kreis, indem es in die Geschichte und Sage einlenkt und Tragik und Lächerlichkeit eines ganzen Völkerschicksals darstellt. Aber dadurch, daß der Dichter selbst ein Kind dieses Volkes ist und seine allem Leiden geöffnete Seele das Schicksal dieser nah' Verwandten besonders tief fühlt, dadurch knüpft die letzte Abteilung an die „Lamentationen" an. So wie die Bilderreihen des Buches einen Zusammenhang geben, so ordnen und umschließen es immer wiederkehrende Stimmungsreihen, verschiedene Nuancen der Lebensauffassung, die uns der Dichter des „Romanzero" übermitteln will. Da ist ein ethischer Pessimismus, der Verdienst und Schicksal gegeneinander abwägt und die Weltordnung anklagt, der den Untergang des Schönen und Guten sieht. Und doch läßt dieser Pessimismus noch Trost zu, der hie und da aufleuchtet. Es gibt doch wenigstens noch Schönes und Gutes, Helden und Kämpfer, und für diese ist der Tod die Genesung, ein positives Glück, für sie ist die mitduldende Liebe, ist das Jenseits des Ruhmes ein lieblicher Trost:

„Auch der heldenmüt'ge Kämpfer
Der dem ungeheuren Schicksal

Unterlag, wird ewig leben
In der Menschen Angedenken."

Aber daneben eine Verzweiflungsstimmung, die nicht mehr wertet, die nur mit entsetzten Augen in das Weltinferno hineinstarrt, die nur Untergang und Schuld sucht, Schuld und Untergang. Die sich sättigt in grotesken Visionen. Und solcher Stimmung ist der Trost des Ruhmes eine Lächerlichkeit. Das Gedicht „Sie erlischt" im „Romanzero" nimmt schon leise das Thema auf, das nachher der „Epilog" in krassen Worten ausspricht.

Und endlich was bei Heine nicht fehlen darf: die Umbiegung solcher Stimmungen durch den Verstand, durch den Witz. Das Lustige und Groteske des Weltwirrwarrs herausfindend, zeigt er, wie der Bankert seine Sache in der großen Narrheit besser macht als der Held, wie der Henker zum Edelmann taugt, der Dieb zum König. Und das Buch, das mit dem „Rampsenit", einem Gedicht von fast behaglicher Weltironie beginnt, schließt mit dem Hohnlachen der „Disputation", mit dem vollkommenen Nihilismus. So schlingen sich die Stimmungsreihen rhythmisierend durch das Buch, und ihre Wiederkehr verstärkt den Eindruck eines durchgeformten Werks.

Was aber nun die Weltanschauung betrifft, die uns der „Romanzero" vermittelt, so heißt es immer bedenken, wie gut es Heine verstand, zur Einheit zu gruppieren was nicht einheitlich empfangen war, aus wirklich Gefühltem und aus nachträglich Gedachtem eine wirksame Geste zu schaffen. Wollen wir Sinn und Wesen von Heines letzter Dichtung erkennen, so müssen wir von diesem Eindruck absehen und an die einzelnen Dichtungen herantreten.

Wir gehen wieder von der Form der Gedichte aus. Man hat stets empfunden, daß Heines Balladenform sich in der Spätzeit wandelt. Man pflegt zu sagen, seine Kompositionskraft habe nachgelassen und er habe seine straffe Balladenform der Freude am Detail zuliebe so geweitet, daß sie nicht mehr den Stoff bändigt. Tatsächlich liegt eine ganz neue Form vor, die sich überhaupt nicht mehr auf der Volksballade aufbaut, sondern auf der eigentümlichen Berichterstatterkunst des Journalisten Heine. Nicht mehr einzelne Elemente, sondern die ganze innere Form gibt diese Kunst jetzt her; die Volksballade aber und ihre Stilelemente sind nicht verschwunden, sondern eingeschmolzen zu neuen Wirkungen. Es ist in vielen dieser späten breit ausgesponnenen Dichtungen dieselbe Art des Erzählens in scheinbar zufälligem Vorbeigehen, dasselbe ziellose Hindurchtreiben durch die

Dinge, das doch plötzlich zu einem Ziel kommt. Nur daß es sich hier nicht mehr um die Welt des Tages handelt, sondern um die Welt der Erinnerungen, die der Dichter durchschreitet. Man achte auf die abrupten Gedichtanfänge, die uns plötzlich in einen Zusammenhang reißen, in dem der Dichter sich gerade befand. Man achte auf das rücksichtslose Abbrechen mancher Gedichte; wogegen andere, in denen die ältere Form noch mächtiger ist, wie das „Schlachtfeld bei Hastings", „Karl I.", durch die Rundung der Schlüsse wirksam sind. In vielen Gedichten ist ein bloßes Berichten, ein Draufloserzählen und Plaudern. Die Einzelheiten werden ins Auge gefaßt und mit prägnanten Beiworten und Metaphern lebendig gemacht. Es ist als wühle der Dichter nur so herum in seinem Material. Und dann mit einem Male ein In-die-Zügel-greifen, ein Strafferwerden der Komposition, der Sprache. Aus den Niederungen des Berichts hebt sich ein Motiv, eine Szene leuchtend heraus, die Szene, um derentwillen das Gedicht geschrieben wurde. Heine ist noch immer der, dem die Geste, die Situation, tausendmal mehr bedeuten als die Entfaltung der Handlung. Nur hebt er sie jetzt, wie er es im journalistischen Bericht, wie er es in seinen Novellen und Epen tat, durch jenen Kontrast. Es ist zweifellos ein Effektstil, bei dem die stiefmütterliche Behandlung weiter Strecken dem Glanz gewisser Stellen dienen muß. Es wird auch genau in derselben Weise wie in der Prosa der pathetische Schluß eines Abschnitts neben einen burlesken Anfang gesetzt und umgekehrt. Nur daß die Motive jetzt alle von einem solchen gefühlten Ernst sind, daß man selten die unbehagliche Empfindung hat wie bei den Prosawerken der mittleren Zeit. Man lese einmal daraufhin „Vitzliputzli", „Spanische Atriden", „Jehuda ben Halevy", vor allem „Bimini". Da wo die eigentlichen Kernstellen der Gedichte sind, wo das „Bild sitzt", um einen Malerausdruck zu gebrauchen, werden oft genug die Wirkungsmittel der Volksballade mit verwendet. Zuweilen aber beginnt ein Gedicht mit ganz straffer Durchgestaltung eines Motivs im Monumentalstil, und dann bei der Durchgestaltung verliert sich Heine in seinem bekannten Bemühen, den Ton zu wechseln, wieder oft ins Berichten und Plaudern, läßt da und dort einen Vergleich schillern, eine Metapher aufblitzen, aber er hat Mühe, uns wieder auf die Höhe der anfänglichen Stimmung zu heben. Solche Gedichte erwecken allerdings den Eindruck, daß er die ältere Form nicht mehr beherrscht. So beginnt die „Prinzessin Sabbat" mit jener prächtigen Fassung des Sabbatmotives, das dem Judenschicksal mit festen und unsentimentalen Worten Ausdruck leiht:

„Einen Prinzen solchen Schicksals
Singt mein Lied. — Er ist geheißen
Israel. Ihn hat verwandelt
Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken
Kötert er die ganze Woche
Durch des Lebens Kot und Kehricht
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitag Abend
In der Dämmrungstunde, plötzlich
Weicht der Zauber und der Mensch
Wird aufs neu' ein menschlich Wesen."

Aber in der Schilderung des Sabbats verliert sich das Pathos dieser Worte. Bei aller Laune der Darstellung, bei allem Stimmungszauber im einzelnen finden wir das Gefühl, das der Anfang erregte, nicht mehr wieder, haben wir den Eindruck, daß der Dichter den Ton herabgestimmt hat — und die schönen Schlußstrophen mit ihrem herben Abbrechen können das nicht ganz wieder gut machen. Daß Heine diese Form zuletzt vor der knappen Balladenform bevorzugt, die er zu bemeistern gelernt hatte, liegt vielleicht daran, daß es ihm nicht nur auf die Herausarbeitung gewisser für sein inneres Leben bedeutsamer Motive ankam, sondern daß es ihn zu einer Vergegenwärtigung des Lebens überhaupt drängt, wie er es nun noch einmal zu empfinden sich sehnte. Sich sehnte mit der noch ganz unbezwungenen Kraft seiner allen Qualen widerstehenden Nerven. Das Leben der Einzelmomente, schöner, häßlicher, grotesker Momente, den Glanz, die Oberfläche, die Bewegung des grausamen Lebens. Er hatte es ja nie anders empfunden als in seinen einzelnen Offenbarungen, in seinen wechselnden Gestalten; ihm versteckte sich keine allgegenwärtige Göttin in den tausend Formen. Seine Phantasie, die er von Geschichtsbüchern und Reisebeschreibungen anregen ließ, die Fülle aufgespeicherter Erinnerungen, die sein Geist in der öden Ruhe des Krankenzimmers durchmaß, sie ersetzten ihm die neuen Reize der Außenwelt. Darum ist auch seine letzte Dichtung keine Weltanschauungsdichtung, sondern was sie immer war, eine Dichtung der einzelnen Reize und Schrecknisse des Lebens, aber in neuer Betonung. Und dieses alles zu bewältigen kann er kein Mittel besser gebrauchen als seine journalistische Kunst, mit der er sich der Wirklichkeit

gegenüber zurechtfinden gelernt hatte. Sie erscheint hier veredelt durch seinen lyrischen und balladesken Stil. Heines Lebensverlangen ist nicht die reine Freude des Künstlers, der selber vom Spiele ausgeschlossen, doch mit liebenden Augen zuschaut, es ist vielmehr die schmerzhafte Hast des Genießers, der noch zum Aufnehmen aller Eindrücke fähig, sich in Erinnerung und Phantasien sattschwelgen muß. Er liebt die Reize des Lebens, das er verachtet. Es ist etwas darin von der Liebe zu den Reizen einer Kurtisane, und er fühlt die Bösartigkeit des Lebens. Er hat zuweilen etwas von der Scham und Qual dessen, der diese Reize nicht mehr erwerben kann. Aber von dieser sehnsüchtigen Ohnmacht, zu der er sich bekennt, ist nichts in seiner Lebensdarstellung, vielmehr herrscht hier die gesteigerte Energie der Vergegenwärtigung. Seine Landschaftsbilder werden exotisch, phantastisch.

Man hat gezeigt, wie er in jener Zeit in heftigen Farben und Lichteindrücken schwelgt, wie er sich am Aufzählen von Kostbarkeiten, von seltsamen und verschnörkelten Dingen nie genug tut. Manche Gedichte, wie der „Weiße Elefant", haben im Grunde kein anderes Thema als ein Wühlen in einer Menge von Eindrücken, und was sie sonst noch enthalten, ist eigentlich nur Vorwand. An der Darstellung blutiger Szenen, gellender Töne und bacchantischer Bewegungen hat er seine Freude. Aber wenn er alles Leben mit besonderer Heftigkeit in Erinnerung und Phantasie noch einmal zu durchleben scheint, so gibt es doch eins, was er nicht nur mit Heftigkeit, sondern mit Tiefe fühlt: es ist das Leiden. Es ist ganz charakteristisch, wie in diesem Buche der leidende Held verklärt wird. Wenn er im „Vitzliputzli" die spanischen Eroberer zunächst verächtlich macht, so werden sie in dem Augenblick seine Helden, wo das Schicksal über sie hereinbricht, wo er das Leiden der Besiegten schildert, die vom Ufer aus der Marterung ihrer Freunde zusehen. Er redet jetzt nicht mehr über Schmerzen, er ist in ihnen, er fühlt sich hinein. Oft hat er bei der Darstellung des Leidens eine schwermütige Anmut, die stärker wirkt als alle heftigen Akzente.

„Sie trugen ihn nach Waltham Abtei
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe."

Das ist wie ein Ausruhen auf der Anmut dieser Wendung nach der vorhergehenden heftigen Strophe, wie ein erstes Leiserwerden

des durchdringenden Leidens. Wenn schon früher bei Heine öfter das in heftigen Eindrücken empfangene Leben transparent gespenstisch wurde, so verstärkt sich dieser Zug in der letzten Zeit, und seine Visionen bekommen eine groteske Wildheit, in der sich sein Gefühl zu befriedigen scheint. In dieser Beziehung hat er eine große Erfindungskraft, und es ist bei dem Vergleich seiner Dichtungen mit den Quellen interessant zu sehen, wie er in allem, was die wirklichen Ereignisse angeht, zuweilen der Quelle bis ins einzelne folgt und zum Erfinder nur wird, wo er eine grauenhafte, ans Visionäre streifende Szene oder eine Vision selbst sieht. So die Szene mit dem Hund, der das abgeschlagene Haupt als Kläger dem Mörder entgegenhebt („Spanische Atriden"), so bei der Schlußvision des „Vitzliputzli", zu der keine Andeutung in seinen Quellen vorhanden war. Für die gesteigerte Energie ist vor allen Dingen die Sprache wichtig, die alles Leben und Funkeln seiner Prosa ins Gedicht überträgt. Da sind jene Ausdruckshäufungen der Prosa bis zur Atemlosigkeit gesteigert:

„Ja, er war ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,
Der in heiligen Sirventen
Madrigalen und Terzinen
Kanzonetten und Gazelen
Ausgegossen alle Flammen
Seiner gottgeküßten Seele . . ."

Diese Üppigkeit der Rede wird besonders da wirksam, wo alles sich emporzusteigern scheint zu einer Metapher. So endet eine aufzählende Schilderung der Gewürze Indiens in „Bimini":

„Als sich nun die Gartenpforte
Indias erschloß — balsamisch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündflut von wollüstig
Ungeheuerlichen Düften
Sinnberauschend, sinnbetäubend
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt."

Auch zu komischen Wirkungen werden diese Häufungen verwendet. So in der „Disputation", wo alles beflügelt hinzueilen scheint auf den schlagendsten Witz, die epigrammatische Derbheit. Da sind auch jene physiognomischen Grotesken, die wir aus den „Reisebildern" kennen und die in den Zeitgedichten hie und da auftauchten. Da wird ihm eine menschliche Erscheinung zum grotesken Schnörkel, und wenn er die Vitzliputzlistatue beschreibt, so hat er daran das gleiche Vergnügen wie am Karikieren seiner Opfer. Da sind jetzt in reichlichem Maße jene zusammengesetzten Adjektiva mit ihrer impressionistischen Kraft, die er schon in den Romanzen anzuwenden begann und von denen der „Atta Troll" funkelt. Da ist das Spielen und Umstellen von Worten, das Sichwiegen auf dem Wohllaut gewisser Klänge:

„Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff,
Seine träumerischen Furchen."

So wird das lyrische Element, Stimmungs- und Wortkunst, in diesen letzten Balladen besonders mächtig und wirkt zuweilen noch lockernd auf die Form ein. Daneben aber unterstützt Heine den Eindruck des Berichtens und Plauderns durch enorme Anwendung schon früher gelegentlich verwendeter Stilmittel: der Alltagsrede, des Fremdworts. Er liebt die reimlosen vierfüßigen Trochäen, jenes lockere, bequeme Kleid. Er ordnet diese Trochäen zu Gruppen von vier Versen an, die aber beim Vortrag nur selten respektiert werden können: die starke Anwendung des Enjambements zerstört die Einheit, die verwickelten Perioden ergießen sich über mehrere solcher Versgruppen.

Heines letzter lyrischer Stil weicht von dem der letzten Epik ab. Ihm fehlt das Farbige. Nicht der Glanz der Worte macht seine Kraft aus. Gegenüber der Hauptmasse der Epik scheint die letzte Lyrik wieder die Knappheit zu suchen — freilich, die zweistrophigen Gedichte spielen bei weitem nicht die Rolle wie in der früheren Lyrik. Das Pointierte und Witzige lebt hier noch einmal zu neuer Wirkung auf: es scheint manchmal den Eindruck der furchtbaren Leiden, von denen uns erzählt wird, durch schlagende Zusammenfassungen verstärken zu sollen. Dann aber in andern Gedichten ist es wie ein

Ausdruck jener steten Wachheit des Geistes, die dem Sterben zusieht und überlegen genug bleibt, aus seinen Qualen noch einen Spaß zu machen: „In meinem Hirne rumort es und knackt, ich glaube da wird ein Koffer gepackt, Und mein Verstand reist ab, o wehe! Noch eher als ich selber gehe." Aber ein neues Element lebt in vielen dieser letzten Lyrika, das durch seine Kraft die Glut der Romanzerosprache ersetzt: es ist die wuchtige Tatsächlichkeit der Rede. Heine spricht in einfachen Substantiven und Verben, er spart mit den schmückenden Beiworten. Er liebt die Verse, die aus kurzen Sätzen bestehen oder solche, die syntaktisch gebrochen sind und ein erneutes energisches Einsetzen der Betonung verlangen, und er hebt diese Wirkung durch die Nachbarschaft von Versen, über die sich eine Periode ergießt:

„Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer."
„Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas das ich so fröhlich eben
An meine übermüt'gen Lippen preßte."

Wie Heine versucht, durch Sparsamkeit des Ausdrucks tatsächlich und energisch zu wirken, das zeigt ein Blick auf die Arbeit, die er an diesem Sonett „Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht" vorgenommen hat. In der zweiten Strophe hatte er geschrieben:

„Der Sommer blüht noch goldig grüne Pracht,
Der Erntekranz glänzt an dem Dach der Scheuer."

Dies tilgte er und schrieb: „Mein Sommer blühte noch und eingebracht hatt' ich die reichste Ernte in die Scheuer." Aber auch das war ihm noch zu viel Schmuck in der Rede, zu wenig Betonung des Wichtigsten, und er schafft die Antithese:

„N o c h blüht mein Sommer, d e n n o c h eingebracht
Hab' ich die Ernte schon in meine Scheuer."

Seine Antithesen sind jetzt nicht mehr so sehr Spiel des Verstandes als ein Kontrastieren tiefgefühlter Tatsachen. Seine Sätze erläutern nicht mehr, sie berichten. Dieser ganze Tatsachenstil der späten Lyrik scheint ein Ergebnis des letzten Erlebens zu sein. Heines Stoff ist jetzt nicht mehr wie im „Romanzero" das äußere Leben, wie es der Verbannte mit letzter Glut der Erinnerung und Sehnsucht empfindet — sein Gegenstand ist das Leiden selbst und seine Wirkungen auf die Seele. Es ist Bekenntnispoesie des „empirischen Menschen", der seine Schwären

und Wunden vorweist, Bekenntnisse, die leicht Lazarettdichtung werden konnten und in manchen Dichtungen auch geworden sind. Aber das was die Hauptmasse dieser Lyrik hält und trägt, sie zu einer Poesie des Seelenkampfes macht, ist die Tatsache, daß diese Leiden schon wieder ins Mythische sich zu heben begannen. Die Tragik fühlt er und macht sie fühlbar, daß dieses Geschick einen Dichter traf, der so wie er das Leben zu empfinden vermochte. Und diese Tragik war durch keine subjektive Äußerung, durch keine Klage stärker zu geben als durch die Sprache der Tatsachen oder, mit Heine selbst zu reden, durch „das Wort in seiner schauerlichen Nacktheit".

Die Wortstellung hat etwas Energisches, wenn er — in seiner Sprache nichts Gewöhnliches — das Entscheidende vorausnimmt, ein Wort an den Anfang des Satzes reißt:

„Ausgelöscht sein aus der Menschen
Angedenken hier auf Erden,
Ist die Blume der Verwünschung." —

Ein plötzlicher Wechsel der Wortstellung ruft den Eindruck hervor, daß ein Wort wie drohend vor uns hintritt; es wirkt wie ein Schrei:

„Sie küßte mich lahm, sie küßte mich krank
Blind küßte sie mir die Augen!"

Die Energie des Empfindens dringt in den sprachlichen Ausdruck ein. Kaum je hat Heine solche leidenschaftlichen Akzente des Hasses gefunden wie in den Liedern, die dem Verwandtenstreit gelten. Den Zwang, den die Verwandten auf ihn übten, spricht er mit dem grausig-tatsächlichen Bilde einer Leichenschändung aus:

„Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche";

In dem ganzen Gedicht nur die furchtbaren fingierten Tatsachen; nur zum Schluß ein charakterisierendes Wort: „die an mir verübten lächerlichen Freveltaten."

Es ist ja im allgemeinen bezeichnend für Heines Lyrik, daß sie die Wortstellung nicht allzusehr ändert, daß der Dichter nur, mit leisen Händen hie und da verschiebend, den Ausdruck poetisch macht. Aber in einigen der letzten Liebesgedichte wirken gerade die Abweichungen von der üblichen Redeweise erschütternd, namentlich dann, wenn sie neben ganz ruhig hingesagte Sätze treten:

„Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen,
Was zu verschweigen ewiglich
Mein Stolz gebot: für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geschlagen!"

Nach der Ruhe der ersten Sätze, die erst im zweiten Vers stärkerer Erregung langsam weicht, wirkt dieses „für dich, für dich!" wie ein Herausschreien des Gefühls, wirkt, als müsse er nach langer Bändigung des Empfindens erst die Worte hervorstoßen, die alles enthalten, ehe er sich besinnt und das Versprechen löst, zu *sagen*, was er verschwieg:

„Es hat mein Herz für dich geschlagen!"

Wenn Heine im allgemeinen in den Lazarusliedern sparsam mit Beiworten und Bildern ist, wenn er in Tatsachen spricht, so hat er doch in manchen Gedichten das Bedürfnis, sein Leiden zu stilisieren, wie er's in den Briefen und Vorreden tat. Dort ist er der Zauberer Merlin, dessen Stimme aus dem Blättergrabe hervortönt, ist der aussätzige Spielmann der Limpurger Chronik, dessen Lieder im ganzen Reiche gesungen und gepfiffen werden. Mit diesen Bildern seines Schicksals hat er weiter gewirkt, man spürt ihren Nachhall in den schönen Versen Kellers auf Heine:

„Schaffen auf dem Bett des Todes,
Abgewelkt vor Schmerz die Glieder,
Wie die Echo ohne Körper
Wiederhallte laut von Liedern
Schau die lust'ge Geistesflamme,
Die aus einem traurig tönern'
Lampenscherbend leuchtend züngelt . . ."

Hier in den Lazarusliedern ist es weniger das *Geschick* als das seltsame Lebensgefühl auf dem Leidensbett, für das er Metaphern findet: sie sollen nicht mehr die Phantasie entzünden wie die Visionen des „Romanzero", sondern nur das Gefühl dumpf erregen. So vor allem das geheimnisvolle:

„Es hatte mein Haupt die schwarze Frau
Zärtlich ans Herz geschlossen;
Ach! meine Haare wurden grau
Wo ihre Tränen geflossen."

Ein unheimliches Gefühl, wie von beängstigenden Träumen, rufen solche Bilder hervor:

„Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten,
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken."

Aber auch in den Formelschatz mythologischer und volkstümlicher Vorstellungen greift er, wenn er in dem seltsam dahintanzenden Gedicht: „Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen" das Parzenbild beschwört, grotesk gesteigert durch Züge des „Märchens von den drei Spinnerinnen". —

Die verhaltene Leidenschaft in vielen dieser letzten Dichtungen ist ein Resultat des furchtbaren Lebenskampfes. Seine Seele war nicht willig zu scheiden, und aller Spott über die Welt, in der das Schöne und Große ein schlechtes Ende nimmt, alle Selbstironie zerschnitt die Fesseln nicht, die ihn ans Leben banden. Und er hat rücksichtslos aufgedeckt, was er fühlte, hat auch die sinnlichen Wünsche nicht verschwiegen, die mancher andere wohl verschleiert hätte. Die Sehnsucht nach geschlechtlichem Genuß dringt ja noch fast zerstörend in sein letztes traumhaftes Liebeserleben, vom witzigen Spott nur gemildert. Wohl kommen Stunden der Friedenssehnsucht, in denen der Tod ihm ein positives Glück scheint; aber wenn er in feierlich fernen Lauten das Niedersteigen der Nacht besingt, so steht unmittelbar daneben eine Reminiszenz an ein empirisches Moment seines Lebens, an den jetzt verhaßten Virtuosen Meyerbeer, dessen „Bravourgepolter" ihm Symbol wird für das tölpelhafte rohe Leben. Wir fühlen auch hier: er ist noch nicht jenseits der Schwelle. Und doch hat uns Heine zuletzt solche Verse geschenkt, die hinüberzutönen scheinen aus dem „wahren Bimini". Sie stehen in dem Gedicht „Für die Mouche", Heines letztem Gedichte. Man hat vor einiger Zeit Heinen dieses Gedicht, das nur durch einen Freund überliefert war, abgesprochen — bis die Entdeckung des Manuskripts allen Zweifel beseitigte. Der Zweifel war verständlich; denn dies Gedicht scheint als Ganzes nur eine große Sammlung von Reminiszenzen an Heines Lieblingsmotive, vor allem an die Antithese Nazarener-Hellenen, die er ja zum Grundproblem seines Lebens gemacht hatte. Und wer nicht darauf achtet, wie Heine in seinen größeren Dichtungen gern um ein empfundenes Moment Ausgestaltungen solcher gedanklich gefaßten Motive zu gruppieren liebt, konnte schon stutzen, wenn er das wundervolle Motiv des Toten, über den sich die Passionsblume legt, fast erdrückt werden sah von der allzu ausgesponnenen Geschichte der symbolischen

Basreliefs. Aber hier, in den Versen, die dieses Zwiegespräch erzählen, ist der Kern der Dichtung:

„Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.
. . . . .
Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! Man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht gewebt aus Lust und Schauder."

Hier hat er das Traumreich betreten; wie hinter Schleiern liegt jetzt das Leben. Er ist herübergeglitten in das Land, in das seine Seele sich in der Jugend so oft vergeblich drängte, als er noch nicht wußte, zu welcher Empfindung des Lebens er berufen war.

Helene Herrmann.

Buch der Lieder

Vorrede zur zweiten Auflage.

Diese neue Ausgabe des Buchs der Lieder kann ich dem überrheinischen Publikum nicht zuschicken, ohne sie mit freundlichen Grüßen in ehrlichster Prosa zu begleiten. Ich weiß nicht welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichtesammlungen üblich ist, in schönen Rhythmen zu versifizieren. Seit einiger Zeit sträubt sich etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzuviel gelogen worden, und die Wahrheit scheue sich in metrischen Gewanden zu erscheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Lesewelt den erneueten Abdruck dieses Buches. Es hat mir die größte Überwindung gekostet, ich habe fast ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchsicht desselben entschließen konnte. Bei seinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren, bei der ersten Publikation, die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben sein, dazwischen, hie und da, müssen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Träne sichtbar sein. . . . Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten, jungfräulichsten Reiz verloren und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Mißmut.

Ja, es sind nun zehn Jahre, seitdem diese Gedichte zuerst erschienen, und ich gebe sie wie damals in chronologischer Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren

Jahren gedichtet worden, als die ersten Küsse der deutschen Muse in meiner Seele brannten. Ach! die Küsse dieser guten Dirne verloren seitdem sehr viel von ihrer Glut und Frische! Bei so langjährigem Verhältnis mußte die Inbrunst der Flitterwochen allmählich verrauchen; aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um so herzlicher, besonders in schlechten Tagen, und da bewährte sie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutsche Muse! Sie tröstete mich in heimischen Drangsalen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in bösen Stunden des Verzagens, ließ mich nie im Stich, sogar in Geldnot wußte sie mir zu helfen, die deutsche Muse, die gute Dirne!

Ebensowenig wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten selbst. Nur hie und da, in der ersten Abteilung, wurden einige Verse verbessert. Der Raumersparnis wegen habe ich die Dedikationen der ersten Auflage weggelassen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das lyrische Intermezzo einem Buche entlehnt ist, welches unter dem Titel „Tragödien" im Jahr 1823 erschien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich diesem großartigen Manne zollte, sowie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir damals bewiesen, wollte ich durch jene Widmung beurkunden. „Die Heimkehr" welche zuerst in den Reisebildern erschien, ist der seligen Friederike Varnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen der erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große Tat von August Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist als ob die Rahel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich es würde besser werden und wartete; doch als des Wartens kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehn zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmut gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Teilnahme widmete, und sich oft nicht wenig für mich ängstigte, in jener Zeit meiner jugendlichen Übermüten, in jener Zeit als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete. . . .

Diese Zeit ist vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu spät bei den Menschen. Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt sich mit allem befassen kann, wenn man nur die dazu nötigen Handschuhe anzieht. Und dann sollten wir nur das tun, was tunlich ist und wozu wir am meisten Geschick haben, im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Wert der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegenträgt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schoße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst, nach einem Konzerte von Paganini, diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobsprüchen über sein Violinspiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: „aber wie gefielen Ihnen heut meine Komplimente, meine Verbeugungen?“

Bescheidenen Sinnes und um Nachsicht bittend, übergebe ich dem Publikum das Buch der Lieder; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten.

Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, ebensogut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanken eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruht, die ich ebenso verachten wie bedauern muß. Nur gewissen bornierten Geistern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Übermut mißdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht müde zu sein . . . Und dann muß

jeder dem Gesetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht . . .

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!"

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus allem was ich soeben geschrieben. In einem Stücke von Raymund, dem wackeren Komiker, der sich unlängst aus Melancholie totgeschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helden Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah ich dieses Stück, ich glaube es heißt „der Bauer als Millionär". Sobald die Jugend abgeht, sieht man wie die Person des Helden, der allein auf der Szene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählich grau und endlich schneeweiß; sein Rücken krümmt sich, seine Knie schlottern; an die Stelle des vorigen Ungestüms, tritt eine weinerliche Weichheit . . . das Alter erscheint.

Naht diese winterliche Gestalt auch schon dem Verfasser dieser Blätter? Gewahrst du schon, teurer Leser, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftsteller, der immer jugendlich, fast allzu jugendlich in der Literatur sich bewegte? Es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, angesichts des ganzen Publikums, allmählich alt wird. Wir haben's gesehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei August Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir haben's gesehen, nicht bei Adalbert Chamisso, der mit jedem Jahre sich blütenreicher verjüngt, aber wir sahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntsche geworden . . . O, ihr Götter! ich bitte euch nicht mir die Jugend zu lassen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Träne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geister anklafft, oder ein matter Jammermensch, der über die gute alte Zeit beständig flennt . . . Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt, und trotz der Altersschwäche noch immer teilnimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt!

Sie lächelte gestern so sonderbar, halb mitleidig halb

boshaft, die schöne Freundin, als sie mit ihren rosigen Fingern meine Locken glättete. . . . Nicht wahr, du hast auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn."

Geschrieben zu Paris im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.

Vorrede zur fünften Auflage.

Der vierten Auflage dieses Buches konnte ich leider keine besondere Sorgfalt widmen, und sie wurde ohne vorhergehende Durchsicht abgedruckt. Eine Versäumnis solcher Art wiederholte sich glücklicherweise nicht bei dieser fünften Auflage, indem ich zufällig in dem Druckorte verweilte und die Korrektur selber besorgen konnte. Hier, in demselben Druckorte, bei Hoffmann und Campe in Hamburg, publiziere ich gleichzeitig, unter dem Titel „Neue Gedichte", eine Sammlung poetischer Erzeugnisse, die wohl als der zweite Teil des „Buchs der Lieder" zu betrachten ist. — Den Freunden im Vaterlande meine heitersten Scheidegrüße!

Geschrieben zu Hamburg den 21. August 1844.

Heinrich Heine.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüte!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüte.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe.
Das ist die Nachtigall, sie singt
Von Lieb' und Liebeswehe.

Sie singt von Lieb' und Liebesweh',
Von Tränen und von Lachen,
Sie jubelt so traurig, sie schluchzet so froh,
Vergessene Träume erwachen. —

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen,
Auf freiem Platz, ein großes Schloß,
Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschlossene Fenster, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien, als wohne der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Tor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß, —
Ich konnt' nicht widerstehen —
Und als ich küßte das holde Gesicht,
Da war's um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küsse lodernde Glut
Mit Dürsten und mit Lechzen.

Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: „O schöne Sphinx!
O Liebe! was soll es bedeuten,
Daß du vermischest mit Todesqual
All deine Seligkeiten?

„O schöne Sphinx! O löse mir
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre."

— Das hätte ich alles sehr gut in guter Prosa sagen können . . . Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchliest, um ihnen, behufs eines erneueten Abdrucks, einige Nachfeile zu erteilen, dann überschleicht einen unversehens die klingelnde Gewohnheit des Reims und Silbenfalls, und siehe! es sind Verse womit ich die dritte Auflage des Buchs der Lieder eröffne. O Phöbus Apollo! sind diese Verse schlecht, so wirst du mir gern verzeihen . . . Denn du bist ein allwissender Gott, und du weißt sehr gut, warum ich mich seit so vielen Jahren nicht mehr vorzugsweise mit Maß und Gleichklang der Wörter beschäftigen konnte . . . Du weißt, warum die Flamme, die einst in brillanten Feuerwerkspielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernsteren Bränden verwendet werden mußte . . . Du weißt, warum sie jetzt in schweigender Glut mein Herz verzehrt

. . . Du verstehst mich, großer schöner Gott, der du ebenfalls die goldene Leier zuweilen vertauschtest mit dem starken Bogen und den tödlichen Pfeilen . . . Erinnerst du dich auch noch des Marsyas, den du lebendig geschunden? Es ist schon lange her, und ein ähnliches Beispiel tät wieder not . . . Du lächelst, o mein ewiger Vater!

Geschrieben zu Paris den 20. Februar 1839.

Heinrich Heine.

Junge Leiden

1817—1821

Traumbilder.

1.

Mir träumte einſt von wildem Liebesglühn,
Von hübſchen Locken, Myrten und Reſede,
Von ſüßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düſtrer Lieder düſtern Melodien.

Verblichen und verweht ſind längſt die Träume,
Verweht iſt gar mein liebſtes Traumgebild!
Geblieben iſt mir nur, was glutenwild
Ich einſt gegoſſen hab' in weiche Reime.

Du bliebſt, verwaiſtes Lied! Verweh' jetzt auch,
Und ſuch' das Traumbild, das mir längſt entſchwunden,
Und grüß' es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten ſend' ich luft'gen Hauch.

2.

Ein Traum, gar ſeltſam ſchauerlich,
Ergötzte und erſchreckte mich.
Noch ſchwebt mir vor manch grauſig Bild,
Und in dem Herzen wogt es wild.

Das war ein Garten, wunderſchön,
Da wollt' ich luſtig mich ergeh'n;
Viel ſchöne Blumen ſahn mich an,
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitſcherten die Vögelein
Viel muntre Liebesmelodei'n;
Die Sonne rot, von Gold umſtrahlt,
Die Blumen luſtig bunt bemalt.

Viel Balsamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und alles schimmert, alles lacht,
Und zeigt mir freundlich seine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen stand;
Da schaut' ich eine schöne Maid,
Die emsig wusch ein weißes Kleid.

Die Wänglein süß, die Äuglein mild,
Ein blondgelocktes Heil'genbild;
Und wie ich schau', die Maid ich fand
So fremd und doch so wohlbekannt.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Rinne, rinne, Wässerlein,
Wasche mir das Linnen rein!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Für wen ist dieses weiße Kleid?

Da sprach sie schnell: Sei bald bereit,
Ich wasche dir dein Totenkleid!
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. —

Und fortgezaubert stand ich bald
In einem düstern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich stand erstaunt und sann und sann.

Und horch! welch dumpfer Widerhall!
Wie ferner Äxtenschläge Schall;
Ich eil' durch Busch und Wildnis fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da stand ein großer Eichenbaum;
Und sieh! mein Mägdlein wundersam
Haut mit dem Beil den Eichenstamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil'
Summt sie ein Lied und schwingt das Beil:
„Eisen blink, Eisen blank,
Zimmre hurtig Eichenschrank!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wundersüßes Mägdelein,
Wem zimmerst du den Eichenschrein?

Da sprach sie schnell: Die Zeit ist karg,
Ich zimmre deinen Totensarg!
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. —

Es lag so bleich, es lag so weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid;
Ich wußte nicht wie mir geschah,
Und heimlich schaudernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schweif',
Gewahr' ich einen weißen Streif;
Ich eilt' drauf zu, und eilt' und stand,
Und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid' stand weiße Maid,
Grub tief die Erd' mit Grabescheit.
Kaum wagt' ich noch sie anzuschau'n,
Sie war so schön und doch ein Grau'n.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Spaten, Spaten, scharf und breit,
Schaufle Grube tief und weit!"

Ich ging und nahete mich ihr
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Was diese Grube hier bedeut't?

Da sprach sie schnell: Sei still, ich hab'
Geschaufelt dir ein kühles Grab.
Und als so sprach die schöne Maid,
Da öffnet sich die Grube weit;

Und als ich in die Grube schaut',
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt' ich hinein — und bin erwacht.

3.

Im nächt'gen Traum hab' ich mich selbst geschaut,
In schwarzem Galafrack und seidner Weste,
Manschetten an der Hand, als ging's zum Feste,
Und vor mir stand mein Liebchen, süß und traut.

Ich beugte mich und sagte: „Sind Sie Braut?
Ei! Ei! so gratulier' ich, meine Beste!"
Doch fast die Kehle mir zusammenpreßte
Der langgezog'ne, vornehm kalte Laut.

Und bitt're Tränen plötzlich sich ergossen
Aus Liebchens Augen, und in Tränenwogen
Ist mir das holde Bildnis fast zerflossen.

O süße Augen, fromme Liebessterne,
Obschon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

4.

Im Traum sah ich ein Männchen klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäsche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und schmutzig.

Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von außen voller Würdigkeit;
Von der Courage sprach es lang und breit,
Und tat sogar recht trutzig und recht stutzig.

„Und weißt du, wer das ist? Komm her und schau'!"
So sprach der Traumgott, und er zeigt' mir schlau
Die Bilderflut in eines Spiegels Rahmen.

Vor einem Altar stand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, beide sprachen: „Ja!"
Und tausend Teufel riefen lachend: „Amen!"

5.

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Glut?
Es kocht mein Blut und schäumt und gärt,
Und grimme Glut mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll, und gärt und schäumt,
Weil ich den bösen Traum geträumt:
Es kam der finstre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus,
Und Fackelglanz und Kerzenschein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitfest;
Zur Tafel saßen froh die Gäst'.
Und wie ich nach dem Brautpaar schaut', —
O Weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wunnesam,
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinter'm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

Es rauscht Musik, — gar still stand ich;
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, sie blickt so hochbeglückt,
Der Bräut'gam ihre Hände drückt.

Der Bräut'gam füllt den Becher fein,
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank, —
O Weh! mein rotes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Äpflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm sein Messer, schnitt hinein, —
O Weh! Das war das Herze mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang,
Der Bräut'gam kühn die Braut umschlang,
Und küßt sie auf die Wangen rot, —
O Weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund',
Daß ich kein Wörtlein sprechen kunnt'.
Da rauscht es auf, der Tanz begann;
Das schmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich stand so leichenstumm,
Die Tänzer schweben flink herum; —
Ein leises Wort der Bräut'gam spricht,
Die Braut wird rot, doch zürnt sie nicht. — —

6.

Im süßen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebste mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.

Ich schau' sie an, das holde Bild!
Ich schau' sie an, sie lächelt mild,
Und lächelt bis das Herz mir schwoll,
Und stürmisch kühn das Wort entquoll:

„Nimm hin, nimm alles was ich hab',
Mein Liebstes tret' ich gern dir ab,
Dürft' ich dafür dein Buhle sein,
Von Mitternacht bis Hahnenschrein."

Da staunt' mich an gar seltsamlich,
So lieb, so weh und inniglich,
Und sprach zu mir die schöne Maid:
O, gib mir deine Seligkeit!

„Mein Leben süß, mein junges Blut,
Gäb' ich, mit Freud' und wohlgemut
Für dich, o Mädchen, engelgleich, —
Doch nimmermehr das Himmelreich."

Wohl braust hervor mein rasches Wort,
Doch blühet schöner immerfort,
Und immer spricht die schöne Maid:
O, gib mir deine Seligkeit!

Dumpf dröhnt dies Wort mir ins Gehör,
Und schleudert mir ein Glutenmeer
Wohl in der Seele tiefsten Raum;
Ich atme schwer, ich atme kaum. —

Das waren weiße Engelein,
Umglänzt von goldnem Glorienschein;
Nun aber stürmte wild herauf
Ein gräulich schwarzer Koboldhauf'.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die schwarze Schar
In Nebelduft zerronnen war. —

Ich aber wollt' in Lust vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen schön;
Sie schmiegt sich an mich wie ein Reh,
Doch weint sie auch mit bitterm Weh.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,
Und küss' ihr Rosenmündlein stumm —
„O still', feins Lieb, die Tränenflut,
Ergib dich meiner Liebesglut!

„Ergib dich meiner Liebesglut —"
Da plötzlich starr't zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend sich ein Schlund.

Und aus dem schwarzen Schlunde steigt
Die schwarze Schar; — feins Lieb erbleicht!
Aus meinen Armen schwand feins Lieb;
Ich ganz alleine stehen blieb.

Da tanzt im Kreise wunderbar,
Um mich herum, die schwarze Schar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter schallt.

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer summt die Schauerweis':
Du gabest hin die Seligkeit,
Gehörst uns nun in Ewigkeit!

7.

Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?
Blutfinstrer Gesell, was zögerst du noch?
Schon sitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht nah't schon, — es fehlt nur die Braut.

Viel schauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn; —
Ihr Lüftchen! habt ihr mein Bräutchen gesehn?
Viel blasse Larven gestalten sich da,
Umknixen mich grinsend, und nicken: O ja!

Pack' aus, was bringst du für Botschafterei,
Du schwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
„Die gnädige Herrschaft meldet sich an,
Gleich kommt sie gefahren im Drachengespann."

Du lieb grau Männchen, was ist dein Begehr?
Mein toter Magister, was treibt dich her?
Er schaut mich mit schweigend trübseligem Blick,
Und schüttelt das Haupt, und wandelt zurück.

Was winselt und wedelt der zott'ge Gesell?
Was glimmert schwarz Katers Auge so hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme bleib heut mit dem Singsang zu Haus,
Das Eiapopeia ist lange schon aus;
Ich fei're ja heute mein Hochzeitfest, —
Da schau' mal, dort kommen schon zierliche Gäst'.

Da schau' mal! Ihr Herren, das nenn' ich galant!
Ihr tragt, statt der Hüte, die Köpf' in der Hand!
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgenornat,
Der Wind ist still, was kommt ihr so spat?

Da kommt auch alt Besenstielmütterchen schon,
Ach segne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn.

Da zittert der Mund im weißen Gesicht:
„In Ewigkeit Amen!“ das Mütterchen spricht.

Zwölf winddürre Musiker schlendern herein;
Blind Fiedelweib holpert wohl hintendrein.
Da schleppt der Hanswurst, in buntscheckiger Jack',
Den Totengräber huckepack.

Es tanzen zwölf Klosterjungfrauen herein;
Die schielende Kupplerin führet den Reih'n.
Es folgen zwölf lüsterne Pfäffelein schon,
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton'.

Herr Trödler, o schrei dir nicht blau das Gesicht,
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen sind bucklicht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengesichter mit Heuschreckenbein,
Hei! laßt mir das Rippengeklapper nur sein!

Die sämtliche Höll' ist los fürwahr,
Und lärmet und schwärmet in wachsender Schar.
Sogar der Verdammnis-Walzer erschallt, —
Still, still! nun kommt mein feins Liebchen auch bald.

Gesindel sei still, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum selber mein leibliches Wort, —
Ei, rasselt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin! wo bist du? schnell öffne das Tor.

Willkommen, feins Liebchen, wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen Herr Pastor, ach nehmen Sie Platz!
Herr Pastor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eu'r Ehrwürden Diensteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was stehst du so stumm und bleich?
Der Herr Pastor schreitet zur Trauung sogleich;
Wohl zahl ich ihm teure, blutteure Gebühr,
Doch dich zu besitzen gilt's Kinderspiel mir.

Knie' nieder, süß Bräutchen, knie' hin mir zur Seit'! —
Da kniet sie, da sinkt sie, — o selige Freud!
Sie sinkt mir ans Herz, an die schwellende Brust,
Ich halt' sie umschlungen mit schauernder Lust.

Die Goldlockenwellen umspielen uns beid';
An mein Herze pocht das Herze der Maid.
Sie pochen wohl beide vor Lust und vor Weh,
Und schweben hinauf in die Himmelshöh'.

Die Herzlein schwimmen im Freudensee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh';
Doch auf den Häuptern, wie Grausen und Brand,
Da hat die Hölle gelegt die Hand.

Das ist der finstre Sohn der Nacht,
Der hier den segnenden Priester macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten ist Lästern, sein Segnen ist Fluch.

Und es krächzet und zischet und heulet toll,
Wie Wogengebrause, wie Donnergeroll; —
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht, —
„In Ewigkeit Amen!" das Mütterchen spricht.

8.

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da lispelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten, dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da taten sich auf die Gräber all';
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Ei, was rufst du in der Nacht?

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauset und sauset, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! Bravo! immer toll!
Seid willkommen!
Habt vernommen
Daß mein Zauberwort erscholl!
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig sein!
Mit Vergunst, —
Seht erst zu, sind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wut ergeben
Einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil kann uns heut' nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht wie der Wind,
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle
Mit Nadel und mit Scher';
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scher';
Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scher';
Und hat mir ins Herz gestochen
Mit Nadel und mit Scher'.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und besonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muster vor.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich, wie jene Helden,
Und das schönste Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich seufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger rasch
In des reichen Nachbars Tasch'.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnsuchtstränen wollte
Trocknen mit dem Taschentuch,
Das mein Nachbar bei sich trug.

Und nach frommer Häscherſitte
Nahm man still mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterschoß.

Schwelgend süß in Liebessinnen,
Saß ich dort beim Wollespinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam
Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor:
Geschminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und spielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich seufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt' ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesten,
Sie wollte mich nimmer verstehn. —

Einst, als ich verzweifelnd am Ende
„Maria, du Heilige!“ rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und stach mich ein bißchen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flansch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder schwatzte herab der Professor,
Er schwatzte, und ich schlief gut dabei ein;
Doch hätt' mir's behagt noch tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenster genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philister, dem reichen Wicht.

Da flucht ich den Weibern und reichen Halunken,
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein,
Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken,
Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Einen Strick um den Hals, trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgestein.
Was schert mich, du Gräflein, dein Edelgestein,
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besold'te viel Dienertroß.
Was scheren mich Diener und Riegel und Schloß —
Ich stieg getrost auf die Leitersprossʼ.

An Liebchens Fensterlein klettr' ich getrost.
Da hör' ich es unten fluchen erbost:
„Fein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein“.

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschar.
„Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rat,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Den Kopf in der Hand, trat ein Sechster hervor:

Zum Weidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich schlich umher, die Büchs' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab.

O, spürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späh't ringsumher mein Jägeraug'.

Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's sein.
Ich schleich herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfron —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchturm' „Eins" herab,
Da stürzten die Geister sich heulend ins Grab.

9.

Ich lag und schlief, und schlief recht mild,
Verscheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerschönste Maid.

Sie war wie Marmelstein so bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge schwamm es perlengleich,
Gar seltsam wallt' ihr Haar.

Und leise, leise sich bewegt
Die marmorblasse Maid,
Und an mein Herz sich niederlegt
Die marmorblasse Maid.

Wie bebt und pocht vor Weh und Lust
Mein Herz, und brennet heiß!
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Brust,
Die ist so kalt wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Brust,
Die ist wie Eis so kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Lust,
Der Liebe Allgewalt.

„Mir blüht kein Rot auf Mund und Wang,
Mein Herz durchströmt kein Blut;
Doch sträube dich nicht schaudernd bang,
Ich bin dir hold und gut."

Und wilder noch umschlang sie mich,
Und tat mir fast ein Leid;
Da kräht der Hahn — und stumm entwich
Die marmorblasse Maid.

10.

Da hab' ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;

Nun zieh'n die eig'nen Geister
Mich selber ins neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finstern Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold;
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben sollt'?

Ich möcht sie nur einmal umfangen,
Und pressen ans glühende Herz!
Nur einmal auf Lippen und Wangen
Küssen den seligsten Schmerz!

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Euch, Geister, zum finsteren Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nicken schauerlich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen; —
Feins Liebchen, liebst du mich?

Lieder.

1.

Morgens steh ich auf und frage:
Kommt feins Liebchen heut?
Abends sink' ich hin und klage:
Ausblieb sie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich schlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

2.

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden, dann soll ich sie schauen,
Sie selber, die Schönste der schönen Jungfrauen; —
Du treues Herz, was pochst du so schwer!

Die Stunden sind aber ein faules Volk!
Schleppen sich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege; —
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaßt!
Aber wohl niemals liebten die Horen; —
Heimlich im grausamen Bunde verschworen
Spotten sie tückisch der Liebenden Hast.

3.

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und schlich mir ins Herz hinein.

Wer hat euch dies Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh?
Schweigt still! wenn mein Herz es höret,
Dann tut es noch einmal so weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die sang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübsche, goldne Wort."

Das sollt ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderschlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen,
Ich aber niemanden trau'.

4.

Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein; —
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauset ein Zimmermann schlimm und arg,
Der zimmert mir einen Totensarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht;
Es hat mich schon längst um den Schlaf gebracht.
Ach, sputet euch, Meister Zimmermann,
Damit ich balde schlafen kann!

5.

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müssen scheiden, —
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

Lebe wohl, du heilge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl! du heilge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut.

Hätt' ich dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

6.

Warte, warte, wilder Schiffsmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfrau'n nehm' ich Abschied,
Von Europa und von Ihr.

Blutquell, rinn aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Daß ich mit dem heißen Blute
Meine Schmerzen niederschreib'.

Ei, mein Lieb, warum just heute
Schauderst du, mein Blut zu sehn?
Sahst mich bleich und herzeblutend
Lange Jahre vor dir stehn!

Kennst du noch das alte Liedchen
Von der Schlang im Paradies,
Die durch schlimme Apfelgabe
Unsern Ahn ins Elend stieß?

Alles Unheil brachten Äpfel!
Eva bracht' damit den Tod,
Eris brachte Trojas Flammen,
Du bracht'st beides, Flamm' und Tod.

7.

Berg' und Burgen schau'n herunter
In den spiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen segelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenschein.

Ruhig seh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Busen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, oben gleißend,
Birgt sein Inn'res Tod und Nacht.

Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild!
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild.

8.

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt' ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht, wie?

9.

Mit Rosen, Zypressen und Flittergold
Möcht' ich verzieren, lieblich und hold,
Dies Buch wie einen Totenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.

O, könnt' ich die Liebe sargen hinzu!
Am Grabe der Liebe wächst Blümlein der Ruh,
Da blüht es hervor, da pflückt man es ab, —
Doch mir blüht's nur, wenn ich selber im Grab.

Hier sind nun die Lieder, die einst so wild,
Wie ein Lavastrom, der dem Ätna entquillt,
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüt,
Und rings viel blitzende Funken versprüh't!

Nun liegen sie stumm und Toten gleich,
Nun starren sie kalt und nebelbleich.
Doch aufs neu' die alte Glut sie belebt,
Wenn der Liebe Geist einst über sie schwebt.

Und es wird mir im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geist einst über sie taut;
Einst kommt dies Buch in deine Hand,
Du süßes Lieb im fernen Land.

Dann löst sich des Liedes Zauberbann,
Die blassen Buchstaben schaun dich an,
Sie schauen dir flehend ins schöne Aug',
Und flüstern mit Wehmut und Liebeshauch.

Romanzen.

1.

Der Traurige.

Allen tut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Gesicht geschrieben stehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn;
Labung möcht' ins Herz ihm lächeln
Manche sonst so spröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald.
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lust'ger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat.

2.

Bergstimme.

Ein Reuter durch das Bergtal zieht
Im traurig stillen Trab':
Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich ins dunkle Grab?
Die Bergstimm' Antwort gab:
Ins dunkle Grab!

Und weiter reutet der Reutersmann,
Und seufzet schwer dazu:
So zieh' ich denn hin ins Grab so früh, —
Wohlan, im Grab ist Ruh.
Die Stimme sprach dazu:
Im Grab ist Ruh!

Dem Reutersmann eine Träne rollt
Von der Wange kummervoll:
Und ist nur im Grabe die Ruhe für mich,
So ist mir im Grabe wohl.
Die Stimm' erwidert hohl:
Im Grabe wohl!

3.

Zwei Brüder.

Oben auf der Bergesspitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt,
Doch im Tale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das sind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wutentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Lauras Augenfunken
Zündeten den Brüderstreit.
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entscheiden, —
Schwert heraus, entscheide du!

Und sie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkracht's.
Hütet euch, ihr wilden Degen,
Böses Blendwerk schleicht des Nachts.

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! blut'ges Tal!
Beide Kämpfer stürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geschlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloß herab.

Aber nachts, im Talesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

4.

Der arme Peter.

I.

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter steht so still und stumm,
Und ist so blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete sind Bräut'gam und Braut,
Und blitzen im Hochzeitsgeschmeide.
Der arme Peter die Nägel kau't
Und geht im Werkeltagskleide.

Der Peter spricht leise vor sich her,
Und schaut betrübet auf beide:
„Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',
Ich tät' mir was zuleide."

II.

„In meiner Brust, da sitzt ein Weh,
Das will die Brust zersprengen;
Und wo ich steh' und wo ich geh',
Will's mich von hinnen drängen.

„Es treibt mich nach der Liebsten Näh',
Als könnt's die Grete heilen;
Doch wenn ich der ins Auge seh',
Muß ich von hinnen eilen.

„Ich steig' hinauf des Berges Höh',
Dort ist man doch alleine;
Und wenn ich still dort oben steh',
Dann steh' ich still und weine."

III.

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langsam, leichenblaß und scheu.
Es bleiben fast, wenn sie ihn sehn,
Die Leute auf der Straße stehn.

Die Mädchen flüstern sich ins Ohr:
„Der stieg wohl aus dem Grab hervor?"
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der legt sich erst ins Grab hinein.

Er hat verloren seinen Schatz,
Drum ist das Grab der beste Platz,
Wo er am besten liegen mag,
Und schlafen bis zum Jüngsten Tag.

5.

Lied des Gefangenen.

Als meine Großmutter die Liese behext,
Da wollten die Leut' sie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Tinte verkleckst,
Doch wollte sie nicht bekennen.

Und als man sie in den Kessel schob,
Da schrie sie Mord und Wehe;
Und als sich der schwarze Qualm erhob,
Da flog sie als Rab' in die Höhe.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm mich im Turme besuchen!
Komm, fliege geschwind durchs Gitter herein,
Und bringe mir Käse und Kuchen.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O möchtest du nur sorgen,
Daß die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luftig schwebe morgen.

6.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'.
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!

Der andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage weit beß'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!

7.

Die Botschaft.

Mein Knecht! steh auf und sattle schnell,
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage rasch, durch Wald und Feld,
Nach König Duncans Schloß.

Dort schleiche in den Stall, und wart',
Bis dich der Stallbub' schaut.
Den forsch mir aus: „Sprich, welche ist
Von Duncans Töchtern Braut?"

Und spricht der Bub': „Die Braune ist's",
So bring mir schnell die Mär.
Doch spricht der Bub': „Die Blonde ist's",
So eilt das nicht so sehr.

Dann geh' zum Meister Seiler hin,
Und kauf' mir einen Strick,
Und reite langsam, sprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

8.

Die Heimführung.

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,
Du mußt mit mir wandern
Nach der lieben, alten, schaurigen Klause,
In dem trüben, kalten, traurigen Hause,
Wo meine Mutter am Eingang kau'rt,
Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Laß ab von mir, du finstrer Mann!
Wer hat dich gerufen?
Dein Odem glüht, deine Hand ist Eis,
Dein Auge sprüht, deine Wang' ist weiß; —
Ich aber will mich lustig freu'n
An Rosenduft und Sonnenschein."

Laß duften die Rosen, laß scheinen die Sonn',
Mein süßes Liebchen!
Wirf um den weiten, weißwallenden Schleier,
Und greif in die Saiten der schallenden Leier,
Und singe ein Hochzeitlied dabei;
Der Nachtwind pfeift die Melodei.

9.

Don Ramiro.

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
Hast beschlossen mein Verderben,
Und beschlossen ohn' Erbarmen.

„Donna Clara! Donna Clara!
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es grausig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

„Donna Clara! Freu' dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Ehgemahl begrüßen —
Wirst du mich zur Hochzeit laden?"

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bitt'rer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen gibt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

„Don Ramiro, der du mutig
So viel Mohren überwunden,
Überwinde nun dich selber, —
Komm auf meine Hochzeit morgen."

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich schwör' es, ja, ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen; —
Gute Nacht, ich komme morgen."

„Gute Nacht!" — Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,
Klingt der Glocken Festgeläute;
Lieblich steigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde, festlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geschmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palasttor
Wälzet sich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
In dem Saal die Hochzeitgäste;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhob'ne Stühle ließen
Braut und Bräutigam sich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und sie tauschen süße Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geschmückten Menschenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?"
So verwundert sprach der Ritter.

„Siehst du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?"
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach! das ist ja nur ein Schatten."

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro schnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreisen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen."

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er düster:
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"

Und ins wirre Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Sind ja schneeweiß deine Wangen!"
Flüstert Clara, heimlich zitternd.
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!"
Flüstert Clara, schauerzuckend.
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"
Und sie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!"
Wiederum die dunkeln Worte:
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig tönet Geig' und Bratsche;
Wie ein tolles Zauberweben,
Schwindelt alles in dem Saale.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!"
Wimmert's immer im Gewoge.
Don Ramiro stets erwidert:
„Spracheſt ja ich sollte kommen!"

„Nun so geh in Gottes Namen!“
Clara rief's mit fester Stimme,
Und dies Wort war kaum gesprochen,
Und verschwunden war Ramiro!

Clara starret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildnis
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will aufs neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Und sie sitzt noch bei dem Bräut'gam,
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichet deine Wangen?
Warum wird dein Aug' so dunkel? —“
„Und Ramiro? — —“ stottert Clara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
Furcht sich jetzt des Bräut'gams Stirne:
„Herrin, forsch' nicht blut'ge Kunde, —
Heute mittag starb Ramiro“.

10.

Belsatzar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stiller Ruh lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal
Belsatzar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand'.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsatzar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

11.

Die Minnesänger.

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, das gibt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon',
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorbeerkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

12.

Die Fensterschau.

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenster.
Sie sprach halblaut: Gott steh mir bei,
Der unten schaut bleich wie Gespenster!

Der unten erhub sein Aug' in die Höh',
Hinschmachtend nach Hedewigs Fenster.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch sie ward bleich wie Gespenster.

Schön Hedwig stand nun mit Liebesharm
Tagtäglich lauernd am Fenster.
Bald aber lag sie in Heinrichs Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Gespenster.

13.

Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb':
Ein Ritter liegt liebeswunde,
Doch treulos ist sein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebste sein,
Als schimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten
Und rufen die Ritter zum Streit:
Der mag sich zum Kampfe bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeih't!

Da würden wohl alle schweigen,
Nur nicht sein eigener Schmerz;
Da müßt' er die Lanze neigen
Widers eigne klagende Herz.

14.

Wasserfahrt.

Ich stand gelehnet an den Mast,
Und zählte jede Welle.
Ade! mein schönes Vaterland!
Mein Schiff, das segelt schnelle!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck' mir fast die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

Ihr Tränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daß ich nicht dunkel sehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzu großem Wehe.

15.

Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reutet im grünen Wald,
Die Blätter lustig rauschen.
Er sieht eine holde Mädchengestalt
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildnis,
Verlockend stets umschwebt es mich
In Volksgewühl und Wildnis.

Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen;
Doch manches häßlich bitt're Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübschen Rosenbüschen,
Wo gift'ge Schlangen wunderschlau
Im dunkeln Laube zischen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das ist die Grube, worein mich trieb
Wahnsinniges Verlangen.

Dort seh' ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen;
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar, wie stille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle. —

Herr Ulrich reutet weiter im Wald,
Die Blätter rauschen schaurig.
Da sieht er von fern eine zweite Gestalt,
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: O Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Tun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O, könnt' ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Glut von meinen Schmerzen!
O, könnt' ich dir röten die Wangen blaß,
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reutet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel seltsame Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte sein
Gar vielfach widerklingen.
Das taten die lustigen Waldvöglein,
Die zwitschern laut und singen:

Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
So singt er es wieder aufs neue.

16.

An eine Sängerin.

Als sie eine alte Romanze sang.

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen

Und heimlich süß ins Herze drangen,
Entrollten Tränen meinen Wangen, —
Ich wußte nicht wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Mir war als sei ich noch ein Kind,
Und säße still, beim Lämpchenscheine,
In Mutters frommem Kämmerleine,
Und läse Märchen, wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,
Die Ritter steigen aus der Gruft;
Bei Ronzisval da gibt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch den wird Roland schlimm gebettet,
Er schwimmt in Blut, und atmet kaum;
Kaum mochte fern sein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Karls erreichen,
Da muß der Ritter schon erbleichen, —
Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.

Das war ein lautverworr'nes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände,
Und riefen „Bravo!" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief.

17.

Das Lied von den Dukaten.

Meine güldenen Dukaten,
Sagt wo seid ihr hingeraten?

Seid ihr bei den güldnen Fischlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seid ihr bei den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell im Morgentaue?

Seid ihr bei den güldnen Vöglein,
Die da schweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seid ihr bei den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! ihr güldenen Dukaten
Schwimmt nicht in des Baches Well',
Funkelt nicht auf grüner Au',
Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell, —
Meine Manichäer, traun!
Halten euch in ihren Klau'n.

18.

Gespräch auf der Paderborner Heide.

Hörst du nicht die fernen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ei, mein Freund, das nenn' ich irren,
Von den Geigen hör' ich keine,
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen nur hör' ich die Schweine."

Hörst du nicht das Waldhorn blasen?
Jäger sich des Weidwerks freuen,
Fromme Lämmer seh' ich grasen,
Schäfer spielen auf Schalmeien.

„Ei, mein Freund, was du vernommen,
Ist kein Waldhorn, noch Schalmeie;
Nur den Sauhirt seh' ich kommen,
Heimwärts treibt er seine Säue."

Hörst du nicht das ferne Singen,
Wie von süßen Wettgesängen?
Englein schlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall solchen Klängen.

„Ei, was dort so hübsch geklungen,
Ist kein Wettgesang, mein Lieber!
Singend treiben Gänsejungen
Ihre Gänselein vorüber."

Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, das sind die Schellen
Von den Ochsen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit gesenktem Kopfe ziehen."

Siehst du nicht den Schleier wehen?
Siehst du nicht das leise Nicken?
Dort seh' ich die Liebste stehen,
Feuchte Wehmut in den Blicken.

„Ei! mein Freund, dort seh' ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Liese;
Blaß und hager an den Krücken,
Hinkt sie weiter nach der Wiese."

Nun, mein Freund, so magst du lachen
Über des Phantasten Frage!
Wirst du auch zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage?

19.

Lebensgruß.

Stammbuchblatt.

Eine große Landstraß' ist unsere Erd',
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kuriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch' aus der Karosse;
Man hätte sich gerne geherzt und geküßt,
Doch jagen von hinnen die Rosse.

Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillion,
Und bläst uns schon auseinander.

20.

Wahrhaftig.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Sonette.

An A. W. v. Schlegel.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpfläſterchen auf den geſchminkten Wangen,
Mit Schnabelſchuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Turmfriſur, und weſpengleich geſchnüret:
So war die Aftermuſe ausſtaffieret,
Als ſie einſt kam, dich liebend zu umfangen;
Du biſt ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrteſt fort, von dunkelm Trieb geführet.
Da fandeſt du ein Schloß in alter Wildnis,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildnis,
Die ſchönſte Maid in Zauberſchlaf verſunken.
Doch wich der Zauber bald, bei deinem Gruße
Aufwachte lächelnd Deutſchlands echte Muſe,
Und ſank in deine Arme liebestrunken.

An meine Mutter B. Heine,

geborene von Geldern.

I.

Ich bin's gewohnt den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn iſt auch ein bißchen ſtarr und zähe;
Wenn ſelbſt der König mir ins Antlitz ſähe,
Ich würde nicht die Augen niederſchlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's ſagen:
Wie mächtig auch mein ſtolzer Mut ſich blähe,
In deiner ſelig ſüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.
Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche Tat, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet!

II.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.
Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Türe streckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.
Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

An H. S.

Wie ich dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
Viel goldne Bilder, die ich weiland schaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwischen klingt's wie süße Liebesklagen.
Wohl seh' ich auch wie sie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich' entblättern
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben, —
Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

Fresko-Sonette an Christian S.

I.

Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig sind, inwendig Sand;
Ich schlag' nicht ein, reicht mir ein Bub' die Hand,
Der heimlich mir den Namen will zersetzen.

Ich beug' mich nicht vor jenen hübschen Metzen,
Die schamlos prunken mit der eignen Schand;
Ich zieh' nicht mit, wenn sich der Pöbel spannt
Vor Siegeswagen seiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach durch schwankes Biegen
In Wind und Wetter stehn bleibt, nach wie vor.
Doch sprich, wie weit bringt's wohl am End' solch Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierstock dient's dem Stutzer
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer.

II.

Gib her die Larv', ich will mich jetzt maskieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, Ich sei einer von den Ihren.
Gib her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verleugne all die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.
So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von wen'gen.
Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verstummen.

III.

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche sieben Sachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

IV.

Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
Und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderschönes, zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieses lieblos frostige Gemüt
Kam Hochmut nur und Übermut hinein.
Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?
Und wie das Mägdlein kichert, leise, leise?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerspringet, —
Und ach! da wär's doch gar entsetzlich traurig,
Käm' der Verstand mir aus dem alten Gleise.

V.

In stiller, wehmutweicher Abendstunde,
Umklingen mich die längst verscholl'nen Lieder,
Und Tränen fließen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberspiegels Grunde
Seh' ich das Bildnis meiner Liebsten wieder;
Sie sitzt am Arbeitstisch', im roten Mieder,
Und Stille herrscht in ihrer sel'gen Runde.
Doch plötzlich springt sie auf vom Stuhl und schneidet
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken,
Und gibt sie mir, — vor Freud bin ich erschrocken.
Mephisto hat die Freude mir verleidet,
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren,
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

VI.

„Als ich vor einem Jahr dich wiederblickte,
Küßtest du mich nicht in der Willkommstund'."
So sprach ich, und der Liebsten roter Mund
Den schönsten Kuß auf meine Lippen drückte.
Und lächelnd süß ein Myrtenreis sie pflückte
Vom Myrtenstrauche, der am Fenster stund:
„Nimm hin und pflanz' dies Reis in frischen Grund,
Und stell' ein Glas darauf," sprach sie und nickte. —
Schon lang ist's her. Es starb das Reis im Topf'.
Sie selbst hab' ich seit Jahren nicht gesehn;
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf'.
Und aus der Ferne trieb's mich jüngst zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vorm Hause blieb ich stehn
Die ganze Nacht, ging erst am Morgen fort.

VII.

Hüt' dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen,
Doch schlimmer sind die sanften Engelsfrätzchen.
Ein solches bot mir einst ein süßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt' ich scharfe Tatzen.
Hüt' dich, mein Freund, vor schwarzen, alten Katzen,
Doch schlimmer sind die weißen, jungen Kätzchen;
Ein solches macht' ich einst zu meinem Schätzchen,
Doch tät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O süßes Frätzchen, wundersüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Äuglein täuschen?
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleischen?
O meines Kätzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt' ich dich an die glühenden Lippen pressen,
Und könnt' mein Herz verbluten unterdessen!

VIII.

Du sah'st mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne ins Verderben züngeln.
Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,

Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln;
Du sah'st mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.
Du aber standest fest gleich einem Turme;
Ein Leuchtturm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

IX.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von eklem Wurmgezücht.
Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.
Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen,
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.
Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Lyriſches Intermezzo

(1822—1823)

Prolog.

Es war mal ein Ritter trübselig und stumm,
Mit hohlen, schneeweißen Wangen;
Er schwankte und schlenderte schlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war so hölzern, so täppisch, so links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er stolpernd vorbeigegangen.

Oft saß er im finstersten Winkel zu Haus;
Er hatt' sich vor Menschen verkrochen.
Da streckte er sehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein gesprochen.
Kam aber die Mitternachtstunde heran,
Ein seltsames Singen und Klingen begann —
An die Türe da hört' er es pochen.

Da kommt seine Liebste geschlichen herein,
Im rauschenden Wellenschaumkleide,
Sie blüht und glüht wie ein Röselein,
Ihr Schleier ist eitel Geschmeide.
Goldlocken umspielen die schlanke Gestalt,
Die Äuglein grüßen mit süßer Gewalt —
In die Arme sinken sich beide.

Der Ritter umschlingt sie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne steht jetzt in Feuer,
Der Blasse errötet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, sie hat ihn gar schalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leise den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kristallenen Wasserpalast
Ist plötzlich gezaubert der Ritter.
Er staunt, und die Augen erblinden ihm fast,
Vor alle dem Glanz und Geflitter.

Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter ist Bräut'gam, die Nixe ist Braut,
Ihre Jungfraun spielen die Zither.

Sie spielen und singen, und singen so schön,
Und heben zum Tanze die Füße;
Dem Ritter, dem wollen die Sinne vergehn,
Und fester umschließt er die Süße —
Da löschen auf einmal die Lichter aus,
Der Ritter sitzt wieder ganz einsam zu Haus,
In dem düstern Poetenstübchen.

1.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

2.

Aus meinen Tränen sprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb hast, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blumen all',
Und vor deinem Fenster soll klingen
Das Lied der Nachtigall.

3.

Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne
Die liebt' ich einst alle in Liebeswonne.
Ich lieb' sie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie selber, aller Liebe Bronne,
Ist Rose und Lilje und Taube und Sonne.

4.

Wenn ich in deine Augen seh',
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust,
Kommt's über mich wie Himmelslust;
Doch wenn du sprichst: Ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

5.

Dein Angesicht so lieb und schön,
Das hab' ich jüngst im Traum gesehn;
Es ist so mild und engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die sind rot;
Bald aber küßt sie bleich der Tod.
Erlöschen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

6.

Lehn deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Tränen zusammen;
Und an mein Herz drück' fest dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unsern Tränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umschließt —
Sterb' ich vor Liebessehnen!

7.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilje hinein;
Die Lilje soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund',
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund'.

8.

Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab' sie gelernet,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

9.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schau'n nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen seligen Traum.

10.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht',
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

11.

Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n,
Mit seinem großen Dome,
Das große, heilige Köln.

Im Dom, da steht ein Bildnis,
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hat's freundlich hineingestrahlt.

Es schweben Blumen und Englein
Um unsre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.

12.

Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht dein rotes Mündchen;
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst' ich mich, mein Kindchen.

13.

O schwöre nicht und küsse nur,
Ich glaube keinem Weiberschwur!
Dein Wort ist süß, doch süßer ist
Der Kuß, den ich dir abgeküßt!
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch,
Das Wort ist eitel Dunst und Hauch.

* *
*

O schwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir aufs bloße Wort!
An deinen Busen sink' ich hin,
Und glaube, daß ich selig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich,
Und noch viel länger liebst du mich.

14.

Auf meiner Herzliebsten Äugelein
Mach' ich die schönsten Kanzonen.
Auf meiner Herzliebsten Mündchen klein
Mach' ich die besten Terzinen.
Auf meiner Herzliebsten Wängelein
Mach' ich die herrlichsten Stanzen.
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt',
Ich machte darauf ein hübsches Sonett.

15.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter!
Sie spricht von dir, mein schönes Kind,
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht, wie süß deine Küsse sind,
Und wie sie beseligend brennen.

16.

Liebste, sollst mir heute sagen:
Bist du nicht ein Traumgebild',
Wie's in schwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein solches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, süßes Kindchen,
Das erschafft der Dichter nicht.

Basilisken und Vampire,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche schlimme Fabeltiere,
Die erschafft des Dichters Feu'r.

Aber dich und deine Tücke,
Und dein holdes Angesicht,
Und die falschen frommen Blicke —
Das erschafft der Dichter nicht.

17.

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb im Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrat;
Trag es, trag es, und entschuldig' es,
Was die holde Törin tat.

18.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

19.

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Träne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

20.

Das ist ein Flöten und Geigen,
Trompeten schmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebste mein.

Das ist ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schalmei'n;
Dazwischen schluchzen und stöhnen
Die guten Engelein.

21.

So hast du ganz und gar vergessen,
Daß ich so lang dein Herz besessen,
Dein Herzchen so süß und so falsch und so klein,
Es kann nirgend was Süß'res und Falscheres sein.

So hast du die Lieb' und das Leid vergessen,
Die das Herz mir täten zusammenpressen.
Ich weiß nicht, war Liebe größer als Leid?
Ich weiß nur, sie waren groß allebeid'!

22.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

23.

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb,
Mein liebes Liebchen, sprich?
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

24.

Sie haben dir viel erzählet
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen,
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast alles geglaubt.

Jedoch das Allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewußt;
Das Schlimmste und das Dümmste,
Das trug ich geheim in der Brust.

25.

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küßtest du mich, und dein Arm mich umschlang,
Da preßtest du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander: „Lebwohl!"
Da knickstest du höflich den höflichsten Knicks.

26.

Wir haben viel füreinander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.

Wir haben oft „Mann und Frau“ gespielt,
Und dennoch uns nicht gerauft und geschlagen.
Wir haben zusammen gejauchzt und gescherzt,
Und zärtlich uns geküßt und geherzt.
Wir haben am Ende, aus kindischer Lust,
„Verstecken“ gespielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns so zu verstecken gewußt,
Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.

27.

Du bliebest mir treu am längsten,
Und hast dich für mich verwendet,
Und hast mir Trost gespendet
In meinen Nöten und Ängsten.

Du gabest mir Trank und Speise,
Und hast mir Geld geborget,
Und hast mich mit Wäsche versorget,
Und mit dem Paß für die Reise.

Mein Liebchen! daß Gott dich behüte,
Noch lange, vor Hitz' und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte,
Die mir erwiesene Güte!

28.

Die Erde war so lange geizig,
Da kam der Mai, und sie ward spendabel,
Und alles lacht, und jauchzt, und freut sich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen sprießen, die Glöcklein schallen,
Die Vöglein sprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Gespräch nicht gefallen,
Ich finde alles miserabel.

Das Menschenvolk mich ennuyieret,
Sogar der Freund, der sonst passabel; —
Das kömmt, weil man Madame titulieret
Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel.

29.

Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt;
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit,
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen,
Als Bräut'gam, den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt mir vor ihr süßes Bild;
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus, jahrein.
Daß ich von solchem Lieb konnt' weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen.

30.

Die blauen Veilchen der Äugelein,
Die roten Rosen der Wängelein,
Die weißen Liljen der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen ist verdorrt.

31.

Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,
Und die Lüfte die wehen so lind und so lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgentau,
Und die Menschen jubeln, wohin ich schau', —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an mein totes Liebchen schmiegen.

32.

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirst liegen,
Dann will ich steigen zu dir hinab,
Und will mich an dich schmiegen.

Ich küsse, umschlinge und presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zitt're, ich weine mild,
Ich werde selber zur Leiche.

Die Toten stehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme;
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Toten stehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umschlungen liegen.

33.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

34.

(Der Kopf spricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebsten Füße ruhn!
Und stampfte sie mich noch so sehr,
Ich wollte doch nicht klagen tun.

(Das Herz spricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo sie die Nadeln steckt hinein!
Und stäche sie mich noch so sehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied spricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das sie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich flüstern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

35.

Seit die Liebste war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich sie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab;
Fast vor Weh' das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

36.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.

37.

Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Sogar einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Totenreich,
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

38.

Manch Bild vergessener Zeiten
Steigt auf aus seinem Grab,
Und zeigt wie in deiner Nähe
Ich einst gelebet hab'.

Am Tage schwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum;
Die Leute verwundert mich ansah'n,
Ich war so traurig und stumm.

Des Nachts da war es besser,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten selbander,
Wir wandelten schweigend einher.

Mit widerhallendem Fußtritt
Wandelt' ich über die Brück';
Der Mond brach aus den Wolken
Und grüßte mit ernstem Blick'.

Steh'n blieb ich vor deinem Hause
Und starrte in die Höh',
Und starrte nach deinem Fenster, —
Das Herz tat mir so weh.

Ich weiß, du hast aus dem Fenster
Gar oft herabgeseh'n,
Und sahst mich im Mondenlichte
Wie eine Säule stehn.

39.

Ein Jüngling liebte ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

40.

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang,
So will mir die Brust zerspringen,
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löst sich auf in Tränen
Mein übergroßes Weh'.

41.

Mir träumte von einem Königskind.
Mit nassen, blassen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Und nicht sein Zepter von Golde,
Ich will nicht seine demantene Kron',
Ich will dich selber, du Holde."

„Das kann nicht sein," sprach sie zu mir,
„Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe."

42.

Mein Liebchen, wir saßen beisammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war still und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber
Und wogt' es hin und her;
Wir aber schwammen vorüber,
Trostlos auf weitem Meer.

43.

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland':

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht; —

Wo alle Bäume sprechen,
Und singen wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmusik hervor; —

Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß betört!

Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreu'n,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

44.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

45.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber, ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schau'n mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!

46.

Es leuchtet meine Liebe,
In ihrer dunkeln Pracht,
Wie'n Märchen traurig und trübe,
Erzählt in der Sommernacht.

„Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen, stumm und allein;
Es singen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenschein.

„Die Jungfrau steht still wie ein Bildnis,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Riese der Wildnis,
Die bange Jungfrau flieht.

„Der Ritter sinkt blutend zur Erde,
Es stolpert der Riese nach Haus“ —
Wenn ich begraben werde,
Dann ist das Märchen aus.

47.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift in das Glas,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Doch sie, die mich am meisten
Gequält, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Und hat mich nie geliebt.

48.

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird sich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen sein.

49.

Wenn zwei von einander scheiden,
So geben sie sich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und seufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzten nicht Weh und Ach!
Die Tränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

50.

Sie saßen und tranken am Teetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrat sprach.
Die Hofrätin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein lispelt: Wieso?

Die Gräfin spricht wehmütig:
Die Liebe ist eine Passion!
Und präsentieret gütig
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

51.

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein.

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders sein?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

52.

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
Wir saßen unter dem Lindenbaum,
Und schwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören aufs neu',
Ein Kichern, ein Kosen, ein Küssen;
Daß ich gedenk des Schwures sei,
Hast du in die Hand mich gebissen.

O Liebchen mit den Äuglein klar
O Liebchen schön und bissig!
Das Schwören in der Ordnung war,
Das Beißen war überflüssig.

53.

Ich steh' auf des Berges Spitze,
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln,
Und heilest Gimpelschmerz.

54.

Mein Wagen rollet langsam
Durch lustiges Waldesgrün,
Durch blumige Täler, die zaubrisch
Im Sonnenglanze blüh'n.

Ich sitze und sinne und träume,
Und denk' an die Liebste mein;
Da grüßen drei Schattengestalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter,
So spöttisch und doch so scheu,
Und quirlen wie Nebel zusammen,
Und kichern und huschen vorbei.

55.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du lägest im Grab'.
Ich wachte auf, und die Träne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du bliebest mir gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Tränenflut.

56.

Allnächtlich im Traume seh' ich dich,
Und sehe dich freundlich grüßen,
Und laut aufweinend stürz' ich mich
Zu deinen süßen Füßen.

Du siehst mich an wehmütiglich,
Und schüttelst das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen schleichen sich
Die Perlentränentröpfchen.

Du sagst mir heimlich ein leises Wort,
Und gibst mir den Strauß von Zypressen.
Ich wache auf, und der Strauß ist fort,
Und das Wort hab' ich vergessen.

57.

Das ist ein Brausen und Heulen,
Herbstnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich seh' sie am Fenster lehnen
Im einsamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Tränen,
Starrt sie in die Nacht hinein.

58.

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht ist feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einsam im Wald.

Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und lustig
Nach meiner Liebsten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe stürm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da ist es so duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es säuselt der Wind in den Blättern,
Es spricht der Eichenbaum:
Was willst du, törichter Reiter,
Mit deinem törichten Traum?

59.

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh'!
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüten und Blätter viel!
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er ins Flutengrab.

Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüt',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

60.

Der Traumgott bracht' mich in ein Riesenschloß,
Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer,
Und bunte Menschenwoge sich ergoß
Durch labyrinthisch vielverschlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte sucht der bleiche Troß
Mit Händeringen und mit Angstgewimmer.
Jungfrau'n und Ritter ragen aus der Menge,
Ich selbst bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich steh' ich ganz allein, und seh',
Und staun', wie schnell die Menge konnt' verschwinden,
Und wandre fort allein, und eil', und geh'
Durch die Gemächer, die sich seltsam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angst und Weh,
Verzweifl' ich fast den Ausgang je zu finden.
Da komm' ich endlich an das letzte Tor;
Ich will hinaus — o Gott, wer steht davor!

Es war die Liebste, die am Tore stand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich soll zurückgehn, winkt sie mit der Hand;
Ich weiß nicht ob sie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein süßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie sie mich ansah, streng und wunderlich,
Und doch so liebevoll, erwachte ich.

61.

Die Mitternacht war kalt und stumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf' gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

62.

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'.

63.

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finsternis, so dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebste, deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen
Liebessterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

64.

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit starrem Hirn und Herzen
Lag ich im Grabesgrund.

Wie lang kann ich nicht sagen,
Daß ich geschlafen hab';
Ich wachte auf und hörte,
Wie's pochte an mein Grab.

„Willst du nicht aufstehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an,
Die Toten sind erstanden,
Die ew'ge Lust begann."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloschen sind.

„Ich will dir küssen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel sollst du schauen,
Und auch des Himmels Pracht."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du ins Herz mich stachest
Mit einem spitz'gen Wort.

„Ganz leise leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand aufs Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt ist all' sein Schmerz."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hineingeschossen,
Als du mir wurdest geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund',
Und dräng' zurück den Blutstrom,
Und mache dein Haupt gesund."

Es bat so sanft, so lieblich,
Ich konnt' nicht widerstehn;
Ich wollte mich erheben
Und zu der Liebsten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da stürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Brust der Blutstrom,
Und sieh! — ich bin erwacht.

65.

Die alten, bösen Lieder,
Die Träume schlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar manches,
Doch sag' ich noch nicht, was;
Der Sarg muß sein noch größer
Wie's Heidelberger Faß.

Und holt eine Totenbahre
Von Brettern fest und dick;
Auch muß sie sein noch länger
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Riesen,
Die müssen noch stärker sein
Als wie der heil'ge Christoph
Im Dom zu Köln am Rhein.

Die sollen den Sarg forttragen,
Und senken ins Meer hinab,
Denn solchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt ihr warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Die Heimkehr

(1823—1824)

1.

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüt,
Und um ihre Angst zu bannen,
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angst befreit.

2.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

3.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser, und Gärten, und Menschen,
Und Ochsen, und Wiesen, und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche,
Und springen im Gras' herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm'.

Am alten grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich tot.

4.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Droſſel ſitzt in der Höh';
Sie ſpringt und ſingt gar feine:
Warum iſt dir ſo weh?

„Die Schwalben, deine Schweſtern,
Die können's dir ſagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Neſtern,
Wo Liebchens Fenſter ſind."

5.

Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch,
Der Himmel ſternenleer;
Im Wald, unter rauſchenden Bäumen,
Wandle ich ſchweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einſamen Jägerhauſ';
Es ſoll mich nicht hin verlocken,
Dort ſieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort,
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Förſters rotköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchſe,
Und lacht vor Wut und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet
Und feuchtet mit Tränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

6.

Als ich, auf der Reiſe, zufällig
Der Liebſten Familie fand,
Schweſterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und sagten selber sogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Basen,
Nach manchem langweil'gen Gesell'n,
Und nach dem kleinen Hündchen
Mit seinem sanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daß sie in den Wochen sei.

Und freundlich gratuliert' ich,
Und lispelte liebevoll:
Daß man sie von mir recht herzlich
Viel tausendmal grüßen soll.

Schwesterchen rief dazwischen:
Das Hündchen, sanft und klein,
Ist groß und toll geworden,
Und ward ertränkt, im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Besonders wenn sie lacht;
Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht.

7.

Wir saßen am Fischerhause,
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwischen Himmel und Wasser,
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotusblumen knie'n.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer, und backen
Sich Fische, und quäken und schrei'n.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

8.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertrau'st du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

9.

Der Mond ist aufgegangen
Und überstrahlt die Well'n;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unsre Herzen schwell'n.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand; —
Was horchst du beim Rauschen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das ist kein Rauschen des Windes,
Das ist der Seejungfern Gesang,
Und meine Schwestern sind es,
Die einst das Meer verschlang."

10.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

11.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa! wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort türmt es sich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum,
Und wünsche: Wär' ich zu Haus.

12.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnisvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich,
Und tut mir fast ein Weh'; —
Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!

„Ich press' dich in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt."

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!

„Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug' ist naß und trüb',
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möwen schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See; —
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!"

13.

Wenn ich an deinem Hause
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenster seh'.

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Siehst du mich forschend an:
Wer bist du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

„Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

14.

Das Meer erglänzte weit hinaus,
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Tränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab von deiner weißen Hand
Die Tränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Tränen.

15.

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein feines Schloß,
Da wohnen drei schöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah.

Doch Dienstag war eine Fete
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;
Die Nachbarschafts-Herren und Damen
Die kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und das habt ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen,
Die merkten's und haben gelacht.

16.

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Türmen
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

17.

Sei mir gegrüßt, du große,
Geheimnisvolle Stadt,
Die einst in ihrem Schoße
Mein Liebchen umschlossen hat.

Sagt an, ihr Türme und Tore,
Wo ist die Liebste mein?
Euch hab' ich sie anvertrauet,
Ihr solltet mir Bürge sein.

Unschuldig sind die Türme,
Sie konnten nicht von der Stell',
Als Liebchen mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlassen so schnell.

Die Tore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwischen gar still;
Ein Tor ist immer willig,
Wenn eine Törin will.

18.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gassen;
Ich komme von meiner Liebsten Haus,
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng!
Das Pflaster ist unerträglich!
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!
Ich eile so viel als möglich!

19.

Ich trat in jene Hallen,
Wo sie mir Treue versprochen;
Wo einst ihre Tränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

20.

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,
In diesem Hause wohnte mein Schatz;
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe, —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppeltgänger! du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle,
So manche Nacht, in alter Zeit?

21.

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein toter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt ins Grab?

Glaub' mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch ſtärker
Als alle Toten ſind!

22.

„Die Jungfrau ſchläft in der Kammer,
Der Mond ſchaut zitternd hinein;
Da draußen ſingt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

„Ich will mal ſchaun aus dem Fenſter,
Wer drunten ſtört meine Ruh'.
Da ſteht ein Totengerippe,
Und fiedelt und ſingt dazu:

„Haſt einſt mir den Tanz verſprochen,
Und haſt gebrochen dein Wort,
Und heut iſt Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.

„Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt sie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das singend
Und fiedelnd schreitet voraus.

„Es fiedelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit seinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenschein."

23.

Ich stand in dunkeln Träumen
Und starrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmutstränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Tränen flossen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab'!

24.

Ich unglückselʼger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen, muß ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du stolzes Herz, du hast es ja gewollt!
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich
Oder unendlich elend, stolzes Herz,
Und jetzo bist du elend.

25.

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht ich dich sehen,
Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
Madame, ich liebe Sie!

26.

Mir träumte: traurig schaute der Mond,
Und traurig schienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hause geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt,
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren so kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenster die blasse Gestalt,
Beleuchtet vom Mondenscheine.

27.

Was will die einsame Träne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einsame Träne,
Zerfließe jetzunder auch.

28.

Der bleiche, herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof'
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, der starret ins Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ält're,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n!
Nur wenn sie einen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofstür.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimnis gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
Ins mag're Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen ans Fenster,
Und sehn eine winkende Hand;
Der tote Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

29.

Das ist ein schlechtes Wetter,
Es regnet und stürmt und schnei't;
Ich sitze am Fenster und schaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,
Das wandelt langsam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte sie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Fürs große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnstuhl,
Und blinzelt schläfrig ins Licht;
Die goldnen Locken wallen
Über das süße Gesicht.

30.

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitter'm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es selber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer gesagt,
Daß ich dich unsäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einsamer Kammer
Sprach ich auf solche Art,
Und ach! ich hab' immer geschwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böse Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böse Engel
Bin ich so elend jetzund.

31.

Deine weißen Lilienfinger,
Könnt' ich sie noch einmal küssen,
Und sie drücken an mein Herz,
Und vergehn in stillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: Was bedeuten
Diese süßen, blauen Rätsel?

32.

„Hat sie sich denn nie geäußert
Über dein verliebtes Wesen?
Konntest du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe lesen?

„Konntest du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du bist ja sonst kein Esel,
Teurer Freund, in solchen Dingen."

33.

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

34.

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt:
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

35.

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich sah ihn mit Verwund'rung an;
Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,
Er ist ein lieber, scharmanter Mann,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er ist ein gescheuter Diplomat,
Und spricht recht schön über Kirch' und Staat.
Blaß ist er etwas, doch ist es kein Wunder,
Sanskrit und Hegel studiert er jetzunder.
Sein Lieblingspoet ist noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik sich befassen,
Die hat er jetzt gänzlich überlassen
Der teuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juristisches Streben,
Hat früher sich auch damit abgegeben.
Er sagte meine Freundschaft sei
Ihm nicht zu teuer, und nickte dabei,
Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal gesehn beim span'schen Gesandten?
Und als ich recht besah sein Gesicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

36.

Mensch, verspotte nicht den Teufel,
Kurz ist ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Ist kein bloßer Pöbelwahn.

Mensch, bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es so oft getan.

37.

Die heil'gen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen;
Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heil'gen drei Könige sangen.

38.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikerekü!" sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knickse
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele
Und alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

39.

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen! eine Not!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel tot.

Und alles schaut so grämlich trübe,
So krausverwirrt und morsch und kalt,
Und wäre nicht das bißchen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

40.

Wie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rote Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au'; —
Und das alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

41.

Im Traum sah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der sonst so blühende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,
Ein andres führt sie an der Hand,
Und sichtbar ist Armut und Trübsal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz
Und da begegnet sie mir,
Und sieht mich an, und ruhig
Und schmerzlich sag' ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hause,
Denn du bist blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir schaffen Speis' und Trank.

Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir sind,
Vor allem aber dich selber,
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab',
Und wenn du stirbst, so will ich
Weinen auf deinem Grab.

42.

„Teurer Freund! Was soll es nützen.
Stets das alte Lied zu leiern?
Willst du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebes-Eiern!

„Ach! Das ist ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und sie piepsen und sie flattern,
Und du sperrst sie in ein Büchlein."

43.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Leidensklängen
Manche noch vernehmlich tönen
In den neuesten Gesängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

44.

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Torheit entled'ge;
Ich hab' so lang' als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächt'gen Kulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Stile,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt' ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

45.

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Raſt und Ruh',
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Waſiſchtas Kuh.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs biſt du,
Daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und alles für eine Kuh!

46.

Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick.
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben,
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfſt du lieben!

47.

Du biſt wie eine Blume
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir iſt als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

48.

Kind! es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir selber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's so leicht gelinget,
Will mich dennoch fast betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchtest du mich dennoch lieben!

49.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kissen gehüllt,
So schwebt mir vor ein süßes,
Anmutig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So schleicht das Bild sich leise
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

50.

Mädchen mit dem roten Mündchen,
Mit den Äuglein süß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang ist heut der Winterabend,
Und ich möchte bei dir sein,
Bei dir sitzen, mit dir schwatzen
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich pressen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Tränen sie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

51.

Mag da draußen Schnee sich türmen,
Mag es hageln, mag es stürmen,
Klirrend mir ans Fenster schlagen,
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Brust
Liebchens Bild und Frühlingslust.

52.

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du schöne Sonne!

Gib mir Küsse, gib mir Wonne,
Sei mir gütig, sei mir gnädig,
Schönste Sonne unter den Mädchen,
Schönstes Mädchen unter der Sonne!

53.

Verriet mein blasses Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

54.

Teurer Freund, du bist verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf,
Heller wird es dir im Herzen.

Teurer Freund, du bist verliebt,
Und du willst es nicht bekennen,
Und ich seh' des Herzens Glut
Schon durch deine Weste brennen.

55.

Ich wollte bei dir weilen
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußtest von mir eilen,
Du hattest viel zu tun.

Ich sagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben sei;
Du lachtest aus voller Kehle,
Und machtest 'nen Knicks dabei.

Du hast noch mehr gesteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und hast mir sogar verweigert
Am Ende den Abschiedskuß.

Glaub' nicht, daß ich mich erschieße,
Wie schlimm auch die Sachen stehn!
Das alles, meine Süße,
Ist mir schon einmal geschehn.

56.

Saphire sind die Augen dein,
Die lieblichen, die süßen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Den sie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es ist ein Diamant,
Der edle Lichter sprühet.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen sind die Lippen dein,
Man kann nicht schön're sehen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Dem sie die Liebe gestehen.

O, kennt' ich nur den glücklichen Mann,
O, daß ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald,
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

57.

Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernste mir mein Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich tot im Ernst.

58.

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

59.

Ich hab' mir lang' den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswürdigen Augen
Sie haben mich zum Entschluß gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer süßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

60.

Sie haben heut abend Gesellschaft,
Und das Haus ist lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenster
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannst du schauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du siehst es nicht.

61.

Ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

62.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und hast mich zugrunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

63.

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

64.

Gaben mir Rat und gute Lehren,
Überschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegieren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegieren
Hätte ich können vor Hunger krepieren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er sich meiner an.

Braver Mann! Er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

65.

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmut, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends, in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

66.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Konfekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach dich auf die Sohlen,
Und meinen teuern Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Kollegium,
Such' ihn beim Glas Tokayer;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch',
Such' ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder tu' ich alle Tag',
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Berlin beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
Soll tauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Berliner sich,
Sie gehen schon ans Fressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken: alle Tag' geschieht
Kein Wunder so wie heute.

67.

Ich hab' euch im besten Juli verlassen,
Und find' euch wieder im Januar;
Ihr saßet damals so recht in der Hitze,
Jetzt seid ihr gekühlt und kalt sogar.

Bald scheid' ich nochmals und komm' ich einst wieder,
Dann seid ihr weder warm noch kalt,
Und über eure Gräber schreit' ich,
Und das eigne Herz ist arm und alt.

68.

Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Da kam der Schwager schon mit seinen Rossen.

Das ist das Leben, Kind! ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat selbst dein Auge mich nicht halten können?

69.

Wir fuhren allein im dunkeln
Postwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben gescherzt und gelacht.

Doch als es morgens tagte,
Mein Kind, wie staunten wir!
Denn zwischen uns saß Amor,
Der blinde Passagier.

70.

Das weiß Gott, wo sich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend, in dem Regenwetter,
Lauf' ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gasthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umsonst gewandt.

Da erblick' ich sie am Fenster,
Und sie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wissen, du bewohntest,
Mädchen, solches Prachthotel!

71.

Wie dunkle Träume stehen
Die Häuser in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel
Schreite ich schweigend vorbei.

Der Turm der Kathedrale
Verkündet die zwölfte Stund';
Mit ihren Reizen und Küssen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond ist mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hause,
Und freudig ruf' ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daß du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlassen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findest du einen Verliebten,
Der einsam klagt sein Leid,
So tröst' ihn, wie du mich selber
Getröstet in alter Zeit.

72.

Und bist du erst mein eh'lich Weib,
Dann bist du zu beneiden,
Dann lebst du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaisier und Freuden.

Und wenn du schiltst und wenn du tobst,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verse nicht lobst,
Laß ich mich von dir scheiden.

73.

An deine schneeweiße Schulter
Hab' ich mein Haupt gelehnt,
Und heimlich kann ich behorchen,
Wonach dein Herz sich sehnt.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Tor herein,
Und morgen will mich verlassen
Die Herzallerliebste mein.

Und willst du mich morgen verlassen,
So bist du doch heute noch mein,
Und in deinen schönen Armen
Will ich doppelt selig sein.

74.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Tor hinaus;
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Rosenstrauß.

Das war eine wilde Wirtschaft!
Kriegsvolk und Landesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

75.

Habe auch, in jungen Jahren
Manches bitt're Leid erfahren
Von der Liebe Glut.
Doch das Holz ist gar zu teuer,
Und erlöschen will das Feuer,
Ma foi! und das ist gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Träne,
Und den dummen Liebesharm.
Ist das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

76.

Bist du wirklich mir so feindlich,
Bist du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daß du mich so schlecht behandelt.

O, ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt ihr Schlimmes sagen
Von dem Manne, der so liebend
Euch geküßt, in schönen Tagen?

77.

Ach, die Augen sind es wieder,
Die mich einst so lieblich grüßten,
Und es sind die Lippen wieder,
Die das Leben mir versüßten!

Auch die Stimme ist es wieder,
Die ich einst so gern gehöret!
Nur ich selber bin's nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, schönen Armen
Fest und liebevoll umschlossen,
Lieg' ich jetzt an ihrem Herzen
Dumpfen Sinnes und verdrossen.

78.

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

79.

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kristalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Liebe und Liebeserguß;
Die Damen schwammen in Tränen,
Bei solchem Kunstgenuß.

80.

Auf den Wällen Salamancas
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort, mit meiner holden Donna,
Wandle ich am Sommerabend.

Um den schlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit sel'gem Finger fühl' ich
Ihres Busens stolzes Wogen.

Doch ein ängstliches Geflüster
Zieht sich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böse, bange Träume.

„Ach Sennora, Ahnung sagt mir:
Einst wird man mich relegieren,
Und auf Salamancas Wällen
Gehn wir nimmermehr spazieren."

81.

Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich sind unsre Zimmer,
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamancas Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen schreitet,
Sporenklirrend, schnurrbartkräuselnd,
Und von Hunden stets begleitet.

Doch in stiller Abendstunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Gitarre,
In der Seele süße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantasieren, —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquilieren.

82.

Kaum sahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daß du mir gewogen bist;
Stand nicht dabei die Mutter, die schlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlasse ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenster mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

83.

Über die Berge steigt schon die Sonne,
Die Lämmerherde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal säh' ich dich gar zu gern!

Ich schaue hinauf, mit spähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt sich keine Gardine;
Sie liegt noch und schläft — und träumt von mir?

84.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Riese.
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

85.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Über Wald und grünen Wiesen;
Goldner Mond, im blauen Himmel,
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt sich in dem Wasser,
Und der Wandrer hört ein Plätschern
Und ein Atmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet sich die schöne Else;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenscheine.

86.

Nacht liegt auf den fremden Wegen,
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen übertauen.

87.

Der Tod das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

88.

„Sag', wo ist dein schönes Liebchen,
Das du einst so schön besungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe,
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe.

Götterdämmerung.

Der Mai ist da mit seinen goldnen Lichtern,
Und seidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüten,
Und grüßt aus tausend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenschein und Morgentau,
Und ruft herbei die lieben Menschenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem ersten Ruf.
Die Männer ziehn die Nankinghosen an,
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen;
Die Frauen kleiden sich in Unschuldweiß;
Jünglinge kräuseln sich den Frühlingsschnurrbart;
Jungfrauen lassen ihre Busen wallen;
Die Stadtpoeten stecken in die Tasche
Papier und Bleistift und Lorgnett'; — und jubelnd

Zieht nach dem Tor die krausbewegte Schar,
Und lagert draußen sich auf grünem Rasen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachsen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der luft'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Tür' und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küssen!
Ich hielt verriegelt meine Tür', und rief:
Vergebens lockst du mich, du schlimmer Gast.
Ich habe dich durchschaut, ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich schaue durch die steinern harten Rinden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,
Und schau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Gesichtern les' ich die Gedanken,
Viel schlimme. In der Jungfrau Scham-Erröten
Seh' ich geheime Lust begehrlich zittern;
Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die lachend bunte Schellenkappe;
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich sehe durch den Grund der alten Erde,
Als sei sie von Kristall, und seh' das Grausen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Toten;
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.
Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab; —
Spottlieder singen rings die Nachtigallen; —
Die sanften Wiesenblümchen lachen hämisch; —
Der tote Vater regt sich in dem Grab'; —
Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich seh' die Glut in deinem Busen wühlen,

Und deine tausend Adern seh' ich bluten,
Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich sehe deine trotz'gen Riesensöhne,
Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden steigend
Und rote Fackeln in den Händen schwingend; —
Sie legen ihre Eisenleiter an,
Und stürmen wild hinauf zur Himmelsfeste; —
Und schwarze Zwerge klettern nach; — und knisternd
Zerstieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang,
Vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder,
Aufs Angesicht, die frommen Engelscharen.
Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott,
Reißt sich vom Haupt die Kron', zerrauft sein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte.
Die Riesen werfen ihre roten Fackeln
Ins weite Himmelreich, die Zwerge schlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken; —
Die winden sich und krümmen sich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeschleudert; —
Und meinen eignen Engel seh' ich dort,
Mit seinen blonden Locken, süßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinsend seine edlen Glieder,
Umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht.

Ratcliff.

Der Traumgott brachte mich in eine Landschaft,
Wo Trauerweiden mir „Willkommen" winkten,
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schwesteraugen still mich ansah'n,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitschern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt schien,
Und Stimmen und Gestalten mich begrüßten,

Wie einen alten Freund, und wo doch alles
So fremd mir schien, so wunderseltsam fremd.
Vor einem ländlich schmucken Hause stand ich,
In meiner Brust bewegte sich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig schüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reisekleidern,
Grell klang die Klingel, und die Tür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel bekannte
Gesichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich scheue Angst. Seltsam verstört,
Mit Beileidsmienen fast, sah'n sie mich an,
Daß es mir selber durch die Seele schauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Margret hab' ich gleich erkannt;
Ich sah sie forschend an, jedoch sie sprach nicht.
„Wo ist Maria?" fragt' ich, doch sie sprach nicht,
Griff leise meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Totenstille herrschte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt', mit abgewandtem Angesicht,
Nach der Gestalt, die auf dem Sofa saß.
„Sind Sie Maria?" fragt' ich. Innerlich
Erstaunt' ich selber ob der Festigkeit,
Womit ich sprach. Und steinern und metallos
Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute".
Ein schneidend Weh durchfröstelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch
Die einst so süße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,
Nachlässig angezogen, Busen schlotternd,
Die Augen gläsern starr, die Wangenmuskeln
Des weißen Angesichtes lederschlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einst so schöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang auf Reisen!" sprach sie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
„Sie schaun nicht mehr so schmachtend, liebster Freund,
Sie sind gesund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität." Ein süßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blassen Mund.
In der Verwirrung sprach's aus mir hervor:

„Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?"
„Ach ja!" sprach sie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz
Ist Holz!" Und klanglos widrig lachte sie,
Daß kalte Angst durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff; — sind das die keuschen,
Die blumenkeuschen Lippen von Maria?
Sie aber hob sich in die Höh', nahm rasch
Vom Stuhl den Kaschemir, warf ihn
Um ihren Hals, hing sich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen, durch die offne Haustür,
Und zog mich fort durch Feld und Busch und Au'.

Die glühend rote Sonnenscheibe schwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überstrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majestätisch floß.
„Sehn Sie das große goldne Auge schwimmen
Im blauen Wasser?" rief Maria hastig.
„Still armes Wesen!" sprach ich, und ich schaute
Im Dämmerlicht' ein märchenhaftes Weben.
Es stiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umschlangen sich mit weißen, weichen Armen;
Die Veilchen sahn sich zärtlich an, sehnsüchtig
Zusammenbeugten sich die Lilienkelche;
Aus allen Rosen glühten Wollustgluten;
Die Nelken wollten sich im Hauch entzünden;
In sel'gen Düften schwelgten alle Blumen,
Und alle weinten stille Wonnetränen,
Und alle jauchzten: Liebe! Liebe! Liebe!
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer summten feine Elfenliedchen,
Die Abendwinde flüsterten, es rauschten
Die Eichen, schmelzend sang die Nachtigall —
Und zwischen all dem Flüstern, Rauschen, Singen
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing:
„Ich kenn' Ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten ist ein guter Tropf,
Er nickt und winkt zu allem, was man will;
Der Blaurock ist ein Engel; doch der Rote
Mit blankem Schwert ist Ihnen spinnefeind".

Und noch viel bunt're, wunderliche Reden
Schwatzt' sie in einem fort, und setzte sich,
Ermüdet, mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume steht.

Da saßen wir beisammen, still und traurig,
Und sahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.
Doch rote Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Marias weißes Antlitz,
Und lockten Glut aus ihren starren Augen,
Und mit der alten süßen Stimme sprach sie:
„Wie wußtest du, daß ich so elend bin,
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern?"

Eiskalt durchzog's mir da die Brust, mir grauste
Ob meinem eignen Wahnsinn, der die Zukunft
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entsetzen bin ich aufgewacht.

Donna Klara.

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken und Trommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Lästig werden mir die Tänze
Und die süßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die so zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

Überlästig wird mir alles,
Seit ich sah, beim Strahl des Mondes,
Jenen Ritter, dessen Laute
Nächtens mich ans Fenster lockte.

Wie er stand so schlank und mutig,
Und die Augen leuchtend schossen
Aus dem edelblassen Antlitz,
Glich er wahrlich Sankt Georgen."

Also dachte Donna Klara,
Und sie schaute auf den Boden;
Wie sie aufblickt, steht der schöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüsternd
Wandeln sie umher im Mondschein.
Und der Zephyr schmeichelt freundlich,
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,
Und sie glühn wie Liebesboten. —
Aber sage mir, Geliebte,
Warum du so plötzlich rot wirst?

„Mücken stachen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind, im Sommer,
Mir so tief verhaßt, als wären's
Langenas'ge Judenrotten."

Laß die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken
Haben ihren Duft ergossen. —
Aber sage mir, Geliebte,
Ist dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland sei's geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet."

Laß den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
In der Ferne schwanken traumhaft
Weiße Lilien, lichtumflossen.

Weiße Lilien, lichtumflossen,
Blicken nach den Sternen droben. —
Aber sage mir, Geliebte,
Hast du auch nicht falsch geschworen?

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmutz'gen Judenvolkes."

Laß die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend;
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten;
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Trommeten
Schallen plötzlich aus dem Schlosse,
Und erwachend hat sich Klara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter,
Doch, bevor wir scheiden, sollst du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir so lang' verborgen."

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger seiner Donna,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.

Almansor.

1.

In dem Dome zu Corduva
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
Ziehn von oben sich bis unten
Des Korans arabische Sprüche,
Klug und blumenhaft verschlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieses Haus zu Allahs Ruhme,
Doch hat vieles sich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Turme, wo der Türmer
Zum Gebete aufgerufen,
Tönet jetzt der Christenglocken
Melancholisches Gesumme.

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort gesungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Messe fades Wunder.

Und das ist ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und das blökt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Corduva
Steht Almansor ben Abdullah,
All die Säulen still betrachtend,
Und die stillen Worte murmelnd:

„O, ihr Säulen, stark und riesig,
Einst geschmückt zu Allahs Ruhme,
Jetzo müßt ihr dienend huld'gen
Dem verhaßten Christentume!

Ihr bequemt euch in die Zeiten,
Und ihr tragt die Last geduldig;
Ei, da muß ja wohl der Schwäch're
Noch viel leichter sich beruh'gen."

Und sein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almansor ben Abdullah
Über den gezierten Taufstein
In dem Dome zu Corduva.

2.

Hastig schritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf wildem Rappen,
Daß im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg' nach Alcolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duft'gen Gold-Orangen:

Dorten jagt der lust'ge Ritter,
Pfeift und singt, und lacht behaglich,
Und es stimmen ein die Vögel,
Und des Stromes laute Wasser.

In dem Schloß zu Alcolea
Wohnet Klara de Alvares,
In Navarra kämpft ihr Vater,
Und sie freut sich mindern Zwanges.

Und Almansor hört schon ferne
Pauken und Trommeten schallen,
Und er sieht des Schlosses Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alcolea
Tanzen zwölf geschmückte Damen,
Tanzen zwölf geschmückte Ritter,
Doch am schönsten tanzt Almansor.

Wie beschwingt von muntrer Laune
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeichelein zu sagen.

Isabellens schöne Hände
Küßt er rasch, und springt von dannen
Und er setzt sich vor Elviren,
Und er schaut ihr froh ins Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze,
Eingestickt in seinen Mantel.

Er versichert jeder Dame,
Daß er sie im Herzen trage;
Und „so wahr ich Christ bin!" schwört er
Dreißigmal an jenem Abend.

3.

In dem Schloß zu Alcolea
Ist verschollen Lust und Klingen,
Herr'n und Damen sind verschwunden,
Und erloschen sind die Lichter.

Donna Klara und Almansor
Sind allein im Saal geblieben;
Einsam streut die letzte Lampe
Über beide ihren Schimmer.

Auf dem Sessel sitzt die Dame,
Auf dem Schemel sitzt der Ritter,
Und sein Haupt, das schlummermüde,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Rosenöl, aus gold'nem Fläschchen,
Gießt die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken —
Und er seufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit sanftem Munde,
Drückt die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken —
Und es wölkt sich seine Stirne.

Tränenflut, aus lichten Augen,
Weint die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken —
Und es zuckt um seine Lippen.

Und er träumt: er stehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
In dem Dome zu Corduva,
Und er hört' viel dunkle Stimmen.

All die hohen Riesensäulen
Hört er murmeln unmutgrimmig,
Länger wollen sie's nicht tragen,
Und sie wanken und sie zittern; —

Und sie brechen wild zusammen,
Es erbleichen Volk und Priester,
Krachend stürzt herab die Kuppel,
Und die Christengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da tut das Herz mir weh." —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt seist du, Marie!

2.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Träne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter,
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele Hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'.

Heil du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh'
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!"

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt sei'st du Marie!

Aus der Harzreise

1824.

Prolog.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tötet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Berg-Idylle.

1.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Ausgeschnitzelt wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Liljenfinger
Schalkhaft auf die Purpurros'.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme tot ist,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten ist es gar zu schön.

Hier dagegen ist es einsam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie begraben in dem Schnee.

Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schweigt die liebe Kleine
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnurrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

2.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht ans nied're Fensterlein,
Und der Mond, der stille Lauscher,
Wirft sein goldnes Licht herein.

Vater, Mutter, schnarchen leise
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Jenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

Auch bezweifl' ich, daß du glaubest,
Was so rechter Glauben heißt, —
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geist?"

Ach, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater
Der da waltet gut und groß;

Der die schöne Erd' erschaffen,
Und die schönen Menschen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Ich begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

Dieser tat die größten Wunder,
Und viel größ're tut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Nebel
Und das dunkle Hirngespinst,
Das uns Lieb' und Lust verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen;
Und er hat sie mutbeseelt.

Ihre teuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n!
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter sehn?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist.

3.

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe,
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

„Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

„Und die Katz' ist eine Hexe,
Denn sie schleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfallnen Turm.

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz.

„Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin,
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin.

„Doch die sel'ge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

„So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Fraun und Knappentroß.

„Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Also blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röselein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Gibt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küßt und schweigt am End'.

Und im stillen Zimmer alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist als hätt' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Ja, ich glaube von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.

Siehst du, Kindchen, wie schon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald; —

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rote Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kristallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnsuchtglut;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenflut.

Doch wir selber, süßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß,

Aber Ich, ich hab' erworben
Dich und alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Der Hirtenknabe.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron;
Über seinem Haupt die Sonne
Ist die große, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rotbekreuzt.
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusizi.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Widerhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer;
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Auf dem Brocken.

Heller wird es schon im Osten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenstiefel,
Lief' ich, mit der Hast des Windes,
Über jene Bergesgipfel
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög' ich leise die Gardinen,
Leise küßt' ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.

Und noch leiser wollt' ich flüstern
In die kleinen Liljen-Ohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Die Ilse.

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben tot die Toten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein kristallenes Schloß.
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisensporn,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang; —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Die Nordſee

1825—1826

Erſter Zyklus.

1.

Krönung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrſchen ſoll, als Königin.
Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß' ich das ſtrahlend rote Gold,
Und webe draus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauſeidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein koſtbar Stück,
Und häng' es dir, als Krönungsmantel,
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofſtaat
Von ſteifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantaſie,
Als Herold, die lachende Träne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich ſelber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rotem Sammetkiſſen,

Überreiche ich dir
Das bißchen Verstand,
Das mir aus Mitleid noch gelassen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

2.

Abenddämmerung.

Am blassen Meeresstrande
Saß ich gedankenbekümmert und einsam.
Die Sonne neigte sich tiefer, und warf
Glührote Streifen auf das Wasser,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Flut gedrängt,
Schäumten und rauschten näher und näher —
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war, als hört' ich verscholl'ne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst, als Knabe,
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend,
Auf den Treppensteinen der Haustür,
Zum stillen Erzählen niederkauerten,
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen; —
Während die großen Mädchen,
Neben duftenden Blumentöpfen,
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt

3.

Sonnenuntergang.

Die glühend rote Sonne steigt
Hinab ins weit aufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,

Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehpaar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts,
Am Himmel, wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmut,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Tränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —"
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht' er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Witwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen.
Und können nicht sterben,
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der niedrig gepflanzte, der Todbeglückte,
Ich klage nicht länger.

4.

Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gärt das Meer;
Und über dem Meer', platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gutgelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein,
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmärchen, totschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,
Auch Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufspringen und jauchzen,
Übermut-berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Über den flutbefeuchteten Sand
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,

Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; —
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,
Und mutterseelallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie,
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungssüßes, heimliches Summen,
Und schüttet knisterndes Reisig ins Feuer,
Und bläst hinein,
Daß die flackernd roten Lichter
Zauberlieblich widerstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Tür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilje;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und spricht:
Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen
Und die Töchter der Menschen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und, ich bitte dich, koche mir Tee und Rum;

Denn draußen war's kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen,
Und einen unsterblichen Husten.

5.

Poseidon.

Die Sonnenlichter spielten
über das weithinrollende Meer;
Fern auf der Reede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimat tragen sollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich saß noch ruhig auf weißer Düne,
Am einsamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odysseus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Atem der Götter,
Und der leuchtende Menschenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangsal,
Setzte sich mit ihm, seelenbekümmert,
An gastliche Herde,
Wo Königinnen Purpur spinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmerische Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldet' mit ihm unsägliches Elend.

Seufzend sprach ich: „Du böser Poseidon,
Dein Zorn ist furchtbar,
Und mir selber bangt
Ob der eignen Heimkehr."

Kaum sprach ich die Worte,
Da schäumte das Meer,

Und aus den weißen Wellen stieg
Das schilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhnisch rief er:

„Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im g'ringsten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängst'gen
Mit allzubedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, hast nie mich erzürnt.
Du hast kein einziges Türmchen verletzt
An Priamos' heiliger Feste,
Kein einziges Härchen hast du versengt
Am Aug' meines Sohns Polyphemos,
Und dich hat niemals ratend beschützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Also rief Poseidon
Und tauchte zurück ins Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Wasser
Amphitrite, das plumpe Fischweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

6.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toste die Flut,
Und ich saß am Strand, und schaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Brust schwoll auf wie das Meer,
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umschwebt,
Und überall mich ruft,
Überall, überall,
Im Sausen des Windes, im Brausen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Brust.

Mit leichtem Rohr schrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe dich!"

Doch böse Wellen ergossen sich
Über das süße Bekenntnis,
Und löschten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand, aus Norwegs Wäldern,
Reiß ich die höchste Tanne,
Und tauche sie ein
In des Ätnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe dich!"

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsende Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!"

7.

Nachts in der Kajüte.

Das Meer hat seine Perlen,
Der Himmel hat seine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,
Doch größer ist mein Herz,
Und schöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht' ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte und ich flehe:

„Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!"

* *
*

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd goldne Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, ihr Himmelsaugen droben!
Weint euch aus in meine Seele,
Daß von lichten Sternentränen
Überfließet meine Seele.

* *
*

Eingewiegt von Meereswellen
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich still in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke schau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, süßen Augen
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und sie blinken und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich selig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelschleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

* * *

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen.
Sie rauschen und murmeln
Mir heimlich ins Ohr:
„Betörter Geselle!
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,
Und die Sterne droben sind festgenagelt,
Mit goldnen Nägeln, —
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das beste wäre, du schliefest ein."

* * *

Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,
Und unterm weißen Schnee lag ich begraben
Und schlief den einsam kalten Todesschlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel schauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

8.

Sturm.

Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Well'n, wutschnaubend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Flutabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel,
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
über die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite stürmende Meer.

9.

Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der beteerte Schiffsjung'.

Hinter'm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es rot, wehmütig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schau'n die großen, schönen Augen,

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: „Spitzbub'!
Spitzbub'! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!"

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

10.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs die dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,

Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathauf'
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreih'n,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut,
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz; —
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und täten wieder bluten, —
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Versteckteſt du dich vor mir,

Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhundertelang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

11.

Reinigung.

Bleib' du in deiner Meerestiefe,
Wahnsinniger Traum,
Der du einst so manche Nacht
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast,
Und jetzt, als Seegespenst,
Sogar am hellen Tag' mich bedrohest —
Bleib' du dort unten, in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden,
Und die Schellenkappe der Torheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,

Die mir so lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unselige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und schwell'n!
Über die stillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

12.

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Rosenbändern, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sah'n sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sei Jesu Christ!

Zweiter Zyklus.

1.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal,
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnisvoll bewahrst,
Dort unten im klaren Kristallhaus.

O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlass' ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der schmaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt, und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, siegenden Augen
Schossen sie brennende Pfeile;
Mit krummgeschliffenen Worten
Drohten sie mir die Brust zu spalten;
Mit Keilschriftbilletts zerschlugen sie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis ans Meer —
Und frei aufatmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer, —
Thalatta! Thalatta!

2.

Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer' das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl,
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,
Wie ein Witz aus dem Haupte Kronions.

Über das wüste, wogende Wasser
Weithin rollen die Donner,
Und springen die weißen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängstlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, lustiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!
Äolus schickt ihm die flinksten Gesellen,
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen:
Der eine pfeift, der andre bläst,
Der dritte streicht den dumpfen Brummbaß —
Und der schwankende Seemann steht am Steuer,
Und schaut beständig nach der Bussole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
O rette mich, Kastor, reisiger Held,
Und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!

3.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! alles zertrümmert!
Und ich selber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer', in Nebeleimern,
Das Wasser schöpfen,
Und es mühsam schleppen und schleppen,
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geschäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen,
Alte Erinn'rungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvoll süße, tauchen hervor.

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Zypressengestalt
Umschließt ein lüstern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht
Von dem flechtengekrönten Haupt sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch süß
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeist'rungsflammen,
Und stand und taumelte, feuerberauscht —
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht,
Und zart wie der Duft der Rose —
Und meine Seele erhob sich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber ist alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

4.

Untergang der Sonne.

Die schöne Sonne
Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt

Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröte
Überstreut sie mit goldnen Lichtern;
Und die rauschende Flutgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt.

Wie schön ist die Sonne!
So sprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,
Und scherzend halb und halb wehmütig
Versichert' er mir: die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheiratet;
Des Tages über wandle sie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt,
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, trostlos gezwungen,
Kehre sie wieder zurück
In das nasse Haus, in die öden Arme
Des greisen Gemahls.

„Glaub mir's", — setzte hinzu der Freund,
Und lachte und seufzte und lachte wieder —
„Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!
Entweder sie schlafen oder sie zanken sich,
Daß hoch aufbraust hier oben das Meer,
Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört
Wie der Alte sein Weib ausschilt:
„„Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühst du für andre,
Und nachts, für mich, bist du frostig und müde!""
Nach solcher Gardinenpredigt,
Versteht sich! bricht dann aus in Tränen
Die stolze Sonne und klagt ihr Elend,

Und klagt so jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt,
Und schnell nach der Meeresfläche heraufschwimmt,
Um Luft und Besinnung zu schöpfen.

So sah ich ihn selbst verflossene Nacht
Bis an die Brust dem Meer' enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine lilienweiße Schlafmütz',
Und ein abgewelktes Gesicht."

5.

Der Gesang der Okeaniden.

Abendlich blasser wird es am Meer,
Und einsam, mit seiner einsamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und schaut, totkalten Blickes, hinauf
Nach der weiten, totkalten Himmelswölbung,
Und schaut auf das weite, wogende Meer, —
Und über das weite, wogende Meer,
Lüftesegler, ziehn seine Seufzer,
Und kehren zurück, trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten —
Und er stöhnt so laut, daß die weißen Möwen,
Aufgescheucht aus den sandigen Nestern,
Ihn herdenweis' umflattern,
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

„Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewasser-saufende,
Und tranigtes Robbenfleisch-fressende,
Eu'r Leben ist bitter wie eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!
Ich koste den süßen Duft der Rose,
Der Mondschein-gefütterten Nachtigallbraut;
Ich koste noch süßeres Zuckerbackwerk,
Gefüllt mit geschlagener Sahne;
Und das Allersüßeste kost' ich,
Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

Sie liebt mich! sie liebt mich! die holde Jungfrau!
Jetzt steht sie daheim am Erker des Hauses,
Und schaut in die Dämm'rung hinaus, auf die Landstraß',
Und horcht, und sehnt sich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens späht sie umher und sie seufzet,
Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondschein,
Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen,
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin
Und so liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt sie selig mein teures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühstück,
Auf dem glänzenden Butterbrote,
Sieht sie mein lächelndes Antlitz,
Und sie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!"

Also prahlt er und prahlt er,
Und zwischendrein schrillen die Möwen,
Wie kaltes, ironisches Kichern.
Die Dämm'rungsnebel steigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond;
Hochaufrauschen die Meereswogen,
Und tief aus hochaufrauschendem Meer,
Wehmütig wie flüsternder Windzug,
Tönt der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfrau'n,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der silberfüßigen Peleus-Gattin,
Und sie seufzen und singen:

O Tor, du Tor, du prahlender Tor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet sind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und, ach! dein Herz, Nioben gleich,
Versteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,
Und du prahlst vor Schmerzen!
O Tor, du Tor, du prahlender Tor!
Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,

Der hohe Titane, der himmlisches Feuer
Den Göttern stahl und den Menschen gab,
Und Geier-gequälet, Felsen-gefesselt,
Olympauf trotzte und trotzte und stöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.
O Tor, du Tor, du prahlender Tor!
Du aber bist ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter,
Und trügest geduldig die Last des Elends,
Und trügest geduldig so lange, so lange,
Bis Atlas selbst die Geduld verliert,
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

So scholl der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfrau'n,
Bis lautere Wogen ihn überrauschten —
Hinter die Wolken zog sich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

6.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, sternlosen Himmel,
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend, und seltsam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,

Die feierlich stummen, grau'nhaft bewegten
Riesengestalten.
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,
Die berühmten Olympos-erschütternden Locken.
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,
In seinem Antlitz liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmlisch ergötztest
An Knaben und Nymphen und Hekatomben;
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, stolze Juno!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst,
Hat doch eine andre das Zepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' ist erstarrt,
Und deine Liljenarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wundertätigen Gottessohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konntest du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einst die goldene! jetzt die silberne!
Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz,
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich stürbe vor Angst —
Als Leichengöttin erscheinst du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir,
Dort, der schreckliche Ares.
Es schaut so traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es schweigt seine Lei'r,
Die so freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger schaut Hephästos,
Und wahrlich! der Hinkende! nimmermehr

Fällt er Heben ins Amt,
Und schenkt geschäftig, in der Versammlung,
Den lieblichen Nektar. — Und längst ist erloschen
Das unauslöschliche Göttergelächter.

Ich hab' euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,
Und gar die Römer sind mir verhaßt.
Doch heil'ges Erbarmen und schauriges Mitleid
Durchströmt mein Herz,
Wenn ich euch jetzt da droben schaue,
Verlassene Götter,
Tote, nachtwandelnde Schatten,
Nebelschwache, die der Wind verscheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter sind, die euch besiegten,
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,
Die schadenfrohen im Schafspelz der Demut —
O, da faßt mich ein düsterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und eu'r gutes ambrosisches Recht,
Und vor euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich selber knien und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn immerhin, ihr alten Götter,
Habt ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menschen,
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So ist doch der Mensch großmüt'ger als ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Partei der besiegten Götter.

* *
*

Also sprach ich, und sichtbar erröteten
Droben die blassen Wolkengestalten,
Und schauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich.
Der Mond verbarg sich eben

Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hochaufrauschte das Meer,
Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

7.

Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer,
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

8.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,

Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände,
Und ruft seinen Namen,
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"

* * *

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Wie Schwänenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln, die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee!
Über mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte; —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!

9.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas' sich widerspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,

Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die Hafis-besungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrote, prophetengefeierte; —
Du bist wie die Ros' im Ratskeller zu Bremen.
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Ratskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe, —
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden, —
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer,
Schweigend pred'gen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft
Lebte beständig der König des Himmels!

Halleluja! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth-El!
Wie duften die Myrrhen vom Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tageslicht,
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Du braver Ratskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt.

10.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende,
Rot' und blaue Blumen.

Rot' und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der habtlose Wanderer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

Heines Werke

in fünfzehn Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Hermann Friedemann, Helene Herrmann,
Erwin Kalischer, Raimund Pissin und Veit Valentin

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Heines Werke

Zweiter Teil

Neue Gedichte — Romanzero

Herausgegeben

von

Helene Herrmann und Raimund Pissin

Berlin Leipzig — Wien - Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von August Pries in Leipzig

Neue Gedichte

Neuer Frühling.

Prolog.

In Gemäldegalerien
Siehst du oft das Bild des Mann's,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz'.

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch sich mürrisch wehrt.

So, in holden Hindernissen,
Wind' ich mich mit Lust und Leid,
Während andre kämpfen müssen
In dem großen Kampf der Zeit.

1.

Unterm weißen Baume sitzend
Hörst du fern die Winde schrillen,
Siehst, wie oben stumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehst, wie unten ausgestorben
Wald und Flur, wie kahl geschoren; —
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdrossen
Meinst du schon mit Schneegestöber
Hab' der Baum dich übergossen.

Doch es ist kein Schneegestöber,
Merkst es bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüten sind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein schauersüßer Zauber!
Winter wandelt sich in Maie,
Schnee verwandelt sich in Blüten,
Und dein Herz es liebt aufs neue.

2.

In dem Walde sprießt und grünt es
Fast jungfräulich lustbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,
Wie du flötest seligtrübe
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe!

3.

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie schauen so tröstend nieder:
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,
Die Liebe sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt sich wieder die Seele.

4.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich schau' in alle Blumenkelche,
Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendscheine,
Die Nachtigall schlägt.
Ich such' ein Herz so schön wie das meine,
So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt, und ich verstehe
Den süßen Gesang;
Uns beiden ist so bang und wehe,
So weh' und bang.

5.

Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer springen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

6.

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag' ich lass' sie grüßen.

7.

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,
Umflattert sie tausendmal,
Ihn selber aber goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch, in wen ist die Rose verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Ist es die singende Nachtigall?
Ist es der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht, in wen die Rose verliebt;
Ich aber lieb' euch all:
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,
Abendstern und Nachtigall.

8.

Es erklingen alle Bäume
Und es singen alle Nester —
Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Wald-Orchester?

Ist es dort der graue Kiebitz,
Der beständig nickt, so wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kuckuckt, zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,
Und als ob er dirigieret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während alles musizieret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Wald's Kapellenmeister,
Und ich fühl' wie er den Takt schlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

9.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und sang das Wort: Zükühht! Zükühht!
Und wie sie sang, sproß überall
Grüngras, Viole, Apfelblüt.

„Sie biß sich in die Brust, da floß
Ihr rotes Blut, und aus dem Blut
Ein schöner Rosenbaum entsproß:
Dem singt sie ihre Liebesglut.

„Uns Vögel all' in diesem Wald
Versöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Rosenlied verhallt,
Geht auch der ganze Wald zugrund'."

So spricht zu seinem Spätzelein
Im Eichennest der alte Spatz:
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie ist ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und schmollet nicht;
Der Alte gibt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

10.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in acht,
So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die singenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilje warnen.

11.

Es drängt die Not, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei schöne Augen,
Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen,
Verlocken mein Herz in neue Betörung!
Ich glaube die Rosen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieser Verschwörung.

12.

Ach, ich sehne mich nach Tränen,
Liebestränen, schmerzenmild,
Und ich fürchte, dieses Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe süßes Elend
Und der Liebe bittre Lust
Schleicht sich wieder, himmlisch quälend,
In die kaum genes'ne Brust.

13.

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie
Lautschmetternd, daß es schallt;
Mein zärtliches Geheimnis
Weiß schon der ganze Wald.

14.

Wenn du mir vorüberwandelst,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und stürmisch
Folgt es deiner schönen Spur.

Dann drehst du dich um, und schaust mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz ist so erschrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

15.

Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesell'n.

16.

Wenn du gute Augen hast,
Und du schaust in meine Lieder,
Siehst du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren hast,
Kannst du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz betören.

Denn sie wird, mit Blick und Wort
Wie mich selber dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirst du durch die Wälder irren.

17.

Was treibt dich umher, in der Frühlingsnacht?
Du hast die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen, sie sind erschrocken!
Die Rosen, sie sind vor Scham so rot,
Die Liljen, sie sind so blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und stocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geschlecht
Sind doch die Blumen! Sie haben recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wissen, daß sie gelauscht,
Als ich von glühender Liebe berauscht,
Mit den Sternen droben gesprochen?

18.

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich lieblich an,
Da wird mir so träumend zu Sinne,
Daß ich nicht sprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts; —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

19.

Wieder ist das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet,
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die besuchtesten Alleen,
Unter jedem Strohhut such' ich
Meine Schöne zu erspähen.

Wieder an dem grünen Flusse
Wieder steh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt sie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräusch des Wasserfalles
Hör' ich wieder leises Klagen,
Und mein schönes Herz versteht es,
Was die weißen Wellen sagen.

Wieder in verschlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büschen
Spotten des verliebten Toren.

20.

Die Rose duftet — doch ob sie empfindet
Das was sie duftet, ob die Nachtigall
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet,
Bei ihres Liedes süßem Widerhall; —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,
Erlögen sie auch das Gefühl, ersprießlich
Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall —

21.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.
Wie paßt dein Antlitz, schön und blühend,
Zu meinem traurigen Gesicht!

Weil ich dich liebe, wird so bläßlich,
So elend mager mein Gesicht —
Du fändest mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht.

22.

Ich wandle unter Blumen
Und blühe selber mit;
Ich wandle wie im Traume,
Und schwanke bei jedem Schritt.

O, halt' mich fest, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir sonst zu Füßen,
Und der Garten ist voller Leut'.

23.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.

24.

Es haben unsre Herzen
Geschlossen die heil'ge Allianz;
Sie lagen fest aneinander,
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,
Die deine Brust geschmückt,
Die arme Bundesgenossin,
Sie wurde fast zerdrückt.

25.

Sag' mir wer einst die Uhren erfund,
Die Zeitabteilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er saß in der Winternacht und sann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag' mir wer einst das Küssen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küßte und dachte nichts dabei.
Es war im schönen Monat Mai,
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel sungen.

26.

Wie die Nelken duftig atmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kastanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüstern,
Und ich hör' die Glastür klirren
Und die liebe Stimme flüstern.

Holdes Zittern, süßes Beben,
Furchtsam zärtliches Umschlingen —
Und die jungen Rosen lauschen,
Und die Nachtigallen singen.

27.

Hab' ich nicht dieselben Träume
Schon geträumt von diesem Glücke?
Waren's nicht dieselben Bäume,
Blumen, Küsse, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unsrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach! ich weiß wie sich verändern
Diese allzu holden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir selber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergessen,
Wir, die jetzt so zärtlich fühlen,
Herz an Herz so zärtlich pressen.

28.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergibt,
Solche Küsse, wie beseel'gen
Sie die Seele, wenn sie liebt!

Ahnend und erinn'rungssüchtig,
Denkt die Seele sich dabei
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist.

29.

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn;
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb!
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

30.

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längst verwittert —
Was ist in deiner Stimme,
Das mich so tief erschüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Ich weiß, das Schönste auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zuschanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Und küsse nur und schweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Rosen zeige.

31.

„Mondscheintrunk'ne Lindenblüten,
Sie ergießen ihre Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

Lieblich läßt es sich, Geliebter,
Unter dieser Linde sitzen,
Wenn die goldnen Mondeslichter
Durch des Baumes Blätter blitzen.

Sieh dies Lindenblatt! du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden;
Darum sitzen die Verliebten
Auch am liebsten unter Linden.

Doch du lächelst, wie verloren
In entfernten Sehnsuchtträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünsche
Dir im lieben Herzen keimen?"

„Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegestöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeschmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, peitschenknallend,
Über Fluß und Fluren glitten."

32.

Durch den Wald, im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih' und flogen
Rasch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?

33.

Morgens send' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Rosen,
Die ich brach in Dämmrungstunden.

Weißt du was die hübschen Blumen
Dir Verblümtes sagen möchten?
Treu sein sollst du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

34.

Der Brief, den du geschrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willst mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuskript!
Man schreibt nicht so ausführlich
Wenn man den Abschied gibt.

35.

Sorge nie, daß ich verrate
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in still verborgner Hut,
Jenes glühende Geheimnis,
Jene tief geheime Glut.

Sprühn einmal verdächt'ge Funken
Aus den Rosen — sorge nie!
Diese Welt glaubt nicht an Flammen
Und sie nimmt's für Poesie.

36.

Wie die Tage macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen;
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch märchensüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es sanfter, sehnsuchtmilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Rosen blühen röter,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen sie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Historie —

Und mir selbst ist dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und sänge
Diesen Rosen meine Liebe,
Träumend sing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne
Oder auch das holde Lärmen
Jener andren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenster schwärmen.

37.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und sacht,
Daß sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schoß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Widerhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

38.

Ernst ist der Frühling, seine Träume
Sind traurig, jede Blume schaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmut im Nachtigallenlaut.

O lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O, weine lieber, eine Träne
Küss' ich so gern dir vom Gesicht.

39.

Schon wieder bin ich fortgerissen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgerissen —
O wüßtest du, wie gern ich bliebe.

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluß darunter fließt so trübe;
Ich scheide wieder von dem Glücke,
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen sie vor meinem Schmerze —
Leb' wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

40.

Die holden Wünsche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis ans Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb' und Lust;
Mein Herz ist so klug und witzig,
Und verblutet in meiner Brust.

41.

Wie ein Greisenantlitz droben
Ist der Himmel anzuschauen,
Roteinäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder
Müssen welken Blum' und Blüte,
Müssen welken Lieb' und Lieder
In dem menschlichen Gemüte.

42.

Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reis' ich verdrießlich durch die kalte Welt,
Zu Ende geht der Herbst, ein Nebel hält
Feuchteingehüllt die abgestorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rote Laub, das von den Bäumen fällt,
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmste noch, es regen't.

43.

Spätherbstnebel, kalte Träume,
Überfloren Berg und Tal,
Sturm entblättert schon die Bäume,
Und sie schaun gespenstisch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig schweigsam
Einz'ger Baum steht unentlaubt,
Feucht von Wehmutstränen gleichsam,
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieser Wildnis,
Und der Baum, den ich dort schau'
Sommergrün, das ist dein Bildnis,
Vielgeliebte, schöne Frau!

44.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt ist noch dieselbe!
Und noch immer blöd' und kläglich
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie wie sonst geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich, stolz gespreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehricht
Wiedersehʼ, und dieses Wetter!

Verschiedene.

Seraphine.

1.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumerischen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Gestalt.

Ist es nicht dein weißer Schleier?
Nicht dein sanftes Angesicht?
Oder ist es nur der Mondschein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Tränen,
Die ich leise rinnen hör'?
Oder gehst du, Liebste, wirklich
Weinend neben mir einher?

2.

An dem stillen Meeresstrande
Ist die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüstert aus den Wogen:

Jener Mensch dort, ist er närrisch,
Oder ist er gar verliebet?
Denn er schaut so trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet.

Doch der Mond der lacht herunter,
Und mit heller Stimme spricht er:
Jener ist verliebt und närrisch,
Und noch obendrein ein Dichter.

3.

Das ist eine weiße Möwe,
Die ich dort flattern seh'
Wohl über die dunklen Fluten;
Der Mond steht hoch in der Höh'.

Der Haifisch und der Roche,
Die schnappen hervor aus der See,
Es hebt sich, es senkt sich die Möwe;
Der Mond steht hoch in der Höh'.

O, liebe, flüchtige Seele,
Dir ist so bang und weh!
Zu nah ist dir das Wasser,
Der Mond steht hoch in der Höh'.

4.

Daß du mich liebst, das wußt' ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als du mir's gestanden
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

5.

Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So fest mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wissen
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küssen
Oder mit Worten füllt?

Wenn ich nur selber wüßte
Was mir in die Seele zischt!
Die Worte und die Küsse
Sind wunderbar vermischt.

6.

Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu,
Und wie ein Reh geschwinde;
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar das flog im Winde.

Wo sich zum Meer der Felsen senkt,
Da hab' ich sie erreichet,
Da hab' ich sanft mit sanftem Wort
Ihr sprödes Herz erweichet.

Hier saßen wir so himmelhoch,
Und auch so himmelselig;
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne sank allmählich.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Versank die schöne Sonne;
Die Wogen rauschten drüben hin,
Mit ungestümer Wonne.

O weine nicht, die Sonne liegt
Nicht tot in jenen Fluten;
Sie hat sich in mein Herz versteckt
Mit allen ihren Gluten.

7.

Auf diesem Felsen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Testament;
Das Leid ist ausgelitten.

Vernichtet ist das Zweierlei,
Das uns solang betöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Hörst du den Gott im finstern Meer?
Mit tausend Stimmen spricht er.
Und siehst du über unserm Haupt
Die tausend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott der ist im Licht
Wie in den Finsternissen;
Und Gott ist alles was da ist;
Er ist in unsern Küssen.

8.

Graue Nacht liegt auf dem Meere
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Wasser
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten spielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen schwellen.

Heidnisch halb und halb auch kirchlich
Klingen diese Melodeien,
Steigen mutig in die Höhe,
Daß sich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Lustgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen sie umher am Himmel.

Zur Musik, die unten tönet,
Wirbeln sie die tollsten Weisen;
Sonnennachtigallen sind es,
Die dort oben strahlend kreisen.

Und das brauſt und ſchmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich ſingen,
Und ich fühle Rieſenwolluſt
Stürmiſch in mein Herze dringen.

9.

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich feſt beſeſſen
Schwindet hin, wie Träumerein,
Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

10.

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! ſein Sie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.

11.

Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt wie ſehr ich traurig bin
Und kränkſt mich doch ſo ſchwer.

Dein Herz iſt treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

12.

Wie schändlich du gehandelt,
Ich hab' es den Menschen verhehlet,
Und bin hinausgefahren aufs Meer,
Und hab' es den Fischen erzählet.

Ich lass' dir den guten Namen
Nur auf dem festen Lande;
Aber im ganzen Ozean
Weiß man von deiner Schande.

13.

Es ziehen die brausenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie schwellen und zerschellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig,
Ohn' Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns das?

14.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

15.

Das Meer erstrahlt im Sonnenschein,
Als ob es golden wär'.
Ihr Brüder, wenn ich sterbe,
Versenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer so lieb gehabt,
Es hat mit sanfter Flut
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

Angelique.

1.

Nun der Gott mir günstig nicket
Soll ich schweigen wie ein Stummer,
Ich, der, als ich unbeglücket,
So viel sang von meinem Kummer,

Daß mir tausend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das ich besungen,
Noch viel Schlimmres angerichtet!

O, ihr Nachtigallenchöre,
Die ich trage in der Seele,
Daß man eure Wonne höre,
Jubelt auf mit voller Kehle!

2.

Wie rasch du auch vorüberschrittest
Noch einmal schautest du zurück,
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,
Stürmischer Hochmut in dem Blick.

O, daß ich nie zu fassen suchte
Das weiße flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O, daß ich sie nie wiederfand!

Verschwunden ist ja deine Wildheit,
Bist wie die andern zahm und klar,
Und sanft und unerträglich gütig,
Und ach! nun liebst du mich sogar!

3.

Nimmer glaub' ich, junge Schöne,
Was die spröde Lippe spricht;
Solche große schwarze Augen,
Solche hat die Tugend nicht.

Diese braungestreifte Lüge,
Streif' sie ab; ich liebe dich.
Laß dein weißes Herz mich küssen —
Weißes Herz, verstehst du mich?

4.

Ich halte ihr die Augen zu
Und küss' sie auf den Mund;
Nun läßt sie mich nicht mehr in Ruh,
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend spät bis morgens früh,
Sie fragt zu jeder Stund:
„Was hältst du mir die Augen zu,
Wenn du mir küßt den Mund?"

Ich sag' ihr nicht weshalb ich's tu',
Weiß selber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küss' sie auf den Mund.

5.

Wenn ich, beseligt von schönen Küssen,
In deinen Armen mich wohl befinde,
Dann mußt du mir nie von Deutschland reden; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutschland in Frieden!
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnis; —
Es hat seine Gründe - - ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen
Der deutschen Frauen; sie schmachten gelinde
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

6.

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätze spähe,
Und vor fremden Liebestüren
Schmachtend auf- und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen Fenstern
Augeln sie mit meinem Schatze.

Das ist menschlich! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns allen,
Geb' uns allen Glück und Segen!

7.

Ja freilich du bist mein Ideal,
Hab's dir ja oft bekräftigt
Mit Küssen und Eiden sonder Zahl;
Doch heute bin ich beschäftigt.

Komm morgen zwischen zwei und drei,
Dann sollen neue Flammen
Bewähren meine Schwärmerei;
Wir essen nachher zusammen.

Wenn ich Billette bekommen kann
Bin ich sogar kapabel,
Dich in die Oper zu führen alsdann;
Man gibt Robert-le-Diable.

Es ist ein großes Zauberstück
Voll Teufelslust und Liebe;
Von Meyerbeer ist die Musik,
Der schlechte Text von Scribe.

8.

Schaff' mich nicht ab, wenn auch den Durst
Gelöscht der holde Trunk;
Behalt' mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich genung.

Kannst du nicht mehr Geliebte sein,
Sei Freundin mir sodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundschaft an.

9.

Dieser Liebe toller Fasching,
Dieser Taumel unsrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken ist der Kelch,
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande;
Ausgetrunken ist der Kelch.

Es verstummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig spielten,
Zu dem Tanz der Leidenschaft;
Auch die Geigen, sie verstummen.

Es erlöschen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergossen
Auf den bunten Mummenschanz;
Auch die Lampen, sie erlöschen.

Morgen kommt der Aschenmittwoch,
Und ich zeichne deine Stirne
Mit dem Aschenkreuz und spreche:
Weib bedenke, daß du Staub bist.

Diana.

1.

Diese schönen Gliedermassen
Kolossaler Weiblichkeit
Sind jetzt, ohne Widerstreit,
Meinen Wünschen überlassen.

Wär' ich, leidenschaftentzügelt,
Eigenkräftig ihr genaht,
Ich bereu'te solche Tat!
Ja, sie hätte mich geprügelt.

Welcher Busen, Hals und Kehle!
(Höher seh' ich nicht genau.)
Eh' ich ihr mich anvertrau',
Gott empfehl' ich meine Seele.

2.

Am Golfe von Biskaya
Hat sie den Tag erblickt;
Sie hat schon in der Wiege
Zwei junge Katzen erdrückt.

Sie lief mit bloßen Füßen
Wohl über die Pyrenä'n;
Drauf ließ sie als junge Riesin
In Perpignan sich sehn.

Jetzt ist sie die größte Dame
Im Faubourg Saint-Denis;
Sie kostet dem kleinen Sir William
Schon dreizehntausend Louis.

3.

Manchmal wenn ich bei Euch bin,
Großgeliebte, edle Donna,
Wie erinnernd schweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

Dorten ist ein großer Brunn,
Fonte del Gigante heißt er,
Obendrauf steht ein Neptun
Von Johann, dem alten Meister.

Hortense.

1.

Eh'mals glaubt' ich, alle Küsse,
Die ein Weib uns gibt und nimmt,
Seien uns, durch Schicksalsschlüsse,
Schon urzeitlich vorbestimmt.

Küsse nahm ich und ich küßte
So mit Ernst in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Taten der Notwendigkeit.

Jetzo weiß ich, überflüssig,
Wie so manches, ist der Kuß,
Und mit leichtern Sinnen küss' ich,
Glaubenlos im Überfluß.

2.

Wir standen an der Straßeneck
Wohl über eine Stunde;
Wir sprachen voller Zärtlichkeit
Von unsrem Seelenbunde.

Wir sagten uns viel hundertmal
Daß wir einander lieben;
Wir standen an der Straßeneck,
Und sind da stehn geblieben.

Die Göttin der Gelegenheit,
Wie 'n Zöfchen, flink und heiter,
Kam sie vorbei und sah uns stehn,
Und lachend ging sie weiter.

3.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt mir in der Seele
Dein allerliebstes Lachen.

Denkst du noch Montmorencys,
Wie du auf dem Esel rittest,
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Disteln glittest?

Der Esel blieb ruhig stehen,
Fing an die Disteln zu fressen —
Dein allerliebstes Lachen
Werde ich nie vergessen.

4.

(Sie spricht:)

Steht ein Baum im schönen Garten
Und ein Apfel hängt daran,
Und es ringelt sich am Aste
Eine Schlange, und ich kann
Von den süßen Schlangenaugen
Nimmer wenden meinen Blick,
Und das zischelt so verheißend
Und das lockt wie holdes Glück!

(Die andere spricht:)

Dieses ist die Frucht des Lebens,
Koste ihre Süßigkeit,
Daß du nicht so ganz vergebens
Lebtest deine Lebenszeit!
Schönes Kindchen, fromme Taube,
Kost' einmal und zittre nicht —
Folge meinem Rat und glaube
Was die kluge Muhme spricht.

5.

Neue Melodien spiel' ich
Auf der neugestimmten Zither.
Alt ist der Text! Es sind die Worte
Salomos: das Weib ist bitter.

Ungetreu ist sie dem Freunde,
Wie sie treulos dem Gemahle!
Wermut sind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.

Also wahr ist jene Sage
Von dem dunklen Sündenfluche,
Den die Schlange dir bereitet,
Wie es steht im alten Buche?

Kriechend auf dem Bauch, die Schlange,
Lauscht sie noch in allen Büschen,
Kos't mit dir noch jetzt wie weiland,
Und du hörst sie gerne zischen.

Ach, es wird so kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und sie krächzen. Lust und Liebe
Ist auf lange jetzt begraben.

6.

Nicht lange täuschte mich das Glück,
Das du mir zugelogen,
Dein Bild ist wie ein falscher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne schien,
Der Nebel ist zerronnen;
Geendigt hatten wir schon längst,
Eh' wir noch kaum begonnen.

Clarisse.

1.

Meinen schönsten Liebesantrag
Suchst du ängstlich zu verneinen;
Frag' ich dann: ob das ein Korb sei?
Fängst du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich, drum erhör' mich,
Lieber Gott! Hilf dieser Dirne,
Trockne ihre süßen Tränen
Und erleuchte ihr Gehirne.

2.

Überall wo du auch wandelst,
Schaust du mich zu allen Stunden,
Und je mehr du mich mißhandelst,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich fesselt holde Bosheit,
Wie mich Güte stets vertrieben;
Willst du sicher meiner los sein,
Mußt du dich in mich verlieben.

3.

Hol' der Teufel deine Mutter,
Hol' der Teufel deinen Vater,
Die so grausam mich verhindert
Dich zu schauen im Theater.

Denn sie saßen da und gaben,
Breitgeputzt, nur seltne Lücken,
Dich im Hintergrund der Loge,
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und sie saßen da und schauten
Zweier Liebenden Verderben,
Und sie klatschten großen Beifall,
Als sie beide sahen sterben.

4.

Geh' nicht durch die böse Straße
Wo die schönen Augen wohnen —
Ach! sie wollen allzu gütig
Dich mit ihrem Blitz verschonen.

Grüßen allerliebst herunter
Aus dem hohen Fensterbogen,
Lächeln freundlich, (Tod und Teufel!)
Sind dir schwesterlich gewogen.

Doch du bist schon auf dem Wege,
Und vergeblich ist dein Ringen;
Eine ganze Brust von Elend
Wirst du mit nach Hause bringen.

5.

Es kommt zu spät, was du mir lächelst,
Was du mir seufzest, kommt zu spät!
Längst sind gestorben die Gefühle,
Die du so grausam einst verschmäht.

Zu spät kommt deine Gegenliebe!
Es fallen auf mein Herz herab
All' deine heißen Liebesblicke,
Wie Sonnenstrahlen auf ein Grab.

* *
*

Nur wissen möcht ich: wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Yolante und Marie.

1.

Diese Damen, sie verstehen
Wie man Dichter ehren muß:
Gaben mir ein Mittagessen,
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,
Und der Wein hat mich erquickt,
Das Geflügel, das war göttlich,
Und der Hase war gespickt.

Sprachen, glaub' ich, von der Dichtkunst,
Und ich wurde endlich satt;
Und ich dankte für die Ehre,
Die man mir erwiesen hat.

2.

In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Die weißen, unerfahrnen Glieder,
Sie sind so rührend anzusehn!
Doch reizend sind geniale Augen,
Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu
Nachsinnlich grübelt, welch' von beiden
Das allerbeste Futter sei.

3.

Die Flaschen sind leer, das Frühstück war gut,
Die Dämchen sind rosig erhitzet;
Sie lüften das Mieder mit Übermut,
Ich glaube sie sind bespitzet.

Die Schulter wie weiß, die Brüstchen wie nett!
Mein Herz erbebet vor Schrecken.
Nun werfen sie lachend sich aufs Bett,
Und hüllen sich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,
Und schnarchen am End' um die Wette.
Da steh' ich im Zimmer, ein einsamer Tor,
Betrachte verlegen das Bette.

4.

Jugend, die mir täglich schwindet,
Wird durch raschen Mut ersetzt,
Und mein kühn'rer Arm umwindet
Noch viel schlankre Hüften jetzt.

Tat auch manche sehr erschrocken,
Hat sie doch sich bald gefügt;
Holder Zorn, verschämtes Stocken,
Wird von Schmeichelei besiegt.

Doch, wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beste mir dabei.
Ist es die verschwundne, süße,
Blöde Jugend-Eselei?

Emma.

1.

Er steht so starr wie ein Baumstamm,
In Hitz' und Frost und Wind,
Im Boden wurzelt die Fußzeh',
Die Arme erhoben sind.

So quält sich Bagiratha lange,
Und Brahma will enden sein Weh',
Er läßt den Ganges fließen
Herab von der Himmelshöh'.

Ich aber, Geliebte, vergebens
Martre und quäl' ich mich ab,
Aus deinen Himmelsaugen
Fließt mir kein Tropfen herab.

2.

Vierundzwanzig Stunden soll ich
Warten auf das höchste Glück,
Das mir blinzelnd süß verkündet,
Blinzelnd süß der Seitenblick.

O! die Sprache ist so dürftig,
Und das Wort ein plumpes Ding;
Wird es ausgesprochen, flattert
Fort der schöne Schmetterling.

Doch der Blick, der ist unendlich,
Und er macht unendlich weit
Deine Brust, wie einen Himmel
Voll gestirnter Seligkeit.

3.

Nicht mal einen einz'gen Kuß,
Nach so monatlangem Lieben!
Und so bin ich Allerärmster
Trocknen Mundes stehn geblieben.

Einmal kam das Glück mir nah —
Schon konnt ich den Atem spüren —
Doch es flog vorüber — ohne
Mir die Lippen zu berühren.

4.

Emma, sage mir die Wahrheit:
Ward ich närrisch durch die Liebe?
Oder ist die Liebe selber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach! mich quälet, teure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dies Dilemma.

5.

Bin ich bei dir, Zank und Not!
Und ich will mich fort begeben!
Doch das Leben ist kein Leben
Fern von dir, es ist der Tod

Grübelnd lieg ich in der Nacht,
Zwischen Tod und Hölle wählend —
Ach! ich glaube dieses Elend
Hat mich schon verrückt gemacht.

6.

Schon mit ihren schlimmsten Schatten
Schleicht die böse Nacht heran;
Unsre Seelen sie ermatten,
Gähnend schauen wir uns an.

Du wirst alt und ich noch älter,
Unser Frühling ist verblüht.
Du wirst kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende ist so trübe!
Nach der holden Liebesnot,
Kommen Nöten ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

Der Tannhäuser.

Eine Legende.

(Geschrieben 1836.)

1.

Ihr guten Christen laßt euch nicht
Von Satans List umgarnen!
Ich sing' euch das Tannhäuserlied
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

Frau Venus, meine schöne Frau,
Leb' wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du sollst mir Urlaub geben.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Hast heut mich nicht geküssest;
Küss' mich geschwind, und sage mir:
Was du bei mir vermissest?

„Habe ich nicht den süßesten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Rosen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?"

Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele geworden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen.

Wir haben zuviel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Tränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Du willst dich mit mir zanken;
Du hast geschworen viel tausendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„Komm laß uns in die Kammer gehn,
Zu spielen der heimlichen Minne;
Mein schöner lilienweißer Leib
Erheitert deine Sinne."

Frau Venus, meine schöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie viele einst für dich geglüht,
So werden noch viele glühen.

Doch denk' ich der Götter und Helden, die einst
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein schöner lilienweißer Leib,
Er wird mir schier verleidet.

Dein schöner lilienweißer Leib
Erfüllt mich fast mit Entsetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden sich
Noch späterhin dran ergetzen!

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Das sollst du mir nicht sagen,
Ich wollte lieber du schlügest mich,
Wie du mich oft geschlagen.

„Ich wollte lieber du schlügest mich,
Als daß du Beleidigung sprächest,
Und mir, undankbar kalter Christ,
Den Stolz im Herzen brächest.

„Weil ich dich geliebet gar zu sehr,
Hör' ich nun solche Worte —
Leb' wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir selber die Pforte."

2.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da singt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Prozession,
Der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rotes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Ich lass' dich nicht von der Stelle,
Du höreſt zuvor meine Beichte an,
Du retteſt mich von der Hölle!"

Das Volk es weicht im Kreis' zurück,
Es schweigen die geistlichen Lieder: —
Wer ist der Pilger bleich und wüst,
Vor dem Papste kniet er nieder?

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen.

„Ich bin der edle Tannhäuser genannt,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmutreiche;
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum'
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.

„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Atem stocken.

„Schau'n dich die großen Augen an,
So bist du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Not
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch stets verfolgen die Blicke
Der schönen Frau mich überall,
Sie winken: komm zurücke!

„Ein armes Gespenst bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner schönen Frau,
Sie sitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen!
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Tränen.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
Du kannst seine Fluten nicht dämmen!

„Er springt von Klippe zu Klippe herab,
Mit lautem Tosen und Schäumen,
Und bräch' er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel besäß',
Frau Venus schenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr sämtliche Sterne.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren, --
Ist das der Hölle Feuer schon,
Die Gluten, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen."

Der Papst hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu sprechen:
„Tannhäuser, unglückselʼger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er ist der Schlimmste von allen;
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus seinen schönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleisches Lust bezahlen,
Du bist verworfen, du bist verdammt
Zu ewigen Höllenqualen."

3.

Der Ritter Tannhäuser, er wandelt so rasch,
Die Füße, die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtstunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Ist schnell aus dem Bette gesprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umschlungen.

Aus ihrer Nase rann das Blut,
Den Augen die Tränen entflossen;
Sie hat mit Tränen und Blut das Gesicht
Des geliebten Mannes begossen.

Der Ritter legte sich ins Bett,
Er hat kein Wort gesprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, sie gab ihm Brot,
Sie wusch seine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das struppige Haar,
Und lachte dabei so süße.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Bist lange ausgeblieben,
Sag' an, in welchen Landen du dich
Solange herumgetrieben?"

Frau Venus, meine schöne Frau,
Ich hab' in Welschland verweilet;
Ich hatte Geschäfte in Rom und bin
Schnell wieder hierher geeilet.

Auf sieben Hügeln ist Rom gebaut,
Die Tiber tut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Papst gesehn,
Der Papst er läßt dich grüßen.

Auf meinem Rückweg sah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raschem Mut
Die Schweiz hinaufgeklommen.

Und als ich über die Alpen zog
Da fing es an zu schneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und schreien.

Und als ich auf dem Sankt Gotthard stand,
Da hört' ich Deutschland schnarchen;
Es schlief da unten in sanfter Hut
Von sechsunddreißig Monarchen.

In Schwaben besah ich die Dichterschul',
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöse;
Ihr habt die beste Religion,
Auch lieb' ich das Gänsegekröse.

In Dresden sah ich einen Hund,
Der einst gehört zu den bessern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wässern.

Zu Weimar, dem Musenwitwensitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe sei tot
Und Eckermann sei noch am Leben!

Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geschrei —
Was gibt es? rief ich verwundert.
„Das ist der Gans in Berlin, der liest
Dort über das letzte Jahrhundert."

Zu Göttingen blüht die Wissenschaft,
Doch bringt sie keine Früchte.
Ich kam dort durch in stockfinstrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

Zu Celle im Zuchthaus sah ich nur
Hannoveraner — O Deutsche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche!

Zu Hamburg frug ich: warum so sehr
Die Straßen stinken täten?
Doch Juden und Christen versicherten mir,
Das käme von den Flecten.

Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher schlechte Geselle;
Und als ich auf die Börse kam,
Ich glaubte ich wär' in Celle.

Zu Hamburg sah ich Altona,
Ist auch eine schöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich dir
Was mir alldort begegent.

Schöpfungslieder.

1.

Im Beginn schuf Gott die Sonne,
Dann die nächtlichen Gestirne;
Hierauf schuf er auch die Ochsen,
Aus dem Schweiße seiner Stirne.

Später schuf er wilde Bestien,
Löwen mit den grimmen Tatzen;
Nach des Löwen Ebenbilde
Schuf er hübsche kleine Katzen.

Zur Bevölkerung der Wildnis
Ward hernach der Mensch erschaffen;
Nach des Menschen holdem Bildnis
Schuf er intressante Affen.

Satan sah dem zu und lachte:
Ei, der Herr kopiert sich selber!
Nach dem Bilde seiner Ochsen
Macht er noch am Ende Kälber!

2.

Und der Gott sprach zu dem Teufel:
Ich der Herr kopier' mich selber,
Nach der Sonne mach' ich Sterne,
Nach den Ochsen mach' ich Kälber,

Nach den Löwen mit den Tatzen
Mach' ich kleine liebe Katzen,
Nach den Menschen mach' ich Affen;
Aber du kannst gar nichts schaffen.

3.

Ich hab' mir zu Ruhm und Preis erschaffen
Die Menschen, Löwen, Ochsen, Sonne;
Doch Sterne, Kälber, Katzen, Affen,
Erschuf ich zu meiner eigenen Wonne.

4.

Kaum hab' ich die Welt zu schaffen begonnen,
In einer Woche war's abgetan.
Doch hatt' ich vorher tief ausgesonnen
Jahrtausendlang den Schöpfungsplan.

Das Schaffen selbst ist eitel Bewegung,
Das stümpert sich leicht in kurzer Frist;
Jedoch der Plan, die Überlegung,
Das zeigt erst wer ein Künstler ist.

Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich drüber nachgedacht,
Wie man am besten Doctores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht.

5.

Sprach der Herr am sechsten Tage:
Hab' am Ende nun vollbracht
Diese große, schöne Schöpfung,
Und hab' alles gut gemacht.

Wie die Sonne rosengoldig
In dem Meere widerstrahlt!
Wie die Bäume grün und glänzend!
Ist nicht alles wie gemalt?

Sind nicht weiß wie Alabaster
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Ist sie nicht so schön vollendet
Und natürlich die Natur?

Erd' und Himmel sind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit,
Und der Mensch er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!

6.

Der Stoff, das Material des Gedichts,
Das saugt sich nicht aus dem Finger:
Kein Gott erschafft die Welt aus nichts,
So wenig, wie irdische Singer.

Aus vorgefundenem Urweltsdreck
Erschuf ich die Männerleiber,
Und aus dem Männerrippenspeck
Erschuf ich die schönen Weiber.

Den Himmel erschuf ich aus der Erd'
Und Engel aus Weiberentfaltung;
Der Stoff gewinnt erst seinen Wert
Durch künstlerische Gestaltung.

7.

Warum ich eigentlich erschuf
Die Welt, ich will es gern bekennen:
Ich fühlte in der Seele brennen
Wie Flammenwahnsinn, den Beruf.

Krankheit ist wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen;
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund.

Friedrike.

1823.

1.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande,
Und dünnen Tee, und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerscharen nach dem Ganges schreiten,
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indras Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken,
Und deine Füße drücken, und dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

2.

Der Ganges rauscht, mit klugen Augen schauen
Die Antilopen aus dem Laub, sie springen
Herbei mutwillig, ihre bunten Schwingen
Entfaltend wandeln stolzgespreizte Pfauen.

Tief aus dem Herzen der bestrahlten Auen
Blumengeschlechter, viele neue, dringen,
Sehnsuchtberauscht ertönt Kokilas Singen —
Ja, du bist schön, du schönste aller Frauen!

Gott Kama lauscht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Busens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichsten Gesänge;

Ich sah Wassant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge.

3.

Der Ganges rauscht, der große Ganges schwillt,
Der Himalaja strahlt im Abendscheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine,
Die Elefantenherde stürzt und brüllt —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Lust erfüllt!

Vergebens siehst du mich nach Bildern schweifen,
Und siehst mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelst gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelst, greifen
Gandarven nach der Zither, und sie singen
Dort oben in dem goldnen Sonnensaal.

Katharina.

1.

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenschwillt,
So flutet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

2.

„Wollen Sie ihr nicht vorgestellt sein?"
Flüsterte mir die Herzogin. —
„Beileibe nicht, ich müßt' ein Held sein,
Ihr Anblick schon wirrt mir den Sinn."

Das schöne Weib macht mich erbeben!
Es ahnet mir, in ihrer Näh'
Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Lust, mit neuem Weh.

Es hält wie Angst mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnsucht hin zu ihr!
Wie meines Schicksals wilde Sterne
Erscheinen diese Augen mir.

Die Stirn ist klar. Doch es gewittert
Dahinter schon der künft'ge Blitz,
Der künft'ge Sturm, der mich erschüttert
Bis in der Seele tiefsten Sitz.

Der Mund ist fromm. Doch mit Entsetzen
Unter den Rosen seh' ich schon
Die Schlangen, die mich einst verletzen
Mit falschem Kuß, mit süßem Hohn.

Die Sehnsucht treibt. — Ich muß mich näh'ren
Dem holden, unheilschwangern Ort —
Schon kann ich ihre Stimme hören —
Klingende Flamme ist ihr Wort.

Sie fragt: „Monsieur, wie ist der Name
Der Sängerin, die eben sang?"
Stotternd antworte ich der Dame:
„Hab' nichts gehört von dem Gesang."

3.

Wie Merlin, der eitle Weise,
Bin ich armer Nekromant
Nun am Ende festgebannt
In die eignen Zauberkreise.

Festgebannt zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Schau' ich in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, sie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was sie gesprochen.

Manchmal ist mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen spüren.

4.

Du liegst mir so gern im Arme,
Du liegst mir am Herzen so gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du bist mein liebster Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närrische Menschengeschlecht;
Sie schreien und wüten und schelten,
Und haben alle recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben schlagen
Sie sich die Köpfe wund.

Wie glücklich sind wir beide,
Daß wir von ihnen so fern —
Du birgst in deinem Himmel
Das Haupt, mein liebster Stern!

5.

Ich liebe solche weiße Glieder,
Der zarten Seele schlanke Hülle,
Wildgroße Augen und die Stirne
Umwogt von schwarzer Lockenfülle!

Du bist so recht die rechte Sorte,
Die ich gesucht in allen Landen;
Auch meinen Wert hat euresgleichen
So recht zu würdigen verstanden.

Du hast an mir den Mann gefunden
Wie du ihn brauchst. Du wirst mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küssen,
Und dann verraten, wie gebräuchlich.

6.

Der Frühling schien schon an dem Tor
Mich freundlich zu erwarten.
Die ganze Gegend steht im Flor
Als wie ein Blumengarten.

Die Liebste sitzt an meiner Seit'
Im rasch hinrollenden Wagen;
Sie schaut mich an voll Zärtlichkeit,
Ihr Herz, das fühl' ich schlagen.

Das trillert und duftet so sonnenvergnügt!
Das blinkt im grünen Geschmeide!
Sein weißes Blütenköpfchen wiegt
Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen schaun aus der Erd' hervor,
Betrachten, neugierigen Blickes,
Das schöne Weib, das ich erkor,
Und mich, den Mann des Glückes.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verraten.

7.

Jüngstens träumte mir: spazieren
In dem Himmelreiche ging ich,
Ich mit dir — denn ohne dich
Wär' der Himmel eine Hölle.

Dort sah ich die Auserwählten,
Die Gerechten und die Frommen,
Die auf Erden ihren Leib
Für der Seele Heil gepeinigt:

Kirchenväter und Apostel,
Eremiten, Kapuziner,
Alte Käuze, ein'ge junge —
Letztre sahn noch schlechter aus!

Lange, heilige Gesichter,
Breite Glatzen, graue Bärte,
(Drunter auch verschiedne Juden), —
Gingen streng an uns vorüber,

Warfen keinen Blick nach dir,
Ob du gleich, mein schönes Liebchen,
Tändelnd mir am Arme hingest,
Tändelnd, lächelnd, kokettierend!

Nur ein Einz'ger sah dich an,
Und es war der einz'ge schöne,
Schöne Mann in dieser Schar;
Wunderherrlich war sein Antlitz.

Menschengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen,
Wie auf Magdalenen einst
Schaute jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —
Keiner ist so rein und edel —
Aber ich, ich wurde dennoch
Wie von Eifersucht berühret —

Und ich muß gestehn, es wurde
Mir im Himmel unbehaglich —
Gott verzeih' mir's! mich genierte
Unser Heiland, Jesus Christus.

8.

Ein jeder hat zu diesem Feste
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut sich der blühenden Sommernacht; —
Ich wandle allein, mir fehlt das Beste.

Ich wandle allein gleich einem Kranken!
Ich fliehe die Luft, ich fliehe den Tanz
Und die schöne Musik und den Lampenglanz; —
In England sind meine Gedanken.

Ich breche Rosen, ich breche Nelken,
Zerstreuten Sinnes und kummervoll;
Ich weiß nicht, wem ich sie geben soll; —
Mein Herz und die Blumen verwelken.

9.

Gesanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Tränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen
Und dennoch brechen wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt' ich wehen
Über dem Haupt die deutschen Eichen —
Sie flüstern gar von Wiedersehen —
Das sind nur Träume — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört' ich singen
Die alten, deutschen Nachtigallen —
Wie mich die Töne sanft umschlingen! —
Das sind nur Träume — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt? — All ihre Blüte
Ist längst verwelkt! — Gespenstisch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüte.

In der Fremde.

1.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mal warum;
Im Winde klingt ein sanftes Wort,
Schaust dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich sanft zurück:
O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du bist mein einz'ges Glück!

Doch weiter, weiter, sonder Rast,
Du darfst nicht stille stehn;
Was du so sehr geliebet hast
Sollst du nicht wiedersehn.

2.

Du bist ja heut so grambefangen,
Wie ich dich lange nicht geschaut!
Es perlet still von deinen Wangen,
Und deine Seufzer werden laut.

Denkst du der Heimat, die so ferne,
So nebelferne dir verschwand?
Gestehe mir's, du wärest gerne
Manchmal im teuren Vaterland.

Denkst du der Dame, die so niedlich
Mit kleinem Zürnen dich ergötzt?
Oft zürntest du, dann ward sie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkst du der Freunde, die da sanken
An deine Brust, in großer Stund'?
Im Herzen stürmten die Gedanken,
Jedoch verschwiegen blieb der Mund.

Denkst du der Mutter und der Schwester?
Mit beiden standest du ja gut.
Ich glaube gar es schmilzt, mein Bester,
In deiner Brust der wilde Mut!

Denkst du der Vögel und der Bäume
Des schönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es ist schon spät. Die Nacht ist helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun schnelle
Und in Gesellschaft gehn. O weh!

3.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch, und sprach auf deutsch
(Man glaubt es kaum
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!"
Es war ein Traum.

Tragödie.

1.

Entflieh mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus;
Fern in der Fremde sei mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier
Und du bist einsam und allein;
Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

2.

(Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

3.

Auf ihrem Grab da steht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter sitzt, auf dem grünen Platz,
Der Müllersknecht mit seinem Schatz.

Die Winde die wehen so lind und so schaurig,
Die Vögel die singen so süß und so traurig,
Die schwatzenden Buhlen, die werden stumm,
Sie weinen und wissen selbst nicht warum.

Romanzen.

1.

Ein Weib.

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud und Lust,
Des Nachts lag sie an seiner Brust.
Als man ins Gefängnis ihn brachte,
Sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: O komm zu mir,
Ich sehne mich so sehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich schmachte —
Sie schüttelt' das Haupt und lachte.

Um Sechse des Morgens ward er gehenkt,
Um Sieben ward er ins Grab gesenkt;
Sie aber schon um achte
Trank roten Wein und lachte.

2.

Frühlingsfeier.

Das ist des Frühlings traurige Lust!
Die blühenden Mädchen, die wilde Schar,
Sie stürmen dahin, mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Brust: —
Adonis! Adonis!

Es sinkt die Nacht. Bei Fackelschein,
Sie suchen hin und her im Wald',
Der angstverwirret widerhallt
Von Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrei'n:
Adonis! Adonis!

Das wunderschöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und tot,
Das Blut färbt alle Blumen rot,
Und Klagelaut die Luft erfüllt: —
Adonis! Adonis!

3.

Childe Harold.

Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Toter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

4.

Die Beschwörung.

Der junge Franziskaner sitzt
Einsam in der Klosterzelle,
Er liest im alten Zauberbuch,
Genannt der Zwang der Hölle.

Und als die Mitternachtstunde schlug,
Da konnt' er nicht länger sich halten,
Mit bleichen Lippen ruft er an
Die Unterweltsgewalten.

Ihr Geister! holt mir aus dem Grab
Die Leiche der schönsten Frauen,
Belebt sie mir für diese Nacht,
Ich will mich dran erbauen.

Er spricht das grause Beschwörungswort,
Da wird sein Wunsch erfüllet,
Die arme verstorbene Schönheit kommt,
In weißen Laken gehüllet.

Ihr Blick ist traurig. Aus kalter Brust
Die schmerzlichen Seufzer steigen.
Die Tote setzt sich zu dem Mönch,
Sie schauen sich an und schweigen.

5.

Aus einem Briefe.

(Die Sonne spricht:)

Was gehn dich meine Blicke an?
Das ist der Sonne gutes Recht,
Sie strahlt auf den Herrn wie auf den Knecht;
Ich strahle, weil ich nicht anders kann.

Was gehn dich meine Blicke an?
Bedenke, was deine Pflichten sind,
Nimm dir ein Weib und mach' ein Kind,
Und sei ein deutscher Biedermann.

Ich strahle weil ich nicht anders kann,
Ich wandle am Himmel wohl auf wohl ab,
Aus Langeweile guck' ich hinab —
Was gehn dich meine Blicke an?

(Der Dichter spricht:)

Das ist ja eben meine Tugend,
Daß ich ertrage deinen Blick,
Das Licht der ew'gen Seelenjugend,
Blendende Schönheit, Flammenglück!

Jetzt aber fühl' ich ein Ermatten
Der Sehkraft, und es sinken nieder,
Wie schwarze Flöre, nächt'ge Schatten
Auf meine armen Augenlider . . . .

(Chor der Affen:)

Wir Affen, wir Affen,
Wir glotzen und gaffen
Die Sonne an,
Weil sie es doch nicht wehren kann.

(Chor der Frösche:)

Im Wasser, im Wasser,
Da ist es noch nasser
Als auf der Erde,
Und ohne Beschwerde
Erquicken
Wir uns an den Sonnenblicken.

(Chor der Maulwürfe:)

Was doch die Leute Unsinn schwatzen
Von Strahlen und von Sonnenblicken!
Wir fühlen nur ein warmes Jücken,
Und pflegen uns alsdann zu kratzen.

(Ein Glühwurm spricht:)

Wie sich die Sonne wichtig macht,
Mit ihrer kurzen Tagespracht!
So unbescheiden zeig' ich mich nicht,
Und bin doch auch ein großes Licht,
In der Nacht, in der Nacht!

6.

Unstern.

Der Stern erstrahlte so munter,
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.

Wie'n räudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Unrat bedecket.
Es kräht der Hahn, die Sau sie grunzt,
Im Kote wälzt sich ihre Brunst.

O, fiel ich doch in den Garten,
Wo die Blumen meiner harrten,
Wo ich mir oft gewünschet hab'
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

7.

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreu'n sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmut ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut, —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt
Ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

8.

Anno 1839.

O, Deutschland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich fast!
Das muntre Frankreich scheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Last.

Nur der Verstand, so kalt und trocken,
Herrscht in dem witzigen Paris —
O, Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt ihr daheim so süß!

Höfliche Männer! Doch verdrossen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —
Die Grobheit, die ich einst genossen
Im Vaterland, das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder stets bewegt!
Da lob' ich Deutschlands Frauenzimmer,
Das schweigend sich zu Bette legt.

Und alles dreht sich hier im Kreise,
Mit Ungestüm, wie'n toller Traum!
Bei uns bleibt alles hübsch im Gleise,
Wie angenagelt, rührt sich kaum.

Mir ist als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhörner, sanft und traut;
Nachtwächterlieder hör' ich singen,
Dazwischen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war so wohl daheime,
In Schildas teurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft und Mondenschein.

9.

In der Frühe.

Auf dem Faubourg Saint-Marceau
Lag der Nebel heute morgen,
Spätherbstnebel, dicht und schwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,
Schaut' ich mir vorübergleiten
Eine weibliche Gestalt,
Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja sie war wie Mondenlicht
Leichthinschwebend, zart und zierlich;
Solchen schlanken Gliederbau
Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna selbst vielleicht,
Die sich heut bei einem schönen,
Zärtlichen Endymion
Des Quartier Latin verspätet?

Auf dem Heimweg dacht' ich nach:
Warum floh sie meinen Anblick?
Hielt die Göttin mich vielleicht
Für den Sonnenlenker Phöbus?

10.

Ritter Olaf.

I.

Vor dem Dome stehn zwei Männer,
Tragen beide rote Röcke,
Und der eine ist der König
Und der Henker ist der andre.

Und zum Henker spricht der König:
„Am Gesang der Pfaffen merk' ich,
Daß vollendet schon die Trauung —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil".

Glockenklang und Orgelrauschen,
Und das Volk strömt aus der Kirche;
Bunter Festzug, in der Mitte
Die geschmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die schöne Königstochter;
Keck und heiter schaut Herr Olaf,
Und sein roter Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rotem Munde
Spricht er zu dem finstern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut ist dir mein Haupt verfallen.

„Sterben soll ich heut — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit fei're
Mit Bankett und Fackeltänzen.

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt ist —
Laß bis Mitternacht mich leben!"

Und zum Henker spricht der König:
„Unserm Eidam sei gefristet
Bis um Mitternacht sein Leben —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil".

II.

Herr Olaf sitzt beim Hochzeitsschmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An seine Schulter lehnt
Sein Weib und stöhnt —
Der Henker steht vor der Türe.

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Hast
Sie tanzen, bei Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker steht vor der Türe.

Die Geigen geben so lustigen Klang,
Die Flöten seufzen so traurig und bang!
Wer die beiden tanzen sieht,
Dem erbebt das Gemüt —
Der Henker steht vor der Türe.

Und wie sie tanzen, im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüstert zu seinem Gemahl:
„Du weißt nicht wie lieb ich dich hab' —
So kalt ist das Grab —"
Der Henker steht vor der Türe.

III.

Herr Olaf es ist Mitternacht,
Dein Leben ist verflossen!
Du hattest eines Fürstenkinds
In freier Luft genossen.

Die Mönche murmeln das Totengebet,
Der Mann im roten Rocke,
Er steht mit seinem blanken Beil
Schon vor dem schwarzen Blocke.

Herr Olaf steigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters roter Mund,
Mit lächelndem Munde spricht er:

„Ich segne die Sonne, ich segne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel schweifen.
Ich segne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich segne das Meer, ich segne das Land,
Und die Blumen auf der Aue.
Ich segne die Veilchen, sie sind so sanft
Wie die Augen meiner Frau.

„Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch euch verlier' ich mein Leben!
Ich segne auch den Holunderbaum,
Wo du dich mir ergeben."

11.

Die Nixen.

Am einsamen Strande plätschert die Flut,
Der Mond ist aufgegangen,
Auf weißer Düne der Ritter ruht,
Von bunten Träumen befangen.

Die schönen Nixen, im Schleiergewand,
Entsteigen der Meerestiefe.
Sie nahen sich leise dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig er schliefe.

Die eine betastet mit Neubegier
Die Federn auf seinem Barette.
Die andre nestelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die dritte lacht und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert gestützt
Beschaut sie den Ritter mit Freude.

Die vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüstert aus tiefem Gemüte:
„O, daß ich doch dein Liebchen wär',
Du holde Menschenblüte!"

Die fünfte küßt des Ritters Händ',
Mit Sehnsucht und Verlangen;
Die sechste zögert und küßt am End'
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müssen;
Er läßt sich ruhig im Mondenschein
Von schönen Nixen küssen.

12.

Bertrand de Born.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur,
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten seine süßen Töne
Die Löwin des Plantagenets;
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er sang sie alle in sein Netz.

Wie er den Vater selbst betörte!
In Tränen schmolz des Königs Zorn
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

13.

Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das knospet und quillt, mit duftender Lust —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:
Wem geb' ich meine Kränze?

Ein Reuter reutet den Fluß entlang,
Er grüßt so blühenden Mutes!
Die Schäferin schaut ihm nach so bang,
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die schönen Blumenkränze.
Die Nachtigall singt von Lieb' und Kuß —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!

14.

Ali Bey.

Ali Bey, der Held des Glaubens,
Liegt beglückt in Mädchenarmen.
Vorgeschmack des Paradieses
Gönnt ihm Allah schon auf Erden.

Odalisken, schön wie Houris,
Und geschmeidig wie Gazellen —
Kräuselt ihm den Bart die eine,
Glättet seine Stirn die andre.

Und die dritte schlägt die Laute,
Singt und tanzt, und küßt ihn lachend
Auf das Herz, worin die Flammen
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich schmettern
Die Trompeten, Schwerter rasseln,
Waffenruf und Flintenschüsse —
Herr, die Franken sind im Anmarsch!

Und der Held besteigt sein Schlachtroß,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume; —
Denn ihm ist zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis heruntersäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt sanft und zärtlich.

15.

Psyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Brust die große Glut,
Schleichet Psyche zu dem Lager
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie errötet und sie zittert
Wie sie seine Schönheit sieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Ärmste stirbt beinah!
Psyche fastet und kasteit sich,
Weil sie Amorn nackend sah.

16.

Die Unbekannte.

Meiner goldgelockten Schönen
Weiß ich täglich zu begegnen,
In dem Tuileriengarten,
Unter den Kastanienbäumen.

Täglich geht sie dort spazieren
Mit zwei häßlich alten Damen —
Sind es Tanten? Sind's Dragoner,
Die vermummt in Weiberröcken?

Niemand konnt mir Auskunft geben,
Wer sie sei? Bei allen Freunden
Frug ich nach, und stets vergebens!
Ich erkrankte fast vor Sehnsucht.

Eingeschüchtert von dem Schnurrbart
Ihrer zwei Begleiterinnen,
Und von meinem eignen Herzen
Noch viel strenger eingeschüchtert,

Wagt' ich nie ein seufzend Wörtchen
Im Vorübergehn zu flüstern,
Und ich wagte kaum mit Blicken
Meine Flamme zu bekunden.

Heute erst hab' ich erfahren
Ihren Namen. Laura heißt sie,
Wie die schöne Provenzalin,
Die der große Dichter liebte.

Laura heißt sie! Nun da bin ich
Just so weit wie einst Petrarcha,
Der das schöne Weib gefeiert
In Kanzonen und Sonetten.

Laura heißt sie! Wie Petrarcha
Kann ich jetzt platonisch schwelgen
In dem Wohllaut dieses Namens —
Weiter hat er's nie gebracht.

17.

Wechsel.

Mit Brünetten hat's ein Ende!
Ich gerate dieses Jahr
Wieder in die blauen Augen,
Wieder in das blonde Haar.

Die Blondine, die ich liebe,
Ist so fromm, so sanft, so mild!
In der Hand den Liljenstengel
Wäre sie ein Heil'genbild.

Schlanke, schwärmerische Glieder,
Wenig Fleisch, sehr viel Gemüt;
Und für Liebe, Hoffnung, Glaube,
Ihre ganze Seele glüht.

Sie behauptet, sie verstünde
Gar kein Deutsch — ich glaub' es nicht.
Niemals hättest du gelesen
Klopstocks himmlisches Gedicht?

18.

Fortuna.

Frau Fortuna, ganz umsunst
Tust du spröde! deine Gunst
Weiß ich mir durch Kampf und Ringen
Zu erbeuten, zu erzwingen.

Überwältigt wirst du doch,
Und ich spanne dich ins Joch,
Und du streckst am End' die Waffen —
Aber meine Wunden klaffen.

Es verströmt mein rotes Blut,
Und der schöne Lebensmut
Will erlöschen; ich erliege
Und ich sterbe nach dem Siege.

19.

Klagelied eines altdeutschen Jünglings.

Wohl dem, dem noch die Tugend lacht,
Weh dem, der sie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die bösen Gesellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht,
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es trösteten mich die Mädchen,
Mit ihrem holden Lächeln.

Und als sie mich ganz besoffen gemacht
Und meine Kleider zerrissen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Tür hinausgeschmissen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Wie wundr' ich mich über die Sache!
Da saß ich armer Jüngling
Zu Kassel auf der Wache. —

20.

Laß ab!

Der Tag ist in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und du, du liebest mich!

Du liebst mich — schon erfassen dich
Die grauenhaften Schatten,
All deine Blüte welkt,
Und deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht —
Laß ab von mir und dem Unglück.

21.

Frau Mette.

(Nach dem Dänischen.)

Herr Peter und Bender saßen beim Wein,
Herr Bender sprach: ich wette,
Bezwänge dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.

Herr Peter sprach: ich wette mein Roß,
Wohl gegen deine Hunde,
Frau Mette sing ich nach meinem Hof,
Noch heut', in der Mitternachtstunde.

Und als die Mitternachtstunde kam,
Herr Peter hub an zu singen;
Wohl über den Fluß, wohl über den Wald,
Die süßen Töne dringen.

Die Tannenbäume horchen so still,
Die Flut hört auf zu rauschen,
Am Himmel zittert der blasse Mond,
Die klugen Sterne lauschen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
Wer singt vor meiner Kammer?
Sie achselt ihr Kleid, sie schreitet hinaus; —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Sie schreitet unaufhaltsam;
Herr Peter zog sie nach seinem Hof
Mit seinem Liede gewaltsam.

Und als sie morgens nach Hause kam
Vor der Türe stand Herr Bender:
„Frau Mette, wo bist du gewesen zur Nacht?
Es triefen deine Gewänder!"

Ich war heut nacht am Nixenfluß,
Dort hört' ich prophezeien,
Es plätscherten und bespritzten mich
Die neckenden Wasserfeien.

„Am Nixenfluß ist feiner Sand,
Dort bist du nicht gegangen,
Zerrissen und blutig sind deine Füß',
Auch bluten deine Wangen."

Ich war heut nacht im Elfenwald,
Zu schauen den Elfenreigen,
Ich hab' mir verwundet Fuß und Gesicht,
An Dornen und Tannenzweigen.

„Die Elfen tanzen im Monat Mai,
Auf weichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrscht der kalte Herbst
Und heult der Wind in den Wäldern."

Bei Peter Nielsen war ich heut nacht,
Er sang und zaubergewaltsam,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß,
Es zog mich unaufhaltsam.

Sein Lied ist stark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut;
Ich weiß, jetzt muß ich sterben. —

Die Kirchentür ist schwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das soll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender steht vor der Leichenbahr',
Und seufzt aus Herzensgrunde:
Nun hab' ich verloren mein schönes Weib
Und meine treuen Hunde.

22.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Musik,
Da tanzen die Burschen und Mädel,
Da tanzen zwei, die niemand kennt,
Sie schau'n so schlank und edel.

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise;
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Das Fräulein flüstert leise:

„Mein schöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilje,
Die wächst nur tief in Meeresgrund —
Ihr stammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt, beim ersten Blick,
An Euren fischgrätigen Zähnen."

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise,
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Der Junker flüstert leise:

„Mein schönes Fräulein, sagt mir warum
So eiskalt Eure Hand ist?
Sagt mir warum so naß der Saum
An Eurem weißen Gewand ist?

Ich hab' Euch erkannt, beim ersten Blick,
An Eurem spöttischen Knickse —
Du bist kein irdisches Menschenkind,
Du bist mein Mühmchen die Nixe."

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus,
Es trennen sich höflich die beiden.
Sie kennen sich leider viel zu gut,
Suchen sich jetzt zu vermeiden.

23.

König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen,
Bei seiner schönen Wasserfee;
Die Jahre kommen und schwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht sterben;
Zweihundert Jahre dauert schon
Sein seliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schoß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor;
Kann nicht genug sie betrachten.

Sein goldnes Haar ward silbergrau,
Es treten die Backenknochen
Gespenstisch hervor aus dem gelben Gesicht,
Der Leib ist welk und gebrochen.

Manchmal aus seinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeschüttert,
Denn droben stürmt so wild die Flut
Und das gläserne Schloß erzittert.

Manchmal ist ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erschallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Hast,
Läßt traurig sie wieder fallen.

Manchmal ist ihm, als hört' er gar,
Wie die Schiffer singen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König stöhnt und schluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt sich hinab die Wasserfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.

24.

Unterwelt.

I.

Blieb ich doch ein Junggeselle! —
Seufzet Pluto tausendmal —
Jetzt, in meiner Eh'standsqual,
Merk' ich, früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

Blieb ich doch ein Junggeselle!
Seit ich Proserpinen hab'
Wünsch' ich täglich mich ins Grab!
Wenn sie keift, so hör' ich kaum
Meines Cerberus Gebelle.

Stets vergeblich, stets nach Frieden
Ring' ich. Hier im Schattenreich

Kein Verdammter ist mir gleich!
Ich beneide Sisyphus
Und die edlen Danaiden.

II.

Auf goldenem Stuhl, im Reiche der Schatten,
Zur Seite des königlichen Gatten,
Sitzt Proserpine
Mit finstrer Miene,
Und im Herzen seufzet sie traurig:

Ich lechze nach Rosen, nach Sangesergüssen
Der Nachtigall, nach Sonnenküssen —
Und hier unter bleichen
Lemuren und Leichen
Mein junges Leben vertraur' ich!

Bin festgeschmiedet am Ehejoche,
In diesem verwünschten Rattenloche!
Und des Nachts die Gespenster,
Sie schau'n mir ins Fenster,
Und der Styx, er murmelt so schaurig!

Heut' hab' ich den Charon zu Tische geladen —
Glatzköpfig ist er und ohne Waden —
Auch die Totenrichter,
Langweil'ge Gesichter —
In solcher Gesellschaft versaur' ich.

III.

Während solcherlei Beschwerde
In der Unterwelt sich häuft,
Jammert Ceres auf der Erde.
Die verrückte Göttin läuft,
Ohne Haube, ohne Kragen,
Schlotterbusig durch das Land,
Deklamierend jene Klagen,
Die euch allen wohlbekannt:

„Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephirs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

„Ach wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur!
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

„Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und solang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Träne bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick."

IV.

Meine Schwiegermutter Ceres!
Laß die Klagen, laß die Bitten!
Dein Verlangen, ich gewähr' es —
Habe selbst so viel gelitten!

Tröste dich, wir wollen ehrlich
Den Besitz der Tochter teilen,
Und sechs Monden soll sie jährlich
Auf der Oberwelt verweilen.

Hilft dir dort an Sommertagen
Bei den Ackerbaugeschäften;
Einen Strohhut wird sie tragen,
Wird auch Blumen daran heften.

Schwärmen wird sie wenn den Himmel
Überzieht die Abendröte,
Und am Bach ein Bauerlümmel
Zärtlich bläst die Hirtenflöte.

Wird sich freu'n mit Gret und Hänschen
Bei des Erntefestes Reigen;
Unter Schöpsen, unter Gänschen,
Wird sie sich als Löwin zeigen.

Süße Ruh! Ich kann verschnaufen
Hier im Orkus unterdessen!
Punsch mit Lethe will ich saufen,
Um die Gattin zu vergessen.

V.

„Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnsucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeschick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

„Du nickst so traurig! Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar ist dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!"

Zur Ollea.

1.

Maultiertum.

Dein Vater, wie ein jeder weiß,
Ein Esel leider war der Gute;
Doch deine Mutter, hochgesinnt,
War eine edle Vollblut-Stute.

Tatsache ist dein Maultiertum,
Wie sehr du dessen dich erwehrest;
Doch sagen darfst du guten Fugs,
Daß du den Pferden angehörest, —

Daß du abstammst vom Buzephal,
Dem stolzen Gaul, daß deine Ahnen
Geharnischt nach dem Heil'gen Grab
Gefolgt den frommen Kreuzzugfahnen, —

Daß du zu deiner Sippschaft zählst
Den hohen Schimmel, den geritten
Herr Gottfried von Bouillon, am Tag
Wo er die Gottesstatt erstritten; —

Kannst sagen auch, daß Roß-Bayard
Dein Vetter war, daß deine Tante
Den Ritter Don Quixote trug,
Die heldenmüt'ge Rosinante.

Freilich, daß Sanchos Grauchen auch
Mit dir verwandt, mußt du nicht sagen;
Verleugne gar das Eselein,
Das unsern Heiland einst getragen.

Auch ist nicht nötig, daß du just
Ein Langohr in dein Wappen setzest.
Sei deines eignen Werts Wardein —
Du giltst so hoch, wie du dich schätzest.

2.

Symbolik des Unsinns.

Wir heben nun zu singen an
Das Lied von einer Nummer,
Die ist geheißen Nummer Drei;
Nach Freuden kommt der Kummer.

Arabischen Ursprungs war sie zwar,
Doch christentümlich frummer
In ganz Europa niemand war,
Wie jene brave Nummer.

Sie war ein Muster der Sittlichkeit
Und wurde rot wie ein Hummer,
Fand sie den Knecht im Bette der Magd;
Gab beiden einen Brummer.

Des Morgens trank sie den Kaffee
Um sieben Uhr im Summer,
Im Winter um neun, und in der Nacht
Genoß sie den besten Schlummer.

Jetzt aber ändert sich der Reim,
Und ändern sich die Tage;
Es muß die arme Nummer Drei
Erdulden Pein und Plage.

Da kam ein Schuster und sagte: der Kopf
Der Nummer Drei, der sähe
Wie eine kleine Sieben aus,
Die auf einem Halbmond stehe.

Die Sieben sei aber die mystische Zahl
Der alten Pythagoräer,
Der Halbmond bedeute Dianendienst,
Er mahne auch an Sabäer.

Sie selber, die Drei, sei Schibboleth
Des Oberbonzen von Babel,
Durch dessen Buhlschaft sie einst gebar
Die heil'ge Dreieinigkeitsfabel.

Ein Kürschner bemerkte dagegen: die Drei
Sei eine fromme Trulle,
Verehrt von unsern Vätern, die einst
Geglaubt an jede Schrulle.

Da war ein Schneider, der lächelnd sprach,
Daß gar nicht existiere
Die Nummer Drei, daß sie sich nur
Befinde auf dem Papiere.

Als solches hörte die arme Drei,
Wie eine verzweifelte Ente
Sie wackelte hin, sie wackelte her,
Sie jammerte und flennte:

Ich bin so alt wie das Meer und der Wald,
Wie die Stern', die am Himmel blinken;
Sah Reiche entstehn, sah Reiche vergehn,
Und Völker aufsteigen und sinken.

Ich stand am schnurrenden Webstuhl der Zeit
Wohl manches lange Jahrtausend;
Ich sah der Natur in den schaffenden Bauch,
Das wogte brausend und sausend.

Und dennoch widerstand ich dem Sturm
Der sinnlich dunkeln Gewalten —
Ich habe meine Jungferschaft
In all dem Spektakel behalten.

Was hilft mir meine Tugend jetzt?
Mich höhnen Weise und Toren;
Die Welt ist schlecht und ungerecht,
Läßt niemand ungeschoren.

Doch tröste dich, mein Herz, dir blieb
Dein Lieben, Hoffen, Glauben.
Auch guter Kaffee und ein Schlückchen Rum,
Das kann keine Skepsis mir rauben.

3.

Hoffart.

O Gräfin Gudel von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menschheit, denn du hast Geld!
Du wirst mit Vieren kutschieren,
Man wird dich bei Hof präsentieren.
Es trägt dich die goldne Karosse
Zum kerzenschimmernden Schlosse;

Es rauschet deine Schleppe
Hinauf die Marmortreppe;
Dort oben, in bunten Reihen,
Da stehen die Diener und schreien:
Madame la comtesse de Gudelfeld.

Stolz, in der Hand den Fächer,
Wandelst du durch die Gemächer.
Belastet mit Diamanten
Und Perlen und Brüsseler Kanten,
Dein weißer Busen schwellet
Und freudig überquellet.
Das ist ein Lächeln und Nicken
Und Knicksen und tiefes Bücken!
Die Herzogin von Pavia
Die nennt dich: cara mia.
Die Junker und die Schranzen,
Die wollen mit dir tanzen;
Und der Krone witziger Erbe
Ruft laut im Saal: Süperbe
Schwingt sie den Steiß, die Gudelfeld!

Doch, Ärmste, hast du einst kein Geld,
Dreht dir den Rücken die ganze Welt.
Es werden die Lakaien
Auf deine Schleppe speien.
Statt Bückling und Scherwenzen
Gibt's nur Impertinenzen.
Die cara mia bekreuzt sich.
Und der Kronprinz ruft und schneuzt sich:
Nach Knoblauch riecht die Gudelfeld.

4.

Wandere!

Wenn dich ein Weib verraten hat,
So liebe flink eine andre;
Noch besser wär' es, du ließest die Stadt —
Schnüre den Ranzen und wandre!

Du findest bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden;
Hier weinst du aus dein kleines Weh
Und deine engen Leiden.

Wenn du den steilen Berg ersteigst,
Wirst du beträchtlich ächzen;
Doch wenn du den felsigen Gipfel erreichst,
Hörst du die Adler krächzen.

Dort wirst du selbst ein Adler fast,
Du bist wie neugeboren,
Du fühlst dich frei, du fühlst du hast
Dort unten nicht viel verloren.

5.

Winter.

Die Kälte kann wahrlich brennen
Wie Feuer. Die Menschenkinder
Im Schneegestöber rennen
Und laufen immer geschwinder.

O, bittre Winterhärte!
Die Nasen sind erfroren,
Und die Klavier-Konzerte
Zerreißen uns die Ohren.

Weit besser ist es im Summer,
Da kann ich im Walde spazieren,
Allein mit meinem Kummer,
Und Liebeslieder skandieren.

6.

Altes Kaminstück.

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm ist laut;
Hier im Stübchen ist es trocken,
Warm und einsam, stillvertraut.

Sinnend sitz' ich auf dem Sessel,
An dem knisternden Kamin,
Kochend summt der Wasserkessel
Längst verklungne Melodien.

Und ein Kätzchen sitzt daneben,
Wärmt die Pfötchen an der Glut;
Und die Flammen schweben, weben,
Wundersam wird mir zumut.

Dämmernd kommt heraufgestiegen
Manche längst vergess'ne Zeit,
Wie mit bunten Maskenzügen
Und verblichner Herrlichkeit.

Schöne Frau'n mit kluger Miene,
Winken süßgeheimnisvoll,
Und dazwischen Harlekine
Springen, lachen, lustigtoll.

Ferne grüßen Marmorgötter,
Traumhaft neben ihnen stehn
Märchenblumen, deren Blätter
In dem Mondenlichte wehn.

Wackelnd kommt herbeigeschwommen
Manches alte Zauberschloß;
Hintendrein geritten kommen
Blanke Ritter, Knappentroß.

Und das alles zieht vorüber,
Schattenhaftig übereilt —
Ach! da kocht der Kessel über,
Und das nasse Kätzchen heult.

7.

Sehnsüchtelei.

In dem Traum siehst du die stillen
Fabelhaften Blumen prangen;
Und mit Sehnsucht und Verlangen
Ihre Düfte dich erfüllen.

Doch von diesen Blumen scheidet
Dich ein Abgrund tief und schaurig,
Und dein Herz wird endlich traurig,
Und es blutet und es leidet.

Wie sie locken, wie sie schimmern!
Ach, wie komm' ich da hinüber?
Meister Hämmerling, mein Lieber,
Kannst du mir die Brücke zimmern?

8.

Helena.

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustglut —
Jetzt kannst du die Glut nicht stillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Toten sind unersättlich.

9.

Kluge Sterne.

Die Blumen erreicht der Fuß so leicht,
Auch werden zertreten die meisten;
Man geht vorbei und tritt entzwei
Die blöden wie die dreisten.

Die Perlen ruhn in Meeresstruh'n,
Doch weiß man sie aufzuspüren;
Man bohrt ein Loch und spannt sie ins Joch,
Ins Joch von seidenen Schnüren.

Die Sterne sind klug, sie halten mit Fug
Von unserer Erde sich ferne;
Am Himmelszelt, als Lichter der Welt,
Stehn ewig sicher die Sterne.

10.

Die Engel.

Freilich ein ungläub'ger Thomas
Glaub' ich an den Himmel nicht,
Den die Kirchenlehre Romas
Und Jerusalems verspricht.

Doch die Existenz der Engel,
Die bezweifelte ich nie;
Lichtgeschöpfe sonder Mängel,
Hier auf Erden wandeln sie.

Nur, genäd'ge Frau, die Flügel
Sprech' ich jenen Wesen ab;
Engel gibt es ohne Flügel,
Wie ich selbst gesehen hab'.

Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem schönen Blick
Schützen sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick.

Ihre Huld und ihre Gnaden
Trösten jeden, doch zumeist
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt.

Zeitgedichte.

1.

Doktrin.

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegelsche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheit,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

2.

Adam der Erste.

Du schicktest mit dem Flammenschwert
Den himmlischen Gendarmen,
Und jagtest mich aus dem Paradies,
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau
Nach andren Erdenländern;
Doch daß ich genossen des Wissens Frucht,
Das kannst du nicht mehr ändern.

Du kannst nicht ändern, daß ich weiß
Wie sehr du klein und nichtig,
Und machst du dich auch noch so sehr
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich ist doch dies
Consilium abeundi!
Das nenne ich einen Magnifikus
Der Welt, ein Lumen Mundi!

Vermissen werde ich nimmermehr
Die paradiesischen Räume;
Das war kein wahres Paradies —
Es gab dort verbotene Bäume.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find' ich die g'ringste Beschränknis,
Verwandelt sich mir das Paradies
In Hölle und Gefängnis.

3.

Warnung.

Solche Bücher läßt du drucken!
Teurer Freund, du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir geraten,
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Teurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

4.

An einen ehemaligen Goetheaner.

(1832.)

Hast du wirklich dich erhoben,
Aus dem müßig kalten Dunstkreis,
Womit einst der kluge Kunstgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

G'nügt dir nicht mehr die Bekanntschaft
Seiner Klärchen, seiner Gretchen?
Fliehst du Serlos keusche Mädchen
Und Ottiliens Wahlverwandtschaft?

Nur Germanien willst du dienen,
Und mit Mignon ist's vorbei heut,
Und du strebst nach größrer Freiheit
Als du fandest bei Philinen?

Für des Volkes Oberhoheit
Lüneburgertümlich kämpfst du,
Und mit kühnen Worten dämpfst du
Der Despoten Bundesroheit!

In der Fern' hör' ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob' ist,
Und wie du der Mirabeau bist
Von der Lüneburger Heide!

5.

Geheimnis.

Wir seufzen nicht, das Aug' ist trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene,
Wird das Geheimnis offenbar.

Mit seinen stummen Qualen liegt es
In unsrer Seele blut'gem Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,
Krampfhaft verschlossen bleibt der Mund.

Frag' du den Säugling in der Wiege,
Frag' du die Toten in dem Grab,
Vielleicht daß diese dir entdecken
Was ich dir stets verschwiegen hab'.

6.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?"

Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,
Die patriotische Überkraft
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur.

7.

Der Tambourmajor.

Das ist der alte Tambourmajor,
Wie ist er jetzt herunter!
Zur Kaiserzeit stand er in Flor,
Da war er glücklich und munter.

Er balancierte den großen Stock,
Mit lachendem Gesichte;
Die silbernen Tressen auf seinem Rock,
Die glänzten im Sonnenlichte.

Wenn er mit Trommelwirbelschall
Einzog in Städten und Städtchen,
Da schlug das Herz im Widerhall
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und sah und siegte leicht,
Wohl über alle Schönen;
Sein schwarzer Schnurrbart wurde feucht
Von deutschen Frauentränen.

Wir mußten es dulden! In jedem Land,
Wo die fremden Eroberer kamen,
Der Kaiser die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange getragen das Leid,
Geduldig wie deutsche Eichen,
Bis endlich die hohe Obrigkeit
Uns gab das Befreiungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs
Erhuben wir unsere Hörner,
Entledigten uns des fränkischen Jochs
Und sangen die Lieder von Körner.

Entsetzliche Verse! sie klangen ins Ohr
Gar schauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiser und der Tambourmajor,
Sie flohen erschrocken von dannen.

Sie ernteten beide den Sündenlohn
Und nahmen ein schlechtes Ende.
Es fiel der Kaiser Napoleon
Den Briten in die Hände.

Wohl auf der Insel Sankt Helena,
Sie marterten ihn gar schändlich;
Am Magenkrebse starb er da
Nach langen Leiden endlich.

Der Tambourmajor, er ward entsetzt
Gleichfalls von seiner Stelle.
Um nicht zu verhungern dient er jetzt
Als Hausknecht in unserm Hotelle.

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,
Muß Holz und Wasser schleppen.
Mit seinem wackelnd greisen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Wenn mich der Fritz besucht, so kann
Er nicht den Spaß sich versagen,
Den drollig schlotternd langen Mann
Zu nergeln und zu plagen.

Laß ab mit Spöttelei'n, o Fritz!
Es ziemt Germanias Söhnen
Wohl nimmermehr, mit schlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

Du solltest mit Pietät, mich deucht,
Behandeln solche Leute;
Der Alte ist dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite.

8.

Entartung.

Hat die Natur sich auch verschlechtert,
Und nimmt sie Menschenfehler an?
Mich dünkt die Pflanzen und die Tiere,
Sie lügen jetzt wie jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilje Keuschheit,
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; er küßt und flattert
Am End' mit ihrer Unschuld weg.

Von der Bescheidenheit der Veilchen
Halt' ich nicht viel. Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt sie,
Und heimlich dürstet sie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob sie empfindet,
Die Nachtigall, das was sie singt;
Sie übertreibt und schluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit schwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' ist es vorbei.
Die Hunde wedeln noch und stinken
Wie sonst, doch sind sie nicht mehr treu.

9.

Heinrich.

Auf dem Schloßhof zu Canossa
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,
Barfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht ist kalt und regnicht.

Droben aus dem Fenster lugen
Zwo Gestalten, und der Mondschein
Überflimmert Gregors Kahlkopf
Und die Brüste der Mathildis.

Heinrich, mit den blassen Lippen,
Murmelt fromme Paternoster;
Doch im tiefen Kaiserherzen
Heimlich knirscht er, heimlich spricht er:

„Fern in meinen deutschen Landen
Heben sich die starken Berge,
Und im stillen Bergesschachte
Wächst das Eisen für die Streitaxt.

„Fern in meinen deutschen Landen
Heben sich die Eichenwälder,
Und im Stamm der höchsten Eiche
Wächst der Holzstiel für die Streitaxt.

„Du, mein liebes treues Deutschland,
Du wirst auch den Mann gebären,
Der die Schlange meiner Qualen
Niederschmettert mit der Streitaxt."

10.

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

11.

Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg.

Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den bösen drei Gebresten,
Mit Armut, Körperschmerz und Judentume!

Das schlimmste von den dreien ist das letzte,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Niltal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Dusche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einst der Enkel
Genesen und vernünftig sein und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
Wir preisen jenes Herz, das klug und liebreich
Zu lindern suchte, was der Lind'rung fähig,
Zeitlichen Balsam träufelnd in die Wunden.

Der teure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künste
Des Arztes, (oder auch des Todes!) sorgte
Für Polster, Labetrank, Wartung und Pflege —

Ein Mann der Tat, tat er was eben tunlich:
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich,
Durch Wohltun sich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reich're Spende
Entrollte manchmal seinem Aug', die Träne,
Die kostbar schöne Träne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

— — —

12.

Georg Herwegh.

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten!
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarz-rot-goldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein teurer Freund, du warst betroffen —
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen!

Ein schimpfender Bedientenschwarm,
Und faule Äpfel statt der Kränze —
An jeder Seite ein Gendarm,
Erreichtest endlich du die Grenze.

Dort bleibst du stehn. Wehmut ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wo ich vor König Philipp stand
Und seinen ukermärkschen Granden.

„Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa;
In Versen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa."

13.

Die Tendenz.

Deutscher Sänger! sing und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Taten uns begeistre,
In Marseillerhymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geschlagen
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüt —
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Kartaune,
Blase, schmettre, donn're, töte!

Blase, schmettre, donn're täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.

14.

Das Kind.

Den Frommen schenkt's der Herr im Traum,
Weißt nicht wie dir geschah!
Du kriegst ein Kind und merkst es kaum,
Jungfrau Germania.

Es windet sich ein Bübelein
Von deiner Nabelschnur;
Es wird ein hübscher Schütze sein,
Als wie der Gott Amur.

Trifft einst in höchster Luft den Aar,
Und flög' er noch so stolz,
Den doppelköpfigen sogar
Erreicht sein guter Bolz.

Doch nicht wie jener blinde Heid,
Nicht wie der Liebesgott,
Soll er sich ohne Hos' und Kleid
Zeigen als Sanscülott.

Bei uns zu Land die Witterung,
Moral und Polizei
Gebieten streng, daß alt und jung
Leiblich bekleidet sei.

15.

Verheißung.

Nicht mehr barfuß sollst du traben,
Deutsche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommst du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefeln sollst du haben!

Auf dem Haupte sollst du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Daß sie dir die Ohren schütze
In den kalten Wintertagen.

Du bekommst sogar zu essen —
Eine große Zukunft naht dir! —
Laß dich nur vom welschen Satyr
Nicht verlocken zu Exzessen!

Werde nur nicht dreist und dreister!
Setz' nicht den Respekt beiseiten,
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeister!

16.

Der Wechselbalg.

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,
Hellblondem Schnurrbart, greisem Zopf,
Mit spinnig langen, doch starken Ärmchen,
Mit Riesenmagen, doch kurzen Gedärmchen —
Ein Wechselbalg, den ein Korporal,
Anstatt des Säuglings, den er stahl,
Heimlich gelegt in unsre Wiege, —
Die Mißgeburt, die mit der Lüge,
Mit seinem geliebten Windspiel vielleicht,
Der alte Sodomiter gezeugt, —
Nicht brauch' ich das Ungetüm zu nennen —
Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen!

17.

Der Kaiser von China.

Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuser,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiser.

Das ist ein Zaubertrank! Ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüte:
Sobald ich getrunken meinen Schnaps,
Steht China ganz in Blüte.

Das Reich der Mitte verwandelt sich dann
In einen Blumenanger,
Ich selber werde fast ein Mann
Und meine Frau wird schwanger.

Allüberall ist Überfluß
Und es gesunden die Kranken;
Mein Hofweltweiser Confusius
Bekömmt die klarsten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
Wird Mandelkuchen — O Freude!
Und alle Lumpen meines Staats
Spazieren in Samt und Seide.

Die Mandarinenritterschaft,
Die invaliden Köpfe,
Gewinnen wieder Jugendkraft
Und schütteln ihre Zöpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort
Des Glaubens, ist fertig geworden;
Die letzten Juden taufen sich dort
Und kriegen den Drachenorden.

Es schwindet der Geist der Revolution
Und es rufen die edelsten Mandschu:
Wir wollen keine Konstitution,
Wir wollen den Stock, den Kantschu!

Wohl haben die Schüler Äskulaps
Das Trinken mir widerraten,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Besten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps!
Das schmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk ist glücklich, hat's auch den Raps
Und jubelt: Hosianna!

18.

Kirchenrat Prometheus.

Ritter Paulus, edler Räuber,
Mit gerunzelt düstren Stirnen
Schau'n die Götter auf dich nieder,
Dich bedroht das höchste Zürnen,

Ob dem Raube, ob dem Diebstahl,
Den du im Olymp begangen —
Fürchte des Prometheus Schicksal,
Wenn dich Jovis Häscher fangen!

Freilich jener stahl noch Schlimm'res,
Stahl das Licht, die Flammenkräfte,
Um die Menschheit zu erleuchten —
Du, du stahlest Schellings Hefte,

Just das Gegenteil des Lichtes,
Finsternis, die man betastet,
Die man greifen kann wie jene,
Die Ägypten einst belastet.

19.

An den Nachtwächter.

(Bei späterer Gelegenheit.)

Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil,
So magst du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und sollt' ich dich auch Herr Hofrat nennen.

Sie machen jetzt ein großes Geschrei,
Von wegen deiner Verhofräterei,
Vom Seinestrand bis an der Elbe
Hört' ich seit Monden immer dasselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — O, sprich,
Reitest du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Angelst du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

Vielleicht bist du müde und sehnst dich nach Schlaf.
Du hast die Nacht hindurch so brav
Geblasen, jetzt hängst du das Horn an den Nagel:
Mag tuten wer will für den deutschen Janhagel!

Du legst dich zu Bette und schließest zu
Die Augen, doch läßt man dich nicht in Ruh.
Vor deinem Fenster spotten die Schreier:
„Brutus, du schläfst? Wach' auf, Befreier!"

Ach! so ein Schreier weiß nicht warum
Der beste Nachtwächter wird endlich stumm,
Es ahndet nicht so ein junger Maulheld,
Warum der Mensch am End' das Maul hält.

Du fragst mich, wie es uns hier ergeht?
Hier ist es still, kein Windchen weht,
Die Wetterfahnen sind sehr verlegen,
Sie wissen nicht wohin sich bewegen ...

20.

Zur Beruhigung.

Wir schlafen ganz wie Brutus schlief —
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäsars Brust das kalte Messer;
Die Römer waren Tyrannenfresser.

Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak.
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,
Ein jedes Volk hat seine Größe;
In Schwaben kocht man die besten Klöße.

Wir sind Germanen, gemütlich und brav,
Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.

Wir sind so treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf sind wir stolz;
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals sich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäsar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäsar suchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben sechsunddreißig Herr'n,
(Ist nicht zu viel!) und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.

Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentümlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

Wenn unser Vater spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät;
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

21.

Verkehrte Welt.

Das ist ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen!
Die Jäger werden dutzendweis
Erschossen von den Schnepfen.

Die Kälber braten jetzt den Koch,
Auf Menschen reiten die Gäule;
Für Lehrfreiheit und Rechte des Lichts
Kämpft die katholische Eule.

Der Hering wird ein Sansculott,
Die Wahrheit sagt uns Bettine,
Und ein gestiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Ein Affe läßt ein Pantheon
Erbauen für deutsche Helden.
Der Maßmann hat sich jüngst gekämmt,
Wie deutsche Blätter melden.

Germanische Bären glauben nicht mehr
Und werden Atheisten;
Jedoch die französischen Papagei'n,
Die werden gute Christen.

Im ukermärkschen Moniteur
Da hat man's am tollsten getrieben:
Ein Toter hat dem Lebenden dort
Die schnödeste Grabschrift geschrieben.

Laßt uns nicht schwimmen gegen den Strom,
Ihr Brüder! Es hilft uns wenig!
Laßt uns besteigen den Templower Berg
Und rufen: es lebe der König!

22.

Erleuchtung.

Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkst du itzt,
Daß man dir die besten Suppen
Vor dem Maule wegstibitzt?

Als Ersatz ward dir versprochen
Reinverklärte Himmelsfreud'
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleisch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube schwächer
Oder stärker dein App'tit?
Du ergreifst den Lebensbecher
Und du singst ein Heidenlied!

Michel! fürchte nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanst,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du still verdauen kannst.

23.

Wartet nur.

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Es wird sich grausenhaft bewähren,
Wenn einst erscheint der rechte Tag;
Dann sollt ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterschlag.

Gar manche Eiche wird zersplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenturm!

24.

Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land,
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir ist als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust — Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heit'res Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

Romanzero

Erſtes Buch
Hiſtorien

Wenn man an dir Verrat geübt,
Sei du um so treuer;
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied,
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn, und dein Gemüt
Wird süß verbluten.

Rhampsenit.

Als der König Rhampsenit
Eintrat in die goldne Halle
Seiner Tochter, lachte diese,
Lachten ihre Zofen alle.

Auch die Schwarzen, die Eunuchen,
Stimmten lachend ein, es lachten
Selbst die Mumien, selbst die Sphinxe,
Daß sie schier zu bersten dachten.

Die Prinzessin sprach: Ich glaubte
Schon den Schatzdieb zu erfassen,
Der hat aber einen toten
Arm in meiner Hand gelassen.

Jetzt begreif' ich, wie der Schatzdieb
Dringt in deine Schatzhauskammern,
Und die Schätze dir entwendet,
Trotz den Schlössern, Riegeln, Klammern.

Einen Zauberschlüssel hat er,
Der erschließet allerorten
Jede Türe, widerstehen
Können nicht die stärksten Pforten.

Ich bin keine starke Pforte
Und ich hab' nicht widerstanden,
Schätzehütend diese Nacht
Kam ein Schätzlein mir abhanden.

So sprach lachend die Prinzessin
Und sie tänzelt im Gemache,
Und die Zofen und Eunuchen
Hoben wieder ihre Lache.

An demselben Tag ganz Memphis
Lachte, selbst die Krokodile
Reckten lachend ihre Häupter
Aus dem schlammig gelben Nile,

Als sie Trommelschlag vernahmen
Und sie hörten an dem Ufer
Folgendes Reskript verlesen
Von dem Kanzelei-Ausrufer:

Rhampsenit von Gottes Gnaden
König zu und in Ägypten,
Wir entbieten Gruß und Freundschaft
Unsern Vielgetreu'n und Liebden.

In der Nacht vom dritten zu dem
Vierten Junius des Jahres
Dreizehnhundert vier und zwanzig
Vor Christi Geburt, da war es,

Daß ein Dieb aus unserm Schatzhaus
Eine Menge von Juwelen
Uns entwendet; es gelang ihm
Uns auch später zu bestehlen.

Zur Ermittelung des Täters
Ließen schlafen wir die Tochter
Bei den Schätzen — doch auch jene
Zu bestehlen schlau vermocht' er.

Um zu steuern solchem Diebstahl
Und zu gleicher Zeit dem Diebe
Unsre Sympathie zu zeigen,
Unsre Ehrfurcht, unsre Liebe,

Wollen wir ihm zur Gemahlin
Unsre einz'ge Tochter geben,
Und ihn auch als Thronnachfolger
In den Fürstenstand erheben.

Sintemal uns die Adresse
Unsres Eidams noch zur Stunde
Unbekannt, soll dies Reskript ihm
Bringen Unsrer Gnade Kunde.

So geschehn den dritten Jenner
Dreizehnhundert zwanzig sechs
Vor Christi Geburt. — Signieret
Von Uns: Rhampsenitus Rex.

Rhampsenit hat Wort gehalten,
Nahm den Dieb zum Schwiegersohne,
Und nach seinem Tode erbte
Auch der Dieb Ägyptens Krone.

Er regierte wie die andern,
Schützte Handel und Talente;
Wenig, heißt es, ward gestohlen
Unter seinem Regimente.

Der weiße Elefant.

Der König von Siam, Mahawasant
Beherrscht das halbe Indienland,
Zwölf Kön'ge, der große Mogul sogar,
Sind seinem Zepter tributar.

Alljährlich mit Trommeln, Posaunen und Fahnen
Ziehen nach Siam die Zinskarawanen;
Viel tausend Kamele, hochberuckte,
Schleppen die kostbarsten Landesprodukte.

Sieht er die schwerbepackten Kamele,
So schmunzelt heimlich des Königs Seele;
Öffentlich freilich pflegt er zu jammern,
Es fehlte an Raum in seinen Schatzkammern.

Doch diese Schatzkammern sind so weit,
So groß und voller Herrlichkeit;
Hier überflügelt der Wirklichkeit Pracht
Die Märchen von Tausend und Eine Nacht.

„Die Burg des Indra" heißt die Halle,
Wo aufgestellt die Götter alle,
Bildsäulen von Gold, fein ziselieret,
Mit Edelsteinen inkrustieret.

Sind an der Zahl wohl dreißigtausend,
Figuren abenteuerlich grausend,
Mischlinge von Menschen- und Tiergeschöpfen,
Mit vielen Händen und vielen Köpfen.

Im „Purpursaale" sieht man verwundert
Korallenbäume dreizehnhundert,
Wie Palmen groß, seltsamer Gestalt,
Geschnörkelt die Äste, ein roter Wald.

Das Estrich ist vom reinsten Kristalle
Und widerspiegelt die Bäume alle.
Fasanen vom buntesten Glanzgefieder
Gehn gravitätisch dort auf und nieder.

Der Lieblingsaffe des Mahawasant
Trägt an dem Hals ein seidenes Band,
Dran hängt der Schlüssel, welcher erschleußt
Die Halle, die man den Schlafsaal heißt.

Die Edelsteine vom höchsten Wert,
Die liegen wie Erbsen hier auf der Erd'
Hochaufgeschüttet; man findet dabei
Diamanten so groß wie ein Hühnerei.

Auf grauen mit Perlen gefüllten Säcken
Pflegt hier der König sich hinzustrecken;
Der Affe legt sich zum Monarchen
Und beide schlafen ein und schnarchen.

Das Kostbarste aber von allen Schätzen
Des Königs, sein Glück, sein Seelenergötzen,
Die Lust und der Stolz von Mahawasant,
Das ist sein weißer Elefant.

Als Wohnung für diesen erhabenen Gast
Ließ bauen der König den schönsten Palast;
Es wird das Dach, mit Goldblech beschlagen,
Von lotos-knäufigen Säulen getragen.

Am Tore stehen dreihundert Trabanten
Als Ehrenwache des Elefanten,
Und kniend mit gekrümmtem Rucken,
Bedienen ihn hundert schwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüssel
Die leckersten Bissen für seinen Rüssel;
Er schlürft aus silbernen Eimern den Wein,
Gewürzt mit den süßesten Spezerei'n.

Man salbt ihn mit Ambra und Rosenessenzen,
Man schmückt sein Haupt mit Blumenkränzen;
Als Fußdecke dienen dem edlen Tier
Die kostbarsten Schals aus Kaschimir.

Das glücklichste Leben ist ihm beschieden,
Doch niemand auf Erden ist zufrieden.
Das edle Tier, man weiß nicht wie,
Versinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus
Steht traurig mitten im Überfluß.
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,
Jedoch die klügsten Versuche scheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen
Die Bajaderen; vergebens erklingen
Die Zinken und Pauken der Musikanten,
Doch nichts erlustigt den Elefanten.

Da täglich sich der Zustand verschlimmert,
Wird Mahawasantes Herz bekümmert;
Er läßt vor seines Thrones Stufen
Den klügsten Astrologen rufen.

„Sterngucker, ich lass' dir das Haupt abschlagen",
Herrscht er ihn an, „kannst du mir nicht sagen
Was meinem Elefanten fehle,
Warum so verdüstert seine Seele?"

Doch jener wirft sich dreimal zur Erde,
Und ängstlich spricht er mit ernster Gebärde:
„O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,
Du kannst dann handeln nach Gutbefinden.

„Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elefant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

„Mit ihr verglichen, erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimha, die Riesin, im Ramajana,
Und an der Epheser große Diana.

„Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmutig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

„Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

„Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier ist dessen nicht kapabel, —
O diese Weiße ist implacable!

„Des Himalaya Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh';
Die Lilie, die ihre Hand erfaßt,
Vergilbt durch Eifersucht oder Kontrast.

„Gräfin Bianka ist der Name
Von dieser großen weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und diese liebt der Elefant.

„Durch wunderbare Wahlverwandtschaft
Im Traume machte er ihre Bekanntschaft,
Und träumend in sein Herze stahl
Sich dieses hohe Ideal.

„Sehnsucht verzehrt ihn seit jener Stund',
Und er, der vormals so froh und gesund,
Er ist ein vierfüßiger Werther geworden,
Und träumt von einer Lotte im Norden.

„Geheimnisvolle Sympathie!
Er sah sie nie und denkt an sie.
Er trampelt oft im Mondschein umher
Und seufzet: ‚Wenn ich ein Vöglein wär'!'

„In Siam ist nur der Leib, die Gedanken
Sind bei Bianka im Lande der Franken;
Doch diese Trennung von Leib und Seele
Schwächt sehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

„Die leckersten Braten widern ihn an,
Er liebt nur Dampfnudeln und Ossian;
Er hüstelt schon, er magert ab,
Die Sehnsucht schaufelt sein frühes Grab.

„Willst du ihn retten, erhalten sein Leben,
Der Säugetierwelt ihn wiedergeben,
O König, so schicke den hohen Kranken
Direkt nach Paris, der Hauptstadt der Franken.

„Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit
Der Anblick der schönen Frau erfreut,
Die seiner Träume Urbild gewesen,
Dann wird er von seinem Trübsinn genesen.

„Wo seiner Schönen Augen strahlen,
Da schwinden seiner Seele Qualen;
Ihr Lächeln verscheucht die letzten Schatten,
Die hier sich eingenistet hatten;

„Und ihre Stimme, wie'n Zauberlied,
Löst sie den Zwiespalt in seinem Gemüt;
Froh hebt er wieder die Lappen der Ohren,
Er fühlt sich verjüngt, wie neugeboren.

„Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süß
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!
Wie wird sich dorten zivilisieren
Dein Elefant und amüsieren!

„Vor allem aber, o König, lasse
Ihm reichlich füllen die Reisekasse,
Und gib ihm einen Kreditbrief mit
Auf Rothschild frères in der rue Lafitte.

„Ja, einen Kreditbrief von einer Million
Dukaten etwa; — der Herr Baron
Von Rothschild sagt von ihm alsdann:
Der Elefant ist ein braver Mann!"

So sprach der Astrolog, und wieder
Warf er sich dreimal zur Erde nieder.
Der König entließ ihn mit reichen Geschenken,
Und streckte sich aus, um nachzudenken.

Er dachte hin, er dachte her;
Das Denken wird den Königen schwer.
Sein Affe sich zu ihm niedersetzt,
Und beide schlafen ein zuletzt.

Was er beschlossen, das kann ich erzählen
Erst später; die indischen Mall'posten fehlen.
Die letzte, welche uns zugekommen,
Die hat den Weg über Suez genommen.

Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beständig;
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Samt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar,
Wenn jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,
Der närrische Brummbaß brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hause gehen —"
Die Herzogin lacht: Ich laß dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —"
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör' ich —"
Die Herzogin lacht: Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begehr' ich.

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt' er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

„Das ist der Scharfrichter von Bergen!" so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weichet scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
„Knie vor mir nieder, Geselle!

„Mit diesem Schwertschlag mach' ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig."

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein,
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

Walküren.

Unten Schlacht. Doch oben schossen
Durch die Luft auf Wolkenrossen
Drei Walküren, und es klang
Schilderklirrend ihr Gesang:

Fürsten hadern, Völker streiten,
Jeder will die Macht erbeuten;
Herrschaft ist das höchste Gut,
Höchste Tugend ist der Mut.

Heisa! vor dem Tod beschützen
Keine stolzen Eisenmützen,
Und das Heldenblut zerrinnt
Und der schlechtre Mann gewinnt.

Lorbeerkränze, Siegesbogen!
Morgen kommt er eingezogen,
Der den Bessern überwand
Und gewonnen Leut' und Land.

Bürgermeister und Senator
Holen ein den Triumphator,
Tragen ihm die Schlüssel vor,
Und der Zug geht durch das Tor.

Hei! da böllert's von den Wällen,
Zinken und Trompeten gellen,
Glockenklang erfüllt die Luft,
Und der Pöbel Vivat! ruft.

Lächelnd stehen auf Balkonen
Schöne Fraun, und Blumenkronen
Werfen sie dem Sieger zu.
Dieser grüßt mit stolzer Ruh'.

Schlachtfeld bei Hastings.

Der Abt von Waltham seufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Hastings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die schickt' er aus als Boten,
Sie sollten suchen die Leiche Harolds
Bei Hastings unter den Toten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt ist uns gram,
Wir sind verlassen vom Glücke.

„Gefallen ist der beßre Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte,
Gewappnete Diebe verteilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lausigste Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Insel der Briten;
Ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldnen Sporen geritten.

„Weh' dem, der jetzt ein Sachse ist!
Ihr Sachsenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in acht,
Ihr seid der Schmach nicht enthoben.

„Jetzt wissen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutrot am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Besen von Feuer.

„Bei Hastings in Erfüllung ging
Des Unsterns böses Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort
Und suchten unter den Leichen.

„Wir suchten hin, wir suchten her,
Bis alle Hoffnung verschwunden —
Den Leichnam des toten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden."

Asgod und Ailrik sprachen also;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Versank in tiefe Nachdenklichkeit
Und sprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenstein,
Just in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürft'gen Hütte.

„Man hieß sie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat sie geliebt, geküßt und geherzt,
Und endlich verlassen, vergessen.
Die Zeit verfließt; wohl sechzehn Jahr'
Verflossen unterdessen.

„Begebt euch, Brüder, zu diesem Weib
Und laßt sie mit euch gehen
Zurück nach Hastings, der Blick des Weibs
Wird dort den König erspähen.

„Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir christlich bestatten den Leib
Und für die Seele singen."

Um Mitternacht gelangten schon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde.

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davongetragen,
Und auf dem Feld bei Hastings liegt
Der König Harold erschlagen.

„Komm mit nach Hastings, wir suchen dort
Den Leichnam unter den Toten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten."

Kein Wort sprach Edith Schwanenhals,
Sie schürzte sich geschwinde
Und folgte den Mönchen; ihr greisendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgestrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten sie schon
Zu Hastings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Leilich,
Zerfloß allmählich; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abscheulich.

Viel tausend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,
Daneben die Äser der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem stieren Aug'
Die forschenden Blicke schießen.

Sie suchte hin, sie suchte her,
Oft mußte sie mühsam verscheuchen
Die fraßbegierige Rabenschar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie suchte schon den ganzen Tag,
Es ward schon Abend — plötzlich
Bricht aus der Brust des armen Weibs
Ein geller Schrei, entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des toten Königs Leiche.
Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, sie küßte den Mund,
Sie hielt ihn fest umschlossen;
Sie küßte auf des Königs Brust
Die Wunde blutumflossen.

Auf seiner Schulter erblickt sie auch —
Und sie bedeckt sie mit Küssen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hineingebissen.

Die Mönche konnten mittlerweil'
Baumstämme zusammenfugen;
Das war die Bahre, worauf sie alsdann
Den toten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie sang die Totenlitanein
In kindisch frommer Weise;
Das klang so schauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leise. —

Karl I.

Im Wald, in der Köhlerhütte sitzt
Trübsinnig allein der König;
Er sitzt an der Wiege des Köhlerkinds
Und wiegt und singt eintönig:

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe —
Du trägst das Zeichen an der Stirn
Und lächelst so furchtbar im Schlafe.

„Eiapopeia, das Kätzchen ist tot —
Du trägst auf der Stirne das Zeichen —
Du wirst ein Mann und schwingst das Beil,
Schon zittern im Walde die Eichen.

„Der alte Köhlerglaube verschwand,
Es glauben die Köhlerkinder —
Eiapopeia — nicht mehr an Gott
Und an den König noch minder.

„Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh —
Wir müssen zuschanden werden —
Eiapopeia — im Himmel der Gott
Und ich, der König auf Erden.

„Mein Mut erlischt, mein Herz ist krank,
Und täglich wird es kränker —
Eiapopeia — du Köhlerkind
Ich weiß es, du bist mein Henker.

„Mein Todesgesang ist dein Wiegenlied —
Eiapopeia — die greisen
Haarlocken schneidest du ab zuvor —
Im Nacken klirrt mir das Eisen.

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Du hast das Reich erworben,
Und schlägst mir das Haupt vom Rumpf herab —
Das Kätzchen ist gestorben.

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe.
Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh —
Schlafe, mein Henkerchen, schlafe!"

Maria Antoinette.

Wie heiter im Tuilerienschloß
Blinken die Spiegelfenster,
Und dennoch dort am hellen Tag
Gehn um die alten Gespenster.

Es spukt im Pavillon de Flor'
Maria Antoinette;
Sie hält dort morgens ihre Lever
Mit strenger Etikette.

Geputzte Hofdamen. Die meisten stehn,
Auf Taburetts andre sitzen;
Die Kleider von Atlas und Goldbrokat,
Behängt mit Juwelen und Spitzen.

Die Taille ist schmal, der Reifrock bauscht,
Darunter lauschen die netten
Hochhackigen Füßchen so klug hervor —
Ach, wenn sie nur Köpfe hätten!

Sie haben alle keinen Kopf,
Der Königin selbst mankieret
Der Kopf, und Ihro Majestät
Ist deshalb nicht frisieret.

Ja, Sie, die mit turmhohem Toupet
So stolz sich konnte gebaren,
Die Tochter Maria Theresias,
Die Enkelin deutscher Cäsaren,

Sie muß jetzt spuken ohne Frisur
Und ohne Kopf, im Kreise
Von unfrisierten Edelfrau'n,
Die kopflos gleicherweise.

Das sind die Folgen der Revolution
Und ihrer fatalen Doktrine;
An allem ist schuld Jean Jacques Rousseau,
Voltaire und die Guillotine.

Doch sonderbar! es dünkt mich schier,
Als hätten die armen Geschöpfe
Gar nicht bemerkt, wie tot sie sind
Und daß sie verloren die Köpfe.

Ein leeres Gespreize, ganz wie sonst,
Ein abgeschmacktes Scherwenzen —
Possierlich sind und schauderhaft
Die kopflosen Reverenzen.

Es knickst die erste Dame d'atour
Und bringt ein Hemd von Linnen;
Die zweite reicht es der Königin,
Und beide knicksen von hinnen.

Die dritte Dam' und die vierte Dam'
Knicksen und niederknieen
Vor Ihrer Majestät, um Ihr
Die Strümpfe anzuziehen.

Ein Ehrenfräulein kommt und knickst
Und bringt das Morgenjäckchen;
Ein andres Fräulein knickst und bringt
Der Königin Unterröckchen.

Die Oberhofmeisterin steht dabei,
Sie fächert die Brust, die weiße,
Und in Ermanglung eines Kopfs
Lächelt sie mit dem Steiße.

Wohl durch die verhängten Fenster wirft
Die Sonne neugierige Blicke,
Doch wie sie gewahrt den alten Spuk,
Prallt sie erschrocken zurücke.

Pomare.

1.

Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen, und Fanfare
Blasen sie und rufen: Heil!
Heil, der Königin Pomare!

Jene nicht von Otahaiti —
Missionärisiert ist jene —
Die ich meine, die ist wild,
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt sie
Öffentlich sich ihrem Volke
In dem Garten Mabill, tanzt
Dort den Cancan, auch die Polke.

Majestät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürstin jeder Zoll
Von der Hüfte bis zur Wade —

Also tanzt sie — und es blasen
Liebesgötter die Fanfare
Mir im Herzen, rufen: Heil!
Heil der Königin Pomare!

2.

Sie tanzt! Wie sie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied sich zierlich biegt!
Das ist ein Flattern und ein Schwingen,
Um wahrlich aus der Haut zu springen.

Sie tanzt. Wenn sie sich wirbelnd dreht
Auf einem Fuß, und stille steht
Am End' mit ausgestreckten Armen,
Mag Gott sich meiner Vernunft erbarmen!

Sie tanzt. Derselbe Tanz ist das,
Den einst die Tochter Herodias
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes.
Ihr Auge sprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich rasend — ich werde toll —
Sprich, Weib, was ich dir schenken soll?
Du lächelst? Heda! Trabanten! Läufer!
Man schlage ab das Haupt dem Täufer!

3.

Gestern noch fürs liebe Brot
Wälzte sie sich tief im Kot,
Aber heute schon mit vieren
Fährt das stolze Weib spazieren.
In die seidnen Kissen drückt
Sie das Lockenhaupt, und blickt
Vornehm auf den großen Haufen
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich so fahren seh',
Tut es mir im Herzen weh!
Ach, es wird dich dieser Wagen
Nach dem Hospitale tragen,
Wo der grausenhafte Tod
Endlich endigt deine Not,
Und der Carabin mit schmierig
Plumper Hand und lernbegierig
Deinen schönen Leib zerfetzt,
Anatomisch ihn zersetzt —
Deine Rosse trifft nicht minder
Einst zu Montfaucon der Schinder.

4.

Besser hat es sich gewendet,
Das Geschick, das dich bedroht' —
Gott sei Dank, du hast geendet,
Gott sei Dank, und du bist tot.

In der Dachstub' deiner armen,
Alten Mutter starbest du,
Und sie schloß dir mit Erbarmen
Deine schönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Leilich,
Einen Sarg, ein Grab sogar,
Die Begräbnisfeier freilich
Etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört man singen,
Keine Glocke klagte schwer;
Hinter deiner Bahre gingen
Nur dein Hund und dein Friseur.

„Ach, ich habe der Pomare",
Seufzte dieser, „oft gekämmt
Ihre langen schwarzen Haare,
Wenn sie vor mir saß im Hemd."

Was den Hund betrifft, so rannt' er
Schon am Kirchhofstor davon,
Und ein Unterkommen fand er
Späterhin bei Ros' Pompon,

Ros' Pompon, der Provenzalin,
Die den Namen Königin
Dir mißgönnt und als Rivalin
Dich verklatscht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes,
Mit dem Diadem von Kot,
Bist gerettet jetzt durch Gottes
Ew'ge Güte, du bist tot.

Wie die Mutter, so der Vater
Hat Barmherzigkeit geübt,
Und ich glaube, dieses tat er,
Weil auch du so viel geliebt.

Der Apollogott.

1.

Das Kloster ist hoch auf Felsen gebaut,
Der Rhein vorüberrauschet;
Wohl durch das Gitterfenster schaut
Die junge Nonne und lauschet.

Da fährt ein Schifflein, märchenhaft
Vom Abendrot beglänzet;
Es ist bewimpelt von buntem Taft,
Von Lorbeern und Blumen bekränzet.

Ein schöner blondgelockter Fant
Steht in des Schiffes Mitte;
Sein goldgesticktes Purpurgewand
Ist von antikem Schnitte.

Zu seinen Füßen liegen da
Neun marmorschöne Weiber;
Die hochgeschürzte Tunika
Umschließt die schlanken Leiber.

Der Goldgelockte lieblich singt
Und spielt dazu die Leier;
Ins Herz der armen Nonne dringt
Das Lied und brennt wie Feuer.

Sie schlägt ein Kreuz, und noch einmal
Schlägt sie ein Kreuz, die Nonne;
Nicht scheucht das Kreuz die süße Qual,
Nicht bannt es die bittre Wonne.

2.

Ich bin der Gott der Musika,
Verehrt in allen Landen;
Mein Tempel hat in Grăcia
Auf Mont-Parnaß gestanden.

Auf Mont-Parnaß in Grăcia,
Da hab' ich oft gesessen
Am holden Quell Kastalia,
Im Schatten der Zypressen.

Vokalisierend saßen da
Um mich herum die Töchter,
Das sang und klang la-la, la-la!
Geplauder und Gelächter.

Mitunter rief tra-ra, tra-ra!
Ein Waldhorn aus dem Holze;
Dort jagte Artemisia,
Mein Schwesterlein, die Stolze.

Ich weiß es nicht, wie mir geschah:
Ich brauchte nur zu nippen
Vom Wasser der Kastalia,
Da tönten meine Lippen.

Ich sang — und wie von selbst beinah'
Die Leier klang, berauschend;
Mir war, als ob ich Daphne sah,
Aus Lorbeerbüschen lauschend.

Ich sang — und wie Ambrosia
Wohlrüche sich ergossen,
Es war von einer Gloria
Die ganze Welt umflossen.

Wohl tausend Jahr aus Grächa
Bin ich verbannt, vertrieben —
Doch ist mein Herz in Grächa,
In Grächa geblieben.

3.

In der Tracht der Beguinen,
In dem Mantel mit der Kappe
Von der gröbsten schwarzen Serge,
Ist vermummt die junge Nonne.

Hastig längs des Rheines Ufern
Schreitet sie hinab die Landstraß',
Die nach Holland führt, und hastig
Fragt sie jeden, der vorbeikommt:

„Habt Ihr nicht gesehn Apollo?
Einen roten Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott."

Keiner will ihr Rede stehen,
Mancher dreht ihr stumm den Rücken,
Mancher glotzt sie an und lächelt,
Mancher seufzet: Armes Kind!

Doch des Wegs herangetrottelt
Kommt ein schlottrig alter Mensch,
Fingert in der Luft, wie rechnend,
Näselnd singt er vor sich hin.

Einen schlappen Quersack trägt er,
Auch ein klein dreieckig Hütchen;
Und mit schmunzelnd klugen Äuglein
Hört er an den Spruch der Nonne:

„Habt Ihr nicht gesehn Apollo?
Einen roten Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott."

Jener aber gab zur Antwort,
Während er sein Köpfchen wiegte
Hin und her, und gar possierlich
Zupfte an dem spitzen Bärtchen:

„Ob ich ihn gesehen habe?
Ja, ich habe ihn gesehen
Oft genug zu Amsterdam,
In der deutschen Synagoge.

„Denn er war Vorsänger dorten,
Und da hieß er Rabbi Faibisch,
Was auf Hochdeutsch heißt Apollo —
Doch mein Abgott ist er nicht.

„Roter Mantel? Auch den roten
Mantel kenn' ich. Echter Scharlach,
Kostet acht Florin die Elle,
Und ist noch nicht ganz bezahlt.

„Seinen Vater Moses Fitscher
Kenn' ich gut. Vorhautabschneider
Ist er bei den Portugiesen.
Er beschnitt auch Souveräne.

„Seine Mutter ist Cousine
Meines Schwagers, und sie handelt
Auf der Gracht mit sauern Gurken
Und mit abgelebten Hosen.

„Haben kein Plaisier am Sohne.
Dieser spielt sehr gut die Leier,
Aber leider noch viel besser
Spielt er oft Tarock und L'hombre.

„Auch ein Freigeist ist er, aß
Schweinefleisch, verlor sein Amt,
Und er zog herum im Lande
Mit geschminkten Komödianten.

„In den Buden, auf den Märkten,
Spielte er den Pickelhering,
Holofernes, König David,
Diesen mit dem besten Beifall.

„Denn des Königs eigne Lieder
Sang er in des Königs eigner
Muttersprache, tremulierend
In des Nigens alter Weise.

„Aus dem Amsterdamer Spielhuis
Zog er jüngst etwelche Dirnen,
Und mit diesen Musen zieht er
Jetzt herum als ein Apollo.

„Eine dicke ist darunter,
Die vorzüglich quiekt und grünzelt;
Ob dem großen Lorbeerkopfputz
Nennt man sie die grüne Sau."

Kleines Volk.

In einem Pißpott kam er geschwommen,
Hochzeitlich geputzt, hinab den Rhein.
Und als er nach Rotterdam gekommen,
Da sprach er: „Juffräuken, willst du mich frein?

„Ich führe dich, geliebte Schöne,
Nach meinem Schloß, ins Brautgemach;
Die Wände sind eitel Hobelspäne,
Aus Häckerling besteht das Dach.

„Da ist es so puppenniedlich und nette,
Da lebst du wie eine Königin!
Die Schale der Walnuß ist unser Bette,
Von Spinnweb sind die Laken drin.

„Ameiseneier, gebraten in Butter,
Essen wir täglich, auch Würmchengemüs,
Und später erb' ich von meiner Frau Mutter
Drei Nonnenfürzchen, die schmecken so süß.

„Ich habe Speck, ich habe Schwarten,
Ich habe Fingerhüte voll Wein,
Auch wächst eine Rübe in meinem Garten,
Du wirst wahrhaftig glücklich sein!"

Das war ein Locken und ein Werben!
Wohl seufzte die Braut: ach Gott! ach Gott!
Sie war wehmütig, wie zum Sterben —
Doch endlich stieg sie hinab in den Pott.

Sind Christenleute oder Mäuse
Die Helden des Lieds? Ich weiß es nicht mehr.
Im Beverland hört' ich die schnurrige Weise,
Es sind nun dreißig Jahre her.

Zwei Ritter.

Crapülinski und Waschlapski,
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit, gegen
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris —
Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland, ist süß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und sein Jonathan,
Liebten sich die beiden Polen,
Küßten sich: „Kochan! Kochan!"

Keiner je verriet den andern,
Blieben Freunde, ehrlich, treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derselben Stube,
Schliefen in demselben Bette;
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten sie sich um die Wette.

Speisten in derselben Kneipe,
Und da keiner wollte leiden,
Daß der andre für ihn zahle,
Zahlte keiner von den beiden.

Auch dieselbe Henriette
Wäscht für beide edle Polen;
Trällernd kommt sie jeden Monat, —
Um die Wäsche abzuholen.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern;
Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punsch,
(Es versteht sich, unverzückert,
Unversäuert, unverwässert)
Haben sie bereits geschlückert.

Und von Wehmut wird beschlichen
Ihr Gemüte; ihr Gesicht
Wird befeuchtet schon von Zähren.
Und der Crapülinski spricht:

„Hätt' ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz',
Die im Vaterland geblieben!"

Ihm erwiderte Waschlapski:
„O du bist ein treuer Schlachzitz,
Denkest immer an der Heimat
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz'.

„Polen ist noch nicht verloren,
Unsre Weiber, sie gebären,
Unsre Jungfrau'n tun dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

„Helden, wie der Held Sobieski,
Wie Schelmufski und Uminski,
Eskrokewitsch, Schubiakski,
Und der große Eselinski."

Das goldne Kalb.

Doppelflöten, Hörner, Geigen
Spielen auf zum Götzenreigen,
Und es tanzen Jakobs Töchter
Um das goldne Kalb herum —
Brum — brum — brum —
Paukenschläge und Gelächter!

Hochgeschürzt bis zu den Lenden
Und sich fassend an den Händen,
Jungfrau'n edelster Geschlechter
Kreisen wie ein Wirbelwind
Um das Rind —
Paukenschläge und Gelächter!

Aaron selbst wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnsinnwogen,
Und er selbst, der Glaubenswächter,
Tanzt im Hohenpriesterrock,
Wie ein Bock —
Paukenschläge und Gelächter!

König David.

Lächelnd scheidet der Despot,
Denn er weiß, nach seinem Tod'
Wechselt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtschaft hat kein Ende.

Armes Volk! wie Pferd' und Farrn
Bleibt es angeschirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der sich nicht bequemt den Jochen.

Sterbend spricht zu Salomo
König David: Apropos,
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

Dieser tapfre General
Ist seit Jahren mir fatal,
Doch ich wagte den Verhaßten
Niemals ernstlich anzutasten.

Du, mein Sohn, bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen.

König Richard.

Wohl durch der Wälder einödige Pracht
Jagt ungestüm ein Reiter;
Er bläst ins Horn, er singt und lacht
Gar seelenvergnügt und heiter.

Sein Harnisch ist von starkem Erz,
Noch stärker ist sein Gemüte,
Das ist Herr Richard Löwenherz,
Der christlichen Ritterschaft Blüte.

„Willkommen in England!" rufen ihm zu
Die Bäume mit grünen Zungen —
„Wir freuen uns, o König, daß du
Östreichischer Haft entsprungen."

Dem König ist wohl in der freien Luft,
Er fühlt sich wie neugeboren,
Er denkt an Östreichs Festungsduft —
Und gibt seinem Pferde die Sporen.

Der Asra.

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!"

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohamet, ich bin aus Jemen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben wenn sie lieben."

Himmelsbräute.

Wer dem Kloster geht vorbei
Mitternächtlich, sieht die Fenster
Hell erleuchtet. Ihren Umgang
Halten dorten die Gespenster.

Eine düstre Prozession
Toter Ursulinerinnen;
Junge, hübsche Angesichter
Lauschen aus Kapuz' und Linnen.

Tragen Kerzen in der Hand,
Die unheimlich blutrot schimmern;
Seltsam widerhallt im Kreuzgang
Ein Gewisper und ein Wimmern.

Nach der Kirche geht der Zug,
Und sie setzen dort sich nieder
Auf des Chores Buchsbaumstühle
Und beginnen ihre Lieder.

Litaneienfromme Weisen,
Aber wahnsinnwüste Worte;
Arme Seelen sind es, welche
Pochen an des Himmels Pforte.

„Bräute Christi waren wir,
Doch die Weltlust uns betörte,
Und da gaben wir dem Cäsar,
Was dem lieben Gott gehörte.

„Reizend ist die Uniform
Und des Schnurrbarts Glanz und Glätte;
Doch verlockend sind am meisten
Cäsars goldne Epaulette.

„Ach der Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Gaben wir ein Hirschgeweihe —
Wir betrogen unsern Heiland.

„Jesus, der die Güte selbst,
Weinte sanft ob unsrer Fehle,
Und er sprach: Vermaledeit
Und verdammt sei eure Seele!

„Grabentstiegner Spuk der Nacht,
Müssen büßend wir nunmehre
Irre gehn in diesen Mauern —
Miserere! Miserere!

„Ach, im Grabe ist es gut,
Ob es gleich viel besser wäre
In dem warmen Himmelreiche —
Miserere! Miserere!

„Süßer Jesus, o vergib
Endlich uns die Schuld, die schwere,
Schließ' uns auf den warmen Himmel —
Miserere! Miserere!"

Also singt die Nonnenschar,
Und ein längst verstorb'ner Küster
Spielt die Orgel. Schattenhände
Stürmen toll durch die Register.

Pfalzgräfin Jutta.

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein,
Im leichten Kahn, bei Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
„Siehst du die sieben Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeschwommen? —
So traurig schwimmen die Toten!

„Das waren die Ritter voll Jugendlust —
Sie sanken zärtlich an meine Brust
Und schwuren mir Treue. — Zur Sicherheit,
Daß sie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich sie ergreifen
Sogleich und ersäufen —
So traurig schwimmen die Toten!"

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!
Bis an die Hüfte tauchen hervor
Die Leichen und strecken die Finger empor,
Wie schwörend — Sie nicken
Mit gläsernen Blicken —
So traurig schwimmen die Toten!

Der Mohrenkönig.

Ins Exil der Alpujarren
Zog der junge Mohrenkönig;
Schweigsam und das Herz voll Kummer
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern
Oder auch in güldnen Sänften
Saßen seines Hauses Frauen;
Schwarze Mägde trägt das Maultier.

Hundert treue Diener folgen
Auf arabisch edlen Rappen;
Stolze Gäule, doch die Reiter
Hängen schlottrig in den Sätteln.

Keine Zimbel, keine Pauke,
Kein Gesangeslaut ertönte;
Nur des Maultiers Silberglöckchen
Wimmern schmerzlich in der Stille.

Auf der Höhe, wo der Blick
Ins Duero-Tal hinabschweift,
Und die Zinnen von Granada
Sichtbar sind zum letzten Male:

Dorten stieg vom Pferd der König
Und betrachtete die Stadt,
Die im Abendlichte glänzte,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! Welch ein Anblick!
Statt des vielgeliebten Halbmonds,
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen
Auf den Türmen der Alhambra.

Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Tränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düster von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

„Boabdil el Chico", sprach sie,
„Wie ein Weib beweinst du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußtest
Zu verteid'gen wie ein Mann."

Als des Königs liebste Kebsin
Solche harte Rede hörte,
Stürzte sie aus ihrer Sänfte
Und umhalste den Gebieter.

„Boabdil el Chico", sprach sie,
„Tröste dich, mein Heißgeliebter,
Aus dem Abgrund deines Elends
Blüht hervor ein schöner Lorbeer.

„Nicht allein der Triumphator,
Nicht allein der sieggekrönte
Günstling jener blinden Göttin,
Auch der blut'ge Sohn des Unglücks,

„Auch der heldenmüt'ge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schicksal
Unterlag, wird ewig leben
In der Menschen Angedenken."

„Berg des letzten Mohrenseufzers"
Heißt bis auf den heut'gen Tag
Jene Höhe, wo der König
Sah zum letztenmal Granada.

Lieblich hat die Zeit erfüllet,
Seiner Liebsten Prophezeiung,
Und des Mohrenkönigs Name
Ward verherrlicht und gefeiert.

Nimmer wird sein Ruhm verhallen,
Ehe nicht die letzte Saite
Schnarrend lossspringt von der letzten
Andalusischen Gitarre.

Geoffroy Rudel und Melisande von Tripoli.

In dem Schlosse Blay erblickt man
Die Tapete an den Wänden,
So die Gräfin Tripolis
Einst gestickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele stickte
Sie hinein, und Liebestränе
Hat gefeit das seidne Bildwerk,
Welches darstellt jene Szene:

Wie die Gräfin den Rudèl
Sterbend sah am Strande liegen,
Und das Urbild ihrer Sehnsucht
Gleich erkannt' in seinen Zügen.

Auch Rudèl hat hier zum ersten- 3
Und zum letztenmal erblicket
In der Wirklichkeit die Dame,
Die ihn oft im Traum entzücket.

Über ihn beugt sich die Gräfin,
Hält ihn liebevoll umschlungen,
Küßt den todesbleichen Mund,
Der so schön ihr Lob gesungen!

Ach! der Kuß des Willkomms wurde
Auch zugleich der Kuß des Scheidens,
Und so leerten sie den Kelch
Höchster Lust und tiefsten Leidens.

In dem Schlosse Blay allnächtlich
Gibt's ein Rauschen, Knistern, Beben,
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame schütteln
Die verschlafnen Schattenglieder,
Treten aus der Wand und wandeln
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüstern, sanftes Tändeln,
Wehmutsüße Heimlichkeiten,
Und posthume Galantrie
Aus des Minnesanges Zeiten:

„Geoffroy! Mein totes Herz
Wird erwärmt von deiner Stimme,
In den längst erloschnen Kohlen
Fühl' ich wieder ein Geglimme!"

„„Melisande! Glück und Blume!
Wenn ich dir ins Auge sehe,
Leb' ich auf — gestorben ist
Nur mein Erdenleid und -Wehe.""

„Geoffroy! Wir liebten uns
Einst im Traume, und jetzunder
Lieben wir uns gar im Tode —
Gott Amur tat dieses Wunder!"

„„Melisande! Was ist Traum?
Was ist Tod? Nur eitel Töne.
In der Liebe nur ist Wahrheit,
Und dich lieb' ich, ewig Schöne.""

„Geoffroy! Wie traulich ist es
Hier im stillen Mondscheinsaale,
Möchte nicht mehr draußen wandeln
In des Tages Sonnenstrahle."

„„Melisande! teure Närrin,
Du bist selber Licht und Sonne,
Wo du wandelst, blüht der Frühling,
Sprossen Lieb' und Maienwonne!""

Also kosen, also wandeln
Jene zärtlichen Gespenster
Auf und ab, derweil das Mondlicht
Lauschet durch die Bogenfenster.

Doch den holden Spuk vertreibend
Kommt am End' die Morgenröte —
Jene huschen scheu zurück
In die Wand, in die Tapete.

Der Dichter Firdusi.

1.

Goldne Menschen, Silbermenschen!
Spricht ein Lump von einem Toman,
Ist die Rede nur von Silber,
Ist gemeint ein Silbertoman.

Doch im Munde eines Fürsten,
Eines Schaches, ist ein Toman
Gülden stets; ein Schach empfängt
Und er gibt nur goldne Toman.

Also denken brave Leute,
Also dachte auch Firdusi,
Der Verfasser des berühmten
Und vergötterten Schach Nameh.

Dieses große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden seiner Verse
Einen Toman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelket,
Und die Nachtigall besang sie
Und verstummte siebzehnmal —

Unterdessen saß der Dichter
An dem Webstuhl des Gedankens,
Tag und Nacht, und webte emsig
Seines Liedes Riesenteppich —

Riesenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik,
Farsistans uralte Kön'ge,

Lieblingshelden seines Volkes,
Rittertaten, Aventüren,
Zauberwesen und Dämonen,
Keck umrankt von Märchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,
Und wie himmlisch angestrahlt
Von dem heil'gen Lichte Irans,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Dessen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,
Überschickte seinem Gönner
Der Poet das Manuskript,
Zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,
In der Badestub' zu Gasna,
Wo des Schaches schwarze Boten
Den Firdusi angetroffen —

Jeder schleppte einen Geldsack,
Den er zu des Dichters Füßen
Kniend legte, als den hohen
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke
Hastig, um am lang entbehrten
Goldesanblick sich zu laben —
Da gewahrt' er mit Bestürzung,

Daß der Inhalt dieser Säcke
Bleiches Silber, Silbertomans,
Zweimalhunderttausend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgeteilt in drei
Gleiche Teile, und jedwedem
Von den beiden schwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptstadt;
Vor dem Tor hat er den Staub
Abgefegt von seinen Schuhen.

2.

„Hätt' er menschlich ordinär
Nicht gehalten, was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr.

„Aber unverzeihlich ist,
Daß er mich getäuscht so schnöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens größre List.

„Stattlich war er, würdevoll
Von Gestalt und von Gebärden,
Wen'ge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

„Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks, sah er mich an,
Er, der Wahrheit stolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen."

3.

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn sitzt er. Das plätschert so kühl.

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.

Aus Marmorvasen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmutiglich
Die schlanken Palmen fächern sich.

Es stehen regungslos die Zypressen,
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang
Ein sanft geheimnisvoller Gesang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
Von wem ist dieses Liedes Text?

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: Das hat Firdusi gedichtet.

Firdusi? — rief der Fürst betreten —
Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?

Ansari gab Antwort: In Dürftigkeit
Und Elend lebt er seit langer Zeit.

Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat.

Schach Mahomet schwieg, eine gute Weile,
Dann sprach er: Ansari, mein Auftrag hat Eile —

Geh nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maultiere und funfzig Kamele.

Die sollst du belasten mit allen Schätzen,
Die eines Menschen Herz ergötzen,

Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Kostbaren Kleidern und Hausgeräten

Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferei'n,

Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß gesprenkelt,

Mit Teppichen, Schals und reichen Brokaten,
Die fabriziert in meinen Staaten —

Vergiß nicht, auch hinzuzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,

Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,

Auch Konfitüren und Mandeltorten,
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

Füge hinzu ein Dutzend Gäule,
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile,

Und schwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.

Ansari, mit diesen schönen Sachen
Sollst du dich gleich auf die Reise machen.

Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus.

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
Belud die Mäuler und Kamele

Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
Die Residenz, und in eigner Person,

Mit einer roten Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westtor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrei'n.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und lautaufjubelt Triumphgesang.

La Illa Il Allah! aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Osttor am andern End'
Von Thus, zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den toten Firdusi zu Grabe trug.

Nächtliche Fahrt.

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte scheu;
Und als wir stiegen in den Kahn,
Wir waren unsrer drei.

Es plätschert' im Wasser des Ruderschlags
Verdrossenes Einerlei;
Weißschäumende Wellen rauschten heran,
Bespritzten uns alle drei.

Sie stand im Kahn so blaß, so schlank,
Und unbeweglich dabei,
Als wär' sie ein welsches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt sich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unsern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße, gespenstische Möwe war's,
Und ob dem bösen Schrei,
Der schauerlich klang wie Warnungsruf,
Erschraken wir alle drei.

Bin ich im Fieber? Ist das ein Spuk
Der nächtlichen Phantasei?
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir
Grausame Narretei.

Grausame Narretei! Mir träumt,
Daß ich ein Heiland sei,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Not,
Von der Welt Unfläterei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich selber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narretei, grausamer Traum,
Wahnsinn und Raserei!
Es gähnt die Nacht, es kreischt das Meer,
O Gott! o steh' mir bei!

O steh' mir bei, barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddey!
Da schollert's hinab ins Meer — O Weh —
Schaddey! Schaddey! Adonay! —

Die Sonne ging auf, wir fuhren ans Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir stiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unsrer z w e i.

Präludium.

Dieses ist Amerika!
Dieses ist die neue Welt!
Nicht die heutige, die schon
Europäisieret abwelkt —

Dieses ist die neue Welt,
Wie sie Christoval Kolumbus
Aus dem Ozean hervorzog.
Glänzet noch in Flutenfrische,

Träufelt noch von Wasserperlen,
Die zerstieben, farbensprühend,
Wenn sie küßt das Licht der Sonne.
Wie gesund ist diese Welt!

Ist kein Kirchhof der Romantik,
Ist kein alter Scherbenberg
Von verschimmelten Symbolen
Und versteinerten Perucken.

Aus gesundem Boden sprossen
Auch gesunde Bäume — keiner
Ist blasiert und keiner hat
In dem Rückgratmark die Schwindsucht.

Auf den Baumesästen schaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenschillernd. Mit den ernsthaft
Langen Schnäbeln und mit Augen,

Brillenartig schwarz umrändert,
Schaun sie auf dich nieder, schweigsam —
Bis sie plötzlich schrillend aufschrei'n
Und wie Kaffeeschwestern schnattern.

Doch ich weiß nicht, was sie sagen,
Ob ich gleich der Vögel Sprachen
Kundig bin wie Salomo,
Welcher tausend Weiber hatte,

Und die Vögelsprachen kannte,
Die modernen nicht allein,
Sondern auch die toten, alten,
Ausgestopften Dialekte.

Neuer Boden, neue Blumen!
Neue Blumen, neue Düfte!
Unerhörte, wilde Düfte,
Die mir in die Nase dringen,

Neckend, prickelnd, leidenschaftlich —
Und mein grübelnder Geruchsinn
Quält sich ab: Wo hab' ich denn
Je dergleichen schon gerochen?

War's vielleicht auf Regentstreet,
In den sonnig gelben Armen
Jener schlanken Javanesin,
Die beständig Blumen kaute?

Oder war's zu Rotterdam,
Neben des Erasmi Bildsäul',
In der weißen Waffelbude
Mit geheimnisvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt
Solcherart verdutzt betrachte,
Schein' ich selbst ihr einzuflößen
Noch viel größre Scheu — Ein Affe,

Der erschreckt ins Buschwerk forthuscht,
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,
Angstvoll rufend: „Ein Gespenst!
Ein Gespenst der alten Welt!"

Affe! fürcht' dich nicht, ich bin
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk;
Leben kocht in meinen Adern,
Bin des Lebens treuster Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang
Mit den Toten, nahm ich an
Der Verstorbenen Manieren
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuser,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.

Fürcht' dich nicht vor mir, mein Affe!
Bin dir hold, denn auf dem haarlos
Ledern abgeschabten Hintern,
Trägst du Farben die ich liebe.

Teure Farben! Schwarz-rot-goldgelb!
Diese Affensteißkouleuren,
Sie erinnern mich mit Wehmut
An das Banner Barbarossas.

Vitzliputzli.

1.

Auf dem Haupt trug er den Lorbeer,
Und an seinen Stiefeln glänzten
Goldne Sporen — dennoch war er
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der ins Buch des Ruhmes einschrieb,
Mit der eignen frechen Faust,
Seinen frechen Namen: Cortez.

Unter des Kolumbus Namen
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,
Und der Schulbub' auf der Schulbank
Lernt auswendig beide Namen —

Nach dem Christoval Kolumbus,
Nennt er jetzt Fernando Cortez
Als den zweiten großen Mann
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Wär's nicht besser, ganz verhallen
Unbekannt, als mit sich schleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradschaft?

Meſſer Chriſtoval Kolumbus
War ein Held, und ſein Gemüte,
Das ſo lauter wie die Sonne,
War freigebig auch wie dieſe.

Mancher hat ſchon viel gegeben,
Aber jener hat der Welt
Eine ganze Welt geſchenket,
Und ſie heißt Amerika.

Nicht befreien konnt' er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wußt' ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern.

Dankbar huldigt ihm die Menſchheit,
Die nicht bloß Europamüde,
Sondern Afrikas und Aſiens
Endlich gleichfalls müde worden -- —

Einer nur, ein einz'ger Held,
Gab uns mehr und gab uns Beßres
Als Kolumbus, das iſt jener,
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, der hieß Amram,
Seine Mutter hieß Jochebeth,
Und er ſelber, Moſes heißt er,
Und er iſt mein beſter Heros.

Doch, mein Pegaſus, du weileſt
Viel zu lang bei dem Kolumbus —
Wiſſe, unſer heut'ger Flugritt
Gilt dem g'ringern Mann, dem Cortez.

Breite aus den bunten Fittich,
Flügelroß! und trage mich
Nach der Neuwelt ſchönem Lande,
Welches Mexiko geheißen.

Trage mich nach jener Burg,
Die der König Montezuma
Gaſtlich ſeinen ſpan'ſchen Gäſten
Angewieſen zur Behauſung.

Doch nicht Obdach bloß und Atzung,
In verschwenderischer Fülle,
Gab der Fürst den fremden Strolchen —
Auch Geschenke reich und prächtig,

Kostbarkeiten klug gedrechselt,
Von massivem Gold, Juwelen,
Zeugten glänzend von der Huld
Und der Großmut des Monarchen.

Dieser unzivilisierte,
Abergläubisch blinde Heide
Glaubte noch an Treu' und Ehre
Und an Heiligkeit des Gastrechts.

Er willfahrte dem Gesuche,
Beizuwohnen einem Feste,
Das in ihrer Burg die Spanier
Ihm zu Ehren geben wollten —

Und mit seinem Hofgesinde,
Arglos, huldreich, kam der König
In das spanische Quartier,
Wo Fanfaren ihn begrüßten.

Wie das Festspiel war betitelt,
Weiß ich nicht. Es hieß vielleicht:
„Span'sche Treue!" doch der Autor
Nannt' sich Don Fernando Cortez.

Dieser gab das Stichwort — plötzlich
Ward der König überfallen,
Und man band ihn und behielt ihn
In der Burg als eine Geisel.

Aber Montezuma starb,
Und da war der Damm gebrochen,
Der die kecken Abenteurer
Schützte vor dem Zorn des Volkes.

Schrecklich jetzt begann die Brandung —
Wie ein wild empörtes Meer
Tosten, rasten immer näher
Die erzürnten Menschenwellen.

Tapfer schlugen zwar die Spanier
Jeden Sturm zurück. Doch täglich
Ward berennt die Burg aufs neue,
Und ermüdend war das Kampfspiel.

Nach dem Tod des Königs stockte
Auch der Lebensmittel Zufuhr;
Kürzer wurden die Rationen,
Die Gesichter wurden länger.

Und mit langen Angesichtern,
Sahn sich an Hispaniens Söhne,
Und sie seufzten und sie dachten
An die traute Christenheimat,

An das teure Vaterland,
Wo die frommen Glocken läuten
Und am Herde friedlich brodelt
Eine Ollea-Potrida,

Dick verschmoret mit Garbanzos,
Unter welchen, schalkhaft duftend,
Auch wohl kichernd sich verbergen
Die geliebten Knoblauchwürstchen.

Einen Kriegsrat hielt der Feldherr,
Und der Rückzug ward beschlossen;
In der nächsten Tagesfrühe
Soll das Heer die Stadt verlassen.

Leicht gelang's hineinzukommen
Einst durch List dem klugen Cortez,
Doch die Rückkehr nach dem Festland
Bot fatale Schwierigkeiten.

Mexiko, die Inselstadt,
Liegt in einem großen See,
In der Mitte, flutumrauscht:
Eine stolze Wasserfestung,

Mit dem Uferland verkehrend
Nur durch Schiffe, Flöße, Brücken,
Die auf Riesenpfählen ruhen;
Kleine Inseln bilden Furten.

Noch bevor die Sonne aufging
Setzten sich in Marsch die Spanier;
Keine Trommel ward gerühret,
Kein Trompeter blies Reveille.

Wollten ihre Wirte nicht
Aus dem süßen Schlafe wecken —
(Hunderttausend Indianer
Lagerten in Mexiko).

Doch der Spanier machte diesmal
Ohne seinen Wirt die Rechnung;
Noch frühzeit'ger aufgestanden
Waren heut die Mexikaner.

Auf den Brücken, auf den Flößen,
Auf den Furten harrten sie,
Um den Abschiedstrunk alldorten
Ihren Gästen zu kredenzen.

Auf den Brücken, Flößen, Furten,
Hei! da gab's ein toll Gelage!
Rot in Strömen floß das Blut
Und die kecken Zecher rangen —

Rangen Leib an Leib gepreßt,
Und wir sehn auf mancher nackten
Indianerbrust den Abdruck
Span'scher Rüstungsarabesken.

Ein Erdrosseln war's, ein Würgen,
Ein Gemetzel, das sich langsam,
Schaurig langsam, weiter wälzte,
Über Brücken, Flöße, Furten.

Die Indianer sangen, brüllten,
Doch die Spanier fochten schweigend;
Mußten Schritt für Schritt erobern
Einen Boden für die Flucht.

In gedrängten Engpaß-Kämpfen
Boten g'ringen Vorteil heute
Alt-Europas strenge Kriegskunst,
Feuerschlünde, Harnisch, Pferde.

Viele Spanier waren gleichfalls
Schwer bepackt mit jenem Golde,
Das sie jüngst erpreßt, erbeutet —
Ach, die gelbe Sündenlast

Lähmte, hemmte sie im Kampfe,
Und das teuflische Metall
Ward nicht bloß der armen Seele,
Sondern auch dem Leib verderblich.

Mittlerweile ward der See
Ganz bedeckt von Kähnen, Barken;
Schützen saßen drin und schossen
Nach den Brücken, Flößen, Furten.

Trafen freilich im Getümmel
Viele ihrer eignen Brüder,
Doch sie trafen auch gar manchen
Hochvortrefflichen Hidalgo.

Auf der dritten Brücke fiel
Junker Gaston, der an jenem
Tag' die Fahne trug, worauf
Konterfeit die heil'ge Jungfrau.

Dieses Bildnis selber trafen
Die Geschosse der Indianer;
Sechs Geschosse blieben stecken
Just im Herzen — blanke Pfeile,

Ähnlich jenen güldnen Schwertern,
Die der Mater dolorosa
Schmerzenreiche Brust durchbohren
Bei Karfreitagsprozessionen.

Sterbend übergab Don Gaston
Seine Fahne dem Gonzalvo,
Der zu Tod getroffen gleichfalls
Bald dahinsank. — Jetzt ergriff

Cortez selbst das teure Banner,
Er, der Feldherr, und er trug es
Hoch zu Roß bis gegen Abend,
Wo die Schlacht ein Ende nahm.

Hundertsechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Über achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,
Die erst später unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Teils getötet, teils erbeutet.

Gegen Abend erst erreichten
Cortez und sein Heer das sichre
Uferland, ein Seegestade,
Karg bepflanzt mit Trauerweiden.

2.

Nach des Kampfes Schreckenstag,
Kommt die Spuknacht des Triumphes;
Hunderttausend Freudenlampen
Lodern auf in Mexiko.

Hunderttausend Freudenlampen,
Waldharzfackeln, Pechkranzfeuer,
Werfen grell ihr Tageslicht
Auf Paläste, Götterhallen,

Gildenhäuser und zumal
Auf den Tempel Vitzliputzlis,
Götzenburg von rotem Backstein,
Seltsam mahnend an ägyptisch,

Babylonisch und assyrisch
Kolossalen Bauwerk-Monstren,
Die wir schauen auf den Bildern
Unsers Briten Henri Martin.

Ja, das sind dieselben breiten
Rampentreppen, also breit,
Daß dort auf und nieder wallen
Viele tausend Mexikaner,

Während auf den Stufen lagern
Rottenweis die wilden Krieger,
Welche lustig bankettieren,
Hochberauscht von Sieg und Palmwein.

Diese Rampentreppen leiten
Wie ein Zickzack, nach der Plattform,
Einem balustradenart'gen
Ungeheuern Tempeldach.

Dort auf seinem Thronaltar
Sitzt der große Vitzliputzli,
Mexikos blutdürst'ger Kriegsgott.
Ist ein böses Ungetüm,

Doch sein Äußres ist so putzig,
So verschnörkelt und so kindisch,
Daß er trotz des innern Grausens
Dennoch unsre Lachlust kitzelt —

Und bei seinem Anblick denken
Wir zu gleicher Zeit etwa
An den blassen Tod von Basel
Und an Brüssels Manneke-Piß.

An des Gottes Seite stehen
Rechts die Laien, links die Pfaffen;
Im Ornat von bunten Federn
Spreizt sich heut die Klerisei.

Auf des Altars Marmorstufen
Hockt ein hundertjährig Männlein,
Ohne Haar an Kinn und Schädel;
Trägt ein scharlach Kamisölchen.

Dieses ist der Opferpriester,
Und er wetzet seine Messer,
Wetzt sie lächelnd, und er schielet
Manchmal nach dem Gott hinauf.

Vitzliputzli scheint den Blick
Seines Dieners zu verstehen,
Zwinkert mit den Augenwimpern
Und bewegt sogar die Lippen.

Auf des Altars Stufen kauern
Auch die Tempelmusici,
Paukenschläger, Kuhhornbläser —
Ein Gerassel und Getute —

Ein Gerassel und Getute,
Und es stimmet ein des Chores
Mexikanisches Tedeum —
Ein Miaulen wie von Katzen —

Ein Miaulen wie von Katzen,
Doch von jener großen Sorte,
Welche Tigerkatzen heißen
Und statt Mäuse Menschen fressen!

Wenn der Nachtwind diese Töne
Hinwirft nach dem Seegestade,
Wird den Spaniern, die dort lagern,
Katzenjämmerlich zumute.

Traurig unter Trauerweiden,
Stehen diese dort noch immer,
Und sie starren nach der Stadt,
Die im dunkeln Seegewässer

Widerspiegelt, schier verhöhnend,
Alle Flammen ihrer Freude —
Stehen dort wie im Parterre
Eines großen Schauspielhauses,

Und des Vitzliputzli-Tempels
Helle Plattform ist die Bühne,
Wo zur Siegesfeier jetzt
Ein Mysterium tragiert wird.

„Menschenopfer" heißt das Stück.
Uralt ist der Stoff, die Fabel;
In der christlichen Behandlung
Ist das Schauspiel nicht so gräßlich.

Denn dem Blute wurde Rotwein,
Und dem Leichnam, welcher vorkam,
Wurde eine harmlos dünne
Mehlbreispeis' transsubstituieret —

Diesmal aber, bei den Wilden,
War der Spaß sehr roh und ernsthaft
Aufgefaßt: man speiste Fleisch,
Und das Blut war Menschenblut.

Diesmal war es gar das Vollblut
Von Altchristen, das sich nie,
Nie vermischt hat mit dem Blute
Der Moresken und der Juden.

Freu' dich, Vitzliputzli, freu' dich,
Heute gibt es Spanierblut,
Und am warmen Dufte wirst du
Gierig laben deine Nase.

Heute werden dir geschlachtet
Achtzig Spanier, stolze Braten
Für die Tafel deiner Priester,
Die sich an dem Fleisch erquicken.

Denn der Priester ist ein Mensch,
Und der Mensch, der arme Fresser,
Kann nicht bloß vom Riechen leben
Und vom Dufte, wie die Götter.

Horch'! die Todespauke dröhnt schon,
Und es kreischt das böse Kuhhorn!
Sie verkünden, daß heraufsteigt
Jetzt der Zug der Sterbemänner.

Achtzig Spanier, schmählich nackend,
Ihre Hände auf dem Rücken
Festgebunden, schleppt und schleift man
Hoch hinauf die Tempeltreppe.

Vor dem Vitzliputzli-Bilde
Zwingt man sie das Knie zu beugen
Und zu tanzen Possentänze,
Und man zwingt sie durch Torturen,

Die so grausam und entsetzlich,
Daß der Angstschrei der Gequälten
Überheulet das gesamte
Kannibalen-Charivari. —

Armes Publikum am See!
Cortez und die Kriegsgefährten
Sie vernahmen und erkannten
Ihrer Freunde Angstrufstimmen —

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,
Sahen sie auch ganz genau
Die Gestalten und die Mienen —
Sahn das Messer, sahn das Blut —

Und sie nahmen ab die Helme
Von den Häuptern, knieten nieder,
Stimmten an den Psalm der Toten
Und sie sangen: De profundis!

Unter jenen, welche starben,
War auch Raimond de Mendoza,
Sohn der schönen Abbatissin,
Cortez' erste Jugendliebe.

Als er auf der Brust des Jünglings
Jenes Medaillon gewahrte,
Das der Mutter Bildnis einschloß,
Weinte Cortez helle Tränen —

Doch er wischt' sie ab vom Auge
Mit dem harten Büffelhandschuh,
Seufzte tief und sang im Chore
Mit den andern: miserere!

3.

Blasser schimmern schon die Sterne,
Und die Morgennebel steigen
Aus der Seeflut, wie Gespenster,
Mit hinschleppend weißen Laken.

Fest' und Lichter sind erloschen
Auf dem Dach des Götzentempels,
Wo am blutgetränkten Estrich
Schnarchend liegen Pfaff' und Laie.

Nur die rote Jacke wacht.
Bei dem Schein der letzten Lampe,
Süßlich grinsend, grimmig schäkernd,
Spricht der Priester zu dem Gotte:

„Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Liebstes Göttchen Vitzliputzli!
Hast dich heute amüsieret,
Hast gerochen Wohlgerüche!

„Heute gab es Spanierblut —
O das dampfte so app'titlich,
Und dein feines Leckernäschen
Sog den Duft ein, wollustglänzend.

„Morgen opfern wir die Pferde,
Wiehernd edle Ungetüme,
Die des Windes Geister zeugten,
Buhlschaft treibend mit der Seekuh.

„Willst du artig sein, so schlacht' ich
Dir auch meine beiden Enkel,
Hübsche Bübchen, süßes Blut,
Meines Alters einz'ge Freude.

„Aber artig mußt du sein,
Mußt uns neue Siege schenken —
Laß uns siegen, liebes Göttchen,
Putzlivitzli, Vitzliputzli!

„O verderbe unsre Feinde,
Diese Fremden, die aus fernen
Und noch unentdeckten Ländern
Zu uns kamen übers Weltmeer —

„Warum ließen sie die Heimat?
Trieb sie Hunger oder Blutschuld?
Bleib im Land' und nähr' dich redlich,
Ist ein sinnig altes Sprichwort.

„Was ist ihr Begehr? Sie stecken
Unser Gold in ihre Taschen,
Und sie wollen, daß wir droben
Einst im Himmel glücklich werden!

„Anfangs glaubten wir, sie wären
Wesen von der höchsten Gattung,
Sonnensöhne, die unsterblich
Und bewehrt mit Blitz und Donner.

„Aber Menschen sind sie, tötbar
Wie wir andre, und mein Messer
Hat erprobet heute nacht
Ihre Menschensterblichkeit.

„Menschen sind sie und nicht schöner,
Als wir andre, manche drunter
Sind so häßlich wie die Affen;
Wie bei diesen sind behaart

„Die Gesichter, und es heißt
Manche trügen in den Hosen
Auch verborg'ne Affenschwänze —
Wer kein Aff', braucht keine Hosen.

„Auch moralisch häßlich sind sie,
Wissen nichts von Pietät,
Und es heißt, daß sie sogar
Ihre eignen Götter fräßen!

„O vertilge diese ruchlos
Böse Brut, die Götterfresser —
Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Laß uns siegen Vitzliputzli!" —

Also sprach zum Gott der Priester,
Und des Gottes Antwort tönt
Seufzend, röchelnd, wie der Nachtwind,
Welcher koset mit dem Seeschilf:

Rotjack', Rotjack', blut'ger Schlächter,
Hast geschlachtet viele Tausend,
Bohre jetzt das Opfermesser
In den eignen alten Leib.

Aus dem aufgeschlitzten Leib
Schlüpft alsdann hervor die Seele;
Über Kiesel, über Wurzel
Trippelt sie zum Laubfroschteiche.

Dorten hocket meine Muhme
Rattenkön'gin — sie wird sagen:
„Guten Morgen, nackte Seele,
Wie ergeht es meinem Neffen?

„Vitzliputzelt er vergnügt
In dem honigsüßen Goldlicht?
Wedelt ihm das Glück die Fliegen
Und die Sorgen von der Stirne?

„Oder kratzt ihn Katzlagara,
Die verhaßte Unheilsgöttin
Mit den schwarzen Eisenpfoten,
Die in Otterngift getränket?"

Nackte Seele, gib zur Antwort:
Vitzliputzli läßt dich grüßen,
Und er wünscht dir Pestilenz
In den Bauch, Vermaledeite!

Denn du rietest ihm zum Kriege,
Und dein Rat, es war ein Abgrund —
In Erfüllung geht die böse,
Uralt böse Prophezeiung

Von des Reiches Untergang
Durch die furchtbar bärt'gen Männer,
Die auf hölzernem Gevögel
Hergeflogen aus dem Osten.

Auch ein altes Sprichwort gibt es:
Weiberwille, Gotteswille —
Doppelt ist der Gotteswille,
Wenn das Weib die Mutter Gottes.

Diese ist es, die mir zürnet,
Sie, die stolze Himmelsfürstin,
Eine Jungfrau sonder Makel,
Zauberkundig, wundertätig.

Sie beschützt das Spaniervolk,
Und wir müssen untergehen,
Ich, der ärmste aller Götter,
Und mein armes Mexiko.

Nach vollbrachtem Auftrag, Rotjack',
Krieche deine nackte Seele
In ein Sandloch — Schlafe wohl!
Daß du nicht mein Unglück schauest!

Dieser Tempel stürzt zusammen,
Und ich selber, ich versinke
In dem Qualm — nur Rauch und Trümmer —
Keiner wird mich wiedersehen.

Doch ich sterbe nicht; wir Götter
Werden alt wie Papageien,
Und wir mausern nur und wechseln
Auch wie diese das Gefieder.

Nach der Heimat meiner Feinde,
Die Europa ist geheißen,
Will ich flüchten, dort beginn' ich
Eine neue Karriere.

Ich verteufle mich, der Gott
Wird jetzund ein Gottseibeiuns;
Als der Feinde böser Feind,
Kann ich dorten wirken, schaffen.

Quälen will ich dort die Feinde,
Mit Phantomen sie erschrecken —
Vorgeschmack der Hölle, Schwefel
Sollen sie beständig riechen.

Ihre Weisen, ihre Narren
Will ich ködern und verlocken;
Ihre Tugend will ich kitzeln,
Bis sie lacht wie eine Metze.

Ja, ein Teufel will ich werden,
Und als Kameraden grüß' ich
Satanas und Belial,
Astaroth und Belzebub.

Dich zumal begrüß' ich, Lilis,
Sündenmutter, glatte Schlange!
Lehr' mich deine Grausamkeiten
Und die schöne Kunst der Lüge!

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Zweites Buch

Lamentationen

Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

Waldeinsamkeit.

Ich hab' in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der schöne Kranz gefiel wohl allen,
Doch der ihn trug hat manchem mißfallen;
Ich floh den gelben Menschenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt' ich führen
Ein freies Leben mit Geistern und Tieren;
Feen und Hochwild von stolzem Geweih,
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten sich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wußten das sei kein schreckliches Wagnis;
Daß ich kein Jäger, wußte das Reh,
Daß ich kein Vernunftmensch, wußte die Fee.

Von Feenbegünstigung plaudern nur Toren —
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich gewesen, fürwahr
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luftiges Völkchen! das plaudert und schnattert!
Ein bißchen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.

Ergötzten mich mit Maitanz und Maispiel,
Erzählten mir Hofgeschichten, zum Beispiel:
Die skandalose Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen
Hervor aus der Flut, mit ihrem langen
Silberschleier und flatterndem Haar,
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Sie schlugen die Zither, sie spielten auf Geigen,
Das war der famose Nixenreigen;
Die Posituren, die Melodei,
War klingende, springende Raserei.

Jedoch zuzeiten waren sie minder
Tobsüchtig gelaunt, die schönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten sie,
Das Köpfchen gestützt auf meinem Knie.

Trällerten, trillerten welsche Romanzen,
Zum Beispiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menschengesicht.

Sie unterbrachen manchmal das Gesinge
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beispiel: „Sag' uns zu welchem Behuf
Der liebe Gott den Menschen schuf?

„Hat eine unsterbliche Seele ein jeder
Von euch? Ist diese Seele von Leder
Oder von steifer Leinwand? Warum
Sind eure Leute meistens so dumm?"

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unsterbliche Seele,
Glaubt mir's, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geschwätzt.

Anmutig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;
Nicht so die Erdgeister, sie dienen und helfen
Treuherzig den Menschen. Ich liebte zumeist
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rotmäntelchen, lang und bauschig,
Die Miene ist ehrlich, doch bang und lauschig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,
Warum sie so ängstlich die Füße versteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden sich ein, daß niemand es wisse.
Das ist eine tiefgeheime Wund',
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt'.

Ach Himmel! wir alle gleich jenen Zwergen,
Wir haben ja alle etwas zu verbergen;
Kein Christenmensch, wähnen wir, hätte entdeckt,
Wo unser Entenfüßchen steckt.

Niemals verkehrt' ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeistern sehr wenig. Sie huschten mir scheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind spindeldürre, von Kindeslänge,
Höschen und Wämschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgestickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, gespickt mit Rubinen,
Trägt auf dem Köpfchen ein jeder von ihnen;
Ein jeder von ihnen bildet sich ein,
Ein absoluter König zu sein.

Daß sie im Feuer nicht verbrennen,
Ist freilich ein Kunststück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeist ist er nicht.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greisengeschlecht;
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.

Wenn sie im Mondschein kopfüber purzeln,
Das mahnt bedenklich an Pissewurzeln;
Doch da sie mir nur Gutes getan,
So geht mich nichts ihr Ursprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,
Feuer besprechen, Vögel beschreien,
Auch pflücken in der Johannisnacht
Das Kräutlein, das unsichtbar macht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runensprüche, womit man ruft
Die Toten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht betört,
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen sind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinmurmelt, lehrten sie mich, sie haben
Mir alles expliziert — umsunst!
Hab' nie begriffen die Schatzgräberkunst.

Wohl hatt' ich derselben nicht nötig dermalen,
Ich brauchte wenig, und konnt' es bezahlen,
Besaß auch in Spanien manch luftiges Schloß,
Wovon ich die Revenuen genoß.

O, schöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Kobolds cherz
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!

O, schöne Zeit! wo sich zu grünen
Triumphespforten zu wölben schienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher,
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär'!

Die schöne Zeit, sie ist verschlendert,
Und alles hat sich seitdem verändert,
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,
Ist meine Seele wie entseelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde sind die Elfen verschwunden,
Jagdhörner hör' ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht ist das Reh versteckt,
Das tränend seine Wunden leckt.

Wo sind die Alräunchen? ich glaube, sie halten
Sich ängstlich verborgen in Felsenspalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo ist die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erste Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin sie gehaust,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzaust.

Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styxe;
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,
Todblaß und stumm, wie'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig tret' ich zu ihr heran —
Da fährt sie auf und schaut mich an,
Und sie entflieht mit entsetzten Mienen,
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.

Spanische Atriden.

Am Hubertustag des Jahres
Dreizehnhundertdreiundachtzig,
Gab der König uns ein Gastmahl
Zu Segovia im Schlosse.

Hofgastmähler sind dieselben
Überall, es gähnt dieselbe
Souveräne Langeweile
An der Tafel aller Fürsten.

Prunkgeschirr von Gold und Silber,
Leckerbissen aller Zonen,
Und derselbe Bleigeschmack,
Mahnend an Lokustes Küche.

Auch derselbe seidne Pöbel,
Buntgeputzt und vornehm nickend,
Wie ein Beet von Tulipanen;
Nur die Saucen sind verschieden.

Und das ist ein Wispern, Sumsen,
Das wie Mohn den Sinn einschläfert,
Bis Trompetenstöße wecken
Aus der kauenden Betäubnis.

Neben mir, zum Glücke, saß
Don Diego Albuquerque,
Dem die Rede unterhaltsam
Von den klugen Lippen floß.

Ganz vorzüglich gut erzählte
Er die blut'gen Hofgeschichten
Aus den Tagen des Don Pedro,
Den man „König Grausam" nannte.

Als ich frug, warum Don Pedro
Seinen Bruder Don Fredrego
Insgeheim enthaupten ließ,
Sprach mein Tischgenosse seufzend:

Sennor! glaubt nicht was sie klimpern
Auf den schlottrigen Gitarren,
Bänkelsänger, Maultiertreiber,
In Posaden, Kneipen, Schenken.

Glaubet nimmer, was sie faseln
Von der Liebe Don Fredregos
Und Don Pedros schöner Gattin,
Donna Blanka von Bourbon.

Nicht der Eifersucht des Gatten,
Nur der Mißgunst eines Neidharts,
Fiel als Opfer Don Fredrego,
Calatravas Ordensmeister.

Das Verbrechen, das Don Pedro
Nicht verzieh, das war sein Ruhm,
Jener Ruhm, den Donna Fama
Mit Entzücken ausposaunte.

Auch verzieh ihm nicht Don Pedro
Seiner Seele Hochgefühle
Und die Wohlgestalt des Leibes,
Die ein Abbild solcher Seele.

Blühend blieb mir im Gedächtnis
Diese schlanke Heldenblume;
Nie vergeß' ich dieses schöne
Träumerische Jünglingsantlitz.

Das war eben jene Sorte,
Die geliebt wird von den Feen,
Und ein märchenhaft Geheimnis
Sprach aus allen diesen Zügen.

Blaue Augen, deren Schmelz
Blendend wie ein Edelstein, —
Aber auch der stieren Härte
Eines Edelsteins teilhaftig.

Seine Haare waren schwarz,
Bläulichschwarz, von seltnem Glanze,
Und in üppig schönen Locken
Auf die Schulter niederfallend.

In der schönen Stadt Coimbra,
Die er abgewann den Mohren,
Sah ich ihn zum letzten Male
Lebend — unglückseel'ger Prinz!

Eben kam er vom Alkanzor,
Durch die engen Straßen reitend;
Manche junge Mohrin lauschte
Hinterm Gitter ihres Fensters.

Seines Hauptes Helmbusch wehte
Frei galant, jedoch des Mantels
Strenges Calatrava-Kreuz
Scheuchte jeden Buhlgedanken.

Ihm zur Seite, freudewedelnd,
Sprang sein Liebling, Allan hieß er,
Eine Bestie stolzer Rasse,
Deren Heimat die Sierra.

Trotz der ungeheuern Größe,
War er wie ein Reh gelenkig,
Nobel war des Kopfes Bildung,
Ob sie gleich dem Fuchse ähnlich.

Schneeweiß und so weich wie Seide
Flockten lang herab die Haare;
Mit Rubinen inkrustieret
War das breite goldne Halsband.

Dieses Halsband, sagt man, barg
Einen Talisman der Treue;
Niemals wich er von der Seite
Seines Herrn, der treue Hund.

O, der schauerlichen Treue!
Mir erbebet das Gemüte,
Denk' ich dran, wie sie sich hier
Offenbart vor unsern Augen.

O, des schreckenvollen Tages!
Hier in diesem Saale war es,
Und wie heute saß ich hier
An der königlichen Tafel.

An dem obern Tafelende,
Dort, wo heute Don Henrico
Fröhlich bechert mit der Blume
Kastilian'scher Ritterschaft —

Jenes Tags saß dort Don Pedro
Finster stumm, und neben ihm,
Strahlend stolz wie eine Göttin,
Saß Maria de Padilla.

Hier am untern End' der Tafel,
Wo wir heut die Dame sehen,
Deren große Linnenkrause
Wie ein weißer Teller aussieht —

Während ihr vergilbt Gesichtchen
Mit dem säuerlichen Lächeln
Der Zitrone gleichet, welche
Auf besagtem Teller ruht:

Hier am untern End' der Tafel
War ein leerer Platz geblieben;
Eines Gasts von hohem Range
Schien der goldne Stuhl zu harren.

Don Fredrego war der Gast,
Dem der goldne Stuhl bestimmt war —
Doch er kam nicht — ach, wir wissen
Jetzt den Grund der Zögerung.

Ach, zur selben Stunde wurde
Sie vollbracht, die dunkle Untat,
Und der arglos junge Held
Wurde von Don Pedros Schergen

Hinterlistig überfallen,
Und gebunden fortgeschleppt
In ein ödes Schloßgewölbe,
Nur von Fackelschein beleuchtet.

Dorten standen Henkersknechte,
Dorten stand der rote Meister,
Der gestützt auf seinem Richtbeil,
Mit schwermüt'ger Miene sprach:

Jetzt, Großmeister von San Jago,
Müßt Ihr Euch zum Tod bereiten,
Eine Viertelstunde sei
Euch bewilligt zum Gebete.

Don Fredrego kniete nieder,
Betete mit frommer Ruhe,
Sprach sodann: Ich hab' vollendet,
Und empfing den Todesstreich.

In demselben Augenblicke,
Als der Kopf zu Boden rollte,
Sprang drauf zu der treue Allan,
Welcher unbemerkt gefolgt war.

Er erfaßte, mit den Zähnen,
Bei dem Lockenhaar das Haupt,
Und mit dieser teuern Beute
Schoß er zauberschnell von dannen.

Jammer und Geschrei erscholl
überall auf seinem Wege,
Durch die Gänge und Gemächer,
Treppen auf und Treppen ab.

Seit dem Gastmahl des Belsazar
Gab es keine Tischgesellschaft,
Welche so verstöret aussah
Wie die unsre in dem Saale,

Als das Ungetüm hereinsprang,
Mit dem Haupte Don Fredregos,
Das er mit den Zähnen schleppte
An den träufend blut'gen Haaren.

Auf den leer gebliebnen Stuhl,
Welcher seinem Herrn bestimmt war,
Sprang der Hund und, wie ein Kläger,
Hielt er uns das Haupt entgegen.

Ach, es war das wohlbekannte
Heldenantlitz, aber bläsſer,
Aber ernster, durch den Tod,
Und umringelt gar entsetzlich

Von der Fülle schwarzer Locken,
Die sich bäumten wie der wilde
Schlangenkopfputz der Meduse,
Auch wie dieser schreckversteinernd.

Ja, wir waren wie versteinert,
Sahn uns an mit starrer Miene
Und gelähmt war jede Zunge
Von der Angst und Etikette.

Nur Maria de Padilla
Brach das allgemeine Schweigen;
Händeringend, laut aufschluchzend,
Jammerte sie ahndungsvoll:

„Heißen wird es jetzt, ich hätte
Angestiftet solche Mordtat,
Und der Groll trifft meine Kinder,
Meine schuldlos armen Kinder!"

Don Diego unterbrach hier
Seine Rede, denn wir sahen,
Daß die Tafel aufgehoben
Und der Hof den Saal verlassen.

Höfisch fein von Sitten, gab
Mir der Ritter das Geleite,
Und wir wandelten selbander
Durch das alte Gotenschloß.

In dem Kreuzgang, welcher leitet
Nach des Königs Hundeställen,
Die durch Knurren und Gekläffe
Schon von fernher sich verkünd'gen,

Dorten sah ich, in der Wand
Eingemauert und nach außen
Fest mit Eisenwerk vergattert,
Eine Zelle wie ein Käfig.

Menschliche Gestalten zwo
Saßen drin, zwei junge Knaben;
Angefesselt bei den Beinen,
Hockten sie auf fauler Streu.

Kaum zwölfjährig schien der eine,
Wenig älter war der andre;
Die Gesichter schön und edel,
Aber fahl und welk von Siechtum.

Waren ganz zerlumpt, fast nackend
Und die magern Leibchen trugen
Wunde Spuren der Mißhandlung;
Beide schüttelte das Fieber.

Aus der Tiefe ihres Elends
Schauten sie zu mir empor,
Wie mit weißen Geisteraugen,
Daß ich schier darob erschrocken.

Wer sind diese Jammerbilder?
Rief ich aus, indem ich hastig
Don Diegos Hand ergriff,
Die gezittert, wie ich fühlte.

Don Diego schien verlegen,
Sah sich um, ob niemand lausche,
Seufzte tief und sprach am Ende,
Heitern Weltmannston erkünstelnd:

Dieſes ſind zwei Königskinder,
Früh verwaiſet, König Pedro
Hieß der Vater, und die Mutter
War Maria de Padilla.

Nach der großen Schlacht bei Narvas,
Wo Henrico Transtamare
Seinen Bruder, König Pedro,
Von der großen Laſt der Krone

Und zugleich von jener größern
Laſt, die Leben heißt, befreite:
Da traf auch die Bruderskinder
Don Henricos Siegergroßmut.

Hat ſich ihrer angenommen,
Wie es einem Oheim ziemet,
Und im eignen Schloſſe gab er
Ihnen freie Koſt und Wohnung.

Enge freilich iſt das Stübchen,
Das er ihnen angewieſen,
Doch im Sommer iſt es kühlig,
Und nicht gar zu kalt im Winter.

Ihre Speiſ' iſt Roggenbrot,
Das ſo ſchmackhaft iſt, als hätt' es
Göttin Ceres ſelbſt gebacken
Für ihr liebes Proſerpinchen.

Manchmal ſchickt er ihnen auch
Eine Kumpe mit Garbanzos,
Und die Jungen merken dann,
Daß es Sonntag iſt in Spanien.

Doch nicht immer iſt es Sonntag,
Und nicht immer gibt's Garbanzos,
Und der Oberkoppelmeiſter
Regaliert ſie mit der Peitſche.

Denn der Oberkoppelmeiſter,
Der die Ställe mit der Meute,
Sowie auch den Neſſenkäfig
Unter ſeiner Aufſicht hat,

Ist der unglückselig'ge Gatte
Jener sauren Citronella
Mit der weißen Tellerkrause,
Die wir heut bei Tisch bewundert,

Und sie keift so frech, daß oft
Ihr Gemahl zur Peitsche greift —
Und hierher eilt und die Hunde
Und die armen Knaben züchtigt.

Doch der König hat mißbilligt
Solch Verfahren und befahl,
Daß man künftig seine Neffen
Nicht behandle wie die Hunde.

Keiner fremden Mietlingsfaust
Wird er ferner anvertrauen
Ihre Zucht, die er hinfüro
Eigenhändig leiten will.

Don Diego stockte plötzlich,
Denn der Seneschall des Schlosses
Kam zu uns und frug uns
Höflich: ob wir wohlgespeist? — —

Der Ex-Lebendige.

Brutus, wo ist dein Cassius,
Der Wächter, der nächtliche Rufer,
Der einst mit dir, im Seelenerguß
Gewandelt am Seineufer?

Ihr schautet manchmal in die Höh',
Wo die dunklen Wolken jagen —
Viel dunklere Wolke war die Idee,
Die ihr im Herzen getragen.

Brutus, wo ist dein Cassius?
Er denkt nicht mehr ans Morden!
Es heißt er sei am Neckarfluß
Tyrannenvorleser geworden.

Doch Brutus erwidert: Du bist ein Tor,
Kurzsichtig wie alle Poeten —
Mein Cassius liest dem Tyrannen vor,
Jedoch um ihn zu töten.

Er liest ihm Gedichte von Matzerath —
Ein Dolch ist jede Zeile!
Der arme Tyrann, früh oder spat
Stirbt er vor Langeweile.

Der Ex-Nachtwächter.

Mißgelaunt, sagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarstrand,
Und zu München an der Isar
Ward er Schauspielintendant.

Das ist eine schöne Gegend
Ebenfalls, es schäumet hier,
Geist- und phantasieerregend,
Holder Bock, das beste Bier.

Doch der arme Intendante,
Heißt es, gehet dort herum
Melancholisch wie ein Dante,
Wie Lord Byron gloomy, stumm.

Ihn ergötzen nicht Komödien,
Nicht das schlechteste Gedicht,
Selbst die traurigsten Tragödien
Liest er — doch er lächelt nicht.

Manche Schöne möcht' erheitern
Dieses gramumflorte Herz,
Doch die Liebesblicke scheitern
An dem Panzer, der von Erz.

Nannerl mit dem Riegelhäubchen
Girrt ihn an so muntern Sinns —
Geh ins Kloster, armes Täubchen,
Spricht er wie ein Dänenprinz.

Seine Freunde sind vergebens
Zu erlust'gen ihn bemüht,
Singen: Freue dich des Lebens,
Weil dir noch ein Lämpchen glüht!

Kann dich nichts zum Frohsinn reizen
Hier in dieser hübschen Stadt,
Die an amüsanten Käuzen
Wahrlich keinen Mangel hat?

Zwar hat sie in jüngsten Tagen
Eingebüßt so manchen Mann,
Manchen trefflichen Choragen,
Den man schwer entbehren kann.

Wär' der Maßmann nur geblieben!
Dieser hätte wohl am End'
Jeden Trübsinn dir vertrieben
Durch sein Purzelbaumtalent.

Schelling, der ist unersetzlich!
Ein Verlust vom höchsten Wert!
War als Philosoph ergötzlich
Und als Mime hochgeehrt.

Daß der Gründer der Walhalla
Fortging und zurücke ließ
Seine Manuskripte alle,
Gleichfalls ein Verlust war dies!

Mit Cornelius ging verloren
Auch des Meisters Jüngerschaft;
Hat das Haar sich abgeschoren
Und im Haar war ihre Kraft.

Denn der kluge Meister legte
Einen Zauber in das Haar,
Drin sich sichtbar oft bewegte
Etwas das lebendig war.

Tot ist Görres, die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umsturz quoll ihm einst die Träne
Aus des Auges rotem Schlitz.

Dieses Raubtier hat ein Sühnchen
Hinterlassen, doch es ist
Nur ein giftiges Kaninchen,
Welches Nonnenfürzchen frißt.

Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —
Das ist ungefähr sein Name —
Lebt er noch am Isarfluß?

Dieser bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals schaut' ich solch ein häßlich
Armesünderangesicht.

Wie es heißt, ist er gekommen
Auf die Welt gar wundersam,
Hat den Afterweg genommen,
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Karfreitag wallen
In dem Zug der Prozession,
Von den dunkeln Männern allen
Wohl die dunkelste Person.

Ja, Monacho Monachorum
Ist in unsrer Zeit der Sitz
Der Virorum obscurorum,
Die verherrlicht Huttens Witz.

Wie du zuckst beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritsche, dort die Kutten,
Und wie ehmals schlage drauf!

Geißle ihre Rücken blutig,
Wie einst tat der Ullerich;
Dieser schlug so rittermutig,
Jene heulten fürchterlich.

Der Erasmus mußte lachen
So gewaltig ob dem Spaß,
Daß ihm platzte in dem Rachen
Sein Geschwür und er genas.

Auf der Ebernburg desgleichen
Lachte Sickingen wie toll,
Und in allen deutschen Reichen
Das Gelächter widerscholl.

Alte lachten wie die Jungen —
Eine einz'ge Lache nur
War ganz Wittenberg, sie sungen
Gaudeamus igitur!

Freilich, klopft man faule Kutten,
Fängt man Flöh' im Überfluß,
Und es mußte sich der Hutten
Manchmal kratzen vor Verdruß.

Aber alea est jacta!
War des Ritters Schlachtgeschrei,
Und er knickte und er knackte
Pulices und Klerisei.

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,
Fühlst du nicht dein Herz erglühn?
Rege dich am Isarufer,
Schüttle ab den kranken Spleen.

Deine langen Fortschrittsbeine,
Heb' sie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, schlage drauf!

Jener aber seufzt, und seine
Hände ringend er versetzt:
Meine langen Fortschrittsbeine
Sind europamüde jetzt.

Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutsche enge Schuh',
Und wo mich die Schuhe drücken
Weiß ich wohl — laß mich in Ruh'!

Plateniden.

Iliaden, Odysseen
Kündigst du uns prahlend an,
Und wir sollen in dir sehen
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große Tat in Worten,
Die du einst zu tun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannst.

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen bar was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Kredit begehrt.

Wollten keine Ovationen
Von dem Publiko auf Pump,
Keine Vorschuß-Lorbeerkronen,
Rühmten sich nicht keck und plump.

Tot ist längst der alte Junker,
Doch sein Same lebt noch heut —
O, ich kenne das Geflunker
Künftiger Unsterblichkeit.

Das sind Platens echte Kinder,
Echtes Platenidenblut —
Meine teuern Hallermünder,
O, ich kenn' euch gar zu gut!

Mythologie.

Ja, Europa ist erlegen —
Wer kann Ochsen widerstehen?
Wir verzeihen auch Danäen —
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ sich verführen —
Denn sie dachte: eine Wolke,
Ideale Himmelswolke,
Konn uns nicht kompromittieren.

Aber tief muß uns empören
Was wir von der Leda lesen —
Welche Gans bist du gewesen,
Daß ein Schwan dich konnt' betören!

In Mathildens Stammbuch.

Hier, auf gewalkten Lumpen, soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig,
Versifizierten Firlefanz —

Ich, der gewohnt mich auszusprechen
Auf deinem schönen Rosenmund,
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund!

O Modewut! Ist man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim ins Album setzt.

An die Jungen.

Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Besinnen! Die Königinnen
Erwarten schon kniend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! besteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Der Ungläubige.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Von Wonnen sonder Schranken
Erbebt und schwillt mein ganzes Herz
Bei diesem Zaubergedanken.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Ich spiele mit den schönen
Goldlocken! Dein holdes Köpfchen wird
An meine Schulter lehnen.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Der Traum will Wahrheit werden,
Ich soll des Himmels höchste Lust
Hier schon genießen auf Erden.

O, heil'ger Thomas! Ich glaub' es kaum!
Ich zweifle bis zur Stunde,
Wo ich den Finger legen kann
In meines Glückes Wunde.

K.=Jammer.

Diese graue Wolkenschar
Stieg aus einem Meer von Freuden;
Heute muß ich dafür leiden,
Daß ich gestern glücklich war.

Ach, in Wermut hat verkehrt
Sich der Nektar! Ach, wie quälend
Katzen=Jammer, Hunde=Elend
Herz und Magen mir beschwert!

Zum Hausfrieden.

Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken —
Tun sie heimlich dir ein Wehe,
Darfst du dennoch dich nicht mucken.

Denn sie rächen, schelmisch lächelnd,
Sich zur Nachtzeit — Willst du drücken
Sie ans Herze, lieberöchelnd,
Ach, da drehn sie dir den Rücken.

Jetzt wohin?

Jetzt wohin? Der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutschland tragen;
Doch es schüttelt klug das Haupt
Mein Verstand und scheint zu sagen:

Zwar beendigt ist der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habest einst
Viel Erschießliches geschrieben.

Das ist wahr, unangenehm
Wär' mir das Erschossenwerden;
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetischen Gebärden.

Gern würd' ich nach England gehn,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — schon ihr Duft
Gibt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln —

Doch es ängstet mich ein Land,
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien.

Rußland, dieses schöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig schau' ich in die Höh',
Wo viel tausend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel.

Altes Lied.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rotes Mündchen,
Und du bist tot, mein totes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort widerhallt die Litanei;
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Totengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschau'n mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Solidität.

Liebe sprach zum Gott der Lieder,
Sie verlange Sicherheiten
Ehe sie sich ganz ergebe,
Denn es wären schlechte Zeiten.

Lachend gab der Gott zur Antwort:
Ja, die Zeiten sich verändern,
Und du sprichst jetzt, wie ein alter
Wuchrer, welcher leiht auf Pfändern.

Ach, ich hab' nur eine Leier,
Doch sie ist von gutem Golde.
Wieviel Küsse willst du borgen
Mir darauf, o meine Holde?

Alte Rose.

Eine Rosenknospe war
Sie für die mein Herze glühte;
Doch sie wuchs, und wunderbar
Schoß sie auf in voller Blüte.

Ward die schönste Ros' im Land,
Und ich wollt' die Rose brechen,
Doch sie wußte mich pikant
Mit den Dornen fortzustechen.

Jetzt, wo sie verwelkt, zerfetzt
Und verklatscht von Wind und Regen —
Liebster Heinrich bin ich jetzt,
Liebend kommt sie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit süßen Tönen;
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Ist es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borsten sind,
Die des Kinnes Wärzchen zieren —
Geh' ins Kloster, liebes Kind,
Oder lasse dich rasieren.

Auto-da-fé.

Welke Veilchen, stäub'ge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerrissene Billette,
Längst vergeßner Herzenstand —

In die Flammen des Kamines
Werf' ich sie verdroßnen Blicks;
Ängstlich knistern diese Trümmer
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebeschwüre, flatterhafte
Falsche Eide, in den Schlot
Fliegen sie hinauf — es kichert
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend, und ich seh'
Wie die Fünkchen in der Asche
Still verglühn — Gut' Nacht — Ade!

Lazarus.

1.

Weltlauf.

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur die etwas haben.

2.

Rückschau.

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab' ich genossen wie je ein Held!
Hab' Kaffee getrunken, hab' Kuchen gegessen,
Hab' manche schöne Puppe besessen;
Trug seidne Westen, den feinsten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;
Ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn,
Er duftete Träume mir ins Gehirn,
Träume von Rosen und ewigem Mai —
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,
So dämmersüchtig, so sterbefaul —
Mir flogen gebratne Tauben ins Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taschen
Sie zogen hervor Champagnerflaschen —
Das waren Visionen, Seifenblasen, —
Sie platzten — Jetzt lieg' ich auf feuchtem Rasen,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß

Hab' ich erkauft durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitternissen
Und grausam von den Wanzen gebissen;
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Betteln —
Ich glaube sogar, ich mußte betteln.
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

3.

Auferstehung.

Posaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar schallt es wider;
Die Toten steigen aus der Gruft,
Und schütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, das trollt sich fort,
Es wallen die weißen Gestalten
Nach Josaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf sitzet Christus dort
In seiner Apostel Kreise.
Sie sind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Ist minniglich und weise.

Sie urteln nicht vermummten Gesichts;
Die Maske läßt jeder fallen
Am hellen Tage des Jüngsten Gerichts,
Wenn die Posaunen schallen.

Das ist zu Josaphat im Tal,
Da stehn die geladenen Scharen,
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier summarisch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur Rechten das Schaf,
Geschieden sind sie schnelle;
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

4.

Sterbende.

Flogest aus nach Sonn' und Glück,
Nackt und schlecht kommst du zurück.
Deutsche Treue, deutsche Hemde,
Die verschleißt man in der Fremde.

Siehst sehr sterbeblässlich aus,
Doch getrost, du bist zu Haus.
Warm wie an dem Flackerherde
Liegt man in der deutschen Erde.

Mancher leider wurde lahm
Und nicht mehr nach Hause kam —
Streckt verlangend aus die Arme,
Daß der Herr sich sein erbarme!

5.

Lumpentum.

Die reichen Leute, die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelei'n —
Das Geld ist platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geschmeichelt sein.

Das Weihrauchfaß, das schwinge keck
Vor jedem göttlich goldnen Kalb;
Bet' an im Staub, bet' an im Dreck,
Vor allem aber lob' nicht halb.

Das Brot ist teuer dieses Jahr,
Jedoch die schönsten Worte hat
Man noch umsonst — Besinge gar
Mäcenas Hund, und friß dich satt!

6.

Erinnerung.

Dem einen die Perle, dem andern die Truhe,
O Wilhelm Wisetzki, du starbest so fruhe —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Der Balken brach, worauf er geklommen,
Da ist er im Wasser umgekommen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Wir folgten der Leiche, dem lieblichen Knaben;
Sie haben ihn unter Maiblumen begraben, —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Bist klug gewesen, du bist entronnen
Den Stürmen, hast früh ein Obdach gewonnen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Bist früh entronnen, bist klug gewesen,
Noch eh' du erkrankteſt, bist du genesen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Seit langen Jahren, wie oft, o Kleiner,
Mit Neid und Wehmut gedenk' ich deiner —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

7.

Unvollkommenheit.

Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt.
Der Rose ist der Stachel beigesellt;
Ich glaube gar, die lieben holden Engel
Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel.

Der Tulpe fehlt der Duft. Es heißt am Rhein:
Auch Ehrlich stahl einmal ein Ferkelschwein.
Hätte Lucretia sich nicht erstochen,
Sie wär' vielleicht gekommen in die Wochen.

Häßliche Füße hat der stolze Pfau.
Uns kann die amüsant geistreichste Frau
Manchmal langweilen wie die Henriade
Voltair's, sogar wie Klopstocks Messiade.

Die bravste, klügste Kuh kein Spanisch weiß,
Wie Maßmann kein Latein — Der Marmorsteiß
Der Venus von Canova ist zu glatte,
Wie Maßmanns Nase viel zu ärschig platte.

Im süßen Lied ist oft ein saurer Reim,
Wie Bienenstachel steckt im Honigseim.
Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas ist ein Metis.

Der strahlenreinste Stern am Himmelzelt,
Wenn er den Schnupfen kriegt, herunterfällt.
Der beste Äpfelwein schmeckt nach der Tonne,
Und schwarze Flecken sieht man in der Sonne.

Du bist, verehrte Frau, du selbst sogar
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.
Du schaust mich an — du fragst mich was dir fehle?
Ein Busen, und im Busen eine Seele.

8.

Fromme Warnung.

Unsterbliche Seele, nimm dich in acht,
Daß du nicht Schaden leidest,
Wenn du aus dem Irdischen scheidest;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Tore der Hauptstadt des Lichts,
Da stehen die Gottes-Soldaten;
Sie fragen nach Werken und Taten,
Nach Namen und Amt fragt man hier nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die stäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr' ein, hier findest du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und schöne Musik.

9.

Der Abgekühlte.

Und ist man tot, so muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferstehen
Wird nicht so schnell vonstatten gehen.

Noch einmal, eh' mein Lebenslicht
Erlöschet, eh' mein Herze bricht —
Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beseligt werben.

Und eine Blonde müßt' es sein,
Mit Augen sanft wie Mondenschein —
Denn schlecht bekommen mir am Ende
Die wild brünetten Sonnenbrände.

Das junge Volk voll Lebenskraft
Will den Tumult der Leidenschaft,
Das ist ein Rasen, Schwören, Poltern
Und wechselseit'ges Seelenfoltern!

Unjung und nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund',
Möcht' ich noch einmal lieben, schwärmen
Und glücklich sein — doch ohne Lärmen.

10.

Salomo.

Verstummt sind Pauken, Posaunen und Zinken.
An Salomos Lager Wache halten
Die schwertgegürteten Engelgestalten,
Sechstausend zur Rechten, sechstausend zur Linken.

Sie schützen den König vor träumendem Leide,
Und zieht er finster die Brauen zusammen,
Da fahren sogleich die stählernen Flammen,
Zwölftausend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen
Die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen
Verschwindet, es glätten sich wieder die Brauen
Des Schläfers, und seine Lippen lallen:

O Sulamith! das Reich ist mein Erbe,
Die Lande sind mir untertänig,
Bin über Juda und Israel König —
Doch liebst du mich nicht, so welk' ich und sterbe.

11.

Verlorene Wünsche.

Von der Gleichheit der Gemütsart
Wechselseitig angezogen
Waren wir einander immer
Mehr als uns bewußt gewogen.

Beide ehrlich und bescheiden,
Konnten wir uns leicht verstehen;
Worte waren überflüssig,
Brauchten uns nur anzusehen.

O wie sehnlich wünscht' ich immer,
Daß ich bei dir bleiben könnte
Als der tapfre Waffenbruder
Eines dolce far niente.

Ja, mein liebster Wunsch war immer,
Daß ich immer bei dir bliebe!
Alles was dir wohlgefiele,
Alles tät' ich dir zu Liebe.

Würde essen was dir schmeckte
Und die Schüssel gleich entfernen,
Die dir nicht behagt. Ich würde
Auch Zigarren rauchen lernen.

Manche polnische Geschichte,
Die dein Lachen immer weckte,
Wollt' ich wieder dir erzählen
In Judäas Dialekte.

Ja, ich wollte zu dir kommen,
Nicht mehr in der Fremde schwärmen —
An dem Herde deines Glückes
Wollt' ich meine Knie wärmen. — —

Goldne Wünsche! Seifenblasen!
Sie zerrinnen wie mein Leben —
Ach, ich liege jetzt am Boden,
Kann mich nimmermehr erheben.

Und Ade! sie sind zerronnen,
Goldne Wünsche, süßes Hoffen!
Ach, zu tödlich war der Faustschlag,
Der mich just ins Herz getroffen.

12.

Gedächtnisfeier.

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie mir das Grab zu schmücken,
Und sie seufzet: Pauvre homme!
Feuchte Wehmut in den Blicken.

Leider wohn' ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! sie schwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen;
An dem Barriere-Gitter
Siehst du die Fiaker stehen.

13.

Wiedersehen.

Die Geißblattlaube — Ein Sommerabend —
Wir saßen wieder wie ehemals am Fenster —
Der Mond ging auf, belebend und labend —
Wir aber waren wie zwei Gespenster.

Zwölf Jahre schwanden, seitdem wir beisammen
Zum letzten Male hier gesessen;
Die zärtlichen Gluten, die großen Flammen,
Sie waren erloschen unterdessen.

Einsilbig saß ich. Die Plaudertasche,
Das Weib hingegen schürte beständig
Herum in der alten Liebesasche.
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und sie erzählte: wie sie die bösen
Gedanken bekämpft, eine lange Geschichte,
Wie wackelig schon ihre Tugend gewesen —
Ich machte dazu ein dummes Gesichte.

Als ich nach Hause ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geister. Wehmütige Stimmen riefen —
Doch ich und die Toten, wir ritten schnelle.

14.

Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und teilten mit mir brüderlich
Wohl meinen besten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;
Erloschen ist der Sonnenglanz,
Zerstoben ist der Mückentanz,
Die Freunde, so wie die Mücke,
Verschwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein schwarzes Mützchen, und schnupft Tabak.
Die Dose knarrt so gräßlich,
Die Alte nickt so häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen sei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm —
Da knarrt die Dose — daß Gott erbarm,
Es platzt die Seifenblase —
Die Alte schneuzt die Nase.

15.

An die Engel.

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird Witwe sie und Waise sein!
Ich lass' in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind das, trauend meinem Mute,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Tränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör' ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

16.

Im Oktober 1849.

Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille wird's daheime;
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das ist vom Übel —
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemütlich ruhen Wald und Fluß,
Von sanftem Mondlicht übergossen;
Nur manchmal knallt's — Ist das ein Schuß? —
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen,
(Nicht jeder hat so viel Verstand
Wie Flaccus, der so kühn davon geloffen).

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethefeier! —
Die Sontag, die dem Grab entsteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leier.

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgerötet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;
Kein Russe, noch Kroat hat ihn getötet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
Und Ungarn blutet sich zu Tode —
Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Enkel Kreis —
„So lag ich und so führt' ich meine Klinge!"

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir das deutsche Wams zu enge,
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüt
Die Heldensage, längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenlos,
Es sind dieselben alten Mären,
Die Namen sind verändert bloß,
Doch sind's dieselben „Helden lobebären".

Es ist dasselbe Schicksal auch —
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muß der Held, nach altem Brauch,
Den tierisch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochse gar
Mit Bären einen Bund geschlossen —
Du fällst; doch tröste dich, Magyar,
Wir andre haben schlimm're Schmach genossen.

Anständ'ge Bestien sind es doch,
Die ganz honett dich überwunden;
Doch wir geraten in das Joch
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt — ich kann
Ertragen kaum den Duft der Sieger.
Doch still, Poet, das greift dich an —
Du bist so krank und schweigen wäre klüger.

17.

Böses Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! Die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und alles was sie spricht ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand; —
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet
Und heimlich bebend küss' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
Heirate mich und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei.

Was sie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos daniederliegt seit manchem Jahr. — —

18.

Sie erlischt.

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub' ich hörte Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.

Doch horch! ein schollernd schnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht daß eine Saite sprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parterr'
Etwelche Ratten hin und her,
Und alles riecht nach ranz'gem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.

19.

Vermächtnis.

Nun mein Leben geht zu End',
Mach' ich auch mein Testament;
Christlich will ich drin bedenken
Meine Feinde mit Geschenken.

Diese würd'gen, tugendfesten
Widersacher sollen erben
All mein Siechtum und Verderben,
Meine sämtlichen Gebresten.

Ich vermach' euch die Koliken,
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeschwerden, die perfiden
Preußischen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe sollt ihr haben,
Speichelfluß und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
Lauter schöne Gottesgaben.

Kodizill zu dem Vermächtnis:
In Vergessenheit versenken
Soll der Herr eu'r Angedenken,
Er vertilge eu'r Gedächtnis.

20.

Enfant perdu.

Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfe ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm' ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — Ich konnt' nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten nichts) —
Sie zu verscheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgendein verdächt'ger Gauch,
So schoß ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es sich ereignen,
Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wußte — ach, ich kann's nicht leugnen —
Die Wunden klaffen — es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant! — Die Wunden klaffen —
Der eine fällt, die andern rücken nach —
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

Drittes Buch

Hebräiſche Melodien

O laß nicht ohne Lebensgenuß
Dein Leben zerfließen!
Und bist du sicher vor dem Schuß,
So laß sie nur schießen.

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,
So faß' es am Zipfel.
Auch rat' ich dir, baue dein Hüttchen im Tal
Und nicht auf dem Gipfel.

Prinzessin Sabbat.

In Arabiens Märchenbuche
Sehen wir verwünschte Prinzen,
Die zuzeiten ihre schöne
Urgestalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer
Ist ein Königsohn geworden;
Schmuckreich glänzend angekleidet,
Auch verliebt die Flöte blasend.

Doch die Zauberfrist zerrinnt,
Und wir schauen plötzlich wieder
Seine königliche Hoheit
In ein Ungetüm verzottelt.

Einen Prinzen solchen Schicksals
Singt mein Lied. Er ist geheißen
Israel. Ihn hat verwandelt
Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken,
Kötert er die ganze Woche
Durch des Lebens Kot und Kehricht,
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitag abend
In der Dämmrungstunde, plötzlich
Weicht der Zauber, und der Hund
Wird aufs neu' ein menschlich Wesen.

Mensch mit menschlichen Gefühlen,
Mit erhobnem Haupt und Herzen,
Festlich, reinlich schier gekleidet,
Tritt er in des Vaters Halle.

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakobs, eure heil'gen
Eingangspfosten küßt mein Mund!"

Durch das Haus geheimnisvoll
Zieht ein Wispern und ein Weben,
Und der unsichtbare Hausherr
Atmet schaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneschall,
(Vulgo Synagogendiener)
Springt geschäftig auf und nieder,
Um die Lampen anzuzünden.

Trostverheißend goldne Lichter,
Wie sie glänzen, wie sie glimmern!
Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüstung des Almemors.

Vor dem Schreine, der die Thora
Aufbewahret, und verhängt ist
Mit der kostbar seidnen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt —

Dort an seinem Betpultständer
Steht schon der Gemeindesänger;
Schmuckes Männchen, das sein schwarzes
Mäntelchen kokett geachselt.

Um die weiße Hand zu zeigen,
Haspelt er am Halse, seltsam
An die Schläf' den Zeigefinger,
An die Kehl' den Daumen drückend.

Trällert vor sich hin ganz leise,
Bis er endlich laut aufjubelnd
Seine Stimm' erhebt und singt:
Lecho Daudi Likras Kalle!

Lecho Daudi Likras Kalle —
Komm, Geliebter, deiner harret
Schon die Braut, die dir entschleiert
Ihr verschämtes Angesicht!

Dieses hübsche Hochzeitcarmen
Ist gedichtet von dem großen,
Hochberühmten Minnesinger
Don Jehuda ben Halevy.

In dem Liede wird gefeiert
Die Vermählung Israels
Mit der Frau Prinzessin Sabbat,
Die man nennt die stille Fürstin.

Perl' und Blume aller Schönheit
Ist die Fürstin. Schöner war
Nicht die Königin von Saba,
Salomonis Busenfreundin,

Die, ein Blaustrumpf Äthiopiens,
Durch Esprit brillieren wollte,
Und mit ihren klugen Rätseln
Auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzessin Sabbat, welche
Ja die personifizierte
Ruhe ist, verabscheut alle
Geisteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal ist ihr die trampelnd
Deklamierende Passion,
Jenes Pathos, das mit flatternd
Aufgelöstem Haar einherstürmt.

Sittsam birgt die stille Fürstin
In der Haube ihre Zöpfe;
Blickt so sanft wie die Gazelle,
Blüht so schlank wie eine Addas.

Sie erlaubt dem Liebsten alles,
Ausgenommen Tabakrauchen —
„Liebster! Rauchen ist verboten,
Weil es heute Sabbat ist.

Dafür aber heute mittag
Soll dir dampfen, zum Ersatz,
Ein Gericht, das wahrhaft göttlich —
Heute sollst du Schalet essen!"

Schalet, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Also klänge Schillers Hochlied,
Hätt' er Schalet je gekostet.

Schalet ist die Himmelspeise,
Die der liebe Herrgott selber
Einst den Moses kochen lehrte
Auf dem Berge Sinai,

Wo der Allerhöchste gleichfalls
All die guten Glaubenslehren
Und die heil'gen zehn Gebote
Wetterleuchtend offenbarte.

Schalet ist des wahren Gottes
Koscheres Ambrosia,
Wonnebrot des Paradieses,
Und mit solcher Kost verglichen

Ist nur eitel Teufelsdreck
Das Ambrosia der falschen
Heidengötter Griechenlands,
Die verkappte Teufel waren.

Speist der Prinz von solcher Speise,
Glänzt sein Auge wie verkläret,
Und er knöpfet auf die Weste,
Und er spricht mit sel'gem Lächeln:

„Hör' ich nicht den Jordan rauschen?
Sind das nicht die Brüßelbrunnen
In dem Palmental von Beth-El,
Wo gelagert die Kamele?

„Hör' ich nicht die Herdenglöckchen?
Sind das nicht die fetten Hämmel,
Die vom Gileathgebirge
Abendlich der Hirt herabtreibt?"

Doch der schöne Tag verflittert;
Wie mit langen Schattenbeinen
Kommt geschritten der Verwünschung
Böse Stund' — Es seufzt der Prinz.

Ist ihm doch als griffen eiskalt
Hexenfinger in sein Herze.
Schon durchrieseln ihn die Schauer
Hündischer Metamorphose.

Die Prinzessin reicht dem Prinzen
Ihre güldne Nardenbüchse.
Langsam riecht er — Will sich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzet die Prinzessin
Auch den Abschiedstrunk dem Prinzen —
Hastig trinkt er, und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er besprengt damit den Tisch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Nässe,
Daß es knistert und erlischt.

Jehuda ben Halevy.

(Fragment.)

1.

„Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß' ich
Jemals dein Jerusalem —"

Wort und Weise, unaufhörlich
Schwirren sie mir heut im Kopfe,
Und mir ist als hört' ich Stimmen,
Psalmodierend, Männerstimmen —

Manchmal kommen auch zum Vorschein
Bärte, schattig lange Bärte —
Traumgestalten, wer von euch
Ist Jehuda ben Halevy?

Doch sie huschen rasch vorüber;
Die Gespenster scheuen furchtsam
Der Lebend'gen plumpen Zuspruch —
Aber ihn hab' ich erkannt —

Ich erkannt' ihn an der bleichen
Und gedankenstolzen Stirne,
An der Augen süßer Starrheit —
Sahn mich an so schmerzlich forschend —

Doch zumeist erkannt' ich ihn
An dem rätselhaften Lächeln
Jener schön gereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet.

Jahre kommen und verfließen.
Seit Jehuda ben Halevy
Ward geboren, sind verflossen
Siebenhundertfünfzig Jahre —

Hat zuerst das Licht erblickt
Zu Toledo in Kastilien,
Und es hat der goldne Tajo
Ihm sein Wiegenlied gelullet.

Für Entwicklung seines Geistes
Sorgte früh der strenge Vater,
Der den Unterricht begann
Mit dem Gottesbuch, der Thora.

Diese las er mit dem Sohne
In dem Urtext, dessen schöne,
Hieroglyphisch pittoreske,
Altchaldäische Quadratschrift

Herstammt aus dem Kindesalter
Unsrer Welt, und auch deswegen
Jedem kindlichen Gemüte
So vertraut entgegenlacht.

Diesen echten alten Text
Rezitierte auch der Knabe
In der uralt hergebrachten
Singsangweise, Tropp geheißen —

Und er gurgelte gar lieblich
Jene fetten Gutturalen,
Und er schlug dabei den Triller,
Den Schalscheleth, wie ein Vogel.

Auch den Targum Onkelos,
Der geschrieben ist in jenem
Plattjudäischen Idiom,
Das wir Aramäisch nennen

Und zur Sprache der Propheten
Sich verhalten mag etwa
Wie das Schwäbische zum Deutschen
Dieses Gelbveiglein-Hebräisch

Lernte gleichfalls früh der Knabe,
Und es kam ihm solche Kenntnis
Bald darauf sehr gut zustatten
Bei dem Studium des Talmuds.

Ja, frühzeitig hat der Vater
Ihn geleitet zu dem Talmud,
Und da hat er ihm erschlossen
Die Halacha, diese große

Fechterschule, wo die besten
Dialektischen Athleten
Babylons und Pumpedithas
Ihre Kämpferspiele trieben.

Lernen konnte hier der Knabe
Alle Künste der Polemik;
Seine Meisterschaft bezeugte
Späterhin das Buch Cosari.

Doch der Himmel gießt herunter
Zwei verschiedne Sorten Lichtes:
Grelles Tageslicht der Sonne
Und das mildre Mondlicht — Also,

Also leuchtet auch der Talmud
Zwiefach, und man teilt ihn ein
In Halacha und Hagada.
Erstre nannt' ich eine Fechtschul' —

Letztre aber, die Hagada,
Will ich einen Garten nennen,
Einen Garten, hochphantastisch
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls dem Boden
Babylons entsprossen weiland —
Garten der Semiramis,
Achtes Wunderwerk der Welt.

Königin Semiramis,
Die als Kind erzogen worden
Von den Vögeln, und gar manche
Vögeltümlichkeit bewahrte,

Wollte nicht auf platter Erde
Promenieren wie wir andern
Säugetiere, und sie pflanzte
Einen Garten in der Luft —

Hoch auf kolossalen Säulen
Prangten Palmen und Zypressen,
Goldorangen, Blumenbeete,
Marmorbilder, auch Springbrunnen.

Alles klug und fest verbunden
Durch unzähl'ge Hängebrücken,
Die wie Schlingepflanzen aussahn
Und worauf sich Vögel wiegten —

Große, bunte, ernste Vögel,
Tiefe Denker, die nicht singen,
Während sie umflattert kleines
Zeisigvolk, das lustig trillert —

Alle atmen ein, beseligt,
Einen reinen Balsamduft,
Welcher unvermischt mit schnödem
Erdendunst und Mißgeruche.

Die Hagada ist ein Garten
Solcher Luftkindgrillenart,
Und der junge Talmudschüler,
Wenn sein Herze war bestäubet

Und betäubet vom Gezänke
Der Halacha, vom Dispute
Über das fatale Ei,
Das ein Huhn gelegt am Festtag,

Oder über eine Frage
Gleicher Importanz — der Knabe
Floh alsdann sich zu erfrischen
In die blühende Hagada,

Wo die schönen alten Sagen,
Engelmärchen und Legenden,
Stille Märtyrerhistorien,
Festgesänge, Weisheitsprüche,

Auch Hyperbeln, gar possierlich,
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend — O, das glänzte,
Quoll und sproß so überschwenglich —

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden,
Abenteuerlichen Süße,
Von der wundersamen Schmerzlust

Und den fabelhaften Schauern
Jener seligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,
Die wir nennen Poesie.

Auch die Kunst der Poesie,
Heitres Wissen, holdes Können,
Welches wir die Dichtkunst heißen,
Tat sich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy
Ward nicht bloß ein Schriftgelehrter,
Sondern auch der Dichtkunst Meister,
Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare, große

Feuersäule des Gesanges,
Die der Schmerzenskarawane
Israels vorangezogen
In der Wüste des Exils.

Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied, wie seine Seele —
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden

Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.

Wie im Leben, so im Dichten
Ist das höchste Gut die Gnade —
Wer sie hat, der kann nicht sünd'gen
Nicht in Versen, noch in Prosa.

Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches ist er.

Nur dem Gotte steht er Rede,
Nicht dem Volke — In der Kunst,
Wie im Leben kann das Volk
Töten uns, doch niemals richten. —

2.

Bei den Wassern Babels saßen
Wir und weinten, unsre Harfen
Lehnten an den Trauerweiden —
Kennst du noch das alte Lied?

Kennst du noch die alte Weise,
Die im Anfang so elegisch
Greint und sumset, wie ein Kessel,
Welcher auf dem Herde kocht?

Lange schon, jahrtausendlange
Kocht's in mir. Ein dunkles Wehe!
Und die Zeit leckt meine Wunde,
Wie der Hund die Schwären Hiobs.

Dank dir, Hund, für deinen Speichel —
Doch das kann nur kühlend lindern —
Heilen kann mich nur der Tod,
Aber, ach, ich bin unsterblich!

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, das weiß kein Weber.

Jahre kommen und vergehen,
Menschentränen träufeln, rinnen
Auf die Erde, und die Erde
Saugt sie ein mit stiller Gier —

Tolle Sud! Der Deckel springt —
Heil dem Manne, dessen Hand
Deine junge Brut ergreifet
Und zerschmettert an der Felswand.

Gott sei Dank! die Sud verdampfet
In dem Kessel, der allmählich
Ganz verstummt. Es weicht mein Spleen,
Mein westöstlich dunkler Spleen —

Auch mein Flügelrößlein wiehert
Wieder heiter, scheint den bösen
Nachtalp von sich abzuschütteln,
Und die klugen Augen fragen:

Reiten wir zurück nach Spanien
Zu dem kleinen Talmudisten,
Der ein großer Dichter worden,
Zu Jehuda ben Halevy?

Ja, er ward ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,

Der in heiligen Sirventen,
Madrigalen und Terzinen,
Kanzonetten und Ghaselen
Ausgegossen alle Flammen

Seiner gottgeküßten Seele!
Wahrlich ebenbürtig war
Dieser Troubadour den besten
Lautenschlägern der Provence,

Poitous und der Guienne,
Rouſſillons und aller andern
Süßen Pomeranzenlande
Der galanten Chriſtenheit.

Der galanten Chriſtenheit
Süße Pomeranzenlande!
Wie ſie duften, glänzen, klingen
In dem Zwielicht der Erinnrung!

Schöne Nachtigallenwelt!
Wo man ſtatt des wahren Gottes
Nur den falſchen Gott der Liebe
Und der Muſen angebetet.

Clerici mit Roſenkränzen
Auf der Glatze, ſangen Pſalmen
In der heitern Sprache d'oc;
Und die Laien, edle Ritter,

Stolz auf hohen Roſſen trabend,
Spintiſierten Vers und Reime
Zur Verherrlichung der Dame,
Der ihr Herze fröhlich diente.

Ohne Dame keine Minne,
Und es war dem Minneſänger
Unentbehrlich eine Dame,
Wie dem Butterbrot die Butter.

Auch der Held, den wir beſingen,
Auch Jehuda ben Halevy
Hatte ſeine Herzensdame;
Doch ſie war beſondrer Art.

Sie war keine Laura, deren
Augen, ſterbliche Geſtirne,
In dem Dome am Karfreitag
Den berühmten Brand geſtiftet —

Sie war keine Chatelaine,
Die im Blütenſchmuck der Jugend
Bei Turnieren präſidierte
Und den Lorbeerkranz erteilte —

Keine Kußrechtskasuistin
War sie, keine Doktrinärrin,
Die im Spruchkollegium
Eines Minnehofs dozierte —

Jene, die der Rabbi liebte,
War ein traurig armes Liebchen,
Der Zerstörung Jammerbildnis,
Und sie hieß Jerusalem.

Schon in frühen Kindestagen
War sie seine ganze Liebe;
Sein Gemüte machte beben
Schon das Wort Jerusalem.

Purpurflamme auf der Wange
Stand der Knabe, und er horchte
Wenn ein Pilger nach Toledo
Kam aus fernem Morgenlande

Und erzählte: wie verödet
Und verunreint jetzt die Stätte,
Wo am Boden noch die Lichtspur
Von dem Fuße der Propheten —

Wo die Luft noch balsamieret
Von dem ew'gen Odem Gottes —
O des Jammeranblicks! rief
Einst ein Pilger, dessen Bart

Silberweiß hinabfloß, während
Sich das Barthaar an der Spitze
Wieder schwärzte und es aussah,
Als ob sich der Bart verjünge —

Ein gar wunderlicher Pilger
Mocht' es sein, die Augen lugten
Wie aus tausendjähr'gem Trübsinn
Und er seufzt': „Jerusalem!

„Sie, die volkreich heil'ge Stadt
Ist zur Wüstenei geworden,
Wo Waldteufel, Werwolf, Schakal
Ihr verruchtes Wesen treiben —

„Schlangen, Nachtgevögel niſten
Im verwitterten Gemäuer;
Aus des Fenſters luft'gem Bogen
Schaut der Fuchs mit Wohlbehagen.

„Hier und da taucht auf zuweilen
Ein zerlumpter Knecht der Wüſte,
Der ſein höckriges Kamel
In dem hohen Graſe weidet.

„Auf der edlen Höhe Zions,
Wo die goldne Feſte ragte,
Deren Herrlichkeiten zeugten
Von der Pracht des großen Königs:

„Dort, von Unkraut überwuchert,
Liegen nur noch graue Trümmer,
Die uns anſehn ſchmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, ſie weinten.

„Und es heißt, ſie weinten wirklich
Einmal in dem Jahr, an jenem
Neunten Tag des Monats Ab —
Und mit tränend eignen Augen

„Schaute ich die dicken Tropfen
Aus den großen Steinen ſickern,
Und ich hörte wehklagen
Die gebrochnen Tempelſäulen." — —

Solche fromme Pilgerſagen
Weckten in der jungen Bruſt
Des Jehuda ben Halevy
Sehnſucht nach Jeruſalem.

Dichterſehnſucht! ahnend, träumend
Und fatal war ſie, wie jene,
Die auf ſeinem Schloß zu Blaye
Einſt empfand der edle Vidam,

Meſſer Geoffroi Rudello,
Als die Ritter, die zurück
Aus dem Morgenlande kehrten,
Laut beim Becherklang beteuert:

Ausbund aller Huld und Züchten,
Perl' und Blume aller Frauen,
Sei die schöne Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für diese Dame
Schwärmte jetzt der Troubadour;
Er besang sie, und es wurde
Ihm zu eng im Schlosse Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette
Schiffte er sich ein, erkrankte
Aber auf dem Meer, und sterbend
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt' er Melisanden
Endlich auch mit Leibesaugen,
Die jedoch des Todes Schatten
In derselben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebessang
Singend, starb er zu den Füßen
Seiner Dame Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Wunderbare Ähnlichkeit
In dem Schicksal beider Dichter!
Nur daß jener erst im Alter
Seine große Wallfahrt antrat.

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen seiner Liebsten,
Und sein sterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jerusalems.

3.

Nach der Schlacht bei Arabella,
Hat der große Alexander
Land und Leute des Darius,
Hof und Harem, Pferde, Weiber,

Elefanten und Dariken,
Kron' und Zepter, goldnen Plunder,
Eingesteckt in seine weiten
Makedon'schen Pluderhosen.

In dem Zelt des großen Königs,
Der entflohn, um nicht höchstselbst
Gleichfalls eingesteckt zu werden,
Fand der junge Held ein Kästchen,

Eine kleine güldne Truhe,
Mit Miniaturbildwerken
Und mit inkrustierten Steinen
Und Kameen reich geschmückt —

Dieses Kästchen, selbst ein Kleinod
Unschätzbaren Wertes, diente
Zur Bewahrung von Kleinodien,
Des Monarchen Leibjuwelen.

Letztre schenkte Alexander
An die Tapfern seines Heeres,
Darob lächelnd, daß sich Männer
Kindisch freun an bunten Steinchen.

Eine kostbar schönste Gemme
Schickte er der lieben Mutter;
War der Siegelring des Cyrus,
Wurde jetzt zu einer Brosche.

Seinem alten Weltarschpauker
Aristoteles, dem sandt' er
Einen Onyx für sein großes
Naturalienkabinett.

In dem Kästchen waren Perlen,
Eine wunderbare Schnur,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis —

Doch die Perlen waren echt —
Und der heitre Sieger gab sie
Einer schönen Tänzerin
Aus Korinth, mit Namen Thais.

Diese trug sie in den Haaren,
Die bacchantisch aufgelöst,
In der Brandnacht, als sie tanzte
Zu Persepolis und frech

In die Königsburg geschleudert
Ihre Fackel, daß laut prasselnd
Bald die Flammenlohe aufschlug,
Wie ein Feuerwerk zum Feste.

Nach dem Tod der schönen Thais,
Die an einer babylon'schen
Krankheit starb zu Babylon,
Wurden ihre Perlen dort

Auf dem Börsensaal vergantert.
Sie erstand ein Pfaff aus Memphis,
Der sie nach Ägypten brachte,
Wo sie später auf dem Putztisch

Der Kleopatra erschienen,
Die die schönste Perl' zerstampft
Und mit Wein vermischt verschluckte,
Um Antonius zu foppen.

Mit dem letzten Omayaden
Kam die Perlenschnur nach Spanien,
Und sie schlängelte am Turban
Des Kalifen zu Corduva.

Abderam der Dritte trug sie
Als Brustschleife beim Turnier,
Wo er dreißig goldne Ringe
Und das Herz Zuleimas stach.

Nach dem Fall der Mohrenherrschaft
Gingen zu den Christen über
Auch die Perlen, und gerieten
In den Kronschatz von Kastilien.

Die kathol'schen Majestäten
Span'scher Königinnen schmückten
Sich damit bei Hoffestspielen,
Stiergefechten, Prozessionen

So wie auch Autodafés,
Wo sie auf Balkonen sitzend
Sich erquickten am Geruche
Von gebratnen alten Juden.

Späterhin gab Mendizabel,
Satansenkel, diese Perlen
In Versatz, um der Finanzen
Defizit damit zu decken.

An dem Hof der Tuilerien
Kam die Schnur zuletzt zum Vorschein,
Und sie schimmerte am Halse
Der Baronin Salomon.

So erging's den schönen Perlen.
Minder abenteuerlich
Ging's dem Kästchen, dies behielt
Alexander für sich selber.

Er verschloß darin die Lieder
Des ambrosischen Homeros,
Seines Lieblings, und zu Häupten
Seines Bettes in der Nacht

Stand das Kästchen — schlief der König,
Stiegen draus hervor der Helden
Lichte Bilder, und sie schlichen
Gaukelnd sich in seine Träume.

Andre Zeiten, andre Vögel —
Ich, ich liebte weiland gleichfalls
Die Gesänge von den Taten
Des Peliden, des Odysseus.

Damals war so sonnengoldig
Und so purpurn mir zumute,
Meine Stirn' umkränzte Weinlaub,
Und es tönten die Fanfaren —

Still davon — gebrochen liegt
Jetzt mein stolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen,
Sind verreckt, so wie die Weiber,

Die mit Pauk' und Zimbelklängen
Mich umtanzten, und ich selbst
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — still davon —

Still davon — es ist die Rede
Von dem Kästchen des Darius,
Und ich dacht' in meinem Sinne:
Käm' ich in Besitz des Kästchens,

Und mich zwänge nicht Finanznot
Gleich dasselbe zu versilbern,
So verschlösse ich darin
Die Gedichte unsres Rabbi —

Des Jehuda ben Halevy
Festgesänge, Klagelieder,
Die Ghaselen, Reisebilder
Seiner Wallfahrt — alles ließ' ich

Von dem besten Zophar schreiben
Auf der reinsten Pergamenthaut,
Und ich legte diese Handschrift
In das kleine goldne Kästchen.

Dieses stellt' ich auf den Tisch
Neben meinem Bett, und kämen
Dann die Freunde und erstaunten
Ob der Pracht der kleinen Truhe,

Ob den seltnen Basreliefen,
Die so winzig, doch vollendet
Sind zugleich und ob den großen
Inkrustierten Edelsteinen —

Lächelnd würd' ich ihnen sagen:
Das ist nur die rohe Schale,
Die den bessern Schatz verschließet —
Hier in diesem Kästchen liegen

Diamanten, deren Lichter
Abglanz, Widerschein des Himmels,
Herzblutglühende Rubinen,
Fleckenlose Turkoasen,

Auch Smaragde der Verheißung,
Perlen, reiner noch als jene,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis,

Und die späterhin geschmücket
Alle Notabilitäten
Dieser mondumkreisten Erde,
Thais und Kleopatra,

Isispriester, Mohrenfürsten,
Auch Hispaniens Königinnen.
Und zuletzt die hochverehrte
Frau Baronin Salomon —

Diese weltberühmten Perlen,
Sie sind nur der bleiche Schleim
Eines armen Austertiers,
Das im Meergrund blöde kränkelt:

Doch die Perlen hier im Kästchen
Sind entquollen einer schönen
Menschenseele, die noch tiefer,
Abgrundtiefer als das Weltmeer —

Denn es sind die Tränenperlen
Des Jehuda ben Halevy,
Die er ob dem Untergang
Von Jerusalem geweinet —

Perlentränen, die verbunden
Durch des Reimes goldnen Faden,
Aus der Dichtkunst güldnen Schmiede
Als ein Lied hervorgegangen.

Dieses Perlentränenlied
Ist die vielberühmte Klage,
Die gesungen wird in allen
Weltzerstreuten Zelten Jakobs

An dem neunten Tag des Monats,
Der geheißen Ab, dem Jahrstag
Von Jerusalems Zerstörung
Durch den Titus Vespasianus.

Ja, das ist das Zionslied,
Das Jehuda ben Halevy
Sterbend auf den heil'gen Trümmern
Von Jerusalem gesungen —

Barfuß und im Büßerkittel
Saß er dorten auf dem Bruchstück
Einer umgestürzten Säule; —
Bis zur Brust herunter fiel

Wie ein greiser Wald sein Haupthaar,
Abenteuerlich beschattend
Das bekümmert bleiche Antlitz
Mit den geisterhaften Augen —

Also saß er und er sang,
Wie ein Seher aus der Vorzeit
Anzuschaun — dem Grab entstiegen
Schien Jeremias, der Alte —

Das Gevögel der Ruinen
Zähmte schier der wilde Schmerzlaut
Des Gesanges, und die Geier
Nahten horchend, fast mitleidig —

Doch ein frecher Sarazene
Kam desselben Wegs geritten,
Hoch zu Roß, im Bug sich wiegend
Und die blanke Lanze schwingend —

In die Brust des armen Sängers
Stieß er diesen Todesspeer,
Und er jagte rasch von dannen,
Wie ein Schattenbild beflügelt.

Ruhig floß das Blut des Rabbi,
Ruhig seinen Sang zu Ende
Sang er, und sein sterbeletzter
Seufzer war Jerusalem! — —

Eine alte Sage meldet,
Jener Sarazene sei
Gar kein böser Mensch gewesen,
Sondern ein verkappter Engel,

Der vom Himmel ward gesendet,
Gottes Liebling zu entrücken
Dieser Erde, und zu fördern
Ohne Qual ins Reich der Sel'gen.

Droben, heißt es, harrte seiner
Ein Empfang, der schmeichelhaft
Ganz besonders für den Dichter,
Eine himmlische Sürprise.

Festlich kam das Chor der Engel
Ihm entgegen mit Musik,
Und als Hymne grüßten ihn
Seine eignen Verse, jenes

Synagogen-Hochzeitcarmen,
Jene Sabbat-Hymenäen,
Mit den jauchzend wohlbekannten
Melodien — welche Töne!

Englein bliesen auf Hoboen,
Englein spielten Violine,
Andre strichen auch die Bratsche,
Oder schlugen Pauk' und Zimbel.

Und das sang und klang so lieblich,
Und so lieblich in den weiten
Himmelsräumen widerhallt es:
Lecho Daudi Likras Kalle.

4.

Meine Frau ist nicht zufrieden
Mit dem vorigen Kapitel,
Ganz besonders in bezug
Auf das Kästchen des Darius.

Fast mit Bitterkeit bemerkt sie:
Daß ein Ehemann, der wahrhaft
Religiöse sei, das Kästchen
Gleich zu Gelde machen würde,

Um damit für seine arme
Legitime Ehegattin
Einen Kaschemir zu kaufen,
Dessen sie so sehr bedürfe.

Der Jehuda ben Halevy,
Meinte sie, der sei hinlänglich
Ehrenvoll bewahrt in einem
Schönen Futteral von Pappe

Mit chinesisch eleganten
Arabesken, wie die hübschen
Bonbonnieren von Marquis
Im Passage Panorama.

Sonderbar! — setzt sie hinzu —
Daß ich niemals nennen hörte
Diesen großen Dichternamen,
Den Jehuda ben Halevy.

Liebstes Kind, gab ich zur Antwort,
Solche holde Ignoranz,
Sie bekundet die Lakunen
Der französischen Erziehung,

Der Pariser Pensionate,
Wo die Mädchen, diese künft'gen
Mütter eines freien Volkes,
Ihren Unterricht genießen —

Alte Mumien, ausgestopfte
Pharaonen von Ägypten,
Merowinger Schattenkön'ge,
Ungepuderte Perücken,

Auch die Zopfmonarchen Chinas,
Porzellanpagodenkaiser —
Alle lernen sie auswendig,
Kluge Mädchen, aber Himmel —

Fragt man sie nach großen Namen
Aus dem großen Goldzeitalter
Der arabisch-althispanisch
Jüdischen Poetenschule,

Fragt man nach dem Dreigestirn,
Nach Jehuda ben Halevy,
Nach dem Salomon Gabirol
Und dem Moses Iben Esra —

Fragt man nach dergleichen Namen,
Dann mit großen Augen schaun
Uns die Kleinen an — alsdann
Stehn am Berge die Ochsinnen.

Raten möcht' ich dir, Geliebte,
Nachzuholen das Versäumte
Und Hebräisch zu erlernen —
Laß Theater und Konzerte,

Widme ein'ge Jahre solchem
Studium, du kannst alsdann
Im Originale lesen
Iben Esra und Gabirol

Und versteht sich den Halevy,
Das Triumvirat der Dichtkunst,
Das dem Saitenspiel Davidis
Einst entlockt die schönsten Laute.

Alcharisi — der, ich wette,
Dir nicht minder unbekannt ist,
Ob er gleich, französ'scher Witzbold,
Den Hariri überwitzelt

Im Gebiete der Makame,
Und ein Voltairianer war
Schon sechshundert Jahr' vor Voltair' —
Jener Alcharisi sagte:

„Durch Gedanken glänzt Gabirol
Und gefällt zumeist dem Denker,
Iben Esra glänzt durch Kunst
Und behagt weit mehr dem Künstler —

„Aber beider Eigenschaften
Hat Jehuda ben Halevy,
Und er ist ein großer Dichter
Und ein Liebling aller Menschen."

Iben Esra war ein Freund
Und ich glaube auch ein Vetter
Des Jehuda ben Halevy,
Der in seinem Wanderbuche

Schmerzlich klagt, wie er vergebens
In Granada aufgesucht hat
Seinen Freund, und nur den Bruder
Dorten fand, den Medikus,

Rabbi Meyer, auch ein Dichter
Und der Vater jener Schönen,
Die mit hoffnungsloser Flamme
Iben Esras Herz entzunden —

Um das Mühmchen zu vergessen,
Griff er nach dem Wanderstabe,
Wie so mancher der Kollegen;
Lebte unstet, heimatlos.

Pilgernd nach Jerusalem,
Überfielen ihn Tartaren,
Die an einen Gaul gebunden
Ihn nach ihren Steppen schleppten.

Mußte Dienste dort verrichten,
Die nicht würdig eines Rabbi
Und noch wen'ger eines Dichters,
Mußte nämlich Kühe melken.

Einstens, als er unterm Bauche
Einer Kuh gekauert saß,
Ihre Euter hastig fingernd,
Daß die Milch floß in den Zuber —

Eine Position, unwürdig
Eines Rabbis, eines Dichters —
Da befiel ihn tiefe Wehmut
Und er fing zu singen an,

Und er sang so schön und lieblich,
Daß der Chan, der Fürst der Horde,
Der vorbeiging, ward gerühret
Und die Freiheit gab dem Sklaven.

Auch Geschenke gab er ihm,
Einen Fuchspelz, eine lange
Sarazenenmandoline
Und das Zehrgeld für die Heimkehr.

Dichterschicksal! böser Unstern,
Der die Söhne des Apollo
Tödlich nergelt, und sogar
Ihren Vater nicht verschont hat,

Als er hinter Daphnen laufend
Statt des weißen Nymphenleibes
Nur den Lorbeerbaum erfaßte,
Er, der göttliche Schlemihl!

Ja, der hohe Delphier ist
Ein Schlemihl, und gar der Lorbeer,
Der so stolz die Stirne krönet,
Ist ein Zeichen des Schlemihltums.

Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deshalb an unsern
Freund Chamisso, suchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt' mich nicht befried'gen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines schattenlosen Peters

Einst verraten. Alsbald nahm ich
Eine Droschke und ich rollte
Zu dem Kriminalrat Hitzig,
Welcher ehmals Itzig hieß —

Als er noch ein Itzig war,
Träumte ihm, er säh' geschrieben
An dem Himmel seinen Namen
Und davor den Buchstab H.

„Was bedeutet dieses H?"
Frug er sich — „etwa Herr Itzig
Oder Heil'ger Itzig? Heil'ger
Ist ein schöner Titel — aber

„In Berlin nicht passend" — Endlich
Grübelnsmüd' nannt' er sich Hitzig,
Und nur die Getreuen wußten
In dem Hitzig steckt ein Heil'ger.

„Heiliger Hitzig!" sprach ich also,
Als ich zu ihm kam, „Sie sollen
Mir die Etymologie
Von dem Wort Schlemihl erklären."

Viel Umschweife nahm der Heil'ge,
Konnte sich nicht recht erinnern,
Eine Ausflucht nach der andern,
Immer christlich — bis mir endlich,

Endlich alle Knöpfe rissen
An der Hose der Geduld,
Und ich anfing so zu fluchen,
So gottlästerlich zu fluchen,

Daß der fromme Pietist,
Leichenblaß und beineschlotternd,
Unverzüglich mir willfahrte
Und mir folgendes erzählte:

„In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwandrung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaans,

„Da geschah es, daß der Pinhas
Sahe wie der edle Simri
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter,

„Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle totgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

„Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

„Sondern daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schaddaÿ." —

Dieser nun, Schlemihl I.,
Ist der Ahnherr des Geschlechtes
Derer von Schlemihl. Wir stammen
Von Schlemihl ben Zuri Schaddaÿ.

Freilich keine Heldentaten
Meldet man von ihm, wir kennen
Nur den Namen und wir wissen,
Daß er ein Schlemihl gewesen.

Doch geschätzet wird ein Stammbaum
Nicht ob seinen guten Früchten,
Sondern nur ob seinem Alter —
Drei Jahrtausend' zählt der unsre!

Jahre kommen und vergehen —
Drei Jahrtausende verflossen,
Seit gestorben unser Ahnherr,
Herr Schlemihl ben Zuri Schaddaÿ.

Längst ist auch der Pinhas tot —
Doch sein Speer hat sich erhalten,
Und wir hören ihn beständig
Über unsre Häupter schwirren.

Und die besten Herzen trifft er —
Wie Jehuda ben Halevy,
Traf er Moses Iben Esra
Und er traf auch den Gabirol —

Den Gabirol, diesen treuen
Gottgeweihten Minnesänger,
Diese fromme Nachtigall
Deren Rose Gott gewesen —

Diese Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder sang
In der Dunkelheit der gotisch
Mittelalterlichen Nacht!

Unerschrocken, unbekümmert
Ob den Fratzen und Gespenstern,
Ob dem Wust von Tod und Wahnsinn,
Die gespukt in jener Nacht —

Sie, die Nachtigall, sie dachte
Nur an ihren göttlich Liebsten,
Dem sie ihre Liebe schluchzte,
Den ihr Lobgesang verherrlicht! —

Dreißig Lenze sah Gabirol
Hier auf Erden, aber Fama
Ausposaunte seines Namens
Herrlichkeit durch alle Lande.

Zu Corduba, wo er wohnte,
War ein Mohr sein nächster Nachbar,
Welcher gleichfalls Verse machte
Und des Dichters Ruhm beneidet'.

Hörte er den Dichter singen,
Schwoll dem Mohren gleich die Galle,
Und der Lieder Süße wurde
Bittrer Wermut für den Neidhart.

Er verlockte den Verhaßten
Nächtlich in sein Haus, erschlug ihn
Dorten und vergrub den Leichnam
Hinterm Hause in dem Garten.

Aber siehe! aus dem Boden,
Wo die Leiche eingescharrt war,
Wuchs hervor ein Feigenbaum
Von der wunderbarsten Schönheit.

Seine Frucht war seltsam länglich
Und von seltsam würz'ger Süße;
Wer davon genoß, versank
In ein träumerisch Entzücken.

In dem Volke ging darüber
Viel Gerede und Gemunkel,
Das am End' zu den erlauchten
Ohren des Kalifen kam.

Dieser prüfte eigenzüngig
Jenes Feigenphänomen,
Und ernannte eine strenge
Untersuchungskommission.

Man verfuhr summarisch. Sechzig
Bambushiebe auf die Sohlen
Gab man gleich dem Herrn des Baumes,
Welcher eingestand die Untat.

Darauf riß man auch den Baum
Mit den Wurzeln aus dem Boden,
Und zum Vorschein kam die Leiche
Des erschlagenen Gabirol.

Diese ward mit Pomp bestattet
Und betrauert von den Brüdern;
An demselben Tage henkte
Man den Mohren zu Corduba.

Disputation.

In der Aula zu Toledo
Klingen schmetternd die Fanfaren;
Zu dem geistlichen Turnei
Wallt das Volk in bunten Scharen.

Das ist nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eisenwaffe blitzet —
Eine Lanze ist das Wort,
Das scholastisch scharf gespitzet.

Nicht galante Paladins
Fechten hier, nicht Damendiener —
Dieses Kampfes Ritter sind
Kapuziner und Rabbiner.

Statt des Helmes tragen sie
Schabbesdeckel und Kapuzen;
Skapulier und Arbekanfeß
Sind der Harnisch, drob sie trutzen.

Welches ist der wahre Gott?
Ist es der Hebräer starrer
Großer Eingott, dessen Kämpe
Rabbi Juda, der Navarrer?

Oder ist es der dreifalt'ge
Liebegott der Christianer,
Dessen Kämpe Frater Jose,
Gardian der Franziskaner?

Durch die Macht der Argumente,
Durch der Logik Kettenschlüsse
Und Zitate von Autoren,
Die man anerkennen müsse,

Will ein jeder Kämpe seinen
Gegner ad absurdum führen
Und die wahre Göttlichkeit
Seines Gottes demonstrieren.

Festgestellt ist: daß derjen'ge,
Der im Streit ward überwunden,
Seines Gegners Religion
Anzunehmen sei verbunden,

Daß der Jude sich der Taufe
Heil'gem Sakramente füge,
Und im Gegenteil der Christ
Der Beschneidung unterliege.

Jedem von den beiden Kämpen
Beigesellt sind elf Genossen,
Die zu teilen sein Geschick
Sind in Freud und Leid entschlossen.

Glaubenssicher sind die Mönche
Von des Gardians Geleitschaft,
Halten schon Weihwasserkübel
Für die Taufe in Bereitschaft,

Schwingen schon die Sprengelbesen
Und die blanken Räucherfässer —
Ihre Gegner unterdessen
Wetzen die Beschneidungsmesser.

Beide Rotten stehn schlagfertig
Vor den Schranken in dem Saale,
Und das Volk mit Ungeduld
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin
Und umrauscht vom Hofgesinde
Sitzt der König und die Kön'gin;
Diese gleichet einem Kinde.

Ein französisch stumpfes Näschen,
Schalkheit kichert in den Mienen,
Doch bezaubernd sind des Mundes
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume —
Daß sich ihrer Gott erbarme —
Von dem heitern Seine-Ufer
Wurde sie verpflanzt, die arme,

Hierher in den steifen Boden
Der hispanischen Grandezza;
Weiland hieß sie Blanch' de Bourbon,
Donna Blanka heißt sie jetzo.

Pedro wird genannt der König
Mit dem Zusatz der Grausame;
Aber heute, milden Sinnes,
Ist er besser als sein Name.

Unterhält sich gut gelaunt
Mit des Hofes Edelleuten;
Auch den Juden und den Mohren
Sagt er viele Artigkeiten.

Diese Ritter ohne Vorhaut
Sind des Königs Lieblingsschranzen,
Sie befehl'gen seine Heere,
Sie verwalten die Finanzen.

Aber plötzlich Paukenschläge,
Und es melden die Trompeten,
Daß begonnen hat der Maulkampf,
Der Disput der zwei Athleten.

Der Gardian der Franziskaner
Bricht hervor mit frommem Grimme;
Polternd roh und widrig greinend
Ist abwechselnd seine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes
Und des Heil'gen Geistes Namen
Exorzieret er den Rabbi,
Jakobs maledeiten Samen.

Denn bei solchen Kontroversen
Sind oft Teufelchen verborgen
In dem Juden, die mit Scharfsinn,
Witz und Gründen ihn versorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben
Durch die Macht des Exorzismus,
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik,
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, daß in der Gottheit
Drei Personen sind enthalten,
Die jedoch zu einer einz'gen,
Wenn es passend, sich gestalten —

Ein Mysterium, das nur
Von demjen'gen wird verstanden,
Der entsprungen ist dem Kerker
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr
Ward zu Bethlehem geboren
Von der Jungfrau, welche niemals
Ihre Jungferschaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen
In der Krippe, und ein Kühlein
Und ein Ochslein bei ihm stunden,
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr
Vor den Schergen des Herodes
Nach Ägypten floh, und später
Litt die herbe Pein des Todes

Unter Pontio Pilato,
Der das Urteil unterschrieben,
Von den harten Pharisäern,
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,
Der entstiegen seinem Grabe
Schon am dritten Tag, gen Himmel
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit ist,
Wiederkehren auf die Erde
Und zu Josaphat die Toten
Und Lebend'gen richten werde.

„Zittert, Juden!" rief der Mönch,
„Vor dem Gott, den ihr mit Hieben
Und mit Dornen habt gemartert,
Den ihr in den Tod getrieben.

„Seine Mörder, Volk der Rachsucht,
Juden, das seid ihr gewesen —
Immer meuchelt ihr den Heiland,
Welcher kommt, euch zu erlösen.

„Judenvolk, du bist ein Aas,
Worin hausen die Dämonen;
Eure Leiber sind Kasernen
Für des Teufels Legionen.

„Thomas von Aquino sagt es,
Den man nennt den großen Ochsen
Der Gelehrsamkeit, er ist
Licht und Lust der Orthodoxen.

„Judenvolk, ihr seid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Toten Leichnam'
Blutfraßgierig aufzustöbern.

„Juden, Juden, ihr seid Säue,
Paviane, Nashorntiere,
Die man nennt Rhinozerosse,
Krokodile und Vampire.

„Ihr seid Raben, Eulen, Uhus,
Fledermäuse, Wiedehöpfe,
Leichenhühner, Basilisken,
Galgenvögel, Nachtgeschöpfe.

„Ihr seid Vipern und Blindschleichen,
Klapperschlangen, gift'ge Kröten,
Ottern, Nattern — Christus wird
Eu'r verfluchtes Haupt zertreten.

„Oder wollt ihr, Maledeiten,
Eure armen Seelen retten?
Aus der Bosheit Synagoge
Flüchtet nach den frommen Stätten,

„Nach der Liebe lichtem Dome,
Wo im benedeiten Becken
Euch der Quell der Gnade sprudelt —
Drin sollt ihr die Köpfe stecken —

„Wascht dort ab den alten Adam
Und die Laster, die ihn schwärzen;
Des verjährten Grolles Schimmel,
Wascht ihn ab von euren Herzen!

„Hört ihr nicht des Heilands Stimme?
Euren neuen Namen rief er —
Lauset euch an Christi Brust
Von der Sünde Ungeziefer!

„Unser Gott, der ist die Liebe,
Und er gleichet einem Lamme;
Um zu sühnen unsre Schuld
Starb er an des Kreuzes Stamme.

„Unser Gott, der ist die Liebe,
Jesus Christus ist sein Namen;
Seine Duldsamkeit und Demut
Suchen wir stets nachzuahmen.

„Deshalb sind wir auch so sanft,
So leutselig, ruhig, milde,
Hadern niemals, nach des Lammes,
Des Versöhners, Musterbilde.

„Einst im Himmel werden wir
Ganz verklärt zu frommen Englein,
Und wir wandeln dort gottselig,
In den Händen Lilienstenglein.

„Statt der groben Kutten tragen
Wir die reinlichsten Gewänder
Von Muss'lin, Brokat und Seide,
Goldne Troddeln, bunte Bänder.

„Keine Glatze mehr! Goldlocken
Flattern dort um unsre Köpfe;
Allerliebste Jungfraun flechten
Uns das Haar in hübsche Zöpfe.

„Weinpokale wird es droben
Von viel weiterm Umfang geben,
Als die Becher sind hier unten,
Worin schäumt der Saft der Reben.

„Doch im Gegenteil viel enger
Als ein Weibermund hienieden,
Wird das Frauenmündchen sein,
Das dort oben uns beschieden.

„Trinkend, küssend, lachend wollen
Wir die Ewigkeit verbringen,
Und verzückt Halleluja,
Kyrie Eleison singen."

Also schloß der Christ. Die Mönchlein
Glaubten schon, Erleuchtung träte
In die Herzen und sie schleppten
Flink herbei das Taufgeräte.

Doch die wasserscheuen Juden
Schütteln sich und grinsen schnöde.
Rabbi Juda, der Navarrer,
Hub jetzt an die Gegenrede:

„Um für deine Saat zu düngen
Meines Geistes dürren Acker,
Mit Mistkarren voll Schimpfwörter
Hast du mich beschmissen wacker.

„So folgt jeder der Methode,
Dran er nun einmal gewöhnet,
Und anstatt dich drob zu schelten,
Sag' ich Dank dir, wohlversöhnet.

„Die Dreieinigkeitsdoktrin
Kann für unsre Leut' nicht passen,
Die mit Regula de tri
Sich von Jugend auf befassen.

„Daß in deinem Gotte drei,
Drei Personen sind enthalten,
Ist bescheiden noch, sechstausend
Götter gab es bei den Alten.

„Unbekannt ist mir der Gott,
Den ihr Christum pflegt zu nennen;
Seine Jungfer Mutter gleichfalls
Hab' ich nicht die Ehr' zu kennen.

„Ich bedaure, daß er einst,
Vor etwa zwölfhundert Jahren,
Ein'ge Unannehmlichkeiten
Zu Jerusalem erfahren.

„Ob die Juden ihn getötet,
Das ist schwer jetzt zu erfunden,
Da ja das Corpus Delicti
Schon am dritten Tag verschwunden.

„Daß er ein Verwandter sei
Unsres Gottes, ist nicht minder
Zweifelhaft; so viel wir wissen
Hat der letztre keine Kinder.

„Unser Gott ist nicht gestorben
Als ein armes Lämmerschwänzchen
Für die Menschheit, ist kein süßes
Philantröpschen, Faselhänschen.

„Unser Gott ist nicht die Liebe;
Schnäbeln ist nicht seine Sache,
Denn er ist ein Donnergott
Und er ist ein Gott der Rache.

„Seines Zornes Blitze treffen
Unerbittlich jeden Sünder,
Und des Vaters Schulden büßen
Oft die späten Enkelkinder.

„Unser Gott, der ist lebendig
Und in seiner Himmelshalle
Existieret er drauf los
Durch die Ewigkeiten alle.

„Unser Gott, und der ist auch
Ein gesunder Gott, kein Mythos
Bleich und dünne wie Oblaten
Oder Schatten am Cocytos.

„Unser Gott ist stark. In Händen
Trägt er Sonne, Mond, Gestirne;
Throne brechen, Völker schwinden,
Wenn er runzelt seine Stirne.

„Und er ist ein großer Gott.
David singt: Ermessen ließe
Sich die Größe nicht, die Erde
Sei der Schemel seiner Füße.

„Unser Gott liebt die Musik,
Saitenspiel und Festgesänge;
Doch wie Ferkelgrunzen sind
Ihm zuwider Glockenklänge.

„Leviathan heißt der Fisch,
Welcher haust im Meeresgrunde;
Mit ihm spielet Gott der Herr
Alle Tage eine Stunde —

„Ausgenommen an dem neunten
Tag des Monats Ab, wo nämlich
Eingeäschert ward sein Tempel;
An dem Tag ist er zu grämlich.

„Des Leviathans Länge ist
Hundert Meilen, hat Floßfedern
Groß wie König Ok von Basan,
Und sein Schwanz ist wie ein Zedern.

„Doch sein Fleisch ist delikat,
Delikater als Schildkröten,
Und am Tag der Auferstehung
Wird der Herr zu Tische beten

„Alle frommen Auserwählten,
Die Gerechten und die Weisen —
Unsres Herrgotts Lieblingsfisch
Werden sie alsdann verspeisen,

„Teils mit weißer Knoblauchbrühe,
Teils auch braun in Wein gesotten,
Mit Gewürzen und Rosinen,
Ungefähr wie Matelotten.

„In der weißen Knoblauchbrühe
Schwimmen kleine Schäbchen Rettich —
So bereitet, Frater Jose,
Mundet dir das Fischlein, wett' ich!

„Auch die braune ist so lecker,
Nämlich die Rosinensauce,
Sie wird himmlisch wohl behagen
Deinem Bäuchlein, Frater Jose.

„Was Gott kocht, ist gut gekocht!
Mönchlein, nimm jetzt meinen Rat an,
Opfre hin die alte Vorhaut
Und erquick' dich am Leviathan."

Also lockend sprach der Rabbi,
Lockend, ködernd, heimlich schmunzelnd,
Und die Juden schwangen schon
Ihre Messer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu skalpieren
Die verfallenen Vorhäute,
Wahre spolia opima
In dem wunderlichen Streite.

Doch die Mönche hielten fest
An dem väterlichen Glauben
Und an ihrer Vorhaut, ließen
Sich derselben nicht berauben.

Nach dem Juden sprach aufs neue
Der katholische Bekehrer;
Wieder schimpft er, jedes Wort
Ist ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf repliziert der Rabbi
Mit zurückgehaltnem Eifer;
Wie sein Herz auch überkocht,
Doch verschluckt er seinen Geifer.

Er beruft sich auf die Mischna,
Kommentare und Traktate,
Bringt auch aus dem Tausves-Jontof
Viel beweisende Zitate

Aber welche Blasphemie
Mußt' er von dem Mönche hören!
Dieser sprach: der Tausves-Jontof
Möge sich zum Teufel scheren.

„Da hört alles auf, o Gott!"
Kreischt der Rabbi jetzt entsetzlich;
Und es reißt ihm die Geduld,
Rappelköpfig wird er plötzlich.

„Gilt nichts mehr der Tausves-Jontof,
Was soll gelten? Zeter! Zeter!
Räche, Herr, die Missetat,
Strafe, Herr, den Übeltäter!

„Denn der Tausves-Jontof, Gott,
Das bist du! Und an dem frechen
Tausvesjontof-Leugner mußt du
Deines Namens Ehre rächen.

„Laß den Abgrund ihn verschlingen,
Wie des Korah böse Rotte,
Die sich wider dich empört
Durch Emeute und Komplotte.

„Donnre deinen besten Donner!
Strafe, o mein Gott, den Frevel
Hattest du doch zu Sodoma
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Wie du Pharaon getroffen,
Der uns nachgesetzt, als wir
Wohlbepackt davon geloffen.

„Hunderttausend Ritter folgten
Diesem König von Mizraim,
Stahlbepanzert, blanke Schwerter
In den schrecklichen Jadayim.

„Gott! da hast du ausgestreckt
Deine Jad, und samt dem Heere
Ward ertränkt, wie junge Katzen,
Pharao im Roten Meere.

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Zeige den infamen Schuften,
Daß die Blitze deines Zorns
Nicht verrauchten und verpufften.

„Deines Sieges Ruhm und Preis
Will ich singen dann und sagen,
Und dabei, wie Mirjam tat,
Tanzen und die Pauke schlagen."

In die Rede grimmig fiel
Jetzt der Mönch dem Zornentflammten:
„Mag dich selbst der Herr verderben,
Dich Verfluchten und Verdammten!

„Trotzen kann ich deinen Teufeln,
Deinem schmutz'gen Fliegengotte,
Luzifer und Belzebube
Belial und Astarothe.

„Trotzen kann ich deinen Geistern
Deinen dunkeln Höllenpossen,
Denn in mir ist Jesus Christus,
Habe seinen Leib genossen.

„Christus ist mein Leibgericht,
Schmeckt viel besser als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchsauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.

„Ach! anstatt zu disputieren,
Lieber möcht' ich schmoren, braten
Auf dem wärmsten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden."

Also tost in Schimpf und Ernst
Das Turnei für Gott und Glauben,
Doch die Kämpen ganz vergeblich
Kreischen, schelten, wüten, schnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,
Dem kein End' ist abzuschauen;
Müde wird das Publikum
Und es schwitzen stark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,
Manche Zofe gähnt ein wenig.
Zu der schönen Königin
Wendet fragend sich der König:

„Sagt mir, was ist Eure Meinung?
Wer hat recht von diesen beiden?
Wollt Ihr für den Rabbi Euch
Oder für den Mönch entscheiden?"

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

„Welcher recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken."

Noten.

I.

Zu Seite 117.

Rhampsenit.

„Des Königs Rhampsenitus Reichtum an Geld, sagten die ägyptischen Priester, sei so groß gewesen, daß ihn keiner der nachmaligen Könige überbieten, oder ihm nahekommen konnte. Da er nun seine Schätze in Sicherheit aufbewahren wollte, habe er ein steinernes Gemach erbaut, das mit einer seiner Wände an den äußern Flügel seines Hauses stieß. Der Werkmeister davon habe nun, aus bösen Absichten, folgendes angestellt. Einen der Steine habe er so eingerichtet, daß er sich von zwei Männern oder von einem leicht aus der Wand herausnehmen ließ. Und als dieses Gemach aufgeführt war, verwahrte der König seine Schätze darin. Nach Verlauf einiger Zeit berief nun der Baumeister, kurz vor seinem Lebensende, seine Söhne (deren er zwei hatte), und erzählte denselben, wie er für sie gesorgt, daß sie vollauf zu leben hätten, und den Kunstgriff, den er bei Erbauung des königlichen Schatzes angewendet habe; und nach genauer Beschreibung, wie der Stein herauszunehmen sei, gab er ihnen die Maße dazu, mit dem Bedeuten, wenn sie immer auf diese acht hätten, würden sie Verwalter von den Schätzen des Königs sein. Darauf endigte er sein Leben; seine Söhne aber schoben das Werk nicht lange auf: sie gingen des Nachts zur Königsburg, fanden wirklich den Stein in dem Gebäude auf, konnten auch leicht damit umgehen, und nahmen eine Menge Schätze heraus. Als nun der König wieder einmal das Gemach öffnete, wunderte er sich, die Gefäße von den Schätzen nicht voll zu sehen; wußte aber doch niemanden schuld zu geben, da die Siegel (an der Türe) unversehrt waren, und das Gemach verschlossen. Doch als er bei zwei- und dreimaligem Öffnen die Schätze immer vermindert sah (denn die Diebe hörten nicht auf zu plündern), da machte er's also. Er ließ Schlingen

verfertigen und legte sie um die Gefäße her, worin die Schätze waren. Da nun die Diebe kamen, wie zuvor, und einer hineinschlüpfte und an ein Gefäß ging, wurde er sogleich in der Schlinge gefangen. Sowie er aber seine Not bemerkte, rief er sogleich seinem Bruder, gab ihm die Sache zu erkennen, und hieß denselben eiligst hereinschlüpfen, und ihm den Kopf abschneiden, damit er nicht, sähe man ihn und fände, wer er sei, denselben ebenfalls ins Verderben brächte. Dem schien das wohlgesprochen, und er befolgte es wirklich, paßte dann den Stein wieder in die Fuge und ging nach Hause mit dem Kopf seines Bruders. Wie es nun Tag ward und der König in das Gemach trat, wurde er ganz betroffen durch den Anblick von dem Leibe des Diebs, der ohne Kopf in der Schlinge stak, während das Gemach unbeschädigt war, ohne Eingang und ohne ein Schlupfloch nach außen. In dieser Verlegenheit soll er es nun also gemacht haben. Er hing den Leichnam des Diebes an der Mauer auf und stellte Wächter dazu, mit dem Befehl, falls sie einen weinen oder wehklagen sähen, den sollten sie ergreifen und zu ihm führen. Als nun der Leichnam aufgehängt war, soll es seiner Mutter arg gewesen sein. Sie sprach mit ihrem übriggebliebenen Sohne und gebot ihm, es zu veranstalten, wie er nur könne, daß er den Leib seines Bruders herunterkriege; und, wenn er das unterlassen wollte, drohte sie ihm, zum König zu gehen und anzuzeigen, daß er die Schätze habe. Als sich nun die Mutter so hart anließ gegen den übriggebliebenen Sohn, und alles, was er ihr sagte, vergeblich war, soll er folgenden Kunstgriff angewandt haben. Er schirrte Esel an, legte ihnen Schläuche voll Wein auf und trieb alsdann die Esel vor sich her; und als er an die Wache des aufgehängten Toten kam, so zog er drei oder vier aufgebundene Zipfel der Schläuche auf. Als nun der Wein auslief, schlug er sich vor den Kopf mit lautem Geschrei, als wisse er nicht, zu welchem Esel er sich zuerst wenden solle. Die Wächter aber sahen nicht sobald die Menge Wein, die auslief, als sie sämtlich mit Gefäßen in den Weg rannten, und den ausfließenden Wein als gute Beute einsammelten; worüber er sich zornig stellte und alle ausschalt. Da ihm aber die Wächter zuredeten, stellte er sich als werde er allmählich ruhiger und sein Zorn lasse nach; und zuletzt trieb er die Esel aus dem Wege und schirrte sie zurecht. Wie nun ein Wort das andere gab, auch der und jener seinen Spaß mit ihm hatte, und ihn zum Lachen brachte, gab er ihnen noch einen Schlauch dazu; und jetzt beschlossen sie, an Ort und Stelle sich zum Trinken zu legen, wollten auch ihn

dabei haben und hießen ihn bleiben, um hier bei ihnen mitzutrinken, wozu er sich denn auch verstand und dablieb. Endlich als sie ihm beim Trinken herzlich schön taten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Da wurden die Wächter vom tüchtigen Zechen übermäßig betrunken, und, vom Schlaf überwältigt, streckten sie sich an derselben Stelle hin, wo sie getrunken hatten. Nun nahm er, da es schon tief in der Nacht war, den Leib des Bruders herunter, und schor auch noch allen Wächtern zum Schimpf den rechten Backenbart ab; legte dann den Leichnam auf die Esel und trieb sie nach Haus, nachdem er so, was ihm seine Mutter geboten, vollzogen hatte.

Der König soll es aber, als ihm gemeldet wurde, der Leichnam des Diebes sei entwendet, sehr arg empfunden haben; und da er durchaus ausfindig machen wollte, wer in aller Welt solches angestellt habe, soll er, was mir einmal nicht glaubwürdig ist, folgendes getan haben. Er ließ seine Tochter in der Bude feil sitzen, und gab ihr auf, jeden ohne Unterschied anzunehmen; ehe sie aber zusammenkämen, müsse ihr jeder den klügsten und den sündlichsten Streich sagen, den er in seinem Leben ausgeführt, und wenn da einer die Geschichte mit dem Dieb erzähle, den solle sie ergreifen und nicht herauslassen. Dies tat das Mädchen, wie es ihr vom Vater geboten war; der Dieb aber, der verstand, wo das hinaus wolle, beschloß, den König noch an Verschlagenheit zu übertreffen, und soll folgendes getan haben. Er schnitt den ganzen Arm vom frischen Leichnam bei der Schulter ab und nahm ihn unter dem Mantel mit. So ging er zur Tochter des Königs, und da sie ihn ebenso, wie die andern befragte, erzählte er ihr, als seinen sündlichsten Streich, daß er seinem Bruder, der im Schatz des Königs in eine Schlinge fiel, den Kopf abgeschnitten, und als den klügsten, daß er die Wächter trunken gemacht und den aufgehängten Leichnam seines Bruders heruntergenommen habe. Als sie das hörte, wollte sie ihn fassen; der Dieb aber streckte ihr im Dunkeln den Arm des Toten hin, worauf sie dann zugriff und ihn hielt, in der Meinung, seinen eigenen Arm festzuhalten; und nun ließ er denselben los und entwischte schnell zur Türe hinaus. Als nun auch dieses dem König hinterbracht wurde, ward er ganz betroffen über die Schlauigkeit und Kühnheit des Menschen. Zuletzt soll er aber in sämtliche Städte eine Verkündigung haben ausgehen lassen, mit Gewährung von Straflosigkeit, und mit großen Versprechungen, wenn er sich vor sein Angesicht stellen würde. Dem habe der Dieb getraut und sich ihm gestellt; und Rhampsenitus habe ihn höchlich bewundert, ja ihm jene Tochter

zur Hausfrau gegeben, als dem allergescheitesten Menschen; wiefern er nämlich die Ägyptier über alle andere setzte, und ihn über die Ägyptier."

(Herodots Geschichte, zweites Buch, 121. Kapitel.)

II.

Zu Seite 126.

Schlachtfeld bei Hastings.

Sépulture du roi Harold.

„Deux moines saxons, Asgod et Ailrik, députés par l'abbé de Waltham, demandèrent et obtinrent de transporter dans leur église les restes de leur bienfaiteur. Ils allèrent à l'amas des corps dépouillés d'armes et de vêtements, les examinèrent avec soin l'un après l'autre, et ne reconnurent point celui qu'ils cherchaient, tant ses blessures l'avaient défiguré. Tristes, et désespérant de réussir seuls dans cette recherche, ils s'adressèrent à une femme que Harold, avant d'être roi, avait entretenue comme maîtresse, et la prièrent de se joindre à eux. Elle s'appelait Edithe, et on la surnommait la Belle au cou de cygne. Elle consentit à suivre les deux moines, et fut plus habile qu'eux à découvrir le cadavre de celui qu'elle avait aimé."

(P. 348 de l'Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, par Aug. Thierry.)

III.

Zu Seite 202.

Erinnerung.

„Auch der kleine Wilhelm liegt dort (auf dem Kirchhofe) und daran bin ich schuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster (zu Düsseldorf) und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt, und ich sagte: ‚Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen' — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riß das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und tot. — Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt."

(Heinrich Heines Reisebilder, zweiter Teil, Kapitel VI, Seite 119.)

IV.

Zu Seite 221.

Jehuda ben Halevy.

„Das Lied, das der Levit Jehuda gesungen, — ist als Prachtdiadem um der Gemeinde Haupt geschlungen, — als Perlenschnur hält es ihren Hals umrungen. — Er, des Sangestempels Säul' und Schaft, — weilend in den Hallen der Wissenschaft, — der Gewaltige, der Liedesspeerschwinger, — der die Riesen des Gesanges hingestreckt, ihr Sieger und Bezwinger. — Seine Lieder nehmen den Weisen den Dichtermut, — fast schwindet vor ihnen Assaphs und Jeduthans Kraft und Glut, — und der Korachiten Gesang — deucht zu lang. — Er drang in der Dichtkunst Speicher und plünderte die Vorräte, — und entführte die herrlichsten Geräte, — er ging hinaus und schloß das Tor, daß keiner nach ihm es betrete. — Und denen, die folgen den Spuren seines Ganges, — zu erlernen die Kunst seines Sanges, — nicht seines Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. — Alle Sänger führen im Munde sein Wort, — und küssen seiner Füße Ort. — Denn in der künstlichen Rede Werke — zeigt sich seiner Sprache Kraft und Stärke. — Mit seinen Gebeten reißt er die Herzen hin, sie überwindend, — in seinen Liebesliedern mild wie der Tau, und wie feurige Kohlen zündend, — und in seinen Klagetönen — läßt er strömen die Wolke der Tränen, — in den Briefen und Schriften, die er verfaßt, — ist alle Poesie eingefaßt."

(Rabbi Salomo Al-Charisi über Rabbi Jehuda Halevy.)

Nachwort zum „Romanzero".

Ich habe dieses Buch Romanzero genannt, weil der Romanzenton vorherrschend in den Gedichten, die hier gesammelt. Mit wenigen Ausnahmen schrieb ich sie während der letzten drei Jahre, unter mancherlei körperlichen Hindernissen und Qualen. Gleichzeitig mit dem Romanzero lasse ich in derselben Verlagshandlung ein Büchlein erscheinen, welches „der Doktor Faust, ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst" betitelt ist. Ich empfehle solches einem verehrungswürdigen Publiko, das sich gern ohne Kopfanstrengung über dergleichen Dinge belehren lassen möchte; es ist eine leichte Goldarbeit, worüber gewiß mancher Grobschmied den Kopf schütteln wird. Ich hegte ursprünglich die Absicht, dieses Produkt dem Romanzero einzuverleiben, was ich aber unterließ, um nicht die Einheit der Stimmung, die in letzterem waltet und gleichsam sein Kolorit bildet, zu stören. Jenes Tanzpoem schrieb ich nämlich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein böses Siechtum bereits bedenklich vorgeschritten war, aber doch noch nicht seine grämlichen Schatten über mein Gemüt warf. Ich hatte damals noch etwas Fleisch und Heidentum an mir, und ich war noch nicht zu dem spiritualistischen Skelette abgemagert, das jetzt seiner gänzlichen Auflösung entgegenharrt. Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übriggeblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen —

das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten.

Was soll aber, wenn ich tot bin, aus den armen Hanswürsten werden, die ich seit Jahren bei jenen Darstellungen employiert hatte? Was soll z. B. aus Maßmann werden? Ungern verlass' ich ihn, und es erfaßt mich schier eine tiefe Wehmut, wenn ich denke an die Verse:

Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Nase;
Er schlug wie ein Pudel, frisch, fromm, fröhlich, frei,
Die Purzelbäume im Grase.

Und er versteht Latein. Ich habe freilich in meinen Schriften so oft das Gegenteil behauptet, daß niemand mehr meine Behauptung bezweifelte, und der Ärmste ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der Don Quichotte geschrieben sei? und wenn mein armer Maßmann antwortete: in spanischer Sprache — erwiderten sie, er irre sich, derselbe sei lateinisch geschrieben und das käme ihm so spanisch vor. Sogar die eigene Gattin war grausam genug, bei häuslichen Mißverständnissen auszurufen, sie wundere sich, daß ihr Mann sie nicht verstehe, da sie doch deutsch und kein Latein gesprochen habe. Die Maßmännische Großmutter, eine Wäscherin von unbescholtener Sittlichkeit und die einst für Friedrich den Großen gewaschen, hat sich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt; der Onkel, ein wackerer altpreußischer Schuhflicker, bildete sich ein, die ganze Familie sei schimpfiert und vor Verdruß ergab er sich dem Trunk.

Ich bedaure, daß meine jugendliche Unbesonnenheit solches Unheil angerichtet. Die würdige Waschfrau kann ich leider nicht wieder ins Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Gosse liegt, kann ich nicht mehr des Schnapses entwöhnen; aber ihn selbst, meinen armen Hanswurst Maßmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitieren, indem ich alles, was ich über seine Lateinlosigkeit, seine lateinische Impotenz, seine magna linguae romanae ignorantia jemals geäußert habe, feierlich widerrufe.

So hätte ich denn mein Gewissen erleichtert. Wenn man

auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe manchen gekratzt, manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie erteilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse brennen, als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesamte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und, um ihn zu manifestieren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit usw. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne

Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüte führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, sowie überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die meisten in Deutschland während der Restaurationszeit mit dem lieben Gotte dieselbe fünfzehnjährige Komödie gespielt, welche hier in Frankreich die konstitutionellen Royalisten, die größtenteils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königtume spielten. Nach der Juliusrevolution ließ man jenseits wie diesseits des Rheines die Maske fallen. Seitdem, besonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipps, des besten Monarchen, der jemals die konstitutionelle Dornenkrone trug, bildete sich hier in Frankreich die Meinung: daß nur zwei Regierungsformen, das absolute Königtum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daß man eins von beiden wählen müsse, daß alles dazwischenliegende Mischwerk unwahr, unhaltbar und verderblich sei. In derselben Weise tauchte in Deutschland die Ansicht auf, daß man wählen müsse zwischen der Religion und der Philosophie, zwischen dem geoffenbarten Dogma des Glaubens und der letzten Konsequenz des Denkens, zwischen dem absoluten Bibelgott und dem Atheismus.

Je entschiedener die Gemüter, desto leichter werden sie das Opfer solcher Dilemmen. Was mich betrifft, so kann ich mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen; ich verharrte bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgendeiner

Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abschied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe schleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach fast zusammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeiete Göttin der Schönheit, unsere liebe Frau von Milo, auf ihrem Postamente steht. Zu ihren Füßen lag ich lange und ich weinte so heftig, daß sich dessen ein Stein erbarmen mußte. Auch schaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich so trostlos als wollte sie sagen: siehst du denn nicht, daß ich keine Arme habe und also nicht helfen kann?

Ich breche hier ab, denn ich gerate in einen larmoyanten Ton, der vielleicht überhandnehmen kann, wenn ich bedenke, daß ich jetzt auch von dir, teurer Leser, Abschied nehmen soll. Eine gewisse Rührung beschleicht mich bei diesem Gedanken; denn ungern trenne ich mich von dir. Der Autor gewöhnt sich am Ende an sein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Wesen. Auch dich scheint es zu betrüben, daß ich dir Valet sagen muß; du bist gerührt, mein teurer Leser, und kostbare Perlen fallen aus deinen Tränensäckchen. Doch beruhige dich, wir werden uns wiedersehen in einer besseren Welt, wo ich dir auch bessere Bücher zu schreiben gedenke. Ich setze voraus, daß sich dort auch meine Gesundheit bessert und daß mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieser erzählt nämlich mit großer Zuversicht, daß wir in der andern Welt das alte Treiben, ganz wie wir es in dieser Welt getrieben, ruhig fortsetzen, daß wir dort unsere Individualität unverändert bewahren, und daß der Tod in unserer organischen Entwicklung gar keine sonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg ist eine grundehrliche Haut und glaubwürdig sind seine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Personen sah, die auf unserer Erde eine Rolle gespielt. Die meisten, sagt er, blieben unverändert und beschäftigen sich mit denselben Dingen, mit denen sie sich auch vormals beschäftigt; sie blieben stationär, waren veraltet, rokoko, was sich mitunter sehr lächerlich ausnahm. So z. B. unser teurer Doktor Martinus Luther war stehen geblieben bei seiner Lehre

von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieselben verschimmelten Argumente niederschrieb — ganz in derselben Weise wie der verstorbene Baron Eckstein, der während zwanzig Jahren in der Allgemeinen Zeitung einen und denselben Artikel drucken ließ, den alten jesuitischen Sauerteig beständig wiederkäuend. Aber, wie gesagt, nicht alle Personen, die hienieden eine Rolle gespielt, fand Swedenborg in solcher fossilen Erstarrung; sie hatten im Guten wie im Bösen ihren Charakter weiblich ausgebildet in der anderen Welt, und da gab es sehr wunderliche Erscheinungen. Helden und Heilige dieser Erde waren dort zu Lumpen und Taugenichtsen herabgesunken, während auch das Gegenteil stattfand. So z. B. stieg dem heiligen Antonius der Hochmut in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Christenheit zollt, und er, der hienieden den furchtbarsten Versuchungen widerstanden, ward jetzt ein ganz impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenstrick, der sich mit seinem Schweine um die Wette in den Kot wälzt. Die keusche Susanne brachte der Dünkel ihrer Sittlichkeit, die sie unbesiegbar glaubte, gar schmählich zu Falle, und sie, die einst den Greisen so glorreich widerstanden, erlag der Verlockung des jungen Absalon, Sohn Davids. Die Töchter Lots hingegen hatten sich im Verlauf der Zeit sehr vertugendhaftet und gelten in der andern Welt für Muster der Anständigkeit; der Alte verharrte leider bei der Weinflasche.

So närrisch sie auch klingen, so sind doch diese Nachrichten ebenso bedeutsam wie scharfsinnig. Der große skandinavische Seher begriff die Einheit und Unteilbarkeit unserer Existenz, sowie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menschen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode ist bei ihm kein idealer Mummenschanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menschen anziehen; Mensch und Kostüm bleiben bei ihm unverändert. In der anderen Welt des Swedenborg werden sich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einst, als die dänischen Missionäre sie bekehren wollten, an diese die Frage richteten: ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe? auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: der christliche Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren könnten.

Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem

menſchlichen Gemüte angeboren. Sei getroſt, teurer Leſer, es gibt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unſere Seehunde wiederfinden.

Und nun, lebe wohl, und wenn ich dir etwas ſchuldig bin, ſo ſchicke mir deine Rechnung. —

Geſchrieben zu Paris, den 30. September 1851.

Heinrich Heine.

Heines Werke

in fünfzehn Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Hermann Friedemann, Helene Herrmann,
Erwin Kalischer, Raimund Pissin und Veit Valentin

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Heines Werke

Dritter Teil

Nachlese

Herausgegeben

von

Helene Herrmann und Raimund Pissin

Berlin – Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von August Pries in Leipzig.

Nachlese

1. Buch

Lyrische und Spruchwitz-Dichtung

1816—1823.

1.

Minnegruß.

Die du bist so schön und rein,
Wunnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht' ich wohl mein Leben weih'n.

Deine süßen Äugelein
Glänzen mild wie Mondesschein;
Helle Rosenlichter streu'n
Deine roten Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkt's hervor wie Perlenreih'n;
Doch den schönsten Edelstein
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang ins Herz hinein,
Als ich weiland schaute dein,
Wunnevolles Magedein!

2.

Sehnsucht.

Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreih'n;
Ich aber, ich wandle, daß Gott erbarm'!
Ganz mutterseel-allein.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein andrer mit Liebchen sich freut.
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab',
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich schnüre mein Bündlein und greife den Stab,
Und wandr' in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund',
Bis ich komm' an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drei keckliche Türme sie hat.

Da schwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, Feinsliebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreih'n.

3.

Die weiße Blume.

In Vaters Garten heimlich steht
Ein Blümchen, traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer so bleich.
Die bleiche Blume schaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leise spricht:
Lieb Brüderchen, pflücke mich!
Zu Blümchen sprech' ich: Das tu' ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr dich;
Ich such' mit Müh' und Not
Die Blume purpurrot.

Bleich Blümchen spricht: Such' hin, such' her
Bis an deinen kühlen Tod,
Du suchst umsonst, find'st nimmermehr
Die Blume purpurrot.
Mich aber pflücken tu,
Ich bin so krank wie du.

So lispelt bleich Blümchen und bittet sehr —
Da zag' ich und pflück' ich es schnell.
Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Brust
Kommt stille Engelluft.

4

Wenn die Stunde kommt wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif' ich zum Griffel rasch und wild,
Und male mit Worten das Zaubergebild. —

5.

Als ich ging nach Ottensen hin,
Auf Klopstocks Grab gewesen ich bin.
Viel schmucke und stattliche Menschen dort standen,
Und den Leichenstein mit Blumen umwanden.

Die lächelten sich einander an
Und glaubten Wunders was sie getan. —
Ich aber stand beim heiligen Ort,
Und stand so still und sprach kein Wort,
Meine Seele war da unten tief
Wo der heilige deutsche Sänger schlief. — —

6.

Minneklage.

Einsam klag' ich meine Leiden
Im vertrauten Schoß der Nacht;
Frohe Menschen muß ich meiden,
Fliehen scheu, wo Freude lacht.

Einsam fließen meine Tränen;
Fließen immer, fließen still;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Träne löschen will.

Einst, ein lachend muntrer Knabe,
Spielt' ich manches schöne Spiel,
Freute mich der Lebensgabe,
Wußte nie von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur ein Garten,
Wo viel bunte Blumen blüh'n,
Wo mein Tagwerk Blumen-warten,
Rosen, Veilchen und Jasmin.

Träumend süß auf grüner Aue
Sah ich Bächlein fließen mild;
Wenn ich jetzt in Bächlein schaue,
Zeigt sich mir ein bleiches Bild.

Bin ein bleicher Mann geworden,
Seit mein Auge sie gesehn;
Heimlich weh ist mir geworden,
Wundersam ist mir geschehn.

Tief im Herzen hegt' ich lange
Englein stiller Friedensruh';
Diese flohen zitternd, bange,
Ihrer Sternenheimat zu.

Schwarze Nacht mein Aug' umdüstert,
Schatten drohen feindlich grimm;
Und im Busen heimlich flüstert
Eine eigen fremde Stimm'.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wut,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Glut.

Aber daß in meinem Herzen
Flammen wühlen sonder Ruh',
Daß ich sterbe hin vor Schmerzen —
Minne, sieh! Das tatest du!

7.

An Sie.

Die roten Blumen hier und auch die bleichen,
Die einst erblüht aus blut'gen Herzenswunden,
Die hab' ich nun zum schmucken Strauß verbunden,
Und will ihn dir, du schöne Herrin, reichen.

Nimm huldreich hin die treuen Sangeskunden;
Ich kann ja nicht aus diesem Leben weichen,
Ohn' rückzulassen dir ein Liebeszeichen —
Gedenke mein, wenn ich den Tod gefunden!

Doch nie, o Herrin, sollst du mich beklagen;
Beneidenswert war selbst mein Schmerzenleben —
Denn liebend durft' ich dich im Herzen tragen.

Und größ'res Heil noch soll mir bald geschehen:
Mit Geisterschutz darf ich dein Haupt umschweben
Und Friedensgrüße in dein Herze wehen.

8.

Es schauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf;
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb;
Nehmt mit meine Tränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmütig und trüb!

9.

Schöne, helle, goldne Sterne,
Grüßt die Liebste in der Ferne,
Sagt, daß ich noch immer sei
Herzekrank und bleich und treu.

10.

Ich dacht' an sie den ganzen Tag,
Und dacht' an sie die halbe Nacht.
Und als ich fest im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Ros',
Und sitzt so ruhig, still beglückt.
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß,
Worauf sie weiße Lämmchen stickt.

Sie schaut so sanft, begreift es nicht,
Warum ich traurig vor ihr steh'.
„Was ist so blaß dein Angesicht,
Heinrich, sag mir's, wo tut's dir weh?"

Sie schaut so sanft und staunt, daß ich
Still weinend ihr ins Auge seh'.
„Was weinest du so bitterlich,
Heinrich, sag mir's, wer tut dir weh?"

Sie schaut mich an mit milder Ruh',
Ich aber fast vor Schmerz vergeh'.
„Wer weh mir tat, mein Lieb, bist du,
Und in der Brust da sitzt das Weh."

Da steht sie auf, und legt die Hand
Mir auf die Brust ganz feierlich;
Und plötzlich all mein Weh verschwand,
Und heitern Sinns erwachte ich.

11.

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Ich biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann schwindet all mein Überfluß,
Und ich bin bettelarm.

12.

Ich will mich im grünen Wald ergehn,
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde
Ist Aug' und Ohr bedeckt mit Erde,
Die Blumen kann ich nicht sprießen sehn,
Und Vögelgesänge hör' ich nicht klingen.

13.

Ahnung.

Oben wo die Sterne glühen,
Müssen uns die Freuden blühen,
Die uns unten sind versagt;
In des Todes kalten Armen
Kann das Leben erst erwarmen.
Und das Licht der Nacht enttagt.

14.

Traum und Leben.

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, schlich ich fort
Zur blühenden Rose am stillen Ort.

Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab;
Nur Tränen rollten die Wangen hinab;
Ich schaut' in den Kelch der Rose hinein, —
Da glomm's hervor, wie ein glühender Schein.

Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;
Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:
Ich sah ein rosiges Mädchenbild,
Den Busen ein rosiges Mieder umhüllt.

Sie gab mir was Hübsches, recht goldig und weich;
Ich trug's in ein goldenes Häuschen sogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht sich ein Völkchen in zierlicher Rund'.

Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh' und Rast,
Sie haben sich fest bei den Händen gefaßt;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.

Und es summt mir ins Ohr die Tanzmusik:
Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück,
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum. —

Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge schnell nach der Rose schaut, —
O weh! statt des glühenden Fünkleins steckt
Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

15.

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbau'n,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Frau'n.

Sie blüh'n so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenschals!
Welch schöne Wangenblüte!
Welch schöner Schwanenhals!

16.

Ich glaub' nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein spricht;
Ich glaub' nur an dein Auge,
Das ist mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott,
Wovon das Pfäfflein spricht;
Ich glaub' nur an dein Herze,
'nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Bösen,
An Höll' und Höllenschmerz;
Ich glaub' nur an dein Auge,
Und an dein böses Herz.

17.

Du sollst mich liebend umschließen,
Geliebtes, schönes Weib!
Umschling' mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geschmeidigen Leib.

* * *

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umschlungen schon,
Die allerschönste der Schlangen
Den glücklichsten Laokoon.

18.

Ich kann es nicht vergessen,
Geliebtes, holdes Weib,
Daß ich dich einst besessen,
Die Seele und den Leib.

Den Leib möcht' ich noch haben,
Den Leib, so zart und jung;
Die Seele könnt ihr begraben,
Hab' selber Seele genung.

Ich will meine Seele zerschneiden,
Und hauchen die Hälfte dir ein,
Und will dich umschlingen, wir müssen
Ganz Leib und Seele sein.

19.

Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag!

20.

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängnis
Des Konsiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiter schieben.

21.

Hast du die Lippen mir wund geküßt,
So küsse sie wieder heil,
Und wenn du bis Abend nicht fertig bist,
So hat es auch keine Eil.

Du hast ja noch die ganze Nacht,
Du Herzallerliebste mein!
Man kann in solch einer ganzen Nacht
Viel küssen und selig sein.

22.

Als sie mich umschlang mit zärtlichem Pressen,
Da ist meine Seele gen Himmel geflogen!
Ich ließ sie fliegen, und hab' unterdessen
Den Nektar von ihren Lippen gesogen.

23.

Blamier' mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß' mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden.

24.

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein.
Wir wollen schwatzen und lachen
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rotem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergißmeinnicht!

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schlimmen Resede
Laß ich mich nicht mehr ein.

25.

Es faßt mich wieder der alte Mut,
Mir ist, als jagt' ich zu Rosse,
Und jagte wieder mit liebender Glut
Nach meiner Liebsten Schlosse.

Es faßt mich wieder der alte Mut,
Mir ist, als jagt' ich zu Rosse,
Und jagte zum Streite mit hassender Wut,
Schon harret der Kampfgenosse.

Ich jage geschwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliegen!
Mein Kampfgenoß und mein schönes Kind,
Sie müssen beide erliegen.

1823—1830

26.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein:
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein:
Ich schickt' sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Erbsen klein:
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

27.

Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen,
Diese dreie hört' ich preisen,
Und ich pries und suchte sie,
Aber, ach! ich fand sie nie.

28.

Du Lilie meiner Liebe,
Du stehst so träumend am Bach,
Und schaust hinein so trübe,
Und flüsterst Weh und Ach!

„Geh fort mit deinem Gekose!
Ich weiß es, du falscher Mann,
Daß meine Cousine, die Rose,
Dein falsches Herz gewann."

29.

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch' in der Luft,
Der Frühling ist erschienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchengesang erweicht mir
Das winterlich starre Gemüt,
Und aus dem Herzen steigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
„Was singst du so trüb und bang?"
Das ist ein Liedchen, o Kleine,
Das sing' ich schon jahrelang!

Das sing' ich im grünen Haine,
Das Herz von Gram beschwert;
Schon deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieses Liedchen gehört!

30.

Lieben und Haſſen, Haſſen und Lieben
Iſt alles über mich hingegangen;
Doch blieb von allem nichts an mir hangen,
Ich bin der allerſelbe geblieben.

31.

Daß ich dich liebe, o Möpschen,
Das iſt dir wohlbekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttre,
So leckſt du mir die Hand.

Du willſt auch nur ein Hund ſein,
Und willſt nicht ſcheinen mehr;
All meine übrigen Freunde
Verſtellen ſich zu ſehr.

32.

Tag und Nacht hab' ich gedichtet,
Und hab doch nichts ausgerichtet;
Bin in Harmonien geſchwommen,
Und bin doch zu nichts gekommen.

33.

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzenstor!
Liederwonne, Wehmutstränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich ſchweifen,
Wo die muntre Quelle ſpringt,
Wo die ſtolzen Hirſche wandeln,
Wo die liebe Droſſel ſingt.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Auf die ſchroffen Felſenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte ſtehn.

Dorten ſetz' ich ſtill mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geſchlechter
Und verſunk'ner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der stolze Mann,
Der die Besten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Efeu rankt an dem Balkone,
Wo die schöne Dame stand,
Die den stolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Sieg'rin
Hat besiegt des Todes Hand —
Jener dürre Sensenritter
Streckt uns alle in den Sand.

34.

Burleskes Sonett.

Wie nähm' die Armut bald bei mir ein Ende,
Wüßt' ich den Pinsel kunstgerecht zu führen
Und hübsch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlösser stolze Wände.

Wie flösse bald mir zu des Goldes Spende,
Wüßt' ich auf Flöten, Geigen und Klavieren
So rührend und so fein zu musizieren,
Daß Herrn und Damen klatschen in die Hände.

Doch, ach! mir Armen lächelt Mammon nie;
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brotloseste der Künste, Poesie!

Und ach! wenn andre sich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken in Champagnerweine,
Dann muß ich dürsten, oder ich muß — pumpen.

35.

O, mein genädiges Fräulein, erlaubt
Mir kranken Sohn der Musen,
Daß schlummernd ruhe mein Sängerhaupt
Auf Eurem Schwanenbusen!

„Mein Herr! wie können Sie es wagen,
Mir so was in Gesellschaft zu sagen?"

36.

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier,
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisier.

37.

Schöne, wirtschaftliche Dame,
Haus und Hof ist wohlbestellt,
Wohlversorgt ist Stall und Keller,
Wohlbeackert ist das Feld.

Jeder Winkel in dem Garten
Ist gereutet und geputzt,
Und das Stroh, das ausgedrosch'ne,
Wird für Betten noch benutzt.

Doch dein Herz und deine Lippen,
Schöne Dame, liegen brach,
Und zur Hälfte nur benutzet
Ist dein trautes Schlafgemach.

38.

Die Liebe begann im Monat März,
Wo mir erkrankte Sinn und Herz.
Doch als der Mai, der grüne, kam:
Ein Ende all mein Trauern nahm.

Es war am Nachmittag um Drei
Wohl auf der Moosbank der Einsiedelei,
Die hinter der Linde liegt versteckt,
Da hab' ich ihr mein Herz entdeckt.

Die Blumen dufteten. Im Baum
Die Nachtigall sang, doch hörten wir kaum
Ein einziges Wort von ihrem Gesinge,
Wir hatten zu reden viel wichtige Dinge.

Wir schwuren uns Treue bis in den Tod.
Die Stunden schwanden, das Abendrot
Erlosch. Doch saßen wir lange Zeit
Und weinten in der Dunkelheit.

39.

Seekrankheit.

Die grauen Nachmittagswolken
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegensteigt,
Und zwischendurch jagt das Schiff.

Seekrank sitz' ich noch immer am Mastbaum,
Und mache Betrachtungen über mich selber,
Uralte, aschgraue Betrachtungen,
Die schon der Vater Lot gemacht,
Als er des Guten zu viel genossen,
Und sich nachher so übel befand.
Mitunter denk' ich auch alter Geschichten:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit,
Auf stürmischer Meerfahrt, das trostreiche Bildnis
Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;
Wie kranke Ritter, in solcher Seenot,
Den lieben Handschuh ihrer Dame
An die Lippen preßten, gleich getröstet —
Ich aber sitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den salzigen Tröster
In Katzenjammer und Hundetrübsal!

Unterdessen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Flut;
Wie'n bäumendes Schlachtroß, stellt es sich jetzt
Auf das Hinterteil, daß das Steuer kracht,
Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Wasserschlund,
Dann wieder, wie sorglos liebematt,
Denkt es sich hinzulegen
An den schwarzen Busen der Riesenwelle,
Die mächtig heranbraust,
Und plötzlich, ein wüster Meerwasserfall,
In weißem Gekräusel zusammenstürzt,
Und mich selbst mit Schaum bedeckt.

Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln
Ist unerträglich!
Vergebens späht mein Auge und sucht
Die deutsche Küste. Doch, ach! nur Wasser,
Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!

Wie der Winterwandrer des Abends sich sehnt
Nach einer warmen, innigen Tasse Tee,
So sehnt sich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutsches Vaterland!
Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein
Mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen
Und laulich dünnen Traktätchen;
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Rosen sich mästen, statt mit Disteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz sich vornehm spreizen,
Und sich besser dünken, als all das andre
Banausisch schwer hinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenversammlung
Sich für unsterblich halten,
Weil sie so langsam dahinkriecht,
Und mag sie täglich Stimmen sammeln
Ob den Maden des Käses der Käse gehört?
Und noch lange Zeit in Beratung ziehn,
Wie man die ägyptischen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle sich bess're
Und der Hirt sie scheren könne wie andre,
Ohn' Unterschied —
Immerhin, mag Torheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, o Deutschland!
Ich sehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigstens bist du doch festes Land.

40.

Erinnerung.

Übersetzt aus dem Englischen. Sentimental Magazine, Vol. XXXV.

Was willst du traurig liebes Traumgebilde?
Ich sehe dich, ich fühle deinen Hauch!
Du schaust mich an mit wehmutvoller Milde;
Ich kenne dich, und ach! du kennst mich auch.

Ich bin ein kranker Mann jetzund, die Glieder
Sind lebensmatt, das Herz ist ausgebrannt.
Mißmut umflort mich, Kummer drückt mich nieder;
Viel anders war's, als ich dich einstens fand!

In stolzer Kraft, und von der Heimat ferne,
Jagte ich da nach einem alten Wahn;
Die Erd' wollt' ich zerstampfen, und die Sterne
Wollte ich reißen aus der Himmelsbahn. —

Frankfurt, du hegst viel Narrn und Bösewichter,
Doch lieb' ich dich, du gabst dem deutschen Land
Manch guten Kaiser und den besten Dichter,
Und bist die Stadt, wo ich die Holde fand.

Ich ging die Zeil entlang, die schöngebaute,
Es war die Messe just, die Schacherzeit,
Und bunt war das Gewimmel, und ich schaute
Wie träumend auf des Volks Geschäftigkeit.

Da sah ich Sie! mit heimlich süßem Staunen
Erblickt' ich da die schwebende Gestalt,
Die sel'gen Augen und die sanften Braunen —
Es zog mich fort mit seltsamer Gewalt.

Und über Markt und Straßen ging's, und weiter,
Bis an ein Gäßchen, schmal und traulich klein —
Da dreht sich um die Holde, lächelt heiter,
Und schlüpft ins Haus — ich eile hinterdrein.

Die Muhme nur war schlecht, und ihrem Geize
Opferte sie des Mädchens Blüten hin;
Willig ergab das Kind mir seine Reize,
Jedoch, bei Gott! es dacht' nicht an Gewinn.

Bei Gott! auf andre Weiber noch, als Musen,
Versteh' ich mich, mich täuscht kein glatt Gesicht.
So, weiß ich, klopft kein einstudierter Busen,
Und solche Blicke hat die Lüge nicht.

Und sie war schön! Schöner ist nicht gewesen
Die Göttin, als sie stieg aus Wellenschaum.
Vielleicht war *sie* das wunderschöne Wesen,
Das ich geahnt im frühen Knabentraum!

Ich hab' es nicht erkannt! Es war umnachtet
Mein Sinn und fremder Zauber mich umwand.
Vielleicht das Glück, wonach ich stets geschmachtet,
Ich hielt's im Arm — und hab' es nicht erkannt!

Doch schöner war sie noch in ihren Schmerzen,
Als nach drei Tagen, die ich wundersüß
Verträumt an ihrem wundersüßen Herzen,
Der alte Wahn mich weiter eilen hieß;

Als sie, mit wild verzweiflender Gebärde
Und aufgelöstem Haar die Hände rang,
Und endlich niederstürzte auf die Erde,
Und laut aufweinend meine Knie' umschlang!

Ach Gott! es hatte sich in meinen Sporen
Ihr Haar verwickelt — bluten sah ich sie —
Und doch riß ich mich los — und hab' verloren
Mein armes Kind, und wieder sah ich's nie!

Fort ist der alte Wahn, jedoch das Bildnis
Des armen Kinds umschwebt mich, wo ich bin.
Wo irrst du jetzt, in welcher kalten Wildnis?
Dem Elend und dem Gram gab ich dich hin!

41.

Ramsgate.

„O, des liebenswürd'gen Dichters,
Dessen Lieder uns entzücken!
Hätten wir ihn in der Nähe,
Seine Lippen zu beglücken!"

Während liebenswürd'ge Damen
Also liebenswürdig dachten,
Mußt' ich hundert Meil' entfernet
In der öden Fremde schmachten.

Und es hilft uns nichts im Norden,
Wenn im Süden schönes Wetter,
Und von zugedachten Küssen
Wird ein magres Herz nicht fetter.

42.

Ramsgate.

Ein ungeheurer Kalkfelsen, gleich einem schönen, weißen Frauenbusen, erhebt sich über dem Meere, das verliebte Meer

drängt sich an ihn heran, umspielt und bespritzt ihn neckend, und umschlingt ihn mit seinen gewaltigen Wellenarmen. Auf jenem weißen Felsen steht eine hohe Stadt, und dort, auf hohem Balkone, steht eine schöne Frau und spielt heitere Weisen auf der spanischen Gitarre.

Unter dem Balkone steht ein deutscher Dichter, und wie die holden Melodien zu ihm hinabsteigen, so akkompagniert sie seine Seele unwillkürlich, und es dringen hervor die Worte:

„O, daß ich wär' das wilde Meer,
Und du der Felsen drüber her —"

Unser deutscher Dichter hat aber diese Worte nicht gesungen, sondern bloß gedacht. Erstens fehlte es ihm an Stimme, zweitens war er zu blöde. — Als er am selben Abend die schöne Frau längs der Meeresküste spazieren führte, da war er ganz und gar stumm.

Die Wellen drängten sich wilder an die weiße Felsenbrust, und über dem Wasser warf der Mond seinen langen Strahl, wie eine goldene Brücke nach dem Lande der Verheißung.

43.

Vor der Brust die trikoloren
Blumen, sie bedeuten: frei,
Dieses Herz ist frei geboren,
Und es haßt die Sklaverei.

Königin Marie, die Vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche die vor dir regierte,
Wurde schmählich abgesetzt.

44.

(Fragment.)

Beseel'gend ist es, wenn die Knospe
Sich zitternd unserm Kuß erschließt;
Nicht mindre Lust gewährt die Blume,
Die blühend stolz in Duft zerfließt.

45.

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müssen sich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen.

„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich."

46.

Jegliche Gestalt bekleidend,
Bin ich stets in deiner Nähe.
Aber immer bin ich leidend,
Und du tust mir immer wehe.

Wenn du, zwischen Blumenbeeten
Wandelnd in des Sommers Tagen,
Einen Schmetterling zertreten —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn du eine Rose pflückest,
Und mit kindischem Behagen
Sie entblätterst und zerstückest —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn bei solchem Rosenbrechen
Böse Dornen einmal wagen
In die Finger dich zu stechen —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Hörst du nicht die Klagetöne
Selbst im Ton der eignen Kehle?
In der Nacht seufz' ich und stöhne
Aus der Tiefe deiner Seele.

47.

Zum Polterabend.

I.

Mit deinen großen, allwissenden Augen
Schaust du mich an, und du hast recht:
Wie konnten wir zusammen taugen,
Da du so gut, und ich so schlecht!

Ich bin so schlecht und bitterblütig,
Und Spottgeschenke bring' ich dar
Dem Mädchen, das so lieb und gütig,
Und ach! sogar aufrichtig war.

II.

O, du kanntest Koch und Küche,
Loch und Schliche, Tür und Tor!
Wo wir nur zusammen strebten,
Kamst du immer mir zuvor.

Jetzt heiratest du mein Mädchen,
Teurer Freund, das wird zu toll —
Toller ist es nur, daß ich dir
Dazu gratulieren soll!

III.

„O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!"
Also singt man tausendkehlig
In dem heil'gen röm'schen Reich.

Du, du fühlst den Sinn der Lieder,
Und sie klingen, teurer Freund,
Jubelnd dir im Herzen wieder,
Bis der große Tag erscheint:

Wo die Braut, mit roten Bäckchen,
Ihre Hand in deine legt,
Und der Vater mit den Säckchen
Dir den Segen überträgt.

Säckchen voll mit Geld, unzählig,
Linnen, Betten, Silberzeug —
O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!

48.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitsgeschenk,
Mit Jubel und Musizieren,
Das Bräutchen und den Bräutigam
Kommt er zu gratulieren.

Er bringt Jasmin und Röselein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen,
Und Sellerie für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

49.

Schütz' euch Gott vor Überhitzung,
Allzustarke Herzensklopfung,
Allzu riechbarliche Schwitzung,
Und vor Magenüberstopfung.

Wie am Tage eurer Hochzeit
Sei die Liebe euch erfreulich,
Wenn ihr längst im Ehejoch' seid,
Und eu'r Leib, er sei gedeihlich.

50.

Jetzt kannst du mit vollem Recht,
Gutes Mädchen, von mir denken:
Dieser Mensch ist wirklich schlecht,
Mich sogar sucht er zu kränken —

Mich, die niemals ihm gesagt,
Was im g'ringsten ihn beleidigt,
Und, wo man ihn angeklagt,
Leidenschaftlich ihn verteidigt —

Mich, die im Begriffe stand
Einstens ihn sogar zu lieben,
Hätt' er's nicht zu überspannt,
Hätt' er's nicht zu toll getrieben!

51.

Wälderfreie Nachtigallen
Singen wild und ohne Regel,
Besser müssen dir gefallen
Flatternde Kanarienvögel.

Diese gelben zahmen Dinger
Seh' ich dich im Käfig füttern,
Und sie picken an den Finger,
Wenn sie deinen Zucker wittern.

Welch' gemütlich zarte Szene!
Engel müssen drob sich freuen!
Und ich selbst muß eine Träne
Meiner tiefsten Rührung weihen.

52.

Bertha.

Sie tat so fromm, sie tat so gut,
Ich glaubt' einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir,
Und konnt' keine Blume betrüben.

In Bälde sollte Hochzeit sein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Denn sie folgte den Basen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu', sie hielt nicht Schwur,
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe sonst
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk' ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunsch:
Sie komme recht glücklich nieder.

1830—1840.

53.

Ich mache die kleinen Lieder
Der Herzallerliebsten mein,
Die heben ihr klingend Gefieder
Und fliegen zu dir hinein.

Es stammen die kleinen Jungen
Vom schnalzenden Herrn Gemahl,
Die kommen zu dir gesprungen
Über Wiese, Busch und Tal.

Die Leute so gerne weilen
Bei meiner Lieder Chor;
Doch bei der Jungen Heulen
Sie halten sich zu das Ohr.

Und der dies Lied gesungen,
Der liegt allein in der Nacht
Und hätte weit lieber die Jungen,
Ach, als die Lieder gemacht!

54.

Zu der Lauheit und der Flauheit
Deiner Seele paßte nicht
Meiner Liebe wilde Rauheit,
Die sich Bahn durch Felsen bricht.

Du, du liebtest die Chausseen
In der Liebe, und ich schau'
Dich am Arm des Gatten gehen,
Eine brave, schwangre Frau.

55.

In den Küssen, welche Lüge!
Welche Wonne in dem Schein!
Ach, wie süß ist das Betrügen,
Süßer das Betrogensein!

Liebchen, wie du dich auch wehrest,
Weiß ich doch, was du erlaubst;
Glauben will ich, was du schwörest,
Schwören will ich, was du glaubst.

56.

Welch' ein zierlich Ebenmaß
In den hochgeschoßnen Gliedern!
Auf dem schlanken Hälschen wiegt sich
Ein bezaubernd kleines Köpfchen.

Reizend halb und halb auch rührend
Ist das Antlitz, wo sich mischen
Wollustblicke eines Weibes
Und das Lächeln eines Kindes.

Läg' nur nicht auf deinen Schultern
Hie und da, wie dicker Schatten,
Etwas Erdenstaub, ich würde
Mit der Venus dich vergleichen —

Mit der Göttin Aphrodite,
Die der Meeresflut entstiegen,
Anmutblühend, schönheitstrahlend,
Und, versteht sich, wohlgewaschen.

57.

„Augen, sterblich schöne Sterne!"
Also mag das Liedchen klingen,
Das ich weiland in Toskana
An dem Meere hörte singen.

Eine kleine Dirne sang es,
Die am Meere Netze flickte;
Sah mich an, bis ich die Lippen
An ihr rotes Mündchen drückte.

An das Lied, an Meer und Netze
Hab' ich wieder denken müssen,
Als ich dich zuerst erblickte —
Doch nun muß ich dich auch küssen.

58.

Es erklingt wie Liedestöne
Alles, was ich denk' und fühl'.
Ach! da hat der kleine schöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maestro im Theater
Meines Herzens ist er jetzt;
Was ich fühl' und denke, hat er
Gleich schon in Musik gesetzt.

59.

Was bedeuten gelbe Rosen? —
Liebe, die mit Ärger kämpft,
Ärger, der die Liebe dämpft,
Lieben und sich dabei erbosen.

60.

Wir müssen zugleich uns betrüben
Und lachen, wenn wir schaun,
Daß sich die Herzen lieben
Und sich die Köpfe nicht traun.

Fühlst du, mein süßes Liebchen,
Wie liebend mein Herz bewegt?
Sie schüttelt das Köpfchen und flüstert:
„Gott weiß, für wen es schlägt!"

61.

Das macht den Menschen glücklich,
Das macht den Menschen matt,
Wenn er drei sehr schöne Geliebte
Und nur zwei Beine hat.

Der einen lauf' ich des Morgens,
Der andern des Abends nach;
Die Dritte kommt zu mir des Mittags
Wohl unter mein eignes Dach.

Lebt wohl, ihr drei Geliebten,
Ich hab' zwei Beine nur,
Ich will in ländlicher Stille
Genießen die schöne Natur.

62.

Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht,
Nichts ist mit dummen anzufangen;
Doch als ich mich an die klugen gemacht,
Da ist es mir noch schlimmer ergangen.

Die klugen waren mir viel zu klug,
Ihr Fragen machte mich ungeduldig,
Und wenn ich selber das Wichtigste frug,
Da blieben sie lachend die Antwort schuldig.

63.

Stehst du in vertrautem Umgang mit Damen,
Schweig, Freundchen! still, und nenne nie Namen:
Um ihretwillen, wenn sie fein sind,
Um deinetwillen, wenn sie gemein sind.

64.

Im Dome.

Des Oberkirchners Töchterlein,
Führt' mich in die heiligen Hallen;
Ihr Haar war blond, ihr Wuchs war klein,
Ihr Tuch vom Halse gefallen.

Ich sah für einiger Groschen Preis
Die Gräber und Kreuze und Lichte
Im alten Dom; da ward mir heiß —
Ich sah in Elsbeths Gesichte.

Und schaute wieder hie und da
Die heiligen Kirchenmonstranzen;
Im Unterrock, Halleluja!
Die Weiber am Fenster tanzen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Blieb mit mir zusammen stehen;
Sie hat ein Augenpaar gar fein,
Drin habe ich alles gesehen.

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt' mich aus den heiligen Hallen;
Ihr Hals war rot, ihr Mund war klein,
Ihr Tuch vom Busen gefallen.

65.

Kalte Herzen.

Als ich dich zum ersten Male
In der Welt von Pappe sah,
Spieltest du in Gold und Seide
Shylocks Tochter: Jessika.

Klar und kalt war deine Stimme,
Kalt und klar war deine Stirne
Und du glichst, o Donna Clara,
Einer schönen Gletscherfirne.

Und der Jud' verlor die Tochter,
Und der Christ nahm dich zum Weibe;
Armer Shylock, ärmrer Lorenz!
Und mir fror das Herz im Leibe.

Als ich dich zum andren Male
In vertrauter Nähe sah,
War ich dir der Don Lorenzo
Und du warst mir Jessika.

Und du schienst berauscht von Liebe,
Und ich war berauscht von Weine,
Küßte trunken deine Augen,
Diese kalten Edelsteine.

Plötzlich ward mir ehstandslüstern;
Hatte ich den Kopf verloren?
Oder war in deiner Nähe
Der Verstand mir nur erfroren?

Nach Sibirien, nach Sibirien!
Führte mich die Hochzeitsreise,
Einer Steppe glich das Ehbett,
Kalt und starr und grau von Eise.

In der Steppe lag ich einsam
Und mir froren alle Glieder,
Leise wimmern hört ich meine
Halberstarrten Liebeslieder.

Und ich darf ein schneeig Kissen
An das heiße Herz mir drücken.
Amor klappern alle Zähne,
Jessika kehrt mir den Rücken. —

* * *

Ach und diese armen Kinder,
Meine Lieder, meine Witze,
Werden sämtlich nun geboren
Mit erfrorner Nasenspitze!

Meine Muse hat den Schnupfen
— Musen sind sensible Tiere —
Und sie sagt mir: Lieber Heinrich,
Laß mich ziehn, eh' ich erfriere.

O, ihr kalten Liebestempel,
Matt erwärmt von Pfennigskerzen,
Warum zeigt mein Liebeskompaß
Nach dem Nordpol solcher Herzen?

66.

Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer,
Breiten Streifs, mit goldnem Glanze.

Einsam wandl' ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör' viel süßes Wort,
Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ach, die Nacht ist gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen —
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanzt und singt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in euren Schoß,
Leib und Seel' sei hingegeben!
Singt mich tot und herzt mich tot,
Küßt mir aus der Brust das Leben!

67.

Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie sie schnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüten
Will das arme Schiff zerschellen —
Ach, wer zügelt diese Winde
Und die herrenlosen Wellen!

Kann's nicht hindern, daß es stürmet,
Daß da dröhnen Mast und Bretter,
Und ich hüll' mich in den Mantel,
Um zu schlafen wie die Götter.

68.

Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leise;
Mir wird das Herz so bang und schwer,
Ich denk' der alten Weise,

Der alten Weise, die uns singt
Von den verlornen Städten,
Wo aus dem Meeresgrunde klingt
Glockengeläut und Beten —

Das Läuten und das Beten, wißt,
Wird nicht den Städten frommen,
Denn was einmal begraben ist,
Das kann nicht wiederkommen.

69.

Hymnus.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Totenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Aufs neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

70.

Kitty.

I.

Unsre Seelen bleiben freilich
In platonischer Empfindung
Fest vereinigt; unzerstörbar
Ist die geistige Verbindung.

Ja, sogar im Trennungsfalle
Fänden sie doch leicht sich wieder;
Denn die Seelen haben Flügel,
Schnelles Schmetterlingsgefieder;

Und dabei sind sie unsterblich,
Und die Ewigkeit ist lange;
Und wer Zeit hat und wer suchet,
Findet, was er auch verlange.

Doch den Leibern, armen Leibern,
Wird die Trennung sehr verderblich,
Haben keine Flügel, haben
Nur zwei Beine, und sind sterblich.

Das bedenke, schöne Kitty,
Sei vernünftig, klug und weise;
Bleib in Frankreich bis zum Frühling,
Bis ich mit nach England reise.

II.

Kitty stirbt! und ihre Wangen
Seh' ich immer mehr erblassen.
Dennoch kurz vor ihrem Tode
Muß ich Ärmster sie verlassen.

Kitty stirbt! und kalt gebettet
Liegt sie bald im Kirchhofsgrunde.
Und sie weiß es! Doch für andre
Sorgt sie bis zur letzten Stunde.

Sie verlangt, daß ich die Strümpfe
Nächsten Winter tragen solle,
Die sie selber mir gestrickt hat
Von der wärmsten Lämmerwolle.

III.

Der scheidende Sommer.

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab;
Ach, alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und sinkt ins Grab.

Die Gipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein;
Das mögen die letzten Küsse
Des scheidenden Sommers sein.

Mir ist, als müßt' ich weinen
Aus tiefstem Herzensgrund;
Dies Bild erinnert mich wieder
An unsre Abschiedsstund'.

Ich mußte von dir scheiden,
Und wußte, du stürbest bald;
Ich war der scheidende Sommer,
Du warst der kranke Wald.

IV.

Den Tag, den hab' ich so himmlisch verbracht,
Den Abend verbracht' ich so göttlich,
Der Wein war gut und Kitty war schön,
Und das Herz war unersättlich.

Die roten Lippen, sie küßten so wild,
So stürmisch, so sinneverwirrend;
Die braunen Augen schauten mich an
So zärtlich, so knisternd, so girrend.

Das hielt mich umschlungen, und nur mit List
Konnt' ich entschlüpfen am Ende,
Ich hatte mit ihrem eigenen Haar
Ihr festgebunden die Hände.

V.

Geträumtes Glück.

Als die junge Rose blühte
Und die Nachtigall gesungen,
Hast du mich geherzt, geküsset,
Und mit Zärtlichkeit umschlungen.

Nun der Herbst die Ros' entblättert
Und die Nachtigall vertrieben,
Bist du auch davongeflogen,
Und ich bin allein geblieben.

Lang und kalt sind schon die Nächte,
Sag, wie lange wirst du säumen?
Soll ich immer mich begnügen,
Nur vom alten Glück zu träumen?

VI.

Augen, die ich längst vergessen,
Wollen wieder mich verstricken,
Wieder bin ich wie verzaubert
Von des Mädchens sanften Blicken.

Ihre Lippen küssen wieder
Mich in jene Zeit zurücke,
Wo ich schwamm des Tags in Torheit,
Und des Nachts in vollem Glücke.

VII.

Mir redet ein die Eitelkeit,
Daß du mich heimlich liebest;
Doch klügre Einsicht flüstert mir,
Daß du nur Großmut übest;

Daß du den Mann zu würd'gen strebst,
Den andre unterschätzen,
Daß du mir doppelt gütig bist,
Weil andre mich verletzen.

Du bist so hold, du bist so schön,
So tröstlich ist dein Kosen!
Die Worte klingen wie Musik,
Und duften wie die Rosen.

Du bist mir wie ein hoher Stern,
Der mich vom Himmel grüßet,
Und meine Erdennacht erhellt,
Und all mein Leid versüßet.

VIII.

Es glänzt so schön die sinkende Sonne.
Doch schöner ist deiner Augen Schein.
Das Abendrot und deine Augen,
Sie strahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendrot bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und deinen Augen die weite See.

IX.

Er ist so herzbeweglich,
Der Brief, den sie geschrieben:
Sie werde mich ewig lieben,
Ewig, unendlich, unsäglich.

Sie ennuyiere sich täglich,
Ihr sei die Brust beklommen —
„Du mußt herüber kommen,
Nach England, so bald als möglich".

X.

Es läuft dahin die Barke,
Wie eine flinke Gemse.
Bald sind wir auf der Themse,
Bald sind wir im Regentspark.

Da wohnet meine Kitty,
Mein allerliebstes Weibchen;
Es gibt kein weißeres Leibchen
Im West-End und in der City.

Schon meiner Ankunft gewärtig,
Füllt sie den Wasserkessel
Und rückt an den Herd den Sessel;
Den Tee, den sind' ich fertig.

XI.

Das Glück, das gestern mich geküßt,
Ist heute schon zerronnen,
Und treue Liebe hab' ich nie
Auf lange Zeit gewonnen.

Die Neugier hat wohl manches Weib
In meinen Arm gezogen;
Hat sie mir mal ins Herz geschaut,
Ist sie davongeflogen.

Die eine lachte, eh' sie ging,
Die andre tät erblassen;
Nur Kitty weinte bitterlich,
Bevor sie mich verlassen.

71.

Wie entwickeln sich doch schnelle,
Aus der flüchtigsten Empfindung,
Leidenschaften ohne Grenzen
Und die zärtlichste Verbindung!

Täglich wächst zu dieser Dame
Meines Herzens tiefste Neigung,
Und daß ich in sie verliebt sei
Wird mir fast zur Überzeugung.

Schön ist ihre Seele. Freilich,
Das ist immer eine Meinung;
Sichrer bin ich von der Schönheit
Ihrer äußeren Erscheinung.

Diese Hüften! Diese Stirne!
Diese Nase! Die Entfaltung
Dieses Lächelns auf den Lippen!
Und wie gut ist ihre Haltung!

72.

Ach, wie schön bist du, wenn traulich
Dein Gemüt sich mir erschließet,
Und von nobelster Gesinnung
Deine Rede überfließet!

Wenn du mir erzählst, wie immer
Du so groß und würdig dachtest,
Wie dem Stolze deines Herzens
Du die größten Opfer brachtest!

Wie man dich für Millionen
Nicht vermöchte zu erwerben —
Eh' du dich für Geld verkaufteſt,
Lieber würdeſt du ja ſterben!

Und ich ſteh' vor dir und höre,
Und ich höre dich zu Ende;
Wie ein ſtummes Bild des Glaubens
Falt' ich andachtsvoll die Hände.

73.

Wie du knurrſt und lachſt und brüteſt,
Wie du dich verdrießlich windeſt,
Wenn du, ohne ſelbſt zu lieben,
Dennoch Eiferſucht empfindeſt!

Nicht die duftig rote Roſe
Willſt du riechen oder küſſen;
Nein, du ſchnüffelſt an den Dornen,
Bis die Naſe dir zerriſſen.

74.

Fürchte nichts, geliebte Seele,
Überſicher biſt du hier;
Fürchte nicht, daß man uns ſtehle,
Ich verriegle ſchon die Tür.

Wie der Wind auch wütend wehe,
Er gefährdet nicht das Haus;
Daß auch nicht ein Brand entſtehe,
Löſch' ich unſre Lampe aus.

Ach, erlaube, daß ich winde
Meinen Arm um deinen Hals;
Man erkältet ſich geſchwinde
In Ermanglung eines Schals.

75.

Lebewohl.

Hatte wie ein Pelikan
Dich mit eignem Blut getränket,
Und du haſt mir jetzt zum Dank
Gall' und Wermut eingeſchenket.

Böse war es nicht gemeint,
Und so heiter blieb die Stirne;
Leider mit Vergeßlichkeit
Angefüllt ist dein Gehirne.

Nun leb' wohl — du merkst es kaum,
Daß ich weinend von dir scheide.
Gott erhalte, Törin, dir
Flattersinn und Lebensfreude!

76.

Jetzt verwundet, krank und leidend
In den schönsten Sommertagen,
Trag' ich wieder, Menschen meidend,
Nach dem Wald die bittern Klagen.

Die geschwätz'gen Vögel schweigen
Mitleidvoll in meiner Nähe;
In den dunkeln Lindenzweigen
Seufzt es mit bei meinem Wehe.

In dem Tal, auf grünem Platze,
Setz' ich jammervoll mich nieder.
Katze, meine schöne Katze!
Jammert's aus den Bergen wieder.

Katze, meine schöne Katze,
Konntest du mich so verletzen,
Wie mit grimmer Tigertatze
Mir das arme Herz zerfetzen.

Dieses Herz war, ernst und trübe,
Längst verschlossen allem Glücke;
Ach, da traf mich neue Liebe,
Denn mich trafen deine Blicke.

Heimlich schienst du zu miauen:
Glaube nicht daß ich dich kratze,
Wage nur, mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Katze.

77.

Mir träumte von einem schönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir saßen unter der grünen Lind'
In blauen Sommernächten.

Wir hatten uns lieb und küßten uns gern
Und kos'ten von Freuden und Leiden.
Es seufzen am Himmel die gelben Stern',
Sie schienen uns zu beneiden.

Ich bin erwacht und schau' mich um,
Ich steh' allein im Dunkeln.
Am Himmel droben, gleichgültig und stumm,
Seh' ich die Sterne funkeln.

78.

An Jenny.

Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt,
Und du bist fünfzehnjährig kaum . . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Gestalt und Wesen,
Auch trug sie ganz wie du das Haar.

Ich geh' auf Universitäten,
Sprach ich zu ihr, ich komm' zurück
In kurzer Zeit, erwarte meiner.
Sie sprach: „Du bist mein einz'ges Glück".

Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daß meine Braut vermählet sei.

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Tal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blaß und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wissen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

Doch ich genas. Meine Gesundheit
Ist jetzt so stark wie'n Eichenbaum . . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

79.

In der Frühe.

Meine gute, liebe Frau,
Meine güt'ge Frau Geliebte,
Hielt bereit den Morgenimbiß,
Braunen Kaffee, weiße Sahne.

Und sie schenkt ihn selber ein,
Scherzend, kosend, lieblich lächelnd.
In der ganzen Christenheit
Lächelt wohl kein Mund so lieblich!

Auch der Stimme Flötenton
Findet sich nur bei den Engeln,
Oder allenfalls hienieden
Bei den besten Nachtigallen.

79a.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Wie die Hände liljenweiß!
Wie das Haar sich träumend ringelt
Um das ros'ge Angesicht!
Ihre Schönheit ist vollkommen.

Heute nur will mich bedünken
— (Weiß nicht, warum), — ihre Taille
Sei nicht mehr so schlank wie ehemals,
Könnt' ein bißchen schmäler sein.

— — —

80.

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

1840—1853.

81.

An die Tochter der Geliebten.

Ich seh' dich an und glaub' es kaum --
Es war ein schöner Rosenbaum —
Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,
Daß sie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närrisch und jung —
Jetzt bin ich alt und närrisch -- Ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — Nun muß ich sprechen
In Reimen sogar -- es wird mir schwer,
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Die kleine Cousinenknospe! es zieht
Bei deinem Anblick durch mein Gemüt
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen --
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
Lustplätschernd — die Schönste der Schar,
Die gleicht dir selber auf ein Haar!

Das ist der Jugend Frühlingstraum —
Ich seh' dich an, und glaub' es kaum!

Das sind die Züge der teuren Sirene,
Das sind die Blicke, das sind die Töne —
Sie hat ein süßkrötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein —
Die Schmeicheläuglein spielen ins Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine —
Ein bißchen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuschaun
Wie anmutstolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den rosigen Wänglein —
Doch leider! weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen
In alten Märchen. Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

82.

Es war einmal ein Teufel,
Ein Teufel gar und ganz,
Da kam ein kleines Äfflein,
Das zog ihn an dem Schwanz.

Es zog und zog so lange,
Ihm ward, er wußt' nicht wie,
Er jauchzte und er brüllte,
Er gab ihm drei Ecü.

83.

Das Hohelied.

Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben
Ins große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.

Ja, günstig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeistert;
Er hat den spröden, rebellischen Stoff
Ganz künstlerisch bemeistert.

Fürwahr, der Leib des Weibes ist
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen sind
Die schlanken, weißen Glieder.

O welche göttliche Idee
Ist dieser Hals, der blanke,
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüstchen Rosenknospen sind
Epigrammatisch gefeilet;
Unsäglich entzückend ist die Cäsur,
Die streng den Busen teilet.

Den plastischen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt
Ist auch eine schöne Stelle.

Das ist kein abstraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleisch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit schöngereimten Lippen.

Hier atmet wahre Poesie!
Anmut in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobsingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub anbeten!
Wir sind nur Stümper gegen dich,
Den himmlischen Poeten.

Versenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme seinem Studium
Den Tag mitsamt den Nächten.

Ja, Tag und Nacht studier' ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir so dünn —
Das kommt vom vielen Studieren.

84.

Celimene.

Glaube nicht, daß ich aus Dummheit
Dulde deine Teufeleien;
Glaub' auch nicht, ich sei ein Herrgott,
Der gewohnt ist zu verzeihen.

Deine Nücken, deine Tücken
Hab' ich freilich still ertragen.
Andre Leut' an meinem Platze
Hätten längst dich totgeschlagen.

Schweres Kreuz! Gleichviel, ich schlepp' es!
Wirst mich stets geduldig finden —
Wisse, Weib, daß ich dich liebe,
Um zu büßen meine Sünden.

Ja, du bist mein Fegefeuer,
Doch aus deinen schlimmen Armen
Wird geläutert mich erlösen
Gottes Gnade und Erbarmen.

85.

Für eine Grille — keckes Wagen!
Hab' ich das Leben eingesetzt;
Und nun das Spiel verloren jetzt,
Mein Herz, du darfst dich nicht beklagen.

Die Sachsen sagen: „Minschenwille
Ist Minschenhimmelryk". — Ich gab
Das Leben hin, jedoch ich hab'
Verwirklicht meines Herzens Grille!

Die Seligkeit, die ich empfunden
Darob, war nur von kurzer Frist:
Doch wer von Wonne trunken ist,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.

Wo Seligkeit, ist Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Glut zusammen,
Hier gibt es weder Raum noch Zeit.

86.

Die Liebesgluten, die so lodernd flammten,
Wo gehn sie hin, wenn unser Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher sie einst gekommen,
Zur Hölle, wo sie braten, die Verdammten.

87.

Es geht am End', es ist kein Zweifel,
Der Liebe Glut, sie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreit,
Beginnt für uns die beßre Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit.
Der Mensch genießet dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld.
Er speist vergnügt sein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos sein Haupt, er ruhet warm
In seiner treuen Gattin Arm.

88.

Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig
Wirst du deiner fetten Hanne,
Und du liebst jetzt jene spinnig
Dürre, magre Marianne!

Läßt man sich vom Fleische locken,
Das ist immer noch verzeihlich;
Aber Buhlschaft mit den Knochen,
Diese Sünde ist abscheulich!

Das ist Satans böse Tücke,
Er verwirret unsre Sinne:
Wir verlassen eine Dicke,
Und wir nehmen eine Dünne!

89.

Diesseits und jenseits des Rheins.

Sanftes Rasen, wildes Kosen,
Tändeln mit den glühnden Rosen,
Holde Lüge, süßer Dunst,
Die Veredlung roher Brunst,
Kurz, der Liebe heitre Kunst —
Da seid Meister ihr, Franzosen!

Aber wir verstehn uns baß,
Wir Germanen, auf den Haß.
Aus Gemütes Tiefen quillt er,
Deutscher Haß! Doch riesig schwillt er,
Und mit seinem Gifte füllt er
Schier das Heidelberger Faß.

90.

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei!

91.

Rationalistische Exegese.

Nicht von Raben, nein mit Raben
Wurde Elias ernähret —
Also ohne Wunder haben
Wir die Stelle uns erkläret.

Ja, anstatt gebratner Tauben,
Gab man ihm gebratne Raben,
Wie wir deren selbst mit Glauben
Zu Berlin gespeiset haben.

1853—1856.

92.

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Die haben das Schlimmste an mir verübt.
Mein Herze bricht; doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der lustige Vogelgesang erschallt,
Und Mädchen und Blumen, sie lächeln jungfräulich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Da lob' ich mir den Orkus fast;
Dort kränkt uns nirgends ein schnöder Kontrast;
Für leidende Herzen ist es viel besser
Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch,
Der Stymphaliden ödes Gekreisch,
Der Furien Singsang, so schrill und grell,
Dazwischen des Cerberus Gebell —

Das paßt verdrießlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, dem traurigen Tal,
In Proserpinens verdammten Domänen,
Ist alles im Einklang mit unseren Tränen.

Hier oben aber, wie grausamlich
Sonne und Rosen stechen sie mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

93.

Ich habe verlacht, bei Tag und bei Nacht,
So Männer wie Frauenzimmer,
Ich habe große Dummheiten gemacht —
Die Klugheit bekam mir noch schlimmer.

Die Magd ward schwanger und gebar —
Wozu das viele Gewimmer?
Wer nie im Leben töricht war,
Ein Weiser war er nimmer.

94.

Schnapphahn und Schnapphenne.

Derweilen auf dem Lotterbette
Mich Lauras Arm umschlang — der Fuchs,
Ihr Herr Gemahl, aus meiner Bux
Stibitzt er mir die Bankbillette.

Da steh' ich nun mit leeren Taschen!
War Lauras Kuß gleichfalls nur Lug?
Ach! was ist Wahrheit? Also frug
Pilat und tät die Händ' sich waschen.

Die böse Welt, die so verdorben,
Verlaß ich bald, die böse Welt.
Ich merke: hat der Mensch kein Geld,
So ist der Mensch schon halb gestorben.

Nach euch, ihr ehrlich reinen Seelen,
Die ihr bewohnt das Reich des Lichts,
Sehnt sich mein Herz. Dort braucht ihr nichts
Und braucht deshalb auch nicht zu stehlen.

95.

Orpheisch.

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böser Dämon in der bösen Stunde —
Ich weiß nicht, wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

Ich stillen Nächten denk' ich oft,
Du solltest mal dem Schattenreich entsteigen,
Und lösen alle Rätsel mir
Und mich von deiner Unschuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommst du nicht, so steig' ich selbst zur Hölle,
Daß ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede stelle.

Ich komme, und wie Orpheus einst
Trotz' ich der Unterwelt mit ihren Schrecken —
Ich finde dich, und wolltest du
Im tiefsten Höllenpfuhle dich verstecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen —
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmut Purpurlappen —

Jetzt weiß ich, was ich wissen wollt',
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

96.

Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
Sie haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das taten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben —
Das taten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ — wie es im Kirchenbuche
Bescheinigt steht — deshalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Daß euch der Herr verdamme und verderbe!

97.

Affrontenburg.

Die Zeit verfließt, jedoch das Schloß,
Das alte Schloß mit Turm und Zinne
Und seinem blöden Menschenvolk,
Es kommt mir nimmer aus dem Sinne.

Ich sehe stets die Wetterfahn',
Die auf dem Dach sich rasselnd drehte,
Ein jeder blickte scheu hinauf,
Bevor er nur den Mund auftäte.

Wer sprechen wollt', erforschte erst
Den Wind, aus Furcht, es möchte plötzlich
Der alte Brummbär Boreas
Anschnauben ihn nicht sehr ergötzlich.

Die Klügsten freilich schwiegen ganz —
Denn ach, es gab an jenem Orte
Ein Echo, das im Wiederklatsch
Boshaft verfälschte alle Worte.

Inmitten im Schloßgarten stand
Ein sphinxgezierter Marmorbronnen,
Der immer trocken war, obgleich
Gar manche Träne dort geronnen.

Vermaledeiter Garten! Ach,
Da gab es nirgends eine Stätte,
Wo nicht mein Herz gekränket ward,
Wo nicht mein Aug' geweinet hätte.

Da gab's wahrhaftig keinen Baum,
Worunter nicht Beleidigungen
Mir zugefüget worden sind
Von feinen und von groben Zungen.

Die Kröte, die im Gras gelauscht,
Hat alles mitgeteilt der Ratte,
Die ihrer Muhme Viper gleich
Erzählt, was sie vernommen hatte.

Die hat's gesagt dem Schwager Frosch —
Und solcherweis' erfahren konnte
Die ganze schmutz'ge Sippschaft stracks
Die mir erwiesenen Affronte.

Des Gartens Rosen waren schön,
Und lieblich lockten ihre Düfte;
Doch früh hinwelkend starben sie
An einem sonderbaren Gifte.

Zu Tod ist auch erkrankt seitdem
Die Nachtigall, der edle Sprosser,
Der jenen Rosen sang sein Lied; —
Ich glaub', vom selben Gift genoß er.

Vermaledeiter Garten! Ja,
Es war, als ob ein Fluch drauf laste;
Manchmal am hellen, lichten Tag
Mich dort Gespensterfurcht erfaßte.

Mich grinste an der grüne Spuk,
Er schien mich grausam zu verhöhnen,
Und aus den Taxusbüschen drang
Alsbald ein Ächzen, Röcheln, Stöhnen.

Am Ende der Allee erhob
Sich die Terrasse, wo die Wellen
Der Nordsee zu der Zeit der Flut
Tief unten am Gestein zerschellen.

Dort schaut man weit hinaus ins Meer.
Dort stand ich oft in wilden Träumen.
Brandung war auch in meiner Brust --
Das war ein Tosen, Rasen, Schäumen --

Ein Schäumen, Rasen, Tosen war's,
Ohnmächtig gleichfalls wie die Wogen,
Die kläglich brach der harte Fels,
Wie stolz sie auch herangezogen.

Mit Neid sah ich die Schiffe ziehn
Vorüber nach beglückten Landen —
Doch mich hielt das verdammte Schloß
Gefesselt in verfluchten Banden.

98.

„Nicht gedacht soll seiner werden!"
Aus dem Mund der armen alten
Esther Wolf hört' ich die Worte,
Die ich treu im Sinn behalten.

Ausgelöscht sein aus der Menschen
Angedenken hier auf Erden,
Ist die Blume der Verwünschung —
Nicht gedacht soll seiner werden!

Herz, mein Herz, ström aus die Fluten
Deiner Klagen und Beschwerden,
Doch von i h m sei nie die Rede —
Nicht gedacht soll seiner werden!

Nicht gedacht soll seiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche —
Dunkler Hund, im dunkeln Grabe,
Du verfaulst mit meinem Fluche!

Selbst am Auferstehungstage,
Wenn, geweckt von den Fanfaren
Der Posaunen, schlotternd wallen
Zum Gericht die Totenscharen,

Und alldort der Engel ablieſt
Vor den göttlichen Behörden
Alle Namen der Geladnen —
Nicht gedacht soll seiner werden!

99.

Wer ein Herz hat und im Herzen
Liebe trägt, ist überwunden
Schon zur Hälfte; und so lieg' ich
Jetzt geknebelt und gebunden — — —

Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche;
Denn sie fürchten, redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Tote
In der Gruft, und nie verraten
Werd' ich die an mir verübten
Lächerlichen Freveltaten.

100.

Nachts, erfaßt vom wilden Geiste,
Streck' ich die geballten Fäuste
Drohend aus — jedoch erschlafft
Sinkt der Arm, mir fehlt die Kraft.

Leib und Seele sind gebrochen,
Und ich sterbe ungerochen.
Auch kein Blutsfreund, zornentflammt,
Übernimmt das Rächeramt.

Ach! Blutsfreunde sind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die schnöde Meucheltat
Ward verübet durch Verrat.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wußten sie mich hinzustrecken —
Leicht erspäht Familienlist,
Wo der Held verwundbar ist.

101.

Zum Lazarus.

I.

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selb[illegible]den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

II.

Es hatte mein Haupt die schwarze Frau
Zärtlich ans Herz geschlossen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Tränen geflossen.

Sie küßte mich lahm, sie küßte mich krank.
Sie küßte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Mein Leib ist jetzt ein Leichnam, worin
Der Geist ist eingekerkert —
Manchmal wird ihm unwirsch zu Sinn,
Er tobt und rast und berserkert.

Ohnmächtige Flüche! Dein schlimmster Fluch
Wird keine Fliege töten.
Ertrage die Schickung, und versuch'
Gelinde zu flennen, zu beten.

III.

Wie langsam kriechet sie dahin,
Die Zeit, die schauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
Blieb ich hier auf demselben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenstrahl, kein Hoffnungsschimmer;
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertausch' ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich gestorben längst;
Es sind vielleicht nur Spukgestalten
Die Phantasien, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein,
Altheidnisch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines toten Dichters.

Die schaurig süßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geistertreiben,
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

IV.

Einst sah ich viele Blumen blühen
An meinem Weg; jedoch zu faul,
Mich pflückend nieder zu bemühen,
Ritt ich vorbei auf stolzem Gaul.

Jetzt, wo ich todessiech und elend,
Jetzt, wo geschaufelt schon die Gruft,
Oft im Gedächtnis höhnend, quälend,
Spukt der verschmähten Blumen Duft.

Besonders eine feuergelbe
Viole brennt mir stets im Hirn.
Wie reut es mich, daß ich dieselbe
Nicht einst genoß, die tolle Dirn'.

Mein Trost ist: Lethes Wasser haben
Noch jetzt verloren nicht die Macht,
Das dumme Menschenherz zu laben
Mit des Vergessens süßer Nacht.

V.

Ich sah sie lachen, sah sie lächeln,
Ich sah sie ganz zugrunde gehn;
Ich hört' ihr Weinen und ihr Röcheln,
Und habe ruhig zugesehn.

Leidtragend folgt' ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit,
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speist' ich zu Mittag mit App'tit.

Doch jetzt auf einmal mit Betrübnis
Denk ich der längstverstorb'nen Schar;
Wie lodernd plötzliche Verliebnis
Stürmt's auf im Herzen wunderbar!

Besonders sind es Julchens Tränen,
Die im Gedächtnis rinnen mir;
Die Wehmut wird zu wildem Sehnen,
Und Tag und Nacht ruf' ich nach ihr! — —

Oft kommt zu mir die tote Blume
Im Fiebertraum; alsdann zumut
Ist mir, als böte sie posthume
Gewährung meiner Liebesglut.

O zärtliches Phantom, umschließe
Mich fest und fester, deinen Mund
Drück ihn auf meinen Mund — versüße
Die Bitternis der letzten Stund'!

VI.

Du warst ein blondes Jungfräulein, so artig,
So niedlich und so kühl — vergebens harrt' ich
Der Stunde, wo dein Herze sich erschlösse,
Und sich daraus Begeisterung ergösse —

Begeisterung für jene hohen Dinge,
Die zwar Verstand und Prosa achten g'ringe,
Für die jedoch die Edlen, Schönen, Guten
Auf dieser Erde schwärmen, leiden, bluten.

Am Strand des Rheins, wo Rebenhügel ragen,
Ergingen wir uns einst in Sommertagen.
Die Sonne lachte; aus den liebevollen
Kelchen der Blumen Wohlgerüche quollen.

Die Purpurnelken und die Rosen sandten
Uns rote Küsse, die wie Flammen brannten.
Im kümmerlichsten Gänseblümchen schien
Ein ideales Leben aufzublühn.

Du aber gingest ruhig neben mir,
Im weißen Atlaskleid voll Zucht und Zier,
Als wie ein Mädchenbild gemalt von Netscher;
Ein Herzchen im Korsett wie'n kleiner Gletscher.

VII.

Vom Schöppenstuhle der Vernunft
Bist du vollständig freigesprochen;
Das Urteil sagt: Die Kleine hat
Durch Tun und Reden nichts verbrochen.

Ja, stumm und tatlos standest du,
Als mich verzehrten tolle Flammen —
Du schürtest nicht, du sprachst kein Wort,
Und doch muß dich mein Herz verdammen.

In meinen Träumen jede Nacht
Klagt eine Stimme, die bezichtet
Des bösen Willens dich und sagt,
Du habest mich zugrund gerichtet.

Sie bringt Beweis und Zeugnis bei,
Sie schleppt ein Bündel von Urkunden;
Jedoch am Morgen, mit dem Traum,
Ist auch die Klägerin verschwunden.

Sie hat in meines Herzens Grund
Mit ihren Akten sich geflüchtet —
Nur eins bleibt im Gedächtnis mir,
Das ist: ich bin zugrund gerichtet.

VIII.

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir dein Brief;
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Wildnis
So schweigsam standest, wie ein Bildnis,
Das marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Tränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch du erbarm dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

IX.

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel ist das Rätsel
Dieser wahren Sphinx. Es hatte
Kein so schweres zu erraten
Frau Jokastens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Rätsel nicht das Frauenzimmer;
Spräch es aus das Lösungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

X.

Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen,
Sie grinsen und spinnen,
Sie seufzen und sinnen;
Sie sind gar häßlich anzuschauen,

Die erste trägt den Rocken,
Sie dreht die Fäden,
Befeuchtet jeden;
Deshalb ist die Hängelippe so trocken.

Die zweite läßt tanzen die Spindel;
Das wirbelt im Kreise,
In drolliger Weise;
Die Augen der Alten sind rot wie Zindel.

Es hält die dritte Parze
In Händen die Schere,
Sie summt Miserere;
Die Nase ist spitz, drauf sitzt eine Warze.

O spute dich und zerschneide
Den Faden, den bösen,
Und laß mich genesen
Von diesem schrecklichen Lebensleide!

XI.

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im sel'gen Land;
Dort sind' ich keine schönre Frauen,
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinsten Schwingen
Könnt' mir ersetzen dort mein Weib;
Auf Wolken sitzend Psalmen singen,
Wär' auch nicht just mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub', es wär' das beste,
Du ließest mich in dieser Welt;
Heil nur zuvor mein Leibgebreste,
Und sorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es ist voll Sünd' und Laster
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf diesem Erdpechpflaster
Zu schlendern durch das Jammerthal.

Genieren wird das Weltgetriebe
Mich nie, denn selten geh' ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör' ich sie schwätzen
Trinkt meine Seele die Musik
Der holden Stimme mit Ergötzen.
So treu und ehrlich ist ihr Blick!

Gesundheit nur und Geldzulage
Verlang' ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel schöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo!

102.

Der Scheidende.

Erstorben ist in meiner Brust
Jedwede weltlich eitle Lust,
Schier ist mir auch erstorben drin
Der Haß des Schlechten, sogar der Sinn
Für eigne wie für fremde Not —
Und in mir lebt nur noch der Tod!

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und gähnend wandelt jetzt nach Haus
Mein liebes deutsches Publikum,
Die guten Leutchen sind nicht dumm;
Das speist jetzt ganz vergnügt zu Nacht,
Und trinkt sein Schöppchen, singt und lacht —
Er hatte recht, der edle Heros,
Der weiland sprach im Buch Homeros':
Der kleinste lebendige Philister
Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher ist er,
Als ich, der Pelide, der tote Held,
Der Schattenfürst in der Unterwelt.

103.

Epilog.

Unser Grab erwärmt der Ruhm
Torenworte! Narrentum!
Eine beßre Wärme gibt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt

Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine beßre Wärme
Wärmt dem Menschen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken,
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, atmen, schnaufen,
Und beneidenswerter sind,
Als der Thetis großes Kind —
Der Pelide sprach mit Recht:
Leben wie der ärmste Knecht
In der Oberwelt ist besser,
Als am stygischen Gewässer
Schattenführer sein, ein Heros,
Den besungen selbst Homeros.

104.

Babylonische Sorgen.

Mich ruft der Tod — Ich wollt', o Süße,
Daß ich dich in einem Wald verließe,
In einem jener Tannenforsten,
Wo Wölfe heulen, Geier horsten
Und schrecklich grunzt die wilde Sau,
Des blonden Ebers Ehefrau.

Mich ruft der Tod — Es wär' noch besser,
Müßt' ich auf hohem Seegewässer
Verlassen dich, mein Weib, mein Kind,
Wenngleich der tolle Nordpolwind
Dort peitscht die Wellen, und aus den Tiefen
Die Ungetüme, die dort schliefen,
Haifisch' und Krokodile, kommen
Mit offnem Rachen emporgeschwommen —
Glaub mir, mein Kind, mein Weib, Mathilde,
Nicht so gefährlich ist das wilde,
Erzürnte Meer und der trotzige Wald,
Als unser jetziger Aufenthalt!
Wie schrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifische und sonstige Meerungeheuer:

Viel grimmere, schlimmere Bestien enthält
Paris, die leuchtende Hauptstadt der Welt,
Das singende, springende, schöne Paris,
Die Hölle der Engel, der Teufel Paradies —
Daß ich dich hier verlassen soll,
Das macht mich verrückt, das macht mich toll!

Mit spöttischem Sumsen mein Bett umschwirr'n
Die schwarzen Fliegen; auf Nas' und Stirn
Setzen sie sich — fatales Gelichter!
Etwelche haben wie Menschengesichter,
Auch Elefantenrüssel daran,
Wie Gott Ganesa in Hindostan. —
In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verstand reist ab — o wehe! —
Noch früher, als ich selber gehe.

105.

Die Wahlverlobten.

Du weinst und siehst mich an, und meinst,
Daß du ob meinem Elend weinst —
Du weißt nicht, Weib! dir selber gilt
Die Trän', die deinem Aug' entquillt.

O, sage mir, ob nicht vielleicht
Zuweilen dein Gemüt beschleicht
Die Ahnung, die dir offenbart,
Daß Schicksalswille uns gepaart?
Vereinigt, war uns Glück hienieden,
Getrennt, nur Untergang beschieden.

Im großen Buche stand geschrieben,
Wir sollten uns einander lieben.
Dein Platz, er sollt' an meiner Brust sein,
Hier wär' erwacht dein Selbstbewußtsein;
Ich hätt' dich aus dem Pflanzentume
Erlöst, emporgeküßt, o Blume,
Empor zu mir, zum höchsten Leben —
Ich hätt' dir eine Seel' gegeben.

Jetzt, wo gelöst die Rätsel sind,
Der Sand im Stundenglas verrinnt —
O weine nicht, es mußte sein —
Ich scheide, und du welkst allein;
Du welkst, bevor du noch geblüht,
Erlöschest, eh' du noch geglüht;
Du stirbst, dich hat der Tod erfaßt,
Bevor du noch gelebet hast.

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! du bist es,
Die ich geliebt. Wie bitter ist es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde schlägt des ew'gen Trennens!
Der Willkomm ist zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl! Wir scheiden heut'
Auf immerdar. Kein Wiedersehn
Gibt es für uns in Himmelshöhn.
Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst zerstieben, wirst verhallen.
Viel anders ist es mit Poeten;
Die kann der Tod nicht gänzlich töten.
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —
Leb wohl auf ewig, schöne Leiche!

106.

Leib und Seele.

Die arme Seele spricht zum Leibe:
Ich lass' nicht ab von dir, ich bleibe
Bei dir — ich will mit dir versinken
In Tod und Nacht, Vernichtung trinken!
Du warst ja stets mein zweites Ich,
Das liebevoll umschlungen mich,
Als wie ein Festkleid von Satin,
Gefüttert weich mit Hermelin —
Weh mir! jetzt soll ich gleichsam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abstrakt,
Hinlungern als ein sel'ges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,

In jenen kalten Himmelshallen,
Wo schweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen — sie klappern dabei
Langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei.
O, das ist grauenhaft; o bleib,
Bleib bei mir, du geliebter Leib!

Der Leib zur armen Seele spricht:
O tröste dich und gräm dich nicht!
Ertragen müssen wir in Frieden,
Was uns vom Schicksal ward beschieden.
Ich war der Lampe Docht, ich muß
Verbrennen; du, der Spiritus,
Wirst droben auserlesen sein,
Zu leuchten als ein Sternelein
Vom reinsten Glanz — Ich bin nur Plunder,
Materie nur, wie morscher Zunder
Zusammensinkend, und ich werde,
Was ich gewesen, eitel Erde.
Nun lebe wohl und tröste dich!
Vielleicht auch amüsiert man sich
Im Himmel besser, als du meinst.
Siehst du den großen Bären einst
(Nicht Meyer-Bär) im Sternensaal,
Grüß ihn von mir vieltausendmal!

107.

Ruhelechzend.

Laß bluten deine Wunden, laß
Die Tränen fließen unaufhaltsam —
Geheime Wollust schwelgt im Schmerz,
Und Weinen ist ein süßer Balsam.

Verwundet dich nicht fremde Hand,
So mußt du selber dich verletzen;
Auch danke hübsch dem lieben Gott,
Wenn Zähren deine Wangen netzen.

Des Tages Lärm verhallt, es steigt
Die Nacht herab mit langen Flören.
In ihrem Schoße wird kein Schelm,
Kein Tölpel deine Ruhe stören.

Hier bist du sicher vor Musik,
Vor des Pianofortes Folter,
Und vor der großen Oper Pracht
Und schrecklichem Bravourgepolter.

Hier wirst du nicht verfolgt, geplagt
Vom eitlen Virtuosenpacke
Und vom Genie Giacomos
Und seiner Weltberühmtheitsklacke.

O Grab, du bist das Paradies
Für pöbelscheue, zarte Ohren —
Der Tod ist gut, doch besser wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren.

108.

Citronia.

Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid,
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das Abc anfing —
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebst
Wie Vöglein haben dort gepiepst,
Gezwitschert und getiriliert,
Auch ganz erbärmlich buchstabiert,
Frau Hindermans im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas'
(Ein Eulenschnabel war's vielmehr),
Das Köpflein wackelnd hin und her,
Und in der Hand die Birkenrut',
Womit sie schlug die kleine Brut,
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging.
Das Röcklein wurde aufgehoben
Nach hinten, und die kleinen Globen,
Die dort sich wölben, rührend schön,
Manchmal wie Rosen anzusehn,

Manchmal wie Lilien, wie die gelben
Violen manchmal, ach! Dieselben
Sie werden von der alten Frau
Geschlagen bis sie braun und blau.
Mißhandelt und beschimpft zu werden,
Das ist des Schönen Los auf Erden.

Citronia hab' ich genannt
Das wunderbare Zauberland,
Das einst ich bei der Hindermans
Erblickt im goldnen Sonnenglanz —
Es war so zärtlich ideal,
Zitronenfarbig und oval,
So anmutvoll und freundlich mild
Und stolz empört zugleich — dein Bild,
Du erste Blüte meiner Minne!
Es kam mir niemals aus dem Sinne.
Das Kind ward Jüngling und jetzunder
Bin ich ein Mann sogar — o Wunder,
Der goldne Traum der Kinderzeit
Taucht wieder auf in Wirklichkeit!
Was ich gesucht die Kreuz und Quer,
Es wandelt leiblich vor mir her,
Ich hauche ein der holden Nähe
Gewürzten Odem — doch, o Wehe!
Ein Vorhang von schwarzbrauner Seide
Raubt mir die süße Augenweide!
Der dumme Lappen, der so dünne
Wie das Gewebe einer Spinne,
Verhüllet mir die Gloria
Des Zauberlands Citronia!

Ich bin wie König Tantalus,
Mich lockt und neckt zugleich Genuß:
Der Trunk, wonach die Lippen dürsten,
Entgleitet mir wie jenem Fürsten;
Die Frucht, die ich genösse gern,
Sie ist mir nah' und doch so fern!
Ein Fluch dem Wurme, welcher spann
Die Seide, und ein Fluch dem Mann,
Dem Weber, welcher wob den Taft,
Woraus der dunkle schauderhaft

Infame Vorhang ward gemacht,
Der mir verfinstert alle Pracht
Und allen goldnen Sonnenglanz
Citronias, des Zauberlands.

Manchmal mit toller Fieberglut
Faßt mich ein Wahnsinnübermut.
O die verwünschte Scheidewand!
Es treibt mich dann mit kecker Hand
Die seidne Hülle abzustreifen,
Nach meinem nahen Glück zu greifen.
Jedoch aus allerlei Rücksichten
Muß ich auf solche Tat verzichten.
Auch ist dergleichen Dreistigkeit
Nicht mehr im Geiste unsrer Zeit!

Nachwort:

Unverblümt an andern Orten,
Werdet ihr mit klaren Worten,
Später ganz ausführlich lesen,
Was Citronia gewesen.
Unterdes — wer ihn versteht,
Einen Meister nie verrät —
Wißt ihr doch, daß jede Kunst
Ist am Ende blauer Dunst.
Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantisch süß geblüht
In des Ofterdingers Lied?
War's vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsücht'gen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb'
Ein Strumpfband gewesen sein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame: — Firlefanz!
Hony soit qui mal y pense!

109.

Hab' eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wußt' ich, daß sie vermählet sei.
Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu strahlen in dem Buch der Ehre
Man dürft' mir spucken ins Gesicht.

110.

Ich seh' im Stundenglase schon
Den kargen Sand zerrinnen.
Mein Weib, du engelsüße Person!
Mich reißt der Tod von hinnen.

Er reißt mich aus deinem Arm, mein Weib,
Da hilft kein Widerstehen,
Er reißt die Seele aus dem Leib —
Sie will vor Angst vergehen.

Er jagt sie aus dem alten Haus,
Wo sie so gerne bliebe.
Sie zittert und flattert — Wo soll ich hinaus?
Ihr ist wie dem Floh im Siebe.

Das kann ich nicht ändern, wie sehr ich mich sträub',
Wie sehr ich mich winde und wende;
Der Mann und das Weib, die Seel' und der Leib,
Sie müssen sich trennen am Ende.

111.

Den Strauß, den mir Mathilde band
Und lächelnd brachte, mit bittender Hand
Weis' ich ihn ab — Nicht ohne Grauen
Kann ich die blühenden Blumen schauen.

Sie sagen mir, daß ich nicht mehr
Dem schönen Leben angehör',
Daß ich verfallen dem Totenreiche,
Ich arme unbegrabene Leiche.

Wenn ich die Blumen rieche, befällt
Mich heftiges Weinen — Von dieser Welt
Voll Schönheit und Sonne, voll Lust und Lieben,
Sind mir die Tränen nur geblieben.

Wie glücklich war ich, wenn ich sah
Den Tanz der Ratten der Opera —
Jetzt hör' ich schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe.

O Blumendüfte, ihr ruft empor
Ein ganzes Ballett, ein ganzes Chor
Von parfümierten Erinnerungen —
Das kommt auf einmal herangesprungen,

Mit Kastagnetten und Zimbelklang,
In flittrigen Röckchen, die nicht zu lang;
Doch all ihr Tändeln und Kichern und Lachen,
Es kann mich nur noch verdrießlicher machen!

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählt viel holde Schwänke —
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke. —

112.

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten dich auf dieser Welt;
Hab' dich mit meinem Brot geätzt,
Mit Wasser aus dem Born gelabt.
Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab' ich dich an der Brust erwärmt.
Hier hielt ich fest dich angeschlossen;
Wenn Regengüsse sich ergossen,
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette.
Du bangtest nicht, hast nicht gezittert.
Selbst wenn den höchsten Tann zersplittert
Der Wetterstrahl — in meinem Schoß
Du schliefst still und sorgenlos.

Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod! Die Schäferei,
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg' in deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh'
Bestattet bin — und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn sie sticht —
O schütz ihr Vlies vor Dornenhecken
Und auch vor Sümpfen, die beflecken;
Laß überall zu ihren Füßen
Das allerbeste Futter sprießen;
Und laß sie schlafen, sorgenlos,
Wie einst sie schlief in meinem Schoß.

113.

Mir lodert und wogt im Hirn eine Flut
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Konturen.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt' ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirt! Herr Wirt! Eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebensaft
Hinunter in meine Seele,
Und löscht bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirt! Ich trank
Die erste in schnöder Zerstreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantisch beschienen
Vom Abendrot, sich spiegelt im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergesang
Und dem kecken Gezwitscher der Finken —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck' ich die Nase ins Glas,
Und ernsthaft zuvor beguck' ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch,
Ganz ohne zu gucken, schluck' ich.

Doch sonderbar! Während dem Schlucken wird mir
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammengekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhnend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur Eins, wir beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügst, du bleicher Bube!

Du lügst, ich bin so gesund und rot
Wie eine blühende Rose,
Auch bin ich stark, nimm dich in acht,
Daß ich mich nicht erbose!

Er zuckt die Achseln und seufzt: „O Narr!"
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jeweden Puff,
Den ich dem Burschen erteile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirt,
Die Worte im Munde stocken.

Mir schwinden die Sinne und traumhaft hör'
Ich von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixtur — einen Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen stündlich in jeden.

114.

Wenn sich die Blutegel vollgesogen,
Man streut auf ihren Rücken bloß
Ein bißchen Salz, und sie fallen ab —
Doch dich, mein Freund, wie werd' ich dich los?

Mein Freund, mein Gönner, mein alter Blutsauger,
Wo find' ich für dich das rechte Salz?
Du hast mir liebreich ausgesaugt
Den letzten Tropfen Rückgratschmalz.

Auch bin ich seitdem so abgemagert,
Ein ausgebeutet armes Skelett —
Du aber schwollest stattlich empor,
Die Wänglein sind rot, das Bäuchlein ist fett.

O Gott, schick mir einen braven Banditen,
Der mich ermordet mit raschem Stoß —
Nur diesen langweil'gen Blutegel nicht,
Der langsam saugt — wie werd' ich ihn los?

115.

Geleert hab' ich nach Herzenswunsch
Der Liebe Kelch, ganz ausgeleert;
Das ist ein Trank, der uns verzehrt
Wie flammenheißer Kognakpunsch.

Da lob' ich mir die laue Wärme
Der Freundschaft; jedes Seelenweh
Stillt sie, erquickend die Gedärme
Wie eine fromme Tasse Tee.

116.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Tausend Jahre brat' ich schon,
Ach! und ich bin noch nicht gar.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Und der Satan kommt am End',
Frißt mich auf mit Haut und Haar.

117.

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das süß und golden,
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im selben Nu zerstäubet
Diese Wonne, und mir bleibet
Das Bewußtsein nur, das schwere,
Meiner schrecklichen Misere.

118.

Dich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das mußt du denken, mußt du sinnen —
Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Stets weht dich an sein holder Hauch,
Und wo du bist, da ist er auch;
Du bist sogar im Bett nicht sicher
Vor seinem Kusse und Gekicher!

Mein Leib liegt tot im Grab, jedoch
Mein Geist, der ist lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungestüm,
Und flöhest du bis China, Japan —
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin du reist,
Sitzt ja im Herzen dir mein Geist,
Und denken mußt du, was ich sann —
Dich fesselt mein Gedankenbann!

119.

Laß mich mit glühnden Zangen kneipen,
Laß grausam schinden mein Gesicht,
Laß mich mit Ruten peitschen, stäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

Laß mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch laß mich nicht vergebens warten,
Denn warten ist die schlimmste Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechse
Hab' gestern ich umsonst geharrt —
Umsonst; du kamst nicht, kleine Hexe,
So daß ich fast wahnsinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamst du nicht — ich sank zurück!

Du kamest nicht — ich rase, schnaube,
Und Satanas raunt mir ins Ohr:
Die Lotusblume, wie ich glaube,
Mokiert sich deiner, alter Tor!

120.

Lotusblume.

(An die Mouche.)

Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kurioses Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen,
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube im Kopfe sind beide
Nicht sonderlich gesund.

Sie sei eine Lotusblume,
Bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.

Die Lotusblume erschließet
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht.

121.

Worte! Worte! keine Taten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht ist dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppieret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amors Steeple-chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub' ich schier,
Ist für dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deshalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme deine Triebe;
Solches ist dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.

122.

Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen,
Was zu verschweigen ewiglich
Mein Stolz gebot: für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geschlagen!

Der Sarg ist fertig, sie versenken
Mich in die Gruft. Da hab' ich Ruh'.
Doch du, doch du, Maria, du,
Wirst weinen oft und mein gedenken.

Du ringst sogar die schönen Hände —
O tröste dich — das ist das Los,
Das Menschenlos: — was gut und groß
Und schön, das nimmt ein schlechtes Ende.

123.

Halleluja.

Am Himmel Sonn' und Mond und Stern,
Sie zeugen von der Macht des Herrn;
Und schaut des Frommen Aug' nach oben,
Den Schöpfer wird er preisen, loben.

Ich brauche nicht so hoch zu gaffen,
Auf Erden schon find' ich genung
Kunstwerke, welche Gott erschaffen,
Die würdig der Bewunderung.

Ja, lieben Leute, erdenwärts
Senkt sich bescheidentlich mein Blick,
Und findet hier das Meisterstück
Der Schöpfung: unser Menschenherz.

Wie herrlich auch der Sonne Pracht,
Wie lieblich auch in stiller Nacht
Das Mondenlicht, der Sterne Glanz,
Wie strahlend der Kometenschwanz —

Die Himmelslichter allesamt,
Sie sind mir eitel Pfennigskerzen,
Vergleich' ich sie mit jenem Herzen,
Das in der Brust des Menschen flammt.

Das ist die Welt in Miniatur,
Hier gibt es Berge, Wald und Flur,
Einöden auch mit wilden Bestjen,
Die oft das arme Herz beläst'gen.

Hier stürzen Bäche, rauschen Flüsse,
Hier gähnen Gründe, Felsabschüsse,
Viel bunte Gärten, grüne Rasen,
Wo Lämmlein oder Esel grasen. —

Hier gibt's Fontänen, welche springen,
Derweilen arme Nachtigallen,
Um schönen Rosen zu gefallen,
Sich an den Hals die Schwindsucht singen.

Auch an Abwechslung fehlt es nicht;
Heut' ist das Wetter warm und licht,
Doch morgen schon ist's herbstlich kalt,
Und nebelgrau die Flur, der Wald.

Die Blumen, sie entlauben sich,
Die Winde stürmen fürchterlich,
Und endlich flockt herab der Schnee,
Zu Eis erstarren Fluß und See.

Jetzt aber gibt es Winterspiele,
Vermummt erscheinen die Gefühle,
Ergeben sich dem Mummenschanz
Und dem berauschten Maskentanz. —

Freilich, inmitten dieser Freuden
Beschleicht sie oft geheimes Leiden,
Trotz Mummenschanz und Tanzmusik,
Sie seufzen nach verlornem Glück. —

Da plötzlich kracht's. — Erschrecke nicht!
Es ist das Eis, das jetzo bricht;
Die Rinde schmilzt, die frostig glatte,
Die unser Herz umschlossen hatte.

Entweichen muß, was kalt und trübe;
Es kehrt zurück — o Herrlichkeit! —
Der Lenz, die schöne Jahreszeit,
Geweckt vom Zauberstab der Liebe! —

Groß ist des Herren Gloria,
Hier unten groß, wie in der Höh',
Ich singe ihm ein Kyrie
Eleison und Halleluja.

Er schuf so schön, er schuf so süß
Das Menschenherze, und er blies
Hinein des eignen Odems Geist,
Des Odems, welcher Liebe heißt.

Fort mit der Lyra Griechenlands,
Fort mit dem liederlichen Tanz
Der Musen, fort! In frömmern Weisen
Will ich den Herrn der Schöpfung preisen.

Fort mit der Heiden Musika!
Davids frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgesang!
Mein Psalm ertönt: Halleluja!

124.

Ganz entsetzlich ungesund
Ist die Erde, und zugrund,
Ja, zugrund muß alles gehn,
Was hienieden groß und schön.

Sind es alten Wahns Phantasmen,
Die dem Boden als Miasmen
Stumm entsteigen und die Lüfte
Schwängern mit dem argen Gifte?

Holde Frauenblumen, welche
Kaum erschlossen ihre Kelche
Den geliebten Sonnenküssen,
Hat der Tod schon fortgerissen.

Helden, trabend hoch zu Roß,
Trifft unsichtbar das Geschoß;
Und die Kröten sich beeifern,
Ihren Lorbeer zu begeifern.

Was noch gestern stolz gelodert,
Das ist heute schon vermodert;
Seine Leier mit Verdruß
Bricht entzwei der Genius.

O wie klug sind doch die Sterne,
Halten sich in sicherer Ferne
Von dem bösen Erdenrund,
Das so tödlich ungesund.

Kluge Sterne wollen nicht
Leben, Ruhe, Himmelslicht
Hier einbüßen, hier auf Erden.
Und mit uns elendig werden —

Wollen nicht mit uns versinken
In den Twieten, welche stinken,
In dem Mist, wo Würmer kriechen,
Welche auch nicht lieblich riechen —

Wollen immer ferne bleiben
Vom fatalen Erdentreiben,
Von dem Klüngel und Geruddel,
Von dem Erdenkuddelmuddel.

Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schaun sie oft auf unser Wehe;
Eine goldne Träne fällt
Dann herab auf diese Welt.

125.

Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer,
Hat manche schöne Gluten angefacht.

Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab' ich die Ernte schon in meine Scheuer —
Und jetzt soll ich verlassen, was so teuer,
So lieb und teuer mir die Welt gemacht!

Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich so fröhlich eben
An meine übermüt'gen Lippen preßte.

O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste!

126.

Miserere.

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben, beneiden
Will ich sie nur ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verscheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen sie froh beim Lebensbankett —
Da trifft sie jählings die Hippe.

Im Festkleid und mit Rosen geschmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortunas Favoriten.

Nie hatte Siechtum sie entstellt,
Sind Tote von guter Miene,
Und huldreich empfängt sie an ihrem Hof
Zarewna Proserpine.

Wie sehr muß ich beneiden ihr Los!
Schon sieben Jahre mit herben,
Qualvollen Gebresten wälz' ich mich
Am Boden, und kann nicht sterben!

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrtume habe.

Ob deiner Inkonsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich staune:
Du schufest den fröhlichsten Dichter, und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch,
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholisch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Christen —
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen!

127.

Morphine.

Groß ist die Ähnlichkeit der beiden schönen
Jünglingsgestalten, ob der eine gleich
Viel blässer, als der andre, auch viel strenger,
Fast möcht' ich sagen viel vornehmer aussieht,
Als jener andre, welcher mich vertraulich
In seine Arme schloß — Wie lieblich sanft
War dann sein Lächeln und sein Blick wie selig!
Dann mocht' es wohl geschehn, daß seines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und seltsam duftend allen Schmerz verscheuchte
Aus meiner Seel' — Doch solche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; genesen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
Der andre Bruder, der so ernst und bleich. —
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser — freilich
Das beste wäre, nie geboren sein.

128.

Für die Mouche.

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer mit Skulpturen,
Wo Mensch und Tier vermischt, Zentaur und Sphinx,
Satir, Schimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein toter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeiselte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit seinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind beid'
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Trojas Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man;
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto, Proserpina und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams
— Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort sah man auch die Prüfung Abrahams
Und Lot, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias',
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel.
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier skulpiert
Des geilen Jovis Brunst und Freveltaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Dianas wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäas! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch, wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der tote Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrtum,
Sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinem Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildnis sich,
Und das ist Sie — die Liebste, ja Dieselbe!

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen mußt' ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumentränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm, --
Was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben;
Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh',
Gibt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe;
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' - -
Es waren meines Grabmals Basreliefse.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputieren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieser Kontroverse, der langweil'gen,
Da war zumal der Esel Balaams,
Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem I — a, I — a, dem Gewiehr,
Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Tier,
Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Anhang zum 1. Buch der Nachlese.

I. (1828?)

Zum Polterabend.

IV.

Der weite Boden ist überzogen
Mit Blumendecken, der grüne Wald,
Er wölbt sich hoch zu Siegesbogen,
Gefiederte Einzugsmusik erschallt.

Es kommt der schöne Lenz geritten,
Sein Auge sprüht, die Wange glüht!
Ihr solltet ihn zur Hochzeit bitten,
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

II. (1855.)

Guter Rat.

Gib ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagst du es nicht, ergeht's dir schlimmer:
Zu deinem Eselbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Toren —
„Das sind ja meine langen Ohren!"
Ruft jeder, „dieses gräßlich grimme
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Esel bin ich! I-A! I-A!" —
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfe sind es, die dir grollen.

III. (1855.)

Zur Notiz.

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsren Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken.

IV. (1855.)

Zur Teleologie.

(Fragment).

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzustreben,
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unsre Menschheit kleben solle;
Um ein Stillstandsknecht zu sein,
Gnügte uns ein einz'ges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar,
Daß wir schauen rein und klar;
Um zu glauben, was wir lesen,
Wär ein Aug' genug gewesen.

Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir schauen und begaffen,
Wie er hübsch die Welt erschaffen
Zu des Menschen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gassen
Sollen wir die Augen brauchen,
Und uns dort nicht treten lassen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz besonders plagen,
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott versah uns mit zwei Händen,
Daß wir doppelt Gutes spenden;
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eisentruhn,
Wie gewisse Leute tun —
(Ihren Namen auszusprechen,
Dürfen wir uns nicht erfrechen —
Hängen würden wir sie gern.
Doch sie sind so große Herrn!
Philanthropen, Ehrenmänner,
Manche sind auch unsre Gönner,
Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen).

Gott gab uns nur eine Nase,
Weil wir zwei in einem Glase
Nicht hineinzubringen wüßten,
Und den Wein verschlappern müßten.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Mit dem einen Maule schon
Schwätzt zu viel der Erdensohn.
Wenn er doppelmäulig wär',
Fräß' und lög' er auch noch mehr.
Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er schweigen unterdessen,
Hätt' er aber Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.

Mit zwei Ohren hat versehn
Uns der Herr. Vorzüglich schön
Ist dabei die Symmetrie.
Sind nicht ganz so lang wie die,

So er unsern grauen, braven
Kameraden anerschaffen.
Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn
Meisterstücke anzuhören —
Gäb' es nur Tonkunstkolik
Und Hämorrhoidalmusik
Von dem großen Meyerbeer,
Schon Ein Ohr hinlänglich wär'. —

Als zur blonden Teutelinde
Ich in solcher Weise sprach,
Seufzte sie und sagte: Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,
Kritisieren unsern Schöpfer,
Ach! das ist, als ob der Topf
Klüger sein wollt' als der Töpfer!
Doch der Mensch fragt stets: Warum?
Wenn er sieht, daß etwas dumm.
Freund, ich hab' dir zugehört,
Und du hast mir gut erklärt,
Wie zum weisesten Behuf
Gott dem Menschen zwiefach schuf
Augen, Ohren, Arm' und Bein',
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Nas' und Mund —
Doch nun sage mir den Grund:
Gott, der Schöpfer der Natur,
Warum schuf er . . . . .

V. (1855.)

Warnung.

Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig, fremd,
Um Hilfe bittend, zu dir kömmt —
Er ist vielleicht ein Göttersohn.

Siehst du ihn wieder einst, sodann
Die Gloria sein Haupt umflammt;
Den strengen Blick, der dich verdammt,
Dein Auge nicht ertragen kann.

Nachlese

2. Buch

Romanzen, Fabeln, Zeitgedichte

Romanzen.

(1819—1830.)

1.

Die Weihe.

Einsam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
Lag ein frommer bleicher Knabe
Demutsvoll dahingesunken.

O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieser Schwelle knieen,
Wolleſt nimmer mich verstoßen
In die Welt, so kalt und sündig.

O Madonna! sonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenlocken;
Süßes Lächeln mild umspielet
Deines Mundes heil'ge Rosen.

O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher.

O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluten glühend.

O Madonna! hör mich heute,
Gnadenvolle, wunderreiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen!

Da tät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell' sind auf einmal verschwunden;
Knabe nicht wußte, wie ihm geschehn,
Hat alles auf einmal umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da saß Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und sieh! vom blonden Lockenhaupte
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
Nimm hin deinen besten Erdenlohn!

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahst du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennen's Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen,
Flüstern wundersame Lieder,
Süßer Harmonieen Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtglut ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

2.

Die Lehre.

Mutter zum Bienelein:
„Hüt dich vor Kerzenschein!"
Doch was die Mutter spricht,
Bienelein achtet nicht;

Schwirret ums Licht herum,
Schwirret mit Sum-sum-sum,
Hört nicht die Mutter schrein:
„Bienelein! Bienelein!"

Junges Blut, tolles Blut,
Treibt in die Flammenglut,
Treibt in die Flamm' hinein, —
„Bienelein! Bienelein!"

's flackert nun lichterrot,
Flamme gab Flammentod. —
Hüt dich vor Mägdelein,
Söhnelein! Söhnelein!

3.

(1821)

Ständchen eines Mauren.

Meiner schlafenden Zuleima
Rinnt aufs Herz, ihr Tränentropfen!
Dann wird ja das süße Herzchen
Sehnsuchtvoll nach Abdul klopfen.

Meiner schlafenden Zuleima
Spielt ums Ohr, ihr Seufzer trübe!
Dann träumt ja das blonde Köpfchen
Heimlich süß von Abduls Liebe.

Meiner schlafenden Zuleima
Ström' aufs Händchen, Herzblutquelle!
Dann trägt ja ihr süßes Händchen
Abduls Herzblut rot und helle.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Tränen, hat nur Seufzer,
Blut nur aus der Herzenswunde.

(1847)

Der sterbende Almansor.

Auf die schlafende Zuleima
Fallen Tränen, glühend heiße;
Meiner Tränen Flut benetzet
Ihre Hand, die schwanenweiße.

Auf die schlafende Zuleima
Fällt mein Blut in roten Tropfen;
Und sie seufzet schwer im Traume,
Und das Herzchen hör' ich klopfen.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde;
Hat nur Tränen, hat nur Blut,
Blut aus tiefer Todeswunde.

4.

Die Flucht.

Die Meeresfluten blitzen,
Bestrahlt vom Mondenschein.
Im schwanken Kahne sitzen
Zwei Buhlen, die schiffen allein.

„Du wirst ja blaß und blasser,
Du Herzallerliebste mein!" —
„Geliebter! dort rudert's im Wasser,
Mein Vater holt uns ein." —

„Wir wollen zu schwimmen versuchen,
Du Herzallerliebste mein!“ —
„Geliebter! ich hör' ihn schon fluchen,
Ich höre ihn toben und schrein.“ —

„Halt nur den Kopf in die Höhe,
Du Herzallerliebste mein!“ —
„Geliebter! Das Wasser, o wehe,
Dringt mir in die Ohren hinein.“ —

„Es werden steif mir die Füße,
O Herzallerliebste mein!“ —
„Geliebter! der Tod muß süße
In deinen Armen sein.“

5.

Die ungetreue Luise.

Die ungetreue Luise,
Sie kam mit sanftem Geflüster.
Da saß der arme Ulrich,
Die Kerzen, die brannten so düster.

Sie koste und sie scherzte,
Sie will ihn heiter machen ...
„Mein Gott, wie bist du verändert,
Ich hör' dich nicht mehr lachen!“

Sie koste und sie scherzte,
Zu seinen Füßen gelagert ...
„Mein Gott, wie deine Hände
So kalt und abgemagert!“

Sie koste und sie scherzte,
Doch mußte sie wieder stocken ...
„Mein Gott, so grau wie Asche
Sind jetzo deine Locken!“

Da saß der arme Ulrich,
Sein Herz war wie gebrochen,
Er küßte sein böses Liebchen,
Doch hat er kein Wort gesprochen. —

1830—1855.

6.

Die Hexe.

„Liebe Nachbarn, mit Vergunst!
Eine Hex', durch Zauberkunst,
Kann sich in ein Tier verwandeln,
Um die Menschen zu mißhandeln.

„Eure Katz' ist meine Frau;
Ich erkenne sie genau
Am Geruch, am Glanz der Augen,
Spinnen, Schnurren, Pfötchensaugen . . ."

Der Nachbar und die Nachbarin,
Sie riefen: „Jürgen, nimm sie hin!"
Der Hofhund bellt: Wau! wau!
Die Katze schreit: Miau!

7.

Der Helfer.

Frohlockst, Plantagenet, und glaubst,
Daß du die letzte Hoffnung uns raubst,
Weil deine Knechte ein Grabmal fanden,
Worauf der Name „Arthur" gestanden.

Arthur ist nicht gestorben, es barg
Nicht seinen Leichnam der steinerne Sarg.
Ich selber sah ihn vor wenig Tagen
Lebendigen Leibes im Walde jagen.

Er trug ein Kleid von grünem Samt,
Die Lippe lacht, das Auge flammt.
Er kam mit seinen Jagdgenossen
Einhergeritten auf stolzen Rossen.

Wie allgewaltig sein Hifthorn schallt,
Trara — trara — durch Tal und Wald!
Die Zauberklänge, die Wundertöne,
Sie sind verständlich für Cornwalls Söhne.

Sie melden: die Zeit ist noch nicht da,
Doch kommt sie bald — Trara — trara!
Und König Arthur mit seinen Getreuen
Wird von den Normannen das Land befreien.

8.

Lied der Marketenderin.

(Aus dem Dreißigjährigen Krieg.)

Und die Husaren lieb' ich sehr,
Ich liebe sehr dieselben;
Ich liebe sie ohne Unterschied,
Die blauen und die gelben.

Und die Musketiere lieb' ich sehr,
Ich liebe die Musketiere,
Sowohl Rekrut als Veteran,
Gemeine und Offiziere.

Die Kavallerie und die Infanterie,
Ich liebe sie alle, die Braven;
Auch hab' ich bei der Artillerie
Gar manche Nacht geschlummert.

Ich liebe den Deutschen, ich lieb' den Franzos.
Die Welschen und Niederländ'schen,
Ich liebe den Schwed, den Böhm und Spanjol,
Ich lieb' in ihnen den Menschen.

Gleichviel, von welcher Heimat, gleichviel,
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und wert,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Das Vaterland und die Religion,
Das sind nur Kleidungsstücke —
Fort mit der Hülle! daß ich aus Herz
Den nackten Menschen drücke.

Ich bin ein Mensch, und der Menschlichkeit
Geb' ich mich hin mit Freude;
Und wer nicht gleich bezahlen kann,
Für den hab' ich die Kreide.

Der grüne Kranz vor meinem Zelt,
Der lacht im Licht der Sonne;
Und heute schenk' ich Malvasier
Aus einer frischen Tonne.

9.

Jammertal.

Der Nachtwind durch die Luken pfeift,
Und auf dem Dachstublager
Zwei arme Seelen gebettet sind;
Sie schauen so blaß und mager.

Die eine arme Seele spricht:
Umschling mich mit deinen Armen,
An meinen Mund drück fest deinen Mund,
Ich will an dir erwarmen.

Die andere arme Seele spricht:
Wenn ich dein Auge sehe,
Verschwindet mein Elend, der Hunger, der Frost
Und all mein Erdenwehe.

Sie küßten sich viel, sie weinten noch mehr,
Sie drückten sich seufzend die Hände,
Sie lachten manchmal und sangen sogar,
Und sie verstummten am Ende.

Am Morgen kam der Kommissär,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konstatiert
Den Tod der beiden Kadaver.

Die strenge Wittrung, erklärte er,
Mit Magenleere vereinigt,
Hat beider Ableben verursacht, sie hat
Zum mindesten solches beschleunigt.

Wenn Fröste eintreten, setzt' er hinzu,
Sei höchst notwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls gesunde Nahrung.

10.

Das Sklavenschiff.

I.

Der Superkargo Mynheer van Koek
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;
Er kalkuliert der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

„Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein —
Die schwarze Ware ist besser.

„Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse.
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,
Wie Eisen vom besten Gusse.

„Ich hab' zum Tausche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Prozent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

„Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Dukaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro."

Da plötzlich wird Mynheer van Koek
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgius tritt herein,
Der Doktor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,
Die Nase voll roter Warzen —
„Nun Wasserfeldscherer", ruft van Koek,
„Wie geht's meinen lieben Schwarzen?"

Der Doktor dankt der Nachfrage und spricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

„Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen — Ich hab' den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

„Ich inspizierte die Leichen genau;
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal tot, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

„Ich nahm den Toten die Eisen ab;
Und wie ich gewöhnlich tue,
Ich ließ die Leichen werfen ins Meer
Des Morgens in der Frühe.

„Es schossen alsbald hervor aus der Flut
Haifische, ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;
Das sind meine Pensionäre.

„Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch,
Mit schnupperndem Fraßgelüste.

„Es ist possierlich anzusehn,
Wie sie nach den Toten schnappen!
Die faßt den Kopf, die faßt das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

„Ist alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken."

Doch seufzend fällt ihm in die Red'
Van Koek: „Wie kann ich lindern
Das Übel? wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern?"

Der Doktor erwidert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

„Auch starben viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Läßt sich die Krankheit heilen."

Da ruft van Koek: „Ein guter Rat!
Mein teurer Wasserfeldscherer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexanders Lehrer.

„Der Präsident der Sozietät
Der Tulpenveredlung im Delfte
Ist sehr gescheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verstande die Hälfte.

„Musik! Musik! Die Schwarzen sollu
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsiert,
Den soll die Peitsche kuranzen."

II.

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft;
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sklavenschiff,
Es liegt wie abgetakelt;
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,
Der Koch, der spielt die Flöte,
Ein Schiffsjung' schlägt die Trommel dazu,
Der Doktor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Frauu,
Sie jauchzen und hopsen und kreisen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Taktmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,
Und manche schwarze Schöne
Umschlingt wollüstig den nackten Genoß
Dazwischen ächzende Töne.

Der Büttel ist Maître des plaisirs,
Und hat mit Peitschenhieben
Die lässigen Tänzer stimuliert,
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungetüme der Wasserwelt,
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran
Haifische, viele hundert;
Sie glotzen nach dem Schiff hinauf,
Sie sind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühstückstund'
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufsperrend den Rachen: die Kiefer sind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng —
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifische beißen vor Ungeduld
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaube, sie lieben nicht die Musik,
Wie viele von ihrem Gelichter.
Trau keiner Bestie, die nicht liebt
Musik! sagt Albions großer Dichter.

Und Schnedderedeng und Dideldumdei —
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmast steht Mynheer van Koek
Und faltet betend die Hände:

„Um Christi willen verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,
Sie sind so dumm wie die Rinder.

„Verschone ihr Leben um Christi will'n,
Der für uns alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben."

11.

Der Philanthrop.

Das waren zwei liebe Geschwister,
Die Schwester war arm, der Bruder war reich.
Zum Reichen sprach die Arme:
„Gib mir ein Stückchen Brot".

Zur Armen sprach der Reiche:
„Laß mich nur heut' in Ruh'.
Heut' geb' ich mein jährliches Gastmahl
Den Herren vom großen Rat.

„Der eine liebt Schildkrötensuppe,
Der andre Ananas,
Der dritte ißt gern Fasanen
Mit Trüffeln von Périgord.

„Der vierte speist nur Seefisch,
Der fünfte verzehrt auch Lachs,
Der sechste, der frißt alles,
Und trinkt noch mehr dazu."

Die arme, arme Schwester
Ging hungrig wieder nach Haus;
Sie warf sich auf den Strohsack
Und seufzte tief und starb.

Wir müssen alle sterben!
Des Todes Sense trifft
Am End' den reichen Bruder,
Wie er die Schwester traf.

Und als der reiche Bruder
Sein Stündlein kommen sah,
Da schickt' er zum Notare
Und macht' sein Testament.

Beträchtliche Legate
Bekam die Geistlichkeit,
Die Schulanstalten, das große
Museum für Zoologie.

Mit edlen Summen bedachte
Der große Testator zumal
Die Judenbekehrungsgesellschaft
Und das Taubstummeninstitut.

Er schenkte eine Glocke
Dem neuen Sankt Stephansturm;
Die wiegt fünfhundert Zentner
Und ist vom besten Metall.

Das ist eine große Glocke
Und läutet spat und früh;
Sie läutet zum Lob und Ruhme
Des unvergeßlichen Mann's.

Sie meldet mit eherner Zunge,
Wie viel er Gutes getan
Der Stadt und seinen Mitbürgern
Von jeglicher Konfession.

Du großer Wohltäter der Menschheit,
Wie im Leben, soll auch im Tod
Jedwede deiner Wohltaten
Verkünden die große Glock'!

Das Leichenbegängnis wurde
Gefeiert mit Prunk und Pracht;
Es strömte herbei die Menge,
Und staunte ehrfurchtsvoll.

Auf einem schwarzen Wagen,
Der gleich einem Baldachin
Mit schwarzen Straußfederbüscheln
Gezieret, ruhte der Sarg.

Der strotzte von Silberblechen
Und Silberstickerein;
Es machte auf schwarzem Grunde
Das Silber den schönsten Effekt.

Den Wagen zogen sechs Rosse,
In schwarzen Decken vermummt;
Die fielen gleich Trauermänteln
Bis zu den Hufen hinab.

Dicht hinter dem Sarge gingen
Bediente in schwarzer Livree,
Schneeweiße Schnupftücher haltend
Vor dem kummerroten Gesicht.

Sämtliche Honoratioren
Der Stadt, ein langer Zug
Von schwarzen Paradekutschen,
Wackelte hintennach.

In diesem Leichenzuge,
Versteht sich, befanden sich auch
Die Herren vom hohen Rate,
Doch waren sie nicht komplett.

Es fehlte jener, der gerne
Fasanen mit Trüffeln aß;
War kurz vorher gestorben
An einer Indigestion.

12.

Eduard.

Panaschierter Leichenwagen,
Schwarzbehängte Trauerpferde!
Ihm, den sie zu Grabe tragen,
Glückte nichts auf dieser Erde.

War ein junger Mann. Er hätte
Gern wie andre sich erquicket
An dem irdischen Bankette,
Doch es ist ihm nicht geglücket.

Lieblich ward ihm eingeschenket
Der Champagner, perlenschäumend;
Doch er saß, das Haupt gesenket,
Melancholisch ernst und träumend.

Manchmal ließ er in den Becher
Eine stille Träne fließen,
Während rings umher die Zecher
Ihre Lust erschallen ließen.

Nun geh schlafen! Viel freudsamer
Wachst du auf in Himmelssälen,
Und kein Weltrausch-Katzenjammer
Wird dich dort wie andre quälen.

13.

Bimini.

Prolog.

Wunderglaube! blaue Blume,
Die verschollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte sie im Menschenherzen
Zu der Zeit, von der wir singen!

Wunderglaubenszeit! Ein Wunder
War sie selbst. So viele Wunder
Gab es damals, daß der Mensch
Sich nicht mehr darob verwundert.

Wie im kühlsten Werkeltagslicht
Der Gewohnheit, sah der Mensch
Manchmal Dinge, Wunderdinge,
Welche überflügeln konnten

In der Tollheit selbst die tollsten
Fabeleien in Legenden
Frommer hirnverbrannter Mönche
Und in alten Ritterbüchern.

Eines Morgens, bräutlich blühend,
Tauchte aus des Ozeanes
Blauen Fluten ein Meerwunder,
Eine ganze neue Welt —

Eine neue Welt mit neuen
Menschensorten, neuen Bestien,
Neuen Bäumen, Blumen, Vögeln,
Und mit neuen Weltkrankheiten!

Unterdessen unsre alte,
Unsre eigne alte Welt,
Umgestaltet, ganz verwandelt
Wunderbarlich wurde sie

Durch Erfindnisse des Geistes,
Des modernen Zaubergeistes,
Durch die Schwarzkunst Berthold Schwarzes
Und die noch viel schlaure Schwarzkunst

Eines Mainzer Teufelbanners,
So wie auch durch die Magie,
Welche waltet in den Büchern,
Die von bärt'gen Hexenmeistern

Aus Byzanz und aus Ägypten
Uns gebracht und hübsch verdolmetscht —
Buch der Schönheit heißt das eine,
Buch der Wahrheit heißt das andre.

Beide aber hat Gott selber
Abgefaßt in zwei verschiednen
Himmelssprachen, und er schrieb sie,
Wie wir glauben, eigenhändig.

Durch die kleine Zitternadel,
Die des Seemanns Wünschelrute,
Fand derselbe damals auch
Einen Weg nach India,

Nach der lang gesuchten Heimat
Der Gewürze, wo sie sprießen
Schier in liederlicher Fülle,
Manchmal gar am Boden ranken

Die phantastischen Gewächse,
Kräuter, Blumen, Stauden, Bäume,
Die des Pflanzenreiches Adel
Oder Kronjuwelen sind,

Jene seltnen Spezereien,
Mit geheimnisvollen Kräften,
Die den Menschen oft genesen,
Öfter auch erkranken machen —

Je nachdem sie mischt die Hand
Eines klugen Apothekers
Oder eines dummen Ungars
Aus dem *** Banat.

Als sich nun die Gartenpforte
Indias erschloß — balsamisch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündflut von wollüstig

Ungeheuerlichen Düften,
Sinnberauschend, sinnbetäubend,
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt.

Wie gepeitscht von Feuerbränden,
Flammenruten, in der Menschen
Adern ras'te jetzt das Blut,
Lechzend nach Genuß und Gold —

Doch das Gold allein blieb Losung,
Denn durch Gold, den gelben Kuppler,
Kann sich jeder leicht verschaffen
Alle irdischen Genüsse.

Gold war jetzt das erste Wort,
Das der Spanier sprach beim Eintritt
In des Indianers Hütte —
Erst nachher frug er nach Wasser.

Mexiko und Peru sahen
Dieses Golddursts Orgia,
Cortez und Pizarro wälzten
Goldbesoffen sich im Golde.

Bei dem Tempelsturm von Quito
Lopez Vacca stahl die Sonne,
Die zwölf Zentner Goldes wog;
Doch dieselbe Nacht verlor er

Sie im Würfelspiele wieder,
Und im Volke blieb das Sprichwort:
„Das ist Lopez, der die Sonne
Hat verspielt vor Sonnenaufgang".

Hei! Das waren große Spieler,
Große Diebe, Meuchelmörder,
(Ganz vollkommen ist kein Mensch.)
Doch sie taten Wundertaten,

Überflügelnd die Prouessen
Furchtbarlichster Soldateske,
Von dem großen Holofernes
Bis auf Haynau und Radetzky.

In der Zeit des Wunderglaubens
Taten auch die Menschen Wunder;
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt' Unmögliches verrichten.

Nur der Tor war damals Zweifler,
Die verständ'gen Leute glaubten:
Vor den Tageswundern beugte
Gläubig tief sein Haupt der Weise.

Seltsam! Aus des Wunderglaubens
Wunderzeit klingt mir im Sinne
Heut' beständig die Geschichte
Von Don Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte
Aber jahrelang vergebens
Aufgesucht die Wunderinsel
Seiner Sehnsucht: Bimini!

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorbnen
Jugendträume, sie erwachen.

Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen sie mich an wehmütig;
Tote Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Und ich fahre auf, erschrocken,
Meine kranken Glieder schüttelnd
Also heftig, daß die Nähte
Meiner Narrenjacke platzen

Doch am Ende muß ich lachen,
Denn mich dünket, Papageien
Kreischten drollig und zugleich
Melancholisch: Bimini.

Hilf mir, Muse, kluge Bergfee
Des Parnasses, Gottestochter,
Steh mir bei jetzt und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunst --

Zeige, daß du hexen kannst,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberschiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Kaum hab' ich das Wort gesprochen,
Geht mein Wunsch schon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberschiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Fünzelchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr genesen
Von den schändlichen Gebresten;
Hydropathisch ist die Kur!

Fürchtet nichts, ihr Herrn und Damen,
Sehr solide ist mein Schiff;
Aus Trochäen, stark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung' ist der Witz, der flinke;
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!

Meine Raaen sind Metaphern,
Die Hyperbel ist mein Mastbaum,
Schwarz-rot-gold ist meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik —

Trikolore Barbarossas,
Wie ich weiland sie gesehen
Im Kyffhäuser und zu Frankfurt
In dem Dome von Sankt Paul. —

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff
Seine träumerischen Furchen.

Funkenstäubend, mir voran,
In dem wogenden Azur,
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillione,
Amoretten, die pausbäckig
Auf bizarren Muschelhörnern

Schallende Fanfaren blasen —
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Gekicher und Gelächter.

Ach, ich kenne diese Laute,
Diese süßmokanten Stimmen —
Das sind schnippische Undinen,
Nixen, welche skeptisch spötteln

Über mich, mein Narrenschiff,
Meine Narrenpassagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Insel Bimini.

I.

Einsam auf dem Strand von Cuba,
Vor dem stillen Wasserspiegel,
Steht ein Mensch, und er betrachtet
In der Flut sein Konterfei.

Dieser Mensch ist alt, doch spanisch
Kerzensteif ist seine Haltung.
Halb seemännisch, halb soldatisch
Ist sein wunderlicher Anzug.

Weite Fischerhosen bauschen
Unter einem Rock von gelber
Elenshaut; von reichgesticktem
Goldstoff ist das Bandelier.

Daran hängt die obligate
Lange Klinge von Toledo,
Und vom grauen Filzhut wehen
Blutrot keck die Hahnenfedern.

Sie beschatten melancholisch
Ein verwittert Greisenantlitz,
Welches Zeit und Zeitgenossen
Übel zugerichtet haben.

Mit den Runzeln, die das Alter
Und Strapazen eingegraben,
Kreuzen sich fatale Narben
Schlechtgeflickter Säbelhiebe.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alkaldentochter?

„Schlank und luftig war der Faut,
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinn
Und von rosigen Gedanken.

„Alle Damen von Sevilla
Kannten seines Pferdes Hufschlag,
Und sie flogen rasch ans Fenster,
Wenn er durch die Straßen ritt.

„Rief der Reiter seinen Hunden,
Mit der Zung' am Gaumen schnalzend
Dann durchdrang der Laut die Herzen
Hocherrötend schöne Frauen.

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der ein Schreck der Mohren war,
Und, als wären's Distelköpfe,
Niederhieb die Turbanhäupter?

„Auf dem Blachfeld vor Granada
Und im Angesicht des ganzen
Christenheers hat Don Gonzalvo
Mir den Ritterschlag erteilet.

„An dem Abend jenes Tages,
In dem Zelte der Infantin
Tanzte ich, beim Klang der Geigen,
Mit des Hofes schönen Damen.

„Aber weder Klang der Geigen,
Noch Gekose schöner Damen
Habe ich gehört am Abend
Jenes Tages — wie ein Füllen

„Stampfte ich des Zeltes Boden,
Und vernahm nur das Geklirre,
Nur das liebliche Geklirre,
Meiner ersten goldnen Sporen.

„Mit den Jahren kam der Ernst
Und der Ehrgeiz, und ich folgte
Dem Kolumbus auf der zweiten
Großen Weltentdeckungsreise.

„Treusam blieb ich ihm ergeben,
Diesem andern großen Christoph,
Der das Licht des Heils getragen
Zu den Heiden durch das Wasser.

„Ich vergesse nicht die Milde
Seines Blickes. Schweigsam litt er,
Klagte nur des Nachts den Sternen
Und den Wellen seine Leiden.

„Als der Admiral zurückging
Nach Hispanien, nahm ich Dienste
Bei Ojeda, und ich schiffte
Mit ihm aus auf Abenteuer.

„Don Ojeda war ein Ritter
Von der Fußzeh' bis zum Scheitel,
Keinen bessern zeigte weiland
König Artus' Tafelrunde.

„Fechten, fechten war die Wollust
Seiner Seele. Heiter lachend
Focht er gegen wilde Rotten,
Die ihn zahllos oft umzingelt.

„Als ihn traf ein gift'ger Wurfspieß,
Nahm er stracks ein glühend rotes
Eisen, brannte damit aus
Seine Wunde, heiter lachend.

„Einst, bis an die Hüfte watend
Durch Moräste, deren Ausgang
Unbekannt aufs Gratewohl,
Ohne Speise, ohne Wasser,

„Hatten wir schon dreißig Tage
Uns dahingeschleppt; von hundert
Zwanzig Mann schon [mehr als] achtzig
Waren auf dem Marsch verschmachtet —

„Und der Sumpf ward immer tiefer
Und wir jammerten verzweifelnd —
Doch Ojeda sprach uns Mut ein,
Unverzagt und heiter lachend.

„Später ward ich Waffenbruder
Des Bilbao — dieser Held,
Der so mutig wie Ojeda,
War kriegskund'ger in Entwürfen.

„Alle Adler des Gedankens
Nisteten in seinem Haupte,
Und in seinem Herzen herrlich
Strahlte Großmut wie die Sonne.

„Ihm verdankt die Krone Spaniens
Hundert Königtümer, größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern.

„Zur Belohnung für die hundert
Königtümer, die viel größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern,

„Gab man ihm ein hänfen Halsband,
Einen Strick; gleich einem Sünder
Ward Bilbao auf dem Marktplatz
Sankt Sebastians gehenkt.

„Kein so ritterlicher Degen,
Auch von gringerm Heldensinn,
Doch ein Feldherr sondergleichen,
War der Cortez, Don Fernando.

„In der winzigen Armada,
Welche Mexiko erobert,
Nahm ich Dienste — die Strapazen
Fehlten nicht bei diesem Feldzug.

„Dort gewann ich sehr viel Gold,
Aber auch das gelbe Fieber —
Ach! ein gutes Stück Gesundheit
Ließ ich bei den Mexikanern.

„Mit dem Golde hab' ich Schiffe
Ausgerüstet. Meinem eignen
Stern vertrauend, hab' ich endlich
Hier entdeckt die Insel Kuba,

„Die ich jetzo guberniere
Für Juanna von Kastilien
Und Fernand von Aragon,
Die mir allerhöchst gewogen.

„Habe nun erlangt, wonach
Stets die Menschen gierig laufen:
Fürstengunst und Ruhm und Würden,
Auch den Calatrava-Orden.

„Bin Statthalter, ich besitze
Wohl an hunderttausend Pesos,
Gold in Barren, Edelsteine,
Säcke voll der schönsten Perlen —

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke:
Besser wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

„Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend —
Denk' ich dran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch' ich mit den morschen Stummeln.

„Jugendzähne, nebst der Jugend,
Könnt' ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlensäcke,

„Alle meine Edelsteine,
All mein Gold, an hunderttausend
Pesos wert, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden —

„Nehmt mir Reichtum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Exzellenza,
Nennt mich lieber Junger Maulaff',
Junger Gimpel, Bengel, Rotznas'!

„Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab Erbarmen mit dem Toren,
Der sich schamhaft heimlich abzehrt,
Und verbirgt sein eitles Elend!

„Jungfrau! dir allein enthüll' ich
Mein Gemüte, dir gestehend,
Was ich nimmermehr gestände
Einem Heil'gen in dem Himmel —

„Diese Heil'gen sind ja Männer,
Und, Caracho! auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Über Juan Ponce de Leon.

„Du, o Jungfrau, bist ein Weib,
Und obgleich unwandelbar
Deine unbefleckte Schönheit,
Weiblich klugen Sinnes fühlst du,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Mensch, wenn seines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild!

„Ach, viel glücklicher, als wir,
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derselbe Herbstwind
Ihres Blätterschmucks entkleidet —

„Alle stehen kahl im Winter,
Und da gibt's kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

„Ach! bei uns, den Menschen, lebt
Jeder seine eigne Jahrzeit;
Während bei dem einen Winter,
Ist es Frühling bei dem andern,

„Und der Greis fühlt doppelt schmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Überkräfte —
Hochgebenedeite Jungfrau!

„Rüttle ab von meinen Gliedern
Dieses winterliche Alter,
Das mit Schnee bedeckt mein Haupt,
Und mein Blut gefrieren macht —

„Sag der Sonne, daß sie wieder
Glut in meine Adern gieße,
Sag dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigallen —

„Ihre Rosen, gib sie wieder
Meinen Wangen, gib das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau —
Gib mir meine Jugend wieder!"

Als Don Juan Ponce de Leon
Vor sich hinsprach solcherlei,
Plötzlich in die beiden Hände
Drückte er sein Antlitz schmerzhaft.

Und er schluchzte und er weinte
So gewaltig und so stürmisch,
Daß die hellen Tränengüsse
Troffen durch die magern Finger.

II.

Auf dem Festland bleibt der Ritter
Treu den alten Seemannsbräuchen,
Und wie einst auf seinem Schiffe
Schläft er nachts in einem Hamak.

Auch die Wellenschlagbewegung,
Die so oft ihn eingeschläfert,
Will der Ritter nicht entbehren,
Und er läßt den Hamak schaukeln.

Dies Geschäft verrichtet Kaka,
Alte Indianerin,
Die vom Ritter die Muskitos
Abwehrt mit dem Pfauenwedel.

Während sie die luft'ge Wiege
Mit dem greisen Kinde schaukelt,
Lullt sie eine märchenhafte
Alte Weise ihrer Heimat.

Liegt ein Zauber in dem Singsang?
Oder in des Weibes Stimme,
Die so flötend wie Gezwitscher
Eines Zeisigs? Und sie singt:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini;
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

„Kleines Fischchen Bridibi,
Führe uns nach Bimini;
Schwimme du voran, wir folgen,
Rudernd mit bekränzten Stengen.

„Auf der Insel Bimini,
Blüht die ew'ge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Am Azur ihr Tirili.

„Schlanke Blumen überwuchern
Wie Savannen dort den Boden,
Leidenschaftlich sind die Düfte
Und die Farben üppig brennend.

„Große Palmenbäume ragen
Draus hervor, mit ihren Fächern
Wehen sie den Blumen unten
Schattenküsse, holde Kühle.

„Auf der Insel Bimini
Quillt die allerliebste Quelle;
Aus dem teuren Wunderborn
Fließt das Wasser der Verjüngung.

„So man eine welke Blume
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, blüht sie auf,
Und sie prangt in frischer Schöne.

„So man ein verdorrtes Reis
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, treibt es wieder
Neue Knospen, lieblich grünend.

„Trinkt ein Greis von jenem Wasser,
Wird er wieder jung; das Alter
Wirft er von sich, wie ein Käfer
Abstreift seine Raupenhülle.

„Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,
Schämte sich zurückzukehren
Als Gelbschnabel in die Heimat —

„Manches Mütterchen insgleichen,
Die sich wieder jung geschlückert,
Wollte nicht nach Hause gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein —

„Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini;
Glück und Lenz hielt sie gefesselt
In dem ew'gen Jugendlande ...

„Nach dem ew'gen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen;
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!

„Alte Katze Mimili,
Alter Haushahn Kikriki,
Lebet wohl, wir kehren nie,
Nie zurück von Bimini!"

Also sang das Weib. Der Ritter
Horcht dem Liede schlummertrunken;
Manchmal nur, als wie im Traume,
Lallt er kindisch: Bimini!

III.

Heiter überstrahlt die Sonne
Golf und Strand der Insel Kuba:
In dem blauen Himmel hängen
Heute lauter Violinen.

Rotgeküßt vom kecken Lenze,
In dem Mieder von Smaragden,
Bunt geputzt wie eine Braut
Blüht und glüht die schöne Insel.

Auf dem Strande, farbenschillernd,
Wimmelt Volk von jedem Stande,
Jedem Alter; doch die Herzen
Pochen wie vom selben Pulsschlag.

Denn derselbe Trostgedanke
Hat sie alle gleich ergriffen,
Gleich beseligt — Er bekundet
Sich im stillen Freudezittern

Einer alten Beguine,
Die sich an den Krücken hinschleppt,
Und, den Rosenkranz abfugelnd,
Ihre Paternoster murmelt —

Es bekundet sich derselbe
Trostgedanke in dem Lächeln
Der Signora, die auf güldnem
Palankin getragen wird,

Und, im Munde eine Blume,
Kokettiert mit dem Hidalgo,
Der, die Schnurrbartzipfel kräuselnd,
Fröhlich ihr zur Seite wandelt —

Wie auf dem Gesicht der steifen
Soldateske, zeigt die Freude
Sich im klerikalen Antlitz,
Das sich menschlich heut' entrunzelt —

Wie vergnügt der dünne Schwarzrock
Sich die Hände reibt! wie fröhlich!
Wie der feiste Kapuziner
Streichelt froh sein Doppelkinn!

Selbst der Bischof, der gewöhnlich
Griesgram aussieht, wenn er Messe
Lesen soll, weil dann sein Frühstück
Ein'gen Aufschub leiden muß —

Selbst der Bischof schmunzelt freudig,
Freudig glänzen die Karbunkeln
Seiner Nase und im Festschmuck
Wackelt er einher vergnüglich

Unterm Purpurbaldachin,
Eingeräuchert von Chorknaben,
Und gefolgt von Klerezis,
Die mit Goldbrokat bedeckt sind

Und goldgelbe Sonnenschirme
Über ihre Köpfe halten,
Kolossalen Champignons,
Welche wandeln, schier vergleichbar.

Nach dem hohen Gottestische
Geht der Zug, nach dem Altare,
Welcher unter freiem Himmel
Hier am Meeresstrand errichtet

Und verzieret ward mit Blumen,
Heil'genbildchen, Palmen, Bändern,
Silbernem Gerät, Goldflittern,
Und Wachskerzen, lustig funkelnd.

Seine Eminenz der Bischof
Hält das Hochamt hier am Meere,
Und mit Weihe und Gebet
Will er hier den Segen sprechen

Über jene kleine Flotte,
Welche, auf der Reede schaukelnd,
Im Begriff ist abzusegeln
Nach der Insel Bimini.

Ja, die Schiffe dort, sie sind es,
Welche Juan Ponce de Leon,
Ausgerüstet und bemannt,
Um die Insel aufzusuchen,

Wo das Wasser der Verjüngung
Lieblich sprudelt — Von dem Ufer
Viele tausend Segenswünsche
Folgen ihm, dem Menschheitsretter,

Ihm, dem edlen Weltwohltäter —
Hofft doch jeder, daß der Ritter
Bei der Rückkehr einst auf Kuba
Ihm ein Fläschchen Jugend mitbringt —

Mancher schlückert schon im Geiste
Solche Labung und sie schaukeln
Sich vor Wonne, wie die Schiffe,
Die dort ankern auf der Reede.

Es besteht aus fünf Fahrzeugen
Die Flottille — eine große
Karawelle, zwei Felucken
Und zwei kleine Brigantinen.

Admiralschiff ist die große
Karawelle, und die Flagge
Zeigt das Wappen von Kastilien,
Aragonien und Leon.

Einer Lauberhütte gleich,
Ist sie ausgeschmückt mit Maien,
Blumenkränzen und Girlanden
Und mit flatternd bunten Wimpeln.

Frau Speranza heißt das Schiff,
Und am Hinterteil als Puppe
Steht der Donna Konterfei,
Lebensgroß skulptiert aus Eichholz

Und bemalt mit ganz vorzüglich
Wohlgefirnisten Couleuren,
Welche Wind und Wetter trotzen,
Eine stattliche Figura.

Ziegelrot ist das Gesichte,
Ziegelrot ist Hals und Busen,
Der aus grünem Mieder quillt;
Auch des Rockes Farb' ist grün.

Grün ist auch des Hauptes Kranz,
Pechschwarz ist das Haar, die Augen
Und die Brauen gleichfalls pechschwarz.
In der Hand hält sie ein Anker.

Die Armada der Flottille,
Sie besteht etwa aus hundert
Achtzig Mann, darunter sind
Nur sechs Weiber und sechs Priester.

Achtzig Mann und eine Dame
Sind am Bord der Karawelle,
Welche Juan Ponce de Leon
Selbst befehligt. Kaka heißt

Jene Dame — ja die alte
Kaka ist jetzt eine Dame,
Heißt Señora Juanita,
Seit der Ritter sie erhoben

Zur Großfliegenwedelmeistrin,
Oberhamakschaukeldame,
Und Mundschenkin künft'ger Jugend
Auf der Insel Bimini.

Als Symbol des Amtes hält sie
In der Hand ein Goldpokal,
Trägt auch eine hochgeschürzte
Tunika, wie eine Hebe.

Kostbarliche Brüßler Kanten,
Perlenschnüre, viele Dutzend,
Decken spöttisch die verwelkten
Braunen Reize der Señora.

Rokoko-anthropophagisch,
Karaibisch-Pompadour,
Hebet sich der Haarwulstkopfputz,
Der gespickt ist mit unzähl'gen

Vögelein, die, groß wie Käfer,
Durch des prächtigen Gefieders
Farbenschmelz wie Blumen aussehn,
Die formiert aus Edelsteinen.

Diese närrische Frisur
Von Gevögel paßt vortrefflich
Zu der Kaka wunderlichem
Papageienvogelantlitz.

Seitenstück zu dieser Fratze
Bildet Juan Ponce de Leon,
Welcher, zuversichtlich glaubend
An die baldige Verjüngung,

Sich im voraus schon geworfen
Ins Kostüm der lieben Jugend,
Und sich bunt herausgeputzt
In der Geckentracht der Mode:

Schnabelschuhn mit Silberglöcklein,
Wie'n Gelbschnabel, und geschlitzte
Hosen, wo das rechte Bein
Rosafarben, während grün,

Grün gestreift das linke Bein —
Wohlgeputzte Atlasjacke,
Kurzer Mantel, keck geachselt —
Ein Barett mit drei Straußfedern —

Also ausstaffiert, in Händen
Eine Laute haltend, tänzelt
Auf und ab der Admiral
Und erteilt die Schiffsbefehle.

Er befiehlt, daß man die Anker
Lichten soll, im Augenblicke,
Wo des Hochamts Ende melden
Von dem Strande die Signale.

Er befiehlt, daß bei der Abfahrt
Die Kanonen aller Schiffe
Mit drei Dutzend Ehrenschüssen
Kuba salutieren sollen.

Er befiehlt — und lacht und dreht sich
Auf dem Absatz wie ein Kreisel —
Bis zur Trunkenheit berauscht ihn
Süßer Hoffnung toller Traumtrank —

Und er kneift die armen Saiten
Seiner Laute, daß sie wimmern,
Und mit altgebrochner Stimme
Meckert er die Singsangworte:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fischchen Bridibi,
Fliegt und schwimmt voraus, und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!"

IV.

Juan Ponce de Leon wahrlich
War kein Tor, kein Faselante,
Als er unternahm die Irrfahrt
Nach der Insel Bimini.

Ob der Existenz der Insel
Hegt' er niemals einen Zweifel —
Seiner alten Kaka Singsang
War ihm Bürgschaft und Gewähr.

Mehr als andre Menschenkinder
Wundergläubig ist der Seemann:
Hat er doch vor Augen stets
Flammend groß die Himmelswunder,

Während ihn umrauscht beständig
Die geheimnisvolle Meerflut,
Deren Schoß entstiegen weiland
Doña Venus Aphrodite. —

In den folgenden Trochäen
Werden wir getreu berichten,
Wie der Ritter viel Strapazen,
Ungemach und Drangsal ausstand —

Ach, anstatt von altem Siechtum
Zu genesen, ward der Ärmste
Heimgesucht von vielen neuen
Leibesübeln und Gebresten.

Während er die Jugend suchte,
Ward er täglich noch viel älter,
Und verrunzelt, abgemergelt,
Kam er endlich in das Land,

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Zypressen
Fließt ein Flüßlein, dessen Wasser
Gleichfalls wundertätig heilsam —

Lethe heißt das gute Wasser!
Trink daraus, und du vergißt
All dein Leiden — ja, vergessen
Wirst du, was du je gelitten —

Gutes Wasser! gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr — denn dieses Land
Ist das wahre Bimini.

Fabeln.

14.

Rote Pantoffeln.

Gar böse Katze, so alt und grau,
Sie sagte, sie sei eine Schusterfrau;
Auch stand vor ihrem Fenster ein Lädchen,
Worin Pantoffeln für junge Mädchen,
Pantöffelchen von Maroquin,
Von Saffian und von Satin,
Von Samt mit goldnen Borden garniert
Und buntgeblümten Bändern verziert.
Am lieblichsten dort zu schauen war
Ein scharlachrotes Pantöffelchenpaar;
Es hat mit seiner Farbenpracht
Gar manchem Dirnchen ins Herz gelacht.

Eine junge weiße Edelmaus,
Die ging vorbei dem Schusterhaus,
Kehrt' wieder um, dann blieb sie stehn,
Tät nochmals durch das Fenster sehn —
Sprach endlich: „Ich grüß' Euch, Frau Kitze, Frau Katze,
Gar schöne rote Pantöffelchen hat Sie;
Sind sie nicht teuer, ich kauf' sie Euch ab,
Sagt mir, wieviel ich zu zahlen hab'."

Die Katze rief: „Mein Jüngferlein,
Ich bitte gehorsamst, treten Sie ein,
Geruhen Sie, mein Haus zu beehren
Mit dero Gegenwart; es verkehren
Mit mir die allerschönsten Madel
Und Herzoginnen, der höchste Adel —
Die Töffelchen will ich wohlfeil lassen —
Doch laßt uns sehn, ob sie Euch passen —
Ach, treten Sie ein und nehmen Sie Platz —"

So flötet die boshaft listige Katz',
Und das weiße, unerfahrene Ding
In die Mördergrub', in die Falle ging - -
Auf eine Bank setzt sich die Maus
Und streckt ihr kleines Beinchen aus,
Um anzuprobieren die roten Schuhe —
Sie war ein Bild von Unschuld und Ruhe - -
Da packt sie plötzlich die böse Katze
Und würgt sie mit der grimmigen Tatze
Und beißt ihr ab das arme Köpfchen,
Und spricht: „Mein liebes, weißes Geschöpfchen,
Mein Mäuschen, du bist mausetot!
Jedoch die Pantöffelchen scharlachrot,
Die will ich stellen auf deine Gruft;
Und wenn die Weltposaune ruft
Zum jüngsten Tanz, o weiße Maus,
Aus deinem Grab steigst du heraus,
Ganz wie die andern, und sodann
Ziehst du die roten Pantöffelchen an."

Moral.

Ihr weißen Mäuschen, nehmt euch in acht,
Laßt euch nicht ködern von weltlicher Pracht!
Ich rat' euch, lieber barfuß zu laufen,
Als bei der Katze Pantoffeln zu kaufen.

15a.

Die Libelle.

Es tanzt die schöne Libelle
Wohl auf des Baches Welle;
Sie tanzt daher, sie tanzt dahin,
Die schimmernde, flimmernde Gauklerin.

Gar mancher junge Käfer-Tor
Bewundert ihr Kleid von blauem Flor,
Bewundert des Leibchens Emaille
Und auch die schlanke Taille.

Gar mancher junge Käfer-Tor
Sein bißchen Käfer-Verstand verlor;
Die Buhlen sumsen von Lieb' und Treu,
Versprechen Holland und Brabant dabei.

Die schöne Libelle lacht und spricht:
„Holland und Brabant brauch' ich nicht,
Doch spintet euch, ihr Freier,
Und holt mir ein Fünkchen Feuer.

Die Köchin kam in Wochen,
Muß selbst mein Süpplein kochen;
Die Kohlen des Herdes erloschen sind —
Holt mir ein Fünkchen Feuer geschwind."

Kaum hat die Falsche gesprochen das Wort,
Die Käfer flatterten eilig fort.
Sie suchen Feuer, und lassen bald
Weit hinter sich den Heimatwald.

Sie sehen Kerzenlicht, ich glaube
In einer erleuchteten Gartenlaube:
Und die Verliebten, mit blindem Mut
Stürzen sie sich in die Kerzenglut.

Knisternd verzehrten die Flammen der Kerzen
Die Käfer und ihre liebenden Herzen;
Die einen büßten das Leben ein,
Die andern nur die Flügelein.

O wehe dem Käfer, welchem verbrannt
Die Flügel sind! Im fremden Land
Muß er wie ein Wurm am Boden kriechen,
Mit feuchten Insekten, die häßlich riechen.

Die schlechte Gesellschaft, hört man ihn klagen,
Ist im Exil die schlimmste der Plagen.
Wir müssen verkehren mit einer Schar
Von Ungeziefer, von Wanzen sogar,

Die uns behandeln als Kameraden,
Weil wir im selben Schmutze waten —
Drob klagte schon der Schüler Virgils,
Der Dichter der Hölle und des Exils.

Ich denke mit Gram an die bessere Zeit,
Wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
Im Heimat-Äther gegaukelt,
Auf Sonnenblumen geschaukelt,

Aus Rosenkelchen Nahrung sog
Und vornehm war, und Umgang pflog
Mit Schmetterlingen von adligem Sinn,
Und mit der Zikade, der Künstlerin —

Jetzt sind meine armen Flügel verbrannt;
Ich kann nicht zurück ins Vaterland,
Ich bin ein Wurm, und ich verrecke
Und ich verfaule im fremden Drecke.

O, daß ich nie gesehen hätt'
Die Wasserfliege, die blaue Kokett'
Mit ihrer feinen Taille —
Die schöne, falsche Kanaille!

15b.

Die Libelle.

Es ist die Libelle, die blaue,
Im Käferland die schönste Person.
Die Schmetterlinge sind mit Passion
Verliebt in die schöne Fraue.

Sie ist so fein von Hüften,
Sie trägt ein Flügelkleid von Gaze;
In jeder Bewegung Ebenmaß,
Gaukelt sie keck in den Lüften.

Die bunten Buhlen fliegen
Ihr nach, und mancher junge Fant
Schwört laut: „Ich geb' dir Holland und Brabant,
Willst du meiner Brunst dich fügen."

Da spricht die falsche Libelle:
„Holland und Brabant, die brauch' ich nicht;
Ich brauche nur ein Fünkchen Licht,
Damit ich mein Stübchen erhelle."

Kaum hören sie diese Töne,
Und die Verliebten flattern wetteifernd fort:
Sie suchen geschäftig von Ort zu Ort
Ein Fünkchen Licht für die Schöne.

Sieht einer eine Kerze,
So stürzt er drauf zu, wie blind und betört;
Und die Flamme den armen Käfer verzehrt,
Ihn und sein liebendes Herze.

Die Fabel ist japanisch;
Doch auch in Deutschland, liebes Kind,
Gibt es Libellen, und sie sind
Gar sehr perfid und satanisch.

16.

Die Launen der Verliebten.

Eine wahre Geschichte, nach älteren Dokumenten wiedererzählt und aufs neue in schöne deutsche Reime gebracht.

Der Käfer saß auf dem Zaun betrübt;
Er hat sich in eine Fliege verliebt.

„Du bist, o Fliege meiner Seele,
Die Gattin, die ich auserwähle.

„Heirate mich und sei mir hold!
Ich hab' einen Bauch von eitel Gold.

„Mein Rücken ist eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd."

„„O daß ich eine Närrin wär'!
Ein'n Käfer nehm' ich nimmermehr.

„„Mich lockt nicht Gold, Rubin und Smaragd;
Ich weiß, daß Reichtum nicht glücklich macht.

„„Nach Idealen schwärmt mein Sinn,
Weil ich eine stolze Fliege bin. —""

Der Käfer flog fort mit großem Grämen;
Die Fliege ging ein Bad zu nehmen.

„„Wo ist denn meine Magd, die Biene,
Daß sie beim Waschen mich bediene;

„„Daß sie mir streichle die feine Haut,
Denn ich bin eines Käfers Braut.

„„Wahrhaftig, ich mach' eine große Partie;
Viel schöneren Käfer gab es nie.

„„Sein Rücken ist eine wahre Pracht;
Da flammt der Rubin, da glänzt der Smaragd.

„„Sein Bauch ist gülden, hat noble Züge;
Vor Neid wird bersten gar manche Schmeißfliege.

„„Spute dich, Bienchen, und frisier mich,
Und schnüre die Taille und parfümier mich;

„„Reib mich mit Rosenessenzen, und gieße
Lavendelöl auf meine Füße,

„„Damit ich gar nicht stinken tu',
Wenn ich in des Bräut'gams Armen ruh'.

„„Schon flirren heran die blauen Libellen,
Und huldigen mir als Ehrenmamsellen.

„„Sie winden mir in den Jungfernkranz
Die weiße Blüte der Pomeranz'.

„„Viel Musikanten sind eingeladen,
Auch Sängerinnen, vornehme Zikaden.

„„Rohrdommel und Horniß, Bremse und Hummel,
Sie sollen trompeten und schlagen die Trummel;

„„Sie sollen aufspielen zum Hochzeitsfest —
Schon kommen die buntbeflügelten Gäst',

„„Schon kommt die Familie, geputzt und munter;
Gemeine Insekten sind viele darunter.

„„Heuschrecken und Wespen, Muhmen und Basen,
Sie kommen heran — die Trompeten blasen.

„„Der Pastor Maulwurf im schwarzen Ornat,
Da kommt er gleichfalls — es ist schon spat.

„„Die Glocken läuten, bim-bam, bim-bam —
Wo bleibt mein liebster Bräutigam?"" — —

Bim-bam, bim-bam, klingt Glockengeläute,
Der Bräutigam aber flog fort ins Weite.

Die Glocken läuten, bim-bam, bim-bam —
„„Wo bleibt mein liebster Bräutigam?""

Der Bräutigam hat unterdessen
Auf einem fernen Misthaufen gesessen.

Dort blieb er sitzen sieben Jahr',
Bis daß die Braut versaulet war.

17.

Der tugendhafte Hund.

Ein Pudel, der mit gutem Fug
Den schönen Namen Brutus trug,
War viel berühmt im ganzen Land
Ob seiner Tugend und seinem Verstand.
Er war ein Muster der Sittlichkeit,
Der Langmut und Bescheidenheit.
Man hörte ihn loben, man hörte ihn preisen
Als einen vierfüßigen Nathan den Weisen.
Er war ein wahres Hundejuwel!
So ehrlich und treu! eine schöne Seel'!
Auch schenkte sein Herr in allen Stücken
Ihm volles Vertrauen, er konnte ihn schicken
Sogar zum Fleischer. Der edle Hund
Trug dann einen Hängekorb im Mund,
Worin der Metzger das schön gehackte
Rindfleisch, Schaffleisch, auch Schweinefleisch packte. —
Wie lieblich und lockend das Fett gerochen,
Der Brutus berührte keinen Knochen,
Und ruhig und sicher, mit stoischer Würde,
Trug er nach Hause die kostbare Bürde.

Doch unter den Hunden wird gefunden
Auch eine Menge von Lumpenhunden —
Wie unter uns, — gemeine Köter,
Tagdiebe, Neidharde, Schwerenöter,
Die ohne Sinn für sittliche Freuden
Im Sinnenrausch ihr Leben vergeuden!
Verschworen hatten sich solche Racker
Gegen den Brutus, der treu und wacker,
Mit seinem Korb im Maule, nicht
Gewichen von dem Pfad der Pflicht. – –

Und eines Tages, als er kam
Vom Fleischer und seinen Rückweg nahm
Nach Hause, da ward er plötzlich von allen
Verschwornen Bestien überfallen;
Da ward ihm der Korb mit dem Fleisch entrissen,
Da fielen zu Boden die leckersten Bissen,
Und fraßbegierig über die Beute
Warf sich die ganze hungrige Meute. – –

Brutus sah anfangs dem Schauspiel zu
Mit philosophischer Seelenruh';
Doch als er sah, daß solchermaßen
Sämtliche Hunde schmausten und fraßen,
Da nahm auch er an der Mahlzeit teil
Und speiste selbst eine Schöpsenkeul'.

Moral.

Auch du, mein Brutus, auch du, du frißt?
So ruft wehmütig der Moralist.
Ja, böses Beispiel kann verführen:
Und, ach! gleich allen Säugetieren,
Nicht ganz und gar vollkommen ist
Der tugendhafte Hund – er frißt!

18.

Pferd und Esel.

Auf eisernen Schienen, so schnell wie der Blitz
Dampfwagen und Dampfkutschen
Mit dem schwarzbewimpelten Rauchfangmast
Prasselnd vorüberrutschen.

Der Troß kam einem Gehöft vorbei,
Wo über die Hecke guckte
Langhalsig ein Schimmel; neben ihm stand
Ein Esel, der Disteln schluckte.

Mit stierem Blick sah lange das Pferd
Dem Zuge nach. Es zittert
An allen Gliedern, und seufzt und spricht:
„Der Anblick hat mich erschüttert!

„Wahrhaftig, wär' ich nicht von Natur
Bereits gewesen ein Schimmel,
Erbleichend vor Schrecken wär' mir die Haut
Jetzt weiß geworden; o Himmel!

„Bedroht ist das ganze Pferdegeschlecht
Von schrecklichen Schicksalsschlägen.
Obgleich ein Schimmel, schau' ich jedoch
Einer schwarzen Zukunft entgegen.

„Uns Pferde tötet die Konkurrenz
Von diesen Dampfmaschinen —
Zum Reiten, zum Fahren wird sich der Mensch
Des eisernen Viehes bedienen.

„Und kann der Mensch zum Reiten uns,
Zum Fahren uns entbehren —
Ade der Hafer! Ade das Heu!
Wer wird uns dann ernähren?

„Des Menschen Herz ist hart wie Stein;
Der Mensch gibt keinen Bissen
Umsonst. Man jagt uns aus dem Stall,
Wir werden verhungern müssen.

„Wir können nicht borgen und stehlen nicht,
Wie jene Menschenkinder,
Auch schmeicheln nicht, wie der Mensch und der Hund —
Wir sind verfallen dem Schinder."

So klagte das Roß, und seufzte tief.
Der Langohr unterdessen
Hat mit der gemütlichsten Seelenruh'
Zwei Distelköpfe gefressen.

Er leckte die Schnauze mit der Zung',
Und gemütlich begann er zu sprechen:
„Ich will mir wegen der Zukunft nicht
Schon heute den Kopf zerbrechen.

„Ihr stolzen Rosse seid freilich bedroht
Von einem schrecklichen Morgen.
Für uns bescheidne Esel jedoch
Ist keine Gefahr zu besorgen.

„So Schimmel wie Rappen, so Schecken wie Fuchs,
Ihr seid am Ende entbehrlich;
Uns Esel jedoch ersetzt Hans Dampf
Mit seinem Schornstein schwerlich.

„Wie klug auch die Maschinen sind,
Welche die Menschen schmieden,
Dem Esel bleibt zu jeder Zeit
Sein sicheres Dasein beschieden.

„Der Himmel verläßt seine Esel nicht,
Die ruhig im Pflichtgefühle,
Wie ihre frommen Väter getan,
Tagtäglich traben zur Mühle.

„Das Mühlrad klappert, der Müller mahlt,
Und schüttet das Mehl in die Säcke;
Das trag' ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
Und der Mensch frißt Bröte und Wecke.

„In diesem uralten Naturkreislauf
Wird ewig die Welt sich drehen,
Und ewig unwandelbar, wie die Natur,
Wird auch der Esel bestehen."

Moral.

Die Ritterzeit hat aufgehört,
Und hungern muß das stolze Pferd.
Dem armen Luder, dem Esel, aber
Wird niemals fehlen sein Heu und Haber.

19.

Himmelfahrt.

Der Leib lag auf der Totenbahr',
Jedoch die arme Seele war,
Entrissen irdischem Getümmel,
Schon auf dem Wege nach dem Himmel.

Dort klopft' sie an die hohe Pforte,
Und seufzte tief und sprach die Worte:
„Sankt Peter, komm und schließe auf!
Ich bin so müde vom Lebenslauf —
Ausruhen möcht' ich auf seidnen Pfühlen
Im Himmelreich, ich möchte spielen
Mit lieben Englein Blindekuh
Und endlich genießen Glück und Ruh'!"

Man hört Pantoffelgeschlappe jetzund,
Auch klirrt es wie ein Schlüsselbund,
Und aus einem Gitterfenster am Tor
Sankt Peters Antlitz schaut hervor.

Er spricht: „Es kommen die Vagabunde,
Zigeuner, Polacken und Lumpenhunde,
Die Tagediebe, die Hottentotten —
Sie kommen einzeln und in Rotten
Und wollen in den Himmel hinein
Und Engel werden und selig sein.
Holla! Holla! Für Galgengesichter
Von eurer Art, für solches Gelichter
Sind nicht erbaut die himmlischen Hallen —
Ihr seid dem leidigen Satan verfallen.
Fort, fort von hier! und trollt euch schnelle
Zum schwarzen Pfuhle der ewigen Hölle“ - -

So brummt der Alte, doch kann er nicht
Im Polterton verharren, er spricht
Gutmütig am Ende die tröstenden Worte:
„Du arme Seele, zu jener Sorte
Halunken scheinst du nicht zu gehören —
Nu! Nu! ich will deinen Wunsch gewähren,
Weil heute mein Geburtstag just
Und mich erweicht barmherzige Lust —
Nenn mir daher die Stadt und das Reich,
Woher du bist; sag mir zugleich,
Ob du vermählt warst? — Ehliches Dulden
Sühnt oft des Menschen ärgste Schulden;
Ein Ehmann braucht nicht in der Hölle zu schmoren,
Ihn läßt man nicht warten vor Himmelstoren.“

Die Seele antwortet: „Ich bin aus Preußen,
Die Vaterstadt ist Berlin geheißen.
Dort rieselt die Spree, und in ihr Bette
Pflegen zu wässern die jungen Kadette:
Sie fließt gemütlich über, wenn's regnet —
Berlin ist auch eine schöne Gegend!
Dort bin ich Privatdozent gewesen,
Und hab' über Philosophie gelesen —
Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,
Doch hat sie oft entsetzlich krakeelt,
Besonders wenn im Haus kein Brot - -
Drauf bin ich gestorben und bin jetzt tot.“

Sankt Peter rief: „O weh! oh weh!
Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.
Wahrhaftig, ich begreife nie,
Warum man treibt Philosophie.

Sie ist langweilig und bringt nichts ein,
Und gottlos ist sie obendrein;
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel.
Gejammert hat wohl deine Kantuppe
Oft über die magre Wassersuppe,
Woraus niemals ein Auge von Fett
Sie tröstend angelächelt hätt' —
Nun, sei getrost, du arme Seele!
Ich habe zwar die strengsten Befehle,
Jedweden, der sich je im Leben
Mit Philosophie hat abgegeben,
Zumalen mit der gottlos deutschen,
Ich soll ihn schimpflich von hinnen peitschen —
Doch mein Geburtstag, wie gesagt,
Ist eben heut', und fortgejagt
Sollst du nicht werden, ich schließe dir auf
Das Himmelstor, und jetzo lauf
Geschwind herein —

„Jetzt bist du geborgen!
Den ganzen Tag, vom frühen Morgen
Bis abends spät, kannst du spazieren
Im Himmel herum, und träumend flanieren
Auf edelsteingepflasterten Gassen.
Doch wisse, hier darfst du dich nie befassen
Mit Philosophie; du würdest mich
Kompromittieren fürchterlich —
Hörst du die Engel singen, so schneide
Ein schiefes Gesicht verklärter Freude, —
Hat aber gar ein Erzengel gesungen,
Sei gänzlich von Begeistrung durchdrungen,
Und sag ihm, daß die Malibran
Niemals besessen solchen Sopran —
Auch applaudiere immer die Stimm'
Der Cherubim und der Seraphim,
Vergleiche sie mit Signor Rubini,
Mit Mario und Tamburini —
Gib ihnen den Titel von Exzellenzen
Und knickre nicht mit Reverenzen.
Die Sänger, im Himmel wie auf Erden,
Sie wollen alle geschmeichelt werden —
Der Weltkapellenmeister hier oben,
Er selbst sogar hört gerne loben

Gleichfalls seine Werke, er hört es gern,
Wenn man lobsinget Gott dem Herrn,
Und seinem Preis und Ruhm ein Psalm
Erklingt im dichsten Weihrauchqualm.

„Vergiß mich nicht. Wenn dir die Pracht
Des Himmels einmal Langweile macht,
So komm zu mir; dann spielen wir Karten.
Ich kenne Spiele von allen Arten,
Vom Landsknecht bis zum König Pharo.
Wir trinken auch — Doch, apropos!
Begegnet dir von ungefähr
Der liebe Gott, und fragt dich: woher
Du seiest? so sage nicht: aus Berlin,
Sag lieber: aus München oder aus Wien."

Zeitgedichte.

A. Zeitsatiren.

1819—1840.

20.

Sohn der Torheit! träume immer
Wenn dir's Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einst stand ich in schönern Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein;
Deutschlands Gauen vor mir lagen,
Blühend hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodein,
Süße Ahndungschauer zogen
Schmeichlend in mein Herz hinein.

Lausch' ich jetzt im Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodei:
Schöner Traum ist längst verflogen,
Schöner Wahn brach längst entzwei.

Schau' ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab:
Seh' ich nur ein Völklein Zwerge,
Kriechend auf der Riesen Grab.

Such' ich jetzt den goldnen Frieden,
Den das deutsche Blut ersiegt,
Seh' ich nur die Kette schmieden,
Die den deutschen Nacken biegt.

Narren hör' ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

O der Schande! Jene darben,
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heil'ge Narben
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Mutterjöhnchen gehn in Seide,
Nennen sich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeschmeide,
Söldner brüsten sich als Herrn.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Ist das Volk im deutschen Kleid;
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand;
Wo mit Ehrfurchtschen die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienakte war:
Wo ein Mann im Eisenkleide,
Und ein Herz im Manne war. —

Unsre Gartenbeete hegen
Tausend Blumen wundersein,
Schwelgend in des Bodens Segen,
Lind umspielt von Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume
Blüht in unsern Gärten nie,
Sie die einst im Altertume
Selbst auf fels'ger Höh' gedieh;

Die auf kalter Bergesfeste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste, —
Gastlichkeit wird sie genannt.

Müder Wandrer, steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan:
Statt der gastlich warmen Zimmer,
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartturm bläst kein Wächter,
Keine Fallbrück' rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wahrlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte
Wie von Minnesängerhauch;
Denn in diese heil'gen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich,
Denn sie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei.

Singen auch in süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu',
Freilich zweiflend im geheimen:
Ob das Märchen möglich sei?

Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Nur der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein,
Denn die Fraun in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein'.

Traum der Freundschaft — — — —
— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Mocht' auch Aberglauben herrschen,
— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — —

Denn die schöne Jordansperle
Hat des Römers Geiz verfälscht,
— — — — — — — —
— — — — — — —

Fort, ihr Bilder schönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage,
Um die Zeit, die uns versagt!

---

20 a.

[Auf das geplante Denkmal Goethes zu Frankfurt am Main.]

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurts haben jetzt beschlossen:
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen", —
So denken sie, — „daß w i r des Manns Genossen,
Daß u n s e r m Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man u n s im H a n d e l trauen."

O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelschmutz war er euch n a h'; doch jetzt
Trennt euch von G o e t h e eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom S a c h s e n h ä u s e r.

21.

Bamberg und Würzburg.

In beider Weichbild fließt der Gnaden Quelle,
Und tausend Wunder täglich dort geschehen.
Umlagert sieht man dort von Kranken stehen
Den Fürsten, der da heilet auf der Stelle.

Er spricht: „Steht auf und geht!“ und flink und schnelle
Sieht man die Lahmen selbst von hinnen gehen;
Er spricht: „Schaut auf und sehet!“ und es sehen
Sogar die Blindgebornen klar und helle.

Ein Jüngling naht, von Wassersucht getrieben,
Und fleht: „Hilf Wundertäter, meinem Leibe!“
Und segnend spricht der Fürst: „Geh hin und schreibe!“

In Bamberg und in Würzburg macht's Spektakel,
Die Handlung Göbhardts rufet laut: „Mirakel!“ —
Neun Dramen hat der Jüngling schon geschrieben.

22.

(An Edom!)

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich
Du, du duldest, daß ich atme,
Daß du rasest, dulde ich

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zumut,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut.

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu:
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

22a.

[Für ein Exemplar des „Rabbi von Bacharach“ bestimmt.]

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Marthyrerlied,
Das ich so lang' getragen
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'.

Und alle die Tränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

23.

Fragment.

Die Eule studierte Pandekten,
Kanonisches Recht und die Glossa,
Und als sie kam nach Welschland,
Sie frug: „Wo liegt Canossa?"

Die alten, matten Raben
Sie ließen die Flügel hangen,
Sie sprachen: „Das alte Canossa
Ist längstens untergegangen.

„Wir möchten ein neues bauen,
Doch fehlt dazu das Beste:
Die Marmorblöcke, die Quadern,
Und die gekrönten Gäste."

24.

Stoßseufzer.

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöten,
Wenn man gegen Feinde rennt —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen,
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

1840—1855.

25.

Deutschland.

(Geschrieben im Sommer 1840.)

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche,
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzweigeschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein,
Und töten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldne Krone blitzen!

26.

Im lieben Deutschland daheime,
Da wachsen viel Lebensbäume;
Doch lockt die Kirsche noch so sehr,
Die Vogelscheuche schreckt noch mehr.

Wir lassen uns wie Spatzen
Einschüchtern von Teufelsfratzen;
Wie auch die Kirsche lacht und blüht,
Wir singen ein Entsagungslied:

Die Kirschen sind von außen rot,
Doch drinnen steckt als Kern der Tod;
Nur droben, wo die Sterne,
Gibt's Kirschen ohne Kerne.

Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist,
Die unsere Seele lobt und preist —
Nach diesen sehnet ewiglich
Die arme deutsche Seele sich.

Nur wo die Engel fliegen,
Da wächst das ew'ge Vergnügen;
Hier unten ist alles Sünd' und Leid
Und saure Kirsche und Bitterkeit.

27.

An einen politischen Dichter.

Du singst, wie einst Tyrtäus sang,
Von Heldenmut beseelet,
Doch hast du schlecht dein Publikum
Und deine Zeit gewählet.

Beifällig horchen sie dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie edel dein Gedankenflug,
Wie du die Form bemeistert.

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat dir zu bringen,
Und manchen Schlachtgesang von dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft
Und würzet die Getränke.

28.

Lobgesänge auf König Ludwig.

I.

Das ist Herr Ludwig von Bayerland,
Desgleichen gibt es wenig';
Das Volk der Bavaren verehrt in ihm
Den angestammelten König.

Er liebt die Kunst, und die schönsten Fraun
Die läßt er porträtieren;
Er geht in diesem gemalten Serail
Als Kunst-Eunuch spazieren.

Bei Regensburg läßt er erbaun
Eine marmorne Schädelstätte,
Und er hat höchstselbst für jeden Kopf
Verfertigt die Etikette.

„Walhallagenossen", ein Meisterwerk,
Worin er jedweden Mannes
Verdienste, Charakter und Taten gerühmt,
Von Teut bis Schinderhannes.

Nur Luther, der Dickkopf, fehlt in Walhall,
Und es feiert ihn nicht der Walhall-Wisch;
In Naturaliensammlungen fehlt
Oft unter den Fischen der Walfisch.

Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Kniee und bittet und fleht:
„Halt ein! ich werde sonst toll, o!"

Herr Ludwig ist ein mutiger Held,
Wie Otto, das Kind, sein Söhnchen;
Der kriegte den Durchfall zu Athen,
Und hat dort besudelt sein Thrönchen.

Stirbt einst Herr Ludwig, so kanonisiert
Zu Rom ihn der heilige Vater —
Die Glorie paßt für ein solches Gesicht
Wie Manschetten für unseren Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs
Zum Christentum sich bekehren,
Sie werden gewiß Sankt Ludewig
Als Schutzpatron verehren.

II.

Herr Ludewig von Bayerland
Sprach seufzend zu sich selber:
„Der Sommer weicht, der Winter naht,
Das Laub wird immer gelber.

„Der Schelling und der Cornelius,
Sie mögen von dannen wandern;
Dem einen erlosch im Kopf die Vernunft,
Die Phantasie dem andern.

„Doch daß man aus meiner Krone stahl
Die beste Perle, daß man
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,
Das Menschenjuwel, den Maßmann —

„Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,
Das hat mir die Seele zerschmettert:
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst
Den höchsten Pfahl erklettert.

„Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Nase;
Er schlug wie ein Pudel frisch-fromm-fröhlich-frei
Die Purzelbäume im Grase.

„Nur Altdeutsch verstand er, der Patriot,
Nur Jakob-Grimmisch und Zeunisch;
Fremdwörter blieben ihm immer fremd,
Griechisch zumal und Lateinisch.

„Er hat, ein vaterländisch Gemüt,
Nur Eichelkaffee getrunken,
Franzosen fraß er und Limburger Käs',
Nach letzterm hat er gestunken.

„O, Schwager! gib mir den Maßmann zurück!
Denn unter den Gesichtern
Ist sein Gesicht, was ich selber bin
Als Dichter unter den Dichtern.

„O Schwager! behalt den Cornelius,
Auch Schelling, (daß du den Rückert
Behalten kannst, versteht sich von selbst) —
Wenn nur der Maßmann zurückkehrt!

„O, Schwager! begnüge dich mit dem Ruhm,
Daß du mich verdunkelt heute;
Ich, der in Deutschland der Erste war,
Ich bin nur noch der Zweite." . . .

III.

Zu München in der Schloßkapell'
Steht eine schöne Madonne;
Sie trägt in den Armen ihr Jesulein,
Der Welt und des Himmels Wonne.

Als Ludewig von Bayerland
Das Heiligenbild erblicket,
Da kniete er nieder andachtsvoll
Und stotterte selig verzücket:

„Maria, Himmelskönigin,
Du Fürstin sonder Mängel!
Aus Heil'gen besteht dein Hofgesind'
Und deine Diener sind Engel.

„Geflügelte Pagen warten dir auf,
Sie flechten dir Blumen und Bänder
Ins goldene Haar, sie tragen dir nach
Die Schleppe deiner Gewänder.

„Maria, reiner Morgenstern,
Du Lilie sonder Makel,
Du hast so manches Wunder getan,
So manches fromme Mirakel —

„O, laß aus deiner Gnaden Born
Auch mir ein Tröpflein gleiten!
Gib mir ein Zeichen deiner Huld,
Der hochgebenedeiten!" —

Die Mutter Gottes bewegt sich alsbald,
Sichtbar bewegt sich ihr Mündchen,
Sie schüttelt ungeduldig das Haupt
Und spricht zu ihrem Kindchen:

„Es ist ein Glück, daß ich auf dem Arm
Dich trage und nicht mehr im Bauche,
Ein Glück, daß ich vor dem Versehn
Mich nicht mehr zu fürchten brauche.

„Hätt' ich in meiner Schwangerschaft
Erblickt den häßlichen Toren,
Ich hätte gewiß einen Wechselbalg
Statt eines Gottes geboren."

29.

Der neue Alexander.

I.

Es ist ein König in Thule, der trinkt
Champagner, es geht ihm nichts drüber;
Und wenn er seinen Champagner trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

Die Ritter sitzen um ihn her,
Die ganze historische Schule;
Ihm aber wird die Zunge schwer,
Es lallt der König von Thule:

„Als Alexander, der Griechenheld,
Mit seinem kleinen Haufen
Erobert hatte die ganze Welt,
Da gab er sich ans Saufen.

„Ihn hatten so durstig gemacht der Krieg
Und die Schlachten, die er geschlagen;
Er soff sich zu Tode nach dem Sieg,
Er konnte nicht viel vertragen.

„Ich aber bin ein stärkerer Mann
Und habe mich klüger besonnen:
Wie jener endete, fang' ich an,
Ich hab' mit dem Trinken begonnen.

„Im Rausche wird der Heldenzug
Mir später weit besser gelingen;
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,
Die ganze Welt bezwingen."

II.

Da sitzt er und schwatzt mit lallender Zung',
Der neue Alexander;
Den Plan der Welteroberung,
Den setzt er auseinander:

„Lothringen und Elsaß, das weiß ich längst,
Die fallen uns zu von selber;
Der Stute folgt am End' der Hengst,
Es folgen der Kuh die Kälber.

„Mich lockt die Champagne, das beßre Land,
Wo jene Reben sprießen,
Die lieblich erleuchten unsern Verstand
Und uns das Leben versüßen.

„Hier soll sich erproben mein Kriegesmut,
Hier soll der Feldzug beginnen;
Es knallen die Pfropfen, das weiße Blut
Wird aus den Flaschen rinnen.

„Hier wird mein junges Heldentum
Bis zu den Sternen moussieren,
Ich aber verfolge meinen Ruhm,
Ich will auf Paris marschieren.

„Dort vor der Barriere mach' ich Halt,
Denn vor den Barrierepforten,
Da wird kein Oktroi bezahlt
Für Wein von allen Sorten."

III.

„Mein Lehrer, mein Aristoteles,
Der war zuerst ein Pfäffchen
Von der französischen Kolonie,
Und trug ein weißes Beffchen.

„Er hat nachher, als Philosoph,
Vermittelt die Extreme,
Und leider Gottes hat er mich
Erzogen nach seinem Systeme.

„Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit
Ein närrisches Gemisch ist.

„Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute;

„Ein aufgeklärter Obskurant,
Und weder Hengst noch Stute,
Ja, ich begeistre mich zugleich
Für Sophokles und die Knute.

„Herr Jesus ist meine Zuversicht,
Doch auch den Bacchus nehme
Ich mir zum Tröster, vermittelnd stets
Die beiden Götterextreme."

30.

Die schlesischen Weber.

Im düstern Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!

„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht —
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, und weben!

31.

Unsere Marine.

Nautisches Gedicht.

Wir träumten von einer Flotte jüngst,
Und segelten schon vergnüglich
Hinaus aufs balkenlose Meer,
Der Wind war ganz vorzüglich.

Wir hatten unsern Fregatten schon
Die stolzesten Namen gegeben;
Prutz hieß die eine, die andre hieß
Hoffmann von Fallersleben.

Da schwamm der Kutter Freiligrath,
Darauf als Puppe die Büste
Des Mohrenkönigs, die wie ein Mond
(Versteht sich, ein schwarzer!) grüßte.

Da kamen geschwommen ein Gustav Schwab,
Ein Pfizer, eine Kölle, ein Mayer;
Auf jedem stand ein Schwabengesicht
Mit einer hölzernen Leier.

Da schwamm die Birch-Pfeiffer, eine Brigg,
Sie trug am Fockmast das Wappen
Der deutschen Admiralität
Auf schwarz-rot-goldnem Lappen.

Wir kletterten keck an Bugspriet und Raan
Und trugen uns wie Matrosen,
Die Jacke kurz, der Hut beteert,
Und weite Schifferhosen.

Gar mancher, der früher nur Tee genoß
Als wohlerzogener Ehmann,
Der soff jetzt Rum und kaute Tabak,
Und fluchte wie ein Seemann.

Seekrank ist mancher geworden sogar,
Und auf dem Fallersleben,
Dem alten Brander, hat mancher sich
Gemütlich übergeben.

Wir träumten so schön, wir hatten fast
Schon eine Seeschlacht gewonnen —
Doch als die Morgensonne kam,
Ist Traum und Flotte zerronnen.

Wir lagen noch immer im heimischen Bett
Mit ausgestreckten Knochen.
Wir rieben uns aus den Augen den Schlaf,
Und haben gähnend gesprochen:

„Die Welt ist rund. Was nützt es am End',
Zu schaukeln auf müßiger Welle!
Der Weltumsegler kommt zuletzt
Zurück auf dieselbe Stelle."

32.

Antwort.

(Fragment.)

Es ist der rechte Weg, den du betreten,
Doch in der Zeit magst du dich weiblich irren;
Das sind nicht Düfte von Muskat und Myrrhen,
Die jüngst aus Deutschland mir verletzend wehten.

Wir dürfen nicht Viktoria trompeten,
Solang' noch Säbel tragen unsre Sbirren;
Mich ängstet, wenn die Vipern Liebe girren,
Und Wolf und Esel Freiheitslieder flöten —
— — — — — —

33.

Michel nach dem März.

Solang' ich den deutschen Michel gekannt,
War er ein Bärenhäuter;
Ich dachte im März, er hat sich ermannt
Und handelt fürder gescheuter.

Wie stolz erhob er das blonde Haupt
Vor seinen Landesvätern!
Wie sprach er — was doch unerlaubt —
Von hohen Landesverrätern.

Das klang so süß zu meinem Ohr
Wie märchenhafte Sagen,
Ich fühlte, wie ein junger Tor,
Das Herz mir wieder schlagen.

Doch als die schwarz-rot-goldne Fahn',
Der altgermanische Plunder,
Aufs neu' erschien, da schwand mein Wahn
Und die süßen Märchenwunder.

Ich kannte die Farben in diesem Panier
Und ihre Vorbedeutung:
Von deutscher Freiheit brachten sie mir
Die schlimmste Hiobszeitung.

Schon sah ich den Arndt, den Vater Jahn —
Die Helden aus andern Zeiten
Aus ihren Gräbern wieder nah'n
Und für den Kaiser streiten.

Die Burschenschaftler allesamt
Aus meinen Jünglingsjahren,
Die für den Kaiser sich entflammt,
Wenn sie betrunken waren.

Ich sah das sündengraute Geschlecht
Der Diplomaten und Pfaffen,
Die alten Knappen vom römischen Recht,
Am Einheitstempel schaffen. —

Derweil der Michel geduldig und gut
Begann zu schlafen und schnarchen,
Und wieder erwachte unter der Hut
Von vierunddreißig Monarchen.

34.

Guter Rat.

Laß dein Grämen und dein Schämen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird sich dir bequemen,
Und du führest heim die Braut.

Wirf dein Gold den Musikanten,
Denn die Fiedel macht das Fest;
Küsse deine Schwiegertanten,
Denkst du gleich: „Hol euch die Pest!"

Rede gut von einem Fürsten
Und nicht schlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit deinen Würsten,
Wenn du schlachtest eine Sau.

Ist die Kirche dir verhaßt, Tor,
Desto öfter geh hinein;
Zieh den Hut ab vor dem Pastor,
Schick ihm auch ein Fläschchen Wein.

Fühlst du irgendwo ein Jücken,
Kratze dich als Ehrenmann;
Wenn dich deine Schuhe drücken,
Nun, so zieh Pantoffeln an.

Hat versalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm die Wut,
Sag' ihr lächelnd: „Süße Puppe,
Alles, was du kochst ist gut."

Trägt nach einem Schal Verlangen
Deine Frau, so kauf' ihr zwei;
Kauf' ihr Spitzen, goldne Spangen,
Und Juwelen noch dabei.

Wirst du diesen Rat erproben,
Dann, mein Freund! genießest du
Einst das Himmelreich dort oben,
Und du hast auf Erden Ruh'.

35.

Mimi.

„Bin kein sittsam Bürgerkätzchen,
Nicht im frommen Stübchen spinn' ich.
Auf dem Dach, in freier Luft,
Eine freie Katze bin ich.

„Wenn ich sommernächtlich schwärme,
Auf dem Dache, in der Kühle,
Schnurrt und knurrt in mir Musik,
Und ich singe, was ich fühle."

Also spricht sie. Aus dem Busen
Wilde Brautgesänge quellen,
Und der Wohllaut lockt herbei
Alle Katerjunggesellen.

Alle Katerjunggesellen,
Schnurrend, knurrend, alle kommen,
Mit Mimi zu musizieren,
Liebelechzend, lustentglommen.

Das sind keine Virtuosen,
Die entweiht jemals für Lohngunst
Die Musik, sie blieben stets
Die Apostel heil'ger Tonkunst.

Brauchen keine Instrumente,
Sie sind selber Bratsch' und Flöte;
Eine Pauke ist ihr Bauch,
Ihre Nasen sind Trompeten.

Sie erheben ihre Stimmen
Zum Konzert gemeinsam jetzo;
Das sind Fugen wie von Bach
Oder Guido von Arezzo.

Das sind tolle Symphonien,
Wie Kaprizen von Beethoven
Oder Berlioz, der wird
Schnurrend, knurrend, übertroffen.

Wunderbare Macht der Töne!
Zauberklänge sondergleichen!
Sie erschüttern selbst den Himmel,
Und die Sterne dort erbleichen.

Wenn sie hört die Zauberklänge,
Wenn sie hört die Wundertöne,
So verhüllt ihr Angesicht
Mit dem Wolkenflor Selene.

Nur das Lästermaul, die alte
Primadonna Philomele,
Rümpft die Nase, schnupft und schmäht
Mimis Singen — kalte Seele!

Doch gleichviel! Das musizieret,
Trotz dem Neide der Signora,
Bis am Horizont erscheint
Rosig lächelnd Fee Aurora.

36.

Jung-Katerverein für Poesie-Musik.

Der philharmonische Katerverein
War auf dem Dache versammelt
Heut nacht — doch nicht aus Sinnenbrunst;
Da ward nicht gebuhlt und gerammelt.

Es paßt kein Sommernachthochzeitstraum,
Es passen nicht Lieder der Minne
Zur Winterjahrzeit, zu Frost und Schnee;
Gefroren war jede Rinne.

Auch hat überhaupt ein neuer Geist
Der Katzenschaft sich bemeistert;
Die Jugend zumal, der Jung-Kater ist
Für höheren Ernst begeistert.

Die alte frivole Generation
Verröchelt; ein neues Bestreben,
Ein Katzenfrühling der Poesie
Regt sich in Kunst und Leben.

Der philharmonische Katerverein,
Er kehrt zur primitiven
Kunstlosen Tonkunst jetzt zurück,
Zum schnauzenwüchsig Naiven.

Er will die Poesie-Musik,
Rouladen ohne Triller,
Die Instrumental- und Vokal-Poesie,
Die keine Musik ist, will er.

Er will die Herrschaft des Genies,
Das freilich manchmal stümpert,
Doch in der Kunst oft unbewußt
Die höchste Staffel erklimpert.

Er huldigt dem Genie, das sich
Nicht von der Natur entfernt hat,
Sich nicht mit Gelehrsamkeit brüsten will
Und wirklich auch nichts gelernt hat.

Dies ist das Programm des Katervereins,
Und voll von diesem Streben
Hat er sein erstes Winterkonzert
Heut nacht auf dem Dache gegeben.

Doch schrecklich war die Exekution
Der großen Idee, der pompösen —
Häng' dich, mein teurer Berlioz,
Daß du nicht dabei gewesen!

Das war ein Charivari, als ob
Einen Kuhschwanzhopsaschleifer
Plötzlich aufspielten, branntweinberauscht,
Drei Dutzend Dudelsackpfeifer.

Das war ein Tauhu-Wauhu, als ob
In der Arche Noäh anfingen
Sämtliche Tiere unisono
Die Sündflut zu besingen.

O, welch ein Krächzen und Heulen und Knurr'n,
Welch ein Miaun und Gegröhle
Die alten Schornsteine stimmten ein
Und schnauften Kirchenchoräle.

Zumeist vernehmbar war eine Stimm',
Die kreischend zugleich und matte,
Wie einst die Stimme der Sontag war,
Als sie keine Stimme mehr hatte.

Das tolle Konzert! Ich glaube, es ward
Ein großes Tedeum gesungen,
Zur Feier des Siegs, den über Vernunft
Der frechste Wahnsinn errungen.

Vielleicht auch ward vom Katerverein
Die große Oper probieret,
Die Ungarns größter Pianist
Für Charenton komponieret.

Es hat bei Tagesanbruch erst
Der Sabbat ein Ende genommen;
Eine schwangere Köchin ist dadurch
Zu früh in die Wochen gekommen.

Die sinnebetörte Wöchnerin
Hat ganz das Gedächtnis verloren;
Sie weiß nicht mehr, wer der Vater ist
Des Kindes, das sie geboren.

War es der Peter? War es der Paul?
Sag, Liese, wer ist der Vater?
Die Liese lächelt verklärt und spricht:
„O, Liszt, du himmlischer Kater!"

37.

Hans ohne Land.

„Leb wohl, mein Weib", sprach Hans ohne Land,
„Mich rufen hohe Zwecke;
Ein andres Weidwerk harret mein,
Ich schieße jetzt andre Böcke.

„Ich laß dir mein Jagdhorn zurück, du kannst
Mit Tuten, wenn ich entfernet,
Die Zeit vertreiben; du hast ja zu Haus
Das Posthorn blasen gelernet.

„Ich laß dir auch meinen Hund zurück,
Daß er die Burg behüte;
Mich selbst bewache mein deutsches Volk
Mit pudeltreuem Gemüte.

„Sie bieten mir an die Kaiserkron',
Die Liebe ist kaum zu begreifen;
Sie tragen mein Bild in ihrer Brust
Und auf den Tabakspfeifen.

„Ihr Deutschen seid ein großes Volk,
So simpel und doch so begabet!
Man sieht euch wahrhaftig nicht an, daß ihr
Das Pulver erfunden habet.

„Nicht Kaiser, Vater will ich euch sein,
Ich werde euch glücklich machen —
O schöner Gedanke! er macht mich so stolz,
Als wär' ich die Mutter der Gracchen.

„Nicht mit dem Verstand, nein, mit dem Gemüt
Will ich mein Volk regieren;
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politisieren.

„Ich bin ein Jäger, ein Mensch der Natur,
Im Walde aufgewachsen
Mit Gemsen und Schnepfen, mit Rehbock und Sau,
Ich mache nicht Worte, nicht Faxen.

„Ich ködre durch keine Proklamation,
Durch keinen gedruckten Lockwisch;
Ich sage: Mein Volk, es fehlt der Lachs,
Begnüge dich heut' mit dem Stockfisch.

„Gefall' ich dir nicht als Kaiser, so nimm
Den ersten besten Lausangel;
Ich habe zu essen auch ohne dich,
Ich litt in Tirol nicht Mangel.

„So red' ich; doch jetzt, mein Weib, leb wohl!
Ich kann nicht länger weilen;
Des Schwiegervaters Postillon
Erwartet mich schon mit den Gäulen.

„Reich mir geschwind die Reisemütz'
Mit dem schwarz-rot-goldnen Bande —
Bald siehst du mich mit dem Diadem
Im alten Kaisergewande.

„Bald schaust du mich in dem Pluvial,
Dem Purpurtalar, dem schönen,
Den weiland dem Kaiser Otto geschenkt
Der Sultan der Sarazenen.

„Darunter trag' ich die Dalmatika,
Worin gestickt mit Juwelen
Ein Zug von fabelhaftem Getier,
Von Löwen und Kamelen.

„Ich trage die Stola auf der Brust,
Die ist gezieret bedeutsam
Mit schwarzen Adlern im gelben Grund;
Die Tracht ist äußerst kleidsam.

„Leb wohl! Die Nachwelt wird sagen, daß ich
Verdiente, die Krone zu tragen —
Wer weiß? Die Nachwelt wird vielleicht
Halt gar nichts von mir sagen."

38.

Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen.

Wir, Bürgermeister und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichst an alle Klassen
Der treuen Bürgerschaft erlassen.

„Ausländer, Fremde, sind es meist,
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder
Gottlob! sind selten Landeskinder.

„Auch Gottesleugner sind es meist;
Wer sich von seinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von seinen irdischen Behörden.

„Der Obrigkeit gehorchen, ist
Die erste Pflicht für Jud' und Christ.
Es schließe jeder seine Bude,
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.

„Wo ihrer drei beisammenstehn,
Da soll man auseinandergehn.
Des Nachts soll niemand auf den Gassen
Sich ohne Leuchte sehen lassen.

„Es liefre seine Waffen aus
Ein jeder in dem Gildenhaus;
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponiert am selben Orte.

„Wer auf der Straße räsoniert,
Wird unverzüglich füsiliert;
Das Räsonieren durch Gebärden
Soll gleichfalls hart bestrafet werden.

„Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten."

39.

Die Audienz.

(Eine alte Fabel.)

„Ich laß nicht die Kindlein, wie Pharao,
Ersäufen im Nilstrombwasser;
Ich bin auch kein Herodestyrann,
Kein Kinderabschlachtenlasser.

„Ich will, wie einst mein Heiland tat,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben."

So sprach der König; der Kämmerer lief,
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König sprach: „Du bist wohl ein Schwab'?
Das ist just keine Schande."
„Geraten!" erwidert der Schwab', „ich bin
Geboren im Schwabenlande."

„Stammst du von den sieben Schwaben ab?"
Frug jener. „Ich tu' abstammen
Nur von einem einz'gen", erwidert der Schwab',
„Doch nicht von allen zusammen."

Der König frug ferner: „Sind dieses Jahr
Die Knödel in Schwaben geraten?"
„Ich danke der Nachfrag'", antwortet der Schwab',
„Sie sind sehr gut geraten."

„Habt ihr noch große Männer?“ frug
Der König. „Im Augenblicke
Fehlt es an großen“, erwidert der Schwab',
„Wir haben jetzt nur dicke.“

„Hat Menzel“, frug weiter der König, „seitdem
Noch viel Maulschellen erhalten?“
„Ich danke der Nachfrag'“, erwidert der Schwab',
„Er hat noch genug an den alten.“

Der König sprach: „Du bist nicht so dumm,
Als wie du aussiehst, mein Holder.“
„Das kommt“, erwidert der Schwab', „weil mich
In der Wiege vertauscht die Kobolder.“

Der König sprach: „Es pflegt der Schwab'
Sein Vaterland zu lieben —
Nun sage mir, was hat dich fort
Aus deiner Heimat getrieben?“

Der Schwabe antwortet: „Tagtäglich gab's
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich dort geblieben.“

„Erbitte dir eine Gnade,“ sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: „O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

„Der Mensch ist frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutschen Volk
Zurück seine Menschenrechte!“

Der König stand erschüttert tief —
Es war eine schöne Szene; —
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab' aus dem Auge die Träne.

Der König sprach endlich: „Ein schöner Traum! —
Leb wohl, und werde gescheiter;
Und da du ein Somnambülericht,
So geb' ich dir zwei Begleiter,

„Zwei sichre Gendarmen, die sollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb wohl! ich muß zur Parade gehn,
Schon hör' ich die Trommel rühren."

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr
Die Kindlein zu sich kommen.

40.

Kobes I.

Im Jahre achtundvierzig hielt,
Zur Zeit der großen Erhitzung,
Das Parlament des deutschen Volks
Zu Frankfurt seine Sitzung.

Damals ließ auch auf dem Römer dort
Sich sehen die weiße Dame,
Das unheilkündende Gespenst;
Die Schaffnerin ist sein Name.

Man sagt, sie lasse sich jedesmal
Des Nachts auf dem Römer sehen,
So oft einen großen Narrenstreich
Die lieben Deutschen begehen.

Dort sah ich sie selbst um jene Zeit
Durchwandeln die nächtliche Stille
Der öden Gemächer, wo aufgehäuft
Des Mittelalters Gerülle.

Die Lampe und ein Schlüsselbund
Hielt sie in den bleichen Händen;
Sie schloß die großen Truhen auf
Und die Schränke an den Wänden.

Da liegen die Kaiser-Insignia,
Da liegt die goldne Bulle,
Der Zepter, die Krone, der Apfel des Reichs
Und manche ähnliche Schrulle.

Da liegt das alte Kaiser-Ornat,
Verblichen purpurner Plunder,
Die Garderobe des Deutschen Reichs,
Verrostet, vermodert jetzunder.

Die Schaffnerin schüttelt wehmütig das Haupt
Bei diesem Anblick, doch plötzlich
Mit Widerwillen ruft sie aus:
„Das alles stinkt entsetzlich!

„Das alles stinkt nach Mäusedreck,
Das ist verfault und verschimmelt,
Und in dem stolzen Lumpenkram
Das Ungeziefer wimmelt.

„Wahrhaftig, auf diesem Hermelin,
Dem Krönungsmantel, dem alten,
Haben die Katzen des Römerquartiers
Ihr Wochenbett gehalten.

„Da hilft kein Ausklopfen! Daß Gott sich erbarm'
Des künftigen Kaisers! Mit Flöhen
Wird ihn der Krönungsmantel gewiß
Auf Lebenszeit versehen.

„Und wisset, wenn es den Kaiser juckt,
So müssen die Völker sich kratzen —
O Deutsche! Ich fürchte, die fürstlichen Flöh',
Die kosten euch manchen Batzen.

„Jedoch wozu noch Kaiser und Flöh'?
Verrostet ist und vermodert
Das alte Kostüm — Die neue Zeit
Auch neue Röcke fodert.

„Mit Recht sprach auch der deutsche Poet
Zum Rotbart im Kyffhäuser:
‚Betracht' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser!'

„Doch wollt ihr durchaus ein Kaisertum,
Wollt ihr einen Kaiser küren,
Ihr lieben Deutschen! laßt euch nicht
Von Geist und Ruhm verführen.

„Erwählet kein Patrizierkind,
Erwählet einen vom Plebse,
Erwählt nicht den Fuchs und nicht den Leu,
Erwählt den dümmsten der Schöpse.

„Erwählt den Sohn Kolonias,
Den dummen Kobes von Köllen;
Der ist in der Dummheit fast ein Genie,
Er wird sein Volk nicht prellen.

„Ein Klotz ist immer der beste Monarch,
Das zeigt Äsop in der Fabel;
Er frißt uns armen Frösche nicht,
Wie der Storch mit dem langen Schnabel.

„Seid sicher, der Kobes wird kein Tyrann,
Kein Nero, kein Holofernes;
Er hat kein grausam antikes Herz,
Er hat ein weiches, modernes.

„Der Krämerstolz verschmähte dies Herz,
Doch an die Brust des Heloten
Der Werkstatt warf der Gekränkte sich
Und ward die Blume der Knoten.

„Die Brüder der Handwerksburschenschaft
Erwählten zum Sprecher den Kobes;
Er teilte mit ihnen ihr letztes Stück Brot,
Sie waren voll seines Lobes.

„Sie rühmten, daß er nie studiert
Auf Universitäten,
Und Bücher schrieb aus sich selbst heraus,
Ganz ohne Fakultäten.

„Ja, seine ganze Ignoranz
Hat er sich selbst erworben;
Nicht fremde Bildung und Wissenschaft
Hat je sein Gemüt verdorben.

„Gleichfalls sein Geist, sein Denken blieb
Ganz frei vom Einfluß abstrakter
Philosophie! — Er blieb Er selbst!
Der Kobes ist ein Charakter.

„In seinem schönen Auge glänzt
Die Träne, die stereotype;
Und eine dicke Dummheit liegt
Beständig auf seiner Lippe.

„Er schwätzt und flennt und flennt und schwätzt,
Worte mit langen Ohren!
Eine schwangere Frau, die ihn reden gehört,
Hat einen Esel geboren.

„Mit Bücherschreiben und Stricken vertreibt
Er seine müßigen Stunden;
Es haben die Strümpfe, die er gestrickt,
Sehr großen Beifall gefunden.

„Apoll und die Musen muntern ihn auf,
Sich ganz zu widmen dem Stricken —
Sie erschrecken, so oft sie in seiner Hand
Einen Gänsekiel erblicken.

„Das Stricken mahnt an die alte Zeit
Der Funken. Auf ihren Wachtposten
Standen sie strickend — die Helden von Köln
Sie ließen die Eisen nicht rosten.

„Wird Kobes Kaiser, so ruft er gewiß
Die Funken wieder ins Leben.
Die tapfere Schar wird seinen Thron
Als Kaisergarde umgeben.

„Wohl möcht' ihn gelüsten, an ihrer Spitz'
In Frankreich einzudringen,
Elsaß, Burgund und Lothringerland
An Deutschland zurückzubringen.

„Doch fürchtet nichts, er bleibt zu Haus;
Hier fesselt ihn friedliche Sendung,
Die Ausführung einer hohen Idee,
Des Kölner Doms Vollendung.

„Ist aber der Dom zu Ende gebaut,
Dann wird sich der Kobes erbosen
Und mit dem Schwerte in der Hand
Zur Rechenschaft ziehn die Franzosen.

„Er nimmt ihnen Elsaß und Lothringen ab,
Das sie dem Reiche entwendet,
Er zieht auch siegreich nach Burgund —
Sobald der Dom vollendet.

„Ihr Deutsche! bleibt ihr bei eurem Sinn,
Wollt ihr durchaus einen Kaiser,
So sei es ein Karnevalskaiser von Köln,
Und Kobes der Erste heiß' er!

„Die Gecken des Kölner Faschingvereins,
Mit klingelnden Schellenkappen,
Die sollen seine Minister sein;
Er trage den Strickstrumpf im Wappen.

„Der Drickes sei Kanzler, und nenne sich
Graf Drickes von Drickeshausen;
Die Staatsmätresse Marizzebill,
Die soll den Kaiser lausen.

„In seiner guten, heil'gen Stadt Köln
Wird Kobes residieren —
Und hören die Kölner die frohe Mär,
Sie werden illuminieren.

„Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle,
Und die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland
Erwachen in ihrer Kapelle.

„Sie treten hervor mit dem Klappergebein,
Sie tänzeln vor Wonne und springen.
Halleluja und Kyrie
Eleison hör' ich sie singen." — —

So sprach das weiße Nachtgespenst,
Und lachte aus voller Kehle;
Das Echo scholl so schauerlich
Durch alle die hallenden Säle.

41.

Erinnerung an Hammonia.

Waisenkinder, zwei und zwei,
Wallen fromm und froh vorbei,
Tragen alle blaue Röckchen,
Haben alle rote Bäckchen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Jeder sieht sie an gerührt,
Und die Büchse klingeliert;
Von geheimen Vaterhänden
Fließen ihnen reiche Spenden —
O, die hübschen Waisenkinder!

Frauen, die gefühlvoll sind,
Küssen manchem armen Kind
Sein Rotznäschen und sein Schnütchen,
Schenken ihm ein Zuckerdütchen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Schmuhlchen wirft verschämten Blicks
Einen Taler in die Büchs' —
Denn er hat ein Herz — und heiter
Schleppt er seinen Zwerchsack weiter.
O, die hübschen Waisenkinder!

Einen goldnen Louisdor
Gibt ein frommer Herr; zuvor
Guckt er in die Himmelshöhe,
Ob der liebe Gott ihn sähe?
O, die hübschen Waisenkinder!

Litzenbrüder, Arbeitsleut',
Hausknecht', Küper feiern heut';
Werden manche Flasche leeren
Auf das Wohlsein dieser Gören —
O, die hübschen Waisenkinder!

Schutzgöttin Hammonia
Folgt dem Zug inkognita,
Stolz bewegt sie die enormen
Massen ihrer hintern Formen —
O, die hübschen Waisenkinder!

Vor dem Tor, auf grünem Feld,
Rauscht Musik im hohen Zelt,
Das bewimpelt und beflittert;
Dorten werden abgefüttert
Diese hübschen Waisenkinder.

Sitzen dort in langer Reih',
Schmausen gütlich süßen Brei,
Torten, Kuchen, leckre Speischen,
Und sie knuspern wie die Mäuschen,
Diese hübschen Waisenkinder.

Leider kommt mir in den Sinn
Jetzt ein Waisenhaus, worin
Kein so fröhliches Gastieren;
Gar elendig lamentieren
Dort Millionen Waisenkinder.

Die Montur ist nicht egal,
Manchem fehlt das Mittagsmahl;
Keiner geht dort mit dem andern,
Einsam, kummervoll dort wandern
Viel Millionen Waisenkinder.

42.

Erlauschtes.

„O kluger Jekel, wieviel hat dir
Der lange Christ gekostet,
Der Gatte deines Töchterleins?
Sie war schon ein bißchen verrostet.

„Du zahltest sechzigtausend Mark?
Du zahltest vielleicht auch siebzig?
Ist nicht zu viel für Christenfleisch —
Dein Töchterlein war so schnippsig.

„Ich bin ein Schlemihl! Wohl doppelt so viel
Hat man mir abgenommen,
Und hab' für all mein schönes Geld
Nur Schund, nur Schofel bekommen."

Der kluge Jekef lächelt so klug,
Und spricht wie Nathan der Weise:
„Du gibst zu viel und zu rasch, mein Freund,
Und du verdirbst uns die Preise.

Du hast nur dein Geschäft im Kopf,
Denkst nur an Eisenbahne;
Doch ich bin ein Müßiggänger, ich geh'
Spazieren und brüte Plane.

„Wir überschätzen die Christen zu sehr,
Ihr Wert hat abgenommen;
Ich glaube, für hunderttausend Mark
Kannst du einen Papst bekommen.

„Ich hab' für mein zweites Töchterlein
Jetzt einen Bräut'gam im petto,
Der ist Senator und mißt sechs Fuß,
Hat keine Cousinen im Ghetto.

„Nur vierzigtausend Mark Kurant
Geb' ich für diesen Christen;
Die Hälfte der Summe zahl' ich komptant,
Den Rest verzinst in Fristen.

„Mein Sohn wird Bürgermeister einst,
Trotz seinem hohen Rücken;
Ich setz' es durch — der Wandrahm soll
Sich vor meinem Samen bücken.

„Mein Schwager, der große Spitzbub', hat
Mir gestern zugeschworen:
‚Du kluger Jekef, es geht an dir
Ein Talleyrand verloren'."

Das waren die Worte, die mir einst
Als ich spazieren gegangen
Zu Hamburg auf dem Jungfernstieg,
Ans Ohr vorüberklangen.

43.

Vermittlung.

Du bist begeistert, du hast Mut —
Auch das ist gut!
Doch kann man mit Begeistrungsschätzen
Nicht die Besonnenheit ersetzen.

Der Feind, ich weiß es, kämpfet nicht
Für Recht und Licht —
Doch hat er Flinten und nicht minder
Kanonen, viele Hundertpfünder.

Nimm ruhig dein Gewehr zur Hand —
Den Hahn gespannt —
Und ziele gut — wenn Leute fallen,
Mag auch dein Herz vor Freude knallen.

44.

König Langohr I.

Bei der Königswahl, wie sich versteht,
Hatten die Esel die Majorität,
Und es wurde ein Esel zum König gewählt.
Doch hört, was jetzt die Chronik erzählt:

Der gekrönte Esel bildete sich
Jetzt ein, daß er einem Löwen glich;
Er hing sich um eine Löwenhaut,
Und brüllte wie ein Löwe so laut.
Er pflegte Umgang nur mit Rossen —
Das hat die alten Esel verdrossen.
Bulldoggen und Wölfe waren sein Heer,
Drob murrten die Esel noch viel mehr.
Doch als er den Ochsen zum Kanzler erhoben,
Vor Wut die Esel rasten und schnoben.
Sie drohten sogar mit Revolution!
Der König erfuhr es, und stülpte die Kron'
Sich schnell aufs Haupt und wickelte schnell
Sich in ein mutiges Löwenfell.
Dann ließ er vor seines Thrones Stufen
Die malkontenten Esel rufen,
Und hat die folgende Rede gehalten:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr glaubt, daß ich ein Esel sei
Wie ihr, ihr irrt euch, ich bin ein Leu;
Das sagt mir jeder an meinem Hofe,
Von der Edeldame bis zur Zofe.

Mein Hofpoet hat ein Gedicht
Auf mich gemacht, worin er spricht:
‚Wie angeboren dem Kamele
Der Buckel ist, ist deiner Seele
Die Großmut des Löwen angeboren —
Es hat dein Herz keine langen Ohren!'
So singt er in seiner schönsten Strophe,
Die jeder bewundert an meinem Hofe.
Hier bin ich geliebt; die stolzesten Pfauen
Wetteifern, mein königlich Haupt zu krauen.
Die Künste beschütz' ich; man muß gestehn,
Ich bin zugleich August und Mäcen.
Ich habe ein schönes Hoftheater;
Die Heldenrollen spielt ein Kater.
Die Mimin Mimi, die holde Puppe,
Und zwanzig Möpse bilden die Truppe.
Ich hab' eine Malerakademie
Gestiftet für Affen von Genie.
Als ihren Direktor hab' ich in petto,
Den Raffael des Hamburger Ghetto,
Lehmann vom Dreckwall, zu engagieren;
Er soll mich auch selber porträtieren.
Ich hab' eine Oper, ich hab' ein Ballett,
Wo halb entkleidet und ganz kokett
Gar allerliebste Vögel singen
Und höchst talentvolle Flöhe springen.
Kapellenmeister ist Meyer-Bär,
Der musikalische Millionär;
Jetzt schreibt der große Bären-Meyer
Ein Festspiel zu meiner Vermählungsfeier.
Ich selber übe die Tonkunst ein wenig,
Wie Friedrich der Große, der Preußenkönig.
Er blies die Flöte, ich schlage die Laute,
Und manches schöne Auge schaute
Sehnsüchtig mich an, wenn ich mit Gefühl
Geklimpert auf meinem Saitenspiel.
Mit Freude wird einst die Königin
Entdecken, wie musikalisch ich bin!
Sie selbst ist eine vollkommene Stute
Von hoher Geburt, vom reinsten Blute.
Sie ist eine nahe Anverwandte
Von Don Quichottes Rosinante;

Ihr Stammbaum bezeugt, daß sie nicht minder
Verwandt mit dem Bayard der Haimonskinder;
Sie zählt auch unter ihren Ahnen
Gar manchen Hengst, der unter den Fahnen
Gottfrieds von Bouillon gewiehert hat,
Als dieser erobert die heilige Stadt.
Vor allem aber durch ihre Schöne
Glänzt sie! Wenn sie schüttelt die Mähne,
Und wenn sie schnaubt mit den rosigen Nüstern,
Jauchzt auf mein Herz, entzückt und lüstern —
Sie ist die Blume und Krone der Mähren,
Und wird mir einen Kronerben bescheren.
Ihr seht, verknüpft mit dieser Verbindung
Ist meiner Dynastie Begründung.
Mein Name wird nicht untergehn,
Wird ewig in Klios Annalen bestehn.
Die hohe Göttin wird von mir sagen,
Daß ich ein Löwenherz getragen
In meiner Brust, daß ich weise und klug
Regiert, und auch die Laute schlug."

Hie rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ich werd' euch meine Gunst erhalten,
Solang' ihr derselben würdig seid.
Zahlt eure Steuern zur rechten Zeit,
Und wandelt stets der Tugend Bahn,
Wie weiland eure Väter getan,
Die alten Esel! In Frost und Schwüle
Sie trugen geduldig die Säcke zur Mühle,
Wie ihnen gebot die Religion;
Sie wußten nichts von Revolution —
Kein Murren entschlüpfte der dicken Lippe,
Und an der Gewohnheit frommen Krippe
Fraßen sie ruhig ihr friedliches Heu!
Die alte Zeit, sie ist vorbei.
Ihr neueren Esel seid Esel geblieben,
Doch ohne Bescheidenheit zu üben.
Ihr wedelt kümmerlich mit dem Schwanz,
Doch drunter lauert die Arroganz.
Ob eurer albernen Miene hält
Für ehrliche Esel euch die Welt;

Ihr seid unehrlich und boshaft dabei,
Trotz eurer demütigen Eselei.
Steckt man euch Pfeffer in den Steiß,
Sogleich erhebt ihr des Eselgeschreis
Entsetzliche Laute! Ihr möchtet zerfleischen
Die ganze Welt, und könnt nur kreischen.
Unsinniger Jähzorn, der alles vergißt!
Ohnmächtige Wut, die lächerlich ist!
Eu'r dummes Gebreie, es offenbart,
Wie viele Tücken jeder Art,
Wie ganz gemeine Schlechtigkeit
Und blöde Niederträchtigkeit
Und Gift und Galle und Arglist sogar
In der Eselshaut verborgen war."

Hie rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr seht, ich kenne euch! Ungehalten,
Ganz allerhöchst ungehalten bin ich,
Daß ihr so schamlos widersinnig
Verunglimpft habt mein Regiment.
Auf eurem Eselsstandpunkt könnt
Ihr nicht die großen Löwenideen
Von meiner Politik verstehen.
Nehmt euch in acht! In meinem Reiche
Wächst manche Buche und manche Eiche,
Woraus man die schönsten Galgen zimmert,
Auch gute Stöcke. Ich rat' euch, bekümmert
Euch nicht ob meinem Schalten und Walten!
Ich rat' euch, ganz das Maul zu halten!
Die Räsonneure, die frechen Sünder,
Die laß ich öffentlich stäupen vom Schinder;
Sie sollen im Zuchthaus Wolle kratzen.
Wird einer gar von Aufruhr schwatzen,
Und Straßen entpflastern zur Barrikade —
Ich laß ihn henken ohne Gnade.
Das hab' ich euch, Esel, einschärfen wollen!
Jetzt könnt ihr euch nach Hause trollen."

Als diese Rede der König gehalten,
Da jauchzten die Esel, die jungen und alten;
Sie riefen einstimmig: „I-A! I-A!
Es lebe der König! Hurra! Hurra!"

45.

Die Wahl-Esel.

Die Freiheit hat man satt am End',
Und die Republik der Tiere
Begehrte, daß ein einz'ger Regent
Sie absolut regiere.

Jedwede Tiergattung versammelte sich,
Wahlzettel wurden geschrieben;
Parteisucht wütete fürchterlich,
Intrigen wurden getrieben.

Das Komitee der Esel ward
Von Alt-Langohren regieret;
Sie hatten die Köpfe mit einer Kokard',
Die schwarz-rot-gold, verzieret.

Es gab eine kleine Pferdepartei,
Doch wagte sie nicht zu stimmen;
Sie hatte Angst vor dem Geschrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.

Als einer jedoch die Kandidatur
Des Rosses empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr,
Und schrie: Du bist ein Verräter!

Du bist ein Verräter, es fließt in dir
Kein Tropfen vom Eselsblute;
Du bist kein Esel, ich glaube schier,
Dich warf eine welsche Stute.

Du stammst vom Zebra vielleicht, die Haut
Sie ist gestreift zebräisch;
Auch deiner Stimme näselnder Laut
Klingt ziemlich ägyptisch-hebräisch.

Und wärst du kein Fremdling, so bist du doch nur
Verstandesesel, ein kalter;
Du kennst nicht die Tiefen der Eselsnatur,
Dir klingt nicht ihr mystischer Psalter.

Ich aber versenkte die Seele ganz
In jenes süße Gedössel;
Ich bin ein Esel, in meinem Schwanz
Ist jedes Haar ein Esel.

Ich bin kein Römling, ich bin kein Sklav';
Ein deutscher Esel bin ich,
Gleich meinen Vätern. Sie waren so brav,
So pflanzenwüchsig, so sinnig.

Sie spielten nicht mit Galanterei
Frivole Lasterspiele;
Sie trabten täglich, frisch-fromm-fröhlich-frei,
Mit ihren Säcken zur Mühle.

Die Väter sind nicht tot! Im Grab
Nur ihre Häute liegen,
Die sterblichen Hüllen. Vom Himmel herab
Schaun sie auf uns mit Vergnügen.

Verklärte Esel im Glorialicht!
Wir wollen euch immer gleichen
Und niemals von dem Pfad der Pflicht
Nur einen Fingerbreit weichen.

O welche Wonne, ein Esel zu sein!
Ein Enkel von solchen Langohren!
Ich möcht' es von allen Dächern schrein:
Ich bin als ein Esel geboren.

Der große Esel, der mich erzeugt,
Er war von deutschem Stamme;
Mit deutscher Eselsmilch gesäugt
Hat mich die Mutter, die Mamme.

Ich bin ein Esel, und will getreu,
Wie meine Väter, die Alten,
An der alten, lieben Eselei,
Am Eseltume halten.

Und weil ich ein Esel, so rat' ich euch,
Den Esel zum König zu wählen;
Wir stiften das große Eselreich,
Wo nur die Esel befehlen.

Wir alle sind Esel! I-A! I-A!
Wir sind keine Pferdeknechte.
Fort mit den Rossen! Es lebe, Hurra!
Der König vom Eselsgeschlechte!

So sprach der Patriot. Im Saal
Die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national,
Und stampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geschmückt
Mit einem Eichenkranze.
Er dankte stumm, und hochbeglückt
Wedelt' er mit dem Schwanze.

46.

Die Menge tut es.

„Die Pfannekuchen, die ich gegeben bisher für drei Silbergroschen, ich geb' sie nunmehr für zwei Silbergroschen; die Menge tut es."

Nie löscht, als wär' sie gegossen in Bronze,
Mir im Gedächtnis jene Annonce,
Die einst ich las im Intelligenzblatt
Der intelligenten Borussenhauptstadt.

Borussenhauptstadt, mein liebes Berlin,
Dein Ruhm wird blühen ewig grihn
Als wie die Beeme deiner Linden —
Leiden sie immer noch an Winden?
Wie geht's dem Tiergarten? Gibt's dort noch ein Tier
Das ruhig trinkt sein blondes Bier,
Mit der blonden Gattin, in den Hütten,
Wo kalte Schale und fromme Sitten?

Borussenhauptstadt, Berlin, was machst du?
Ob welchem Eckensteher lachst du?
Zu meiner Zeit gab's noch keinen Nante:
Es haben damals nur gewitzelt
Der Herr Wisotzki und der bekannte
Kronprinz, der jetzt auf dem Throne sitzelt.
Es ist ihm seitdem der Spaß vergangen,
Und den Kopf mit der Krone läßt er hangen.
Ich habe ein Faible für diesen König;
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent —
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.

Wie mir, ist auch zuwider ihm
Die Musik, das edle Ungetüm;
Aus diesem Grund protegiert auch er
Den Musikverderber, den Meyerbeer.
Der König bekam von ihm kein Geld,
Wie fälschlich behauptet die böse Welt.
Man lügt so viel! Auch keinen Dreier
Kostet der König dem Beerenmeyer.
Derselbe dirigiert für ihn
Die große Oper zu Berlin
Und doch auch er, der edle Mensch,
Wird nur bezahlt en monnaie de singe,
Mit Titel und Würden — Das ist gewiß,
Er arbeitet dort für den Roi de Prusse.

Denk' ich an Berlin, auch vor mir steht
Sogleich die Universität.
Dort reiten vorüber die roten Husaren,
Mit klingendem Spiel, Trompetenfanfaren —
Es dringen die soldatesken Töne
Bis in die Aula der Musensöhne.
Wie geht es dort den Professoren
Mit mehr oder minder langen Ohren?
Wie geht es dem elegant geleckten,
Süßlichen Troubadour der Pandekten,
Dem Savigny? Die holde Person,
Vielleicht ist sie längst gestorben schon —
Ich weiß es nicht — ihr dürft's mir entdecken,
Ich werde nicht zu sehr erschrecken.
Auch Lott' ist tot! Die Sterbestunde,
Sie schlägt für Menschen wie für Hunde,
Zumal für Hunde jener Zunft,
Die immer angebellt die Vernunft,
Und gern zu einem römischen Knechte
Den deutschen Freiling machen möchte.
Und der Maßmann mit der platten Nas',
Hat Maßmann noch nicht gebissen ins Gras?
Ich will es nicht wissen, o sagt es mir nicht,
Wenn er verreckt — ich würde weinen.
O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen,
Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanst! O diese Figur

War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich sehe sie noch —
So klein sie war, sie soff wie ein Loch,
Mit seinen Schülern, die bierentzügelt
Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.
Und welche Prügel! Die jungen Helden,
Sie wollten beweisen, daß rohe Kraft
Und Flegeltum noch nicht erschlafft
Beim Enkel von Hermann und Thusnelden!
Die ungewaschnen germanischen Hände,
Sie schlugen so gründlich, das nahm kein Ende,
Zumal in den Steiß die vielen Fußtritte,
Die das arme Luder geduldig litte.
Ich kann, rief ich, dir nicht versagen
All meine Bewundrung; wie kannst du ertragen
So viele Prügel? du bist ein Brutus!
Doch Maßmann sprach: „Die Menge tut es."

Und apropos: wie sind geraten
In diesem Jahr die Teltower Rüben
Und sauren Gurken in meiner lieben
Borussenstadt? Und die Literaten,
Befinden sie sich noch frisch und munter?
Und ist immer noch kein Genie darunter?
Jedoch, wozu ein Genie? wir laben
Uns besser an frommen, bescheidenen Gaben,
Auch sittliche Menschen haben ihr Gutes —
Zwölf machen ein Dutzend — Die Menge tut es.

Und wie geht's in Berlin den Leutenants
Der Garde? Haben sie noch ihre Arroganz
Und ihre ungeschnürte Taille?
Schwadronieren sie noch von Kanaille?
Ich rate euch, nehmt euch in acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es kracht;
Und es ist das Brandenburger Tor
Noch immer so groß und so weit wie zuvor,
Und man könnt' euch auf einmal zum Tor hinausschmeißen,
Euch alle, mitsamt dem Prinzen von Preußen —

Die Menge tut es.

46a.

1649 — 1793 — ???.

Die Briten zeigten sich sehr rüde
Und ungeschliffen als Regicide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall seine letzte Nacht.
Vor seinem Fenster sang der Spott
Und ward gehämmert an seinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzosen waren.
In einem Fiaker haben diese
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Calèche de Remise,
Wie nach der alten Etikette
Der Majestät gebühret hätte.

Noch schlimmer erging's der Marie Antoinette,
Denn sie bekam nur eine Charrette;
Statt Chambellan und Dame d'Atour
Ein Sansculotte mit ihr fuhr.
Die Witwe Capet hob höhnisch und schnippe
Die dicke habsburgische Unterlippe.

Franzosen und Briten sind von Natur
Ganz ohne Gemüt; Gemüt hat nur
Der Deutsche, er wird gemütlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.
Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse,
Schwarz panaschiert und beflort die Rosse,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
Und untertänigst guillotiniert

47.

Aus der Zopfzeit.

Fabel.

Zu Kassel waren zwei Ratten,
Die nichts zu essen hatten.

Sie sahen sich lange hungrig an;
Die eine Ratte zu wispern begann:

„Ich weiß einen Topf mit Hirsebrei,
Doch leider steht eine Schildwach' dabei;

„Sie trägt kurfürstliche Uniform,
Und hat einen Zopf, der ist enorm;

„Die Flinte ist geladen mit Schrot,
Und wer sich naht, den schießt sie tot."

Die andere Ratte knistert
Mit ihren Zähnchen und wispert:

„Des Kurfürsten Durchlaucht sind gescheit,
Er liebt die gute alte Zeit,

„Die Zeit der alten Katten,
Die lange Zöpfe hatten.

„Durch ihre Zöpfe die Katten,
Wetteiferten mit den Ratten.

„Der Zopf ist aber das Sinnbild nur
Des Schwanzes, den uns verlieh die Natur;

„Wir auserwählten Geschöpfe,
Wir haben natürliche Zöpfe.

„O Kurfürst, liebst du die Katten,
So liebst du auch die Ratten;

„Gewiß für uns dein Herze klopft,
Da wir schon von der Natur bezopft.

„O gib, du edler Philozopf,
O gib uns frei den Hirsetopf,

„O gib uns frei den Topf mit Brei,
Und löse ab die Schildwach' dabei!

„Für solche Huld, für solchen Brei,
Wir wollen dir dienen mit Lieb' und Treu'.

„Und stirbst du einst, auf deinem Grab
Wir schneiden uns traurig die Schwänze ab,

„Und flechten sie um dein Haupt als Kranz;
Dein Lorbeer sei ein Rattenschwanz!"

48.

Die Wanderratten.

Es gibt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die toten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs neue zu teilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Toren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und keiner weiß Rat.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut' helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurstzitaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

49.

Mittelalterliche Roheit
Weicht dem Aufschwung schöner Künste:
Instrument moderner Bildung
Ist vorzüglich das Klavier.

Auch die Eisenbahnen wirken
Heilsam aufs Familienleben,
Sintemal sie uns erleichtern
Die Entfernung von der Sippschaft.

Wie bedaur' ich, daß die Darre
Meines Rückgratmarks mich hindert,
Lange Zeit noch zu verweilen
In dergleichen Fortschrittswelt!

50.

Duelle.

Zwei Ochsen disputierten sich
Auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes
Und in der Hitze des Disputes
Hat einer von ihnen zornentbrannt
Den andern einen Esel genannt.
Da „Esel" ein Tusch ist bei den Ochsen,
So mußten die beiden John Bulle sich boxen.

Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit
Gerieten auch zwei Esel in Streit,
Und heftig stritten die beiden Langohren,
Bis einer so sehr die Geduld verloren,
Daß er ein wildes I-A ausstieß,
Und den andern einen Ochsen hieß.
Ihr wißt, ein Esel fühlt sich tuschiert,
Wenn man ihn Ochse tituliert.
Ein Zweikampf folgte, die beiden stießen
Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
Gaben sich manchen Tritt in den Poder,
Wie es gebietet der Ehre Kodex.

Und die Moral? Ich glaub', es gibt Fälle,
Wo unvermeidlich sind die Duelle;
Es muß sich schlagen der Student,
Den man einen dummen Jungen nennt.

51.

Testament.

Ich mache jetzt mein Testament,
Es geht nun bald mit mir zu End'.
Nur wundre ich mich, daß nicht schon längstens
Mein Herz gebrochen vor Gram und Ängsten.

Du aller Frauen Huld und Zier,
Luise! ich vermache dir
Zwölf alte Hemde und hundert Flöhe,
Und dreimalhunderttausend Flüche.

Dem guten Freund, der mit gutem Rat
Mir immer riet und nie was tat,
Jetzt, als Vermächtnis, rat' ich ihm selber:
Nimm eine Kuh und zeuge Kälber.

Wem geb' ich meine Religion,
Den Glauben an Vater, Geist und Sohn?
Der Kaiser von China, der Rabbi von Posen,
Sie sollen beide darum losen.

Den deutschen Freiheits- und Gleichheitstraum,
Die Seifenblasen vom besten Schaum,
Vermach' ich dem Zensor der Stadt Krähwinkel;
Nahrhafter freilich ist Pumpernickel.

Die Taten, die ich noch nicht getan,
Den ganzen Vaterlandsrettungsplan,
Nebst einem Rezept gegen Katzenjammer,
Vermach' ich den Helden der badischen Kammer.

Und eine Schlafmütz' weiß wie Kreid',
Vermach' ich dem Vetter, der zur Zeit
Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet;
Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

Und ich vermache dem Sittenwart
Und Glaubensvogt zu Stuttegard
Ein Paar Pistolen, (doch nicht geladen),
Kann seiner Frau damit Furcht einjagen.

Ein treues Abbild von meinem Steiß
Vermach' ich der schwäbischen Schule; ich weiß,
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegenteil euch laben.

Zwölf Krüge Seidlitzer Wasser vermach'
Ich dem edlen Dichtergemüt, das, ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverstopfung;
Ihn tröstete Liebe, Glaube und Hoffnung.

Und dieses ist ein Kodizill:
Für den Fall, daß keiner annehmen will
Die erwähnten Legate, so sollen sie alle
Der römisch-katholischen Kirche verfallen.

B. An und gegen Personen.

1814—1830.

1.

Wünnebergiade,

ein Heldengedicht in zwei Gesängen.

Erster Gesang.

Holde Muse gib mir Kunde
Wie einst hergeschoben kommen,
Jenes kugelrunde Schweinchen,
Das da Wünneberg geheißen.

Auf den Iserlohner Triften
Ward mein Schweinchen einst geworfen,
Allda stehet noch das Tröglein,
Wo es weidlich sich gemästet!

Täglich in der Brüder Mitte
Purzelt es herum im Miste,
Auf den Hinterpfötchen hüpfend, —
Zernial ist Dreck dagegen.

Und die Mutter mit Gefallen
Schauet ihres Sohn's Gedeihen,
Wie das feiste Wänstchen schwellet,
Wie die Ziegelbacken quellen.

Und der Vater mit Entzücken
Hört des Sohnes erstes Quirren,
Und das lieblich helle Grunzen
Dringt zum väterlichen Herzen.

Aber soll im Mist verwelken
Diese zarte Ferkenblume?
Soll der Sprößling edler Beester
Ohne Nachruhm einst verrecken?

Also sinnen nun die Eltern,
Was ihr Söhnchen einst soll werden,
Und sie stritten, stritten lange
Mit den Worten, mit den Fäusten.

„Holde Drütch!" sprach der Ehherr,
„Du mein alter Rumpelkasten!
Ja, ich kusche, ja, ich schwör' es,
Ja, mein Sohn soll Pjäffkein werden.

„Dorthin, wo die schmucke Düssel
Schlänglend sich im Rhein ergießet,
Dorthin send' ich meinen Lümmel,
Zu studieren Gottgelahrtheit.

„Dorten lebt mein Freund Asthöver,
Den ich einst traktiert mit Kaffee,
Und mit Brezel und mit Plätzchen, —
Schlau erwägend künft'ge Zeiten.

„Auch der riesenmächt'ge Dahmen
Wandelt dort sein geistlich Leben;
Schreckhaft zittern seine Jünger,
Wenn er schwingt die Musengeißel.

„Diesen Männern übergeb' ich
Meinen Sohn zur strengen Leitung,
Diese wähl' er sich zum Vorbild,
Bis sein Bauch sich einst verkläret."

Also sprach zur Frau der Ehherr,
Und er streichelt ihr das Pfötchen;
Aber sie umarmt ihn glühend,
Daß der Schmerbauch heftig dröhnet.

Halt die Ohren zu, o Muse!
Jetzo wird mein Schwein gescheuert,
Mit der Glut im Wasserküven;
Und es schreit und krächzt erbärmlich.

Und ein klimperklein Frisecurchen
Kräuselt à l'enfant die Borsten,
Parfümiert sie mit Pomade, —
Bis nach Gersheim hat's gerochen.

Und mit vielen Komplimenten
Kommt ein Schneider hergetrippelt,
Und er bracht' ein altdeutsch Röcklein,
Wie's Arminius getragen.

Unter solcher Vorbereitung
War die Nacht herabgesunken,
Und zur Ruhe blies der Sauhirt,
Jeder kroch ins niedre Ställchen.

Zweiter Gesang.

Schnarchend lag der Hausknecht Tröffel,
Bis der Tag herangebrochen;
Endlich rieb er sich die Augen,
Und verließ sein weiches Lager.

Und im Hofe schon versammelt
Findet er die Hausgenossen,
Um den jungen Herrn sich drängend,
Und sie nehmen rührend Abschied.

Sinnend steht der ernste Vater,
Als behorcht' er Flöhgespräche;
Und die Mutter kniet im Miste,
Betend für des Sohn's Erhaltung.

Auch die Kuhmagd hörbar schluchzet,
Denn es scheidet der Geliebte,
Den sie einst in Lieb' befangen
Durch der dicken Waden Reize.

„Lebewohl!" die Brüder grunzen,
„Lebewohl!" der Kater mauet;
Und der Esel zärtlich seufzend
Seinen Jugendfreund umarmet.

Selbst die Hühner traurig gackern;
Nur der Bock der schweigt und schmunzelt,
Er verliert ein' Nebenbuhler
Bei den holden Ziegenpärchen.

Traurig, in der Freunde Mitte,
Stand nun selbst mein armes Schweinchen,
Liebevoll die Äuglein glänzen,
Und es ließ das Sterzchen hängen.

Da erhub sich männlich Tröffel:
„Sagt was soll das Weiberplärren,
Selbst der edle Ochs der weinet,
Er, den ich für Mann gehalten!

„Aber Tröffel kann dies ändern!"
Sprach's, und rasch im edlen Zorne,
Packte er mein Schwein beim Kragen,
Band zusammen alle vieren,

Lud es schnell auf seinen Schubkarrn,
Und er schiebet flink und lustig,
Über Felder, über Berge,
Bis an Düsseldorfs Lyzeum.

[Aber, der euch dies erzählet,
Wundert euch, das ist ein Jude,
Und er hat ein Schwein besungen
Aus purer Toleranz.]

2.

An Franz v. Z.

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder, denk mein in der Fern'!
Bleib treu, bleib treu der Poesie,
Verlaß das süße Bräutchen nie!
Bewahr in der Brust, wie einen Hort,
Das liebe, schöne deutsche Wort! —
Und kommst du mal nach dem Norderstrand,
So lausche nur am Norderstrand;
Und lausche, bis fern sich ein Klingen erhebt
Und über die feiernden Fluten schwebt.
Dann mag's wohl sein, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif auch du in dein Saitenspiel
Und gib mir süßer Kunden viel:
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Glut hinein,
Die blühende Rose am blühenden Rhein!

Und auch vom Vaterland Kunde gib:
Ob's noch das Land der treuen Lieb',
Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,
Und niemand mehr dem Bösen front.
Und wie dein süßes Lied erklingt
Und heitere Mären hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut sich der Sänger im Norderland.

3.

Die Nacht auf dem Drachenfels.

An Fritz v. B.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.

Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Turme lauern,
Viel dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel Nebelfrau'n bei uns vorüberfliegen.

Und aus den Trümmern steigt ein tiefes Ächzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wutgebrause. —

Sieh nun, mein Freund! so eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

4.

Dieses Buch sei dir empfohlen,
Lese nur, wenn du auch irrst:
Doch wenn du's verstehen wirst,
Wird dich auch der Teufel holen.

5.

Oben auf dem Rolandseck
Saß einmal ein Liebesgeck,

Seufzt' sich fast das Herz heraus,
Kuckt' sich fast die Augen aus,
Nach dem hübschen Klösterlein,
Das da liegt im stillen Rhein.

Fritz von Beughem! denk auch fern
Jener Stunden, als wir gern
Oben hoch von Daniels Kniff
Schauten nach dem Felsenriff,
Wo der kranke Ritter saß,
Dessen Herze nie genas.

6.

An Fritz von Beughem.

Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
Im dunkeln Ofen Pumpernickel glühen,
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.

Mein Fritz, gewohnt, aus heil'gem Quell zu trinken,
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,
Soll gar der Themis Aktenwagen ziehen, —
Ich fürchte fast, er muß im Schlamm versinken.

Mein Fritz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen
Sein Flügelroß mit leichter Hand zu leiten,
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten,

Mein Fritz wird nun, will er sein Herz erbauen,
Auf einem dürren Prosagaul durchreuten —
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

7.

I.

[An A. W. v. Schlegel.]

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.

Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.

O mögst du's ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten
Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.

Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,
Die Blumen sprechen und die Bäume singen.

II.

Zufrieden nicht mit deinem Eigentume,
Sollt' noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Tago-Ufers Blume.

Der Tiber hast du manch Kleinod entgraben,
Die Seine mußte zollen deinem Ruhme, —
Du drangest gar zu Brahmas Heiligtume,
Und wolltst auch Perlen aus dem Ganges haben.

Du geiz'ger Mann, ich rat' dir, sei zufrieden
Mit dem, was selten Menschen ward beschieden,
Denk ans Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.

Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

8.

An den Hofrat Georg S. in Göttingen.

Stolz und gebietend ist des Leibes Haltung,
Doch Sanftmut sieht man um die Lippen schweben,
Das Auge blitzt, und alle Muskeln beben,
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.

So stehst du auf dem Lehrstuhl, von Verwaltung
Der Staaten sprechend, und vom klugen Streben
Der Kabinette, und vom Völkerleben,
Und von Germaniens Spaltung und Gestaltung.

Aus dem Gedächtnis lischt mir nie dein Bild!
In unsrer Zeit der Selbstsucht und der Roheit
Erquickt ein solches Bild von edler Hoheit.

Doch was du mir, recht väterlich und mild,
Zum Herzen sprachst in stiller, trauter Stunde,
Das trag' ich treu im tiefen Herzensgrunde.

9.

An Fritz St.

Ins Stammbuch.

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern.

Vergebens wirst du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln,
Verstehst du's nicht, noch vor dem Ei zu gackern.

Auch mußt du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken schreiben lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern.

Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel, —
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.

10.

Bang hat der Pfaff' sich in der Kirch' verkrochen,
Der Herrschling zittert auf dem morschen Thrönlein,
Auf seinem Haupte wackelt schon sein Krönlein —
Denn Rousseaus Namen hab' ich ausgesprochen.

Doch wähne nicht, das Püpplein, womit pochen
Die Mystiker, sei Rousseaus Glaubensfähnlein,
Auch halte nicht für Rousseaus Freiheit, Söhnlein,
Das Süpplein, das die Demagogen kochen.

Sei deines Namens wert, für wahre Freiheit
Und freie Wahrheit kämpf mit deutschem Sinne;
Schlag drein mit Wort und Schwert, sei treu und bieder.

Glauben, Freiheit, Minne sei deine Dreiheit,
Und fehlt dir auch das Myrtenreis der Minne,
So hast du doch den Lorbeerkranz der Lieder.

11.

An J. V. R.

Dein Freundesgruß konnt' mir die Brust erschließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln;
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimatliche Bilder mich begrüßen.

Den alten Rheinstrom seh' ich wieder fließen,
In seinem Blau sich Berg und Burgen spiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen sprießen.

O, könnt' ich hin zu dir, zu dir, Getreuer,
Der du noch an mir hängst, so wie sich schlingt
Der grüne Efeu um ein morsch Gemäuer.

O, könnt' ich hin zu dir, und leise lauschen
Bei deinem Lied, derweil Rotkehlchen singt
Und still des Rheines Wogen mich umrauschen.

12.

Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehangen
Und mir gezwickt den Leib mit glühnden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eisenklammer.

Wild schrie ich auf vor namenlosem Jammer,
Blutströme mir aus Mund und Augen sprangen, —
Da gab ein Mägdlein, das vorbeigegangen,
Mir schnell den Gnadenstoß mit gold'nem Hammer.

Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.

Neugierig horcht sie, wie mein Herz noch ächzet,
Musik ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.

13.

Das Bild.

Tauerspiel vom Freiherrn E. v. Houwald.

Lessing-Da Vincis Nathan und Galotti,
Schiller-Raffaels Wallenstein und Posa,
Egmont und Faust von Goethe-Buonarotti —
Die nimm zum Muster, Houwald-Spinarosa!

14.

„Aucassin und Nicolette"

oder

„Die Liebe aus der guten alten Zeit."

An J. F. Koreff.

Hast einen bunten Teppich ausgebreitet,
Worauf gestickt sind leuchtende Figuren.
Es ist der Kampf feindseliger Naturen,
Der halbe Mond, der mit dem Kreuze streitet.

Trompetentusch! Die Schlacht wird vorbereitet;
Im Kerker schmachten, die sich Treue schwuren;
Schalmeien klingen auf Provencer Fluren;
Auf dem Basar Karthagos Sultan schreitet.

Freundlich ergötzt die bunte Herrlichkeit:
Wir irren wie in märchenhafter Wildnis,
Bis Lieb' und Licht besiegen Haß und Nacht.

Du, Meister, kanntest der Kontraste Macht,
Und gabst in schlechter neuer Zeit das Bildnis
Von Liebe aus der guten alten Zeit!

15.

(An Salomon Heine.)

Mit einem Exemplar der Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo.

Meine Qual und meine Klagen
Hab' ich in dies Buch gegossen,
Und wenn du es aufgeschlagen,
Hat sich dir mein Herz erschlossen.

16.

(An R. Christiani.)

Mit der Tragödie „Ratcliff."

Mit starken Händen schob ich von den Pforten
Des dunkeln Geisterreichs die rost'gen Eisenriegel;
Vom roten Buch der Liebe riß ich dorten
Die urgeheimnisvollen sieben Siegel;
Und was ich schaute in den ew'gen Worten,
Das bring' ich dir in dieses Liedes Spiegel.
Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieses Lied muß ewiglich bestehen.

17.

(An Heines Hamburger Freund Friedr. Merckel, mit dem „Ratcliff".)

Ich habe die süße Liebe gesucht,
Und hab' den bittern Haß gefunden,
Ich habe geseufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tausend Wunden.

Auch hab' ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengesindel herumgetrieben,
Und als ich all diese Studien gemacht,
Da hab' ich ruhig den Ratcliff geschrieben.

18.

Einem Abtrünnigen.

O des heil'gen Jugendmutes!
O wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O das tut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

1830—1855.

19.

An Eduard G.

Du hast nun Titel, Ämter, Würden, Orden,
Hast Wappenschild mit panaschiertem Helm,
Du bist vielleicht auch Exzellenz geworden —
Für mich jedoch bist du ein armer Schelm.

Mir imponieret nicht der Seelenadel,
Den du dir anempfunden sehr geschickt,
Obgleich er glänzt wie eine Demantnadel,
Die des Philisters weißes Brusthemd schmückt.

O Gott! ich weiß, in deiner goldbetreßten
Hofuniform, gar kümmerlich, steckt nur
Ein nackter Mensch, behaftet mit Gebresten,
Ein seufzend Ding, die arme Kreatur.

Ich weiß, bedürftig, wie die andern alle,
Bist du der Atzung, f—st auch jedenfalls
Wie sie — deshalb mit dem Gemeinplatzschwalle
Von Hochgefühlen bleibe mir vom Hals!

20.

Festgedicht.

Beeren-Meyer, Meyer-Beer!
Welch ein Lärm, was ist der Mär'?
Willst du wirklich jetzt gebären
Und den Heiland uns bescheren,
Der verheißen, der versprochen?
Kommst du wirklich in die Wochen?

Das ersehnte Meisterstück
Dreizehnjähriger Kolik,
Kommt das Schmerzenskind am End',
Das man „Jan von Leyden" nennt?

Nein, es ist nicht mehr Erfindung
Der Journale — die Entbindung
Ist vollbracht, sie ist geschehen!
Überstanden sind die Wehen;
Der verehrte Wöchner liegt
Mit verklärtem Angesicht
In dem angstbetränten Bette!
Eine warme Serviette
Legt ihm Gouin auf den Bauch,
Welcher schlaff wie'n leerer Schlauch.
Doch die Kindbettzimmerstille
Unterbricht ein laut Gebrülle
Plötzlich — es erschmettern hell
Die Posaunen, Israel
Ruft mit tausend Stimmen: „Heil!"
(Unbezahlt zum größten Teil,)
„Heil dem Meister, der uns teuer,
Heil dem großen Beeren-Meyer,
Heil dem großen Meyer-Beer!
Der nach Nöten, lang und schwer,
Der nach langen, schweren Nöten
Uns geboren den Propheten!"

Aus dem Jubilantenchor
Tritt ein junger Mann hervor,
Der gebürtig ist aus Preußen
Und Herr Brandus ist geheißen.
Sehr bescheiden ist die Miene,
(Ob ihn gleich ein Beduine,
Ein berühmter Rattenfänger,
Sein Musikverlagsvorgänger,
Eingeschult in jeden Rummel,)
Er ergreifet eine Trummel,
Paukt drauf los im Siegesrausche,
Wie einst Mirjam tat, als Mausche
Eine große Schlacht gewann,
Und er hebt zu singen an:

„Genialer Künstlerschweiß
Hat bedächtig, tropfenweis,
Im Behälter sich gesammelt,
Der mit Planken fest verrammelt.
Nun die Schleusen aufgezogen,
Bricht hervor in stolzen Wogen
Das Gewässer — Gottes Wunder!
's ist ein großer Strom jetzunder,
Ja, ein Strom des ersten Ranges,
Wie der Euphrat, wie der Ganges,
Wo an palmigen Gestaden
Elefantenkälber baden,
Wie der Rheinstrom bei Schaffhausen,
Wo Kaskaden schäumen, brausen,
Und Berliner Studiosen
Gaffend stehn mit feuchten Hosen,
Wie die Weichsel, wo da hausen
Edle Polen, die sich lausen,
Singend ihre Heldenleiden
Bei des Ufers Trauerweiden,
Ja, er ist fast wie ein Meer,
Wie das rote, wo das Heer
Pharaonis mußt' ersaufen,
Während wir hindurchgelaufen
Trocknen Fußes mit der Beute —
Welche Tiefe, welche Breite!
Hier auf diesem Erdenglobus
Gibt's kein beßres Wasser-Opus!
Es ist hochsublim poetisch,
Urtitanisch majestätisch,
Groß wie Gott und die Natur —
Und ich hab' die Partitur!"

Epilog

zum Loblied auf den celeberrimo maestro Fiascomo.

Die Neger berichten: der König der Tiere,
Der Löwe, wenn er erkrankt ist, kuriere
Sich dadurch, daß er einen Affen zerreißt
Und ihn mit Haut und Haar verspeist.

Ich bin kein Löwe, ich bin kein König
Der Tiere, doch wollt' ich erproben ein wenig
Das Negerrezept — ich schrieb dies Poem,
Und ich befinde mich besser seitdem.

21.

Päan.

(Fragment.)

Streiche von der Stirn den Lorbeer,
Der zu lang herunterbammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was dir meine Lippe stammelt.

Ja, nur stammeln, stottern kann ich,
Trete vor den großen Mann ich,
Dessen hoher Genius
Ist ein wahrer Kunstgenuß,
Dessen Ruhm ein Meisterstück ist,
Und kein Zufall, nicht ein Glück ist,
Das im Schlafe ohne Müh'
Manchem kömmt, er weiß nicht wie,
Wie z. B. jenem Rotznas'
Dem Rossini oder Mozart.

Nein, der Meister, der uns teuer,
Unser lieber Beeren-Meyer,
Darf sich rühmen: er erschuf
Selber seines Namens Ruf
Durch die Macht der Willenskraft,
Durch des Denkens Wissenschaft,
Durch politische Gespinste
Und die feinsten Rechenkünste —
Und sein König, sein Protektor,
Hat zum Generaldirektor
Sämtlicher Musikanstalten
Ihn ernannt und mit Gewalten
Ausgerüstet, ...
die ich heute untertänigst ehrfurchtsvoll in
Anspruch nehme.

22.

Der Wanzerich.

I.

Es saß ein brauner Wanzerich
Auf einem Pfennig und spreizte sich
Wie ein Rentier, und sprach: „Wer Geld hat,
Auch Ehr' und Ansehn in der Welt hat.
Wer Geld hat, ist auch lieblich und schön —
Es kann kein Weib ihm widerstehn;
Die Weiber erbleichen schon und zittern,
Sobald sie meinen Odem wittern.
Ich habe manche Sommernacht
Im Bett der Königin zugebracht;
Sie wälzte sich auf ihren Matratzen,
Und mußte sich beständig kratzen."

Ein lustiger Zeisig, welcher gehört
Die prahlenden Worte, war drob empört;
Im heiteren Unmut sein Schnäbelein schliff er,
Und auf das Insekt ein Spottlied pfiff er.

Gemein und schmutzig, der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
Er sagte, daß ihm der Zeisig grollte,
Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

Und die Moral? Der Fabulist
Verschweigt sie heute mit klugem Zagen,
Denn mächtig verbündet in unseren Tagen
Das reiche Ungeziefer ist.
Es sitzt mit dem Geldsack unter dem Arsch,
Und trommelt siegreich den Dessauer Marsch.

II.

Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heil'ge Allianz;
Zumal die musikalischen Wanzen,
Die Komponisten von schlechten Romanzen,
(Welche, wie Schlesingers Uhr, nicht gehn),
Allüberall im Bündnis stehn.

Da ist der Mozart, der Krätze in Wien,
Die Perle ästhetischer Pfänderleiher,
Der intrigiert mit dem Lorbeer-Meyer,
Dem großen Maestro in Berlin.
Da werden Artikelchen ausgeheckt,
Die eine Blattlaus, ein Mitinsekt,
Für bares Geld in die Presse schmuggelt —
Das lügt und kriecht und katzenbuckelt,
Und hat dabei die Melancholik.
Das Publikum glaubt oft der Lüge,
Aus Mitleid: es sind so leidend die Züge
Der Heuchler und ihr Dulderblick —
Was willst du tun in solchen Nöten?
Du mußt die Verleumdung ruhig ertragen,
Du darfst nicht reden, du darfst nicht klagen:
Willst du das schnöde Geschmeiß zertreten,
Verstänkert es dir die Luft, die süße,
Und schmutzig würden deine Füße.
Das beste ist schweigen — Ein andermal
Erklär' ich euch der Fabel Moral.

23.

An Georg Herwegh.

(Winter 1841.)

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren. — Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

24.

(1835)

Simplizissimus I.

Der eine kann das Unglück nicht,
Der andre nicht das Glück verdauen.
Durch Männerhaß verdirbt der eine,
Der andre durch die Gunst der Frauen.

Als ich dich sah zum erstenmal,
War fremd dir alles galante Gehöfel;
Es deckten die plebejischen Hände
Noch nicht Glacéhandschuhe von Rehfell.

Das Röcklein, das du trugest, war grün
Und zählte schon sehr viele Lenze;
Die Ärmel zu kurz, zu lang die Schöße,
Erinnernd an Bachstelzenschwänze.

Du trugest ein Halstuch, das der Mama
Als Serviette gedienet hatte;
Noch wiegte sich nicht dein Kinn so vornehm
In einer gestickten Atlaskrawatte.

Die Stiefel sahen so ehrlich aus,
Als habe Hans Sachs sie fabrizieret;
Noch nicht mit gleißend französischem Firnis,
Sie waren mit deutschem Tran geschmieret.

Nach Bisam und Moschus rochest du nicht,
Am Halse hing noch keine Lorgnette,
Du hattest noch keine Weste von Sammet
Und keine Frau und goldne Kette.

Du trugest dich zu jener Zeit
Ganz nach der allerneuesten Mode
Von Schwäbisch-Hall. — Und dennoch, damals
War deines Lebens Glanzperiode.

Du hattest Haare auf dem Kopf,
Und unter den Haaren, groß und edel,
Wuchsen Gedanken — aber jetzo
Ist kahl und leer dein armer Schädel.

Verschwunden ist auch der Lorbeerkranz,
Der dir bedecken könnte die Glatze —
Wer hat dich so gerauft? Wahrhaftig,
Siehst aus wie eine geschorene Katze!

Die goldnen Dukaten des Schwiegerpapas,
Des Seidenhändlers, sind auch zerronnen —
Der Alte klagt: bei der deutschen Dichtkunst
Habe er keine Seide gesponnen.

Ist das der Lebendige, der die Welt
Mit all ihren Knödeln, Dampfnudeln und Würsten
Verschlingen wollte, und in den Hades
Verwies den Pückler-Muskau, den Fürsten?

Ist das der irrende Ritter, der einst,
Wie jener andre, der Manchaner,
Absagebriefe schrieb an Tyrannen,
Im Stile der keckſten Tertianer?

Ist das der Generalissimus
Der deutschen Freiheit, der Gonfaloniere
Der Emanzipation, der hoch zu Rosse
Einherritt vor seinem Freischarenheere?

Der Schimmel, den er ritt, war weiß,
Wie alle Schimmel, worauf die Götter
Und Helden geritten, die längst verschimmelt;
Begeistrung jauchzte dem Vaterlandsretter.

Er war ein reitender Virtuos,
Ein Liszt zu Pferde, ein somnambüler
Marktschreier, Hansnarr, Philistergünstling,
Ein miserabler Heldenspieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Nase;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im schönen Auge blitzte Ekstase.

Die Sage geht, es habe die Frau
Vergebens bekämpft den Kleinmut des Gatten,
Als Flintenschüsse seine zarten
Unterleibsnerven erschüttert hatten.

Sie sprach zu ihm: „Sei jetzt kein Haf',
Entmemme dich deiner verzagten Gefühle,
Jetzt gilt es zu siegen oder zu sterben —
Die Kaiserkrone steht auf dem Spiele.

„Denk an die Not des Vaterlands
Und an die eignen Schulden und Nöten.
In Frankfurt laſſ' ich dich krönen, und Rothſchild
Borgt dir wie andren Majeſtäten.

„Wie ſchön der Mantel von Hermelin
Dich kleiden wird! Das Vivatſchreien,
Ich hör' es ſchon; ich ſeh' auch die Mädchen,
Die weißgekleidet dir Blumen ſtreuen" —

Vergebliches Mahnen! Antipathien
Gibt es, woran die Beſten ſiechen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabaks,
Kann unſer Held kein Pulver riechen.

Die Schüſſe knallen — der Held erblaßt,
Er ſtottert manche unſinnige Phraſe,
Er phantaſieret gelb — die Gattin
Hält ſich das Tuch vor der langen Naſe.

So geht die Sage — Iſt ſie wahr?
Wer weiß es? Wir Menſchen ſind nicht vollkommen.
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das iſt auf Erden des Schönen Los!
Die Feinen gehn unter, ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, ſie ſelber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.

Nachlese

3. Buch

Übersetzungen

Übersetzungen aus Lord Byrons Werken.

Manfred.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine gotische Halle. — Mitternacht. — **Manfred** allein.

Manfred. Ich muß die Ampel wieder füllen, dennoch
Brennt sie so lange nicht, als ich muß wachen.
Mein Schlaf — wenn ich auch schlaf' — ist doch kein Schlaf;
Nur ein fortdauernd Brüten in Gedanken,
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mir's
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug' erschließt
Sich nur, einwärts zu schaun. Und dennoch leb' ich,
Und trage Menschenform und Menschenantlitz.
Doch Kummer sollt' des Weisen Lehrer sein;
Der Schmerz macht weise, und wer's meiste weiß,
Den schmerzt am meisten auch die bittre Wahrheit:
Daß der Erkenntnisbaum kein Baum des Lebens!
Nun hab' ich jede Wissenschaft durchgrübelt,
Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur
Erforscht, und fühl' im Herzen die Gewalt,
Die solche dienstbar machen könnt' mir selber.
Doch frommt' es nicht. — Den Menschen tat ich Gutes,
Und mir geschah auch Gutes, selbst von Menschen.
Doch frommt' das nicht. — Ich hatte meine Feinde,
Ich sank vor keinem, mancher sank vor mir.
Doch frommt' es nicht. — Denn Gutes, Böses, Leben,
Macht, Leidenschaft, wie ich's bei andern sehe,
Das war bei mir wie Regen auf den Sand,
Seit jener grausen Stund'. Ich fürchte nichts,
Mich quält der Fluch, daß ich nichts fürchten kann,
Kein stärkres Pochen fühl', von Hoffnung, Wünschen,
Sehnsucht nach einem Wesen dieser Erde.
Mein Werk beginn'!

Geheimnisvolle Mächte!
Ihr Geister dieses unbegrenzten Weltalls!
Ihr, die ich stets gesucht in Licht und Dunkel!
Ihr, die den Erdball rings umwebt, und luftig
Im Hauche wohnt; ihr, die als Lieblingsplätze
Euch ausgesucht die steilsten Bergesgipfel;
Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauset, —
Euch ruf' ich her kraft des geschriebnen Zaubers,
Der euch mir unterjocht. Steigt auf! Erscheint!
(Pause.)
Sie zögern. — Ich beschwör' euch bei dem Worte
Des Geisteroberhaupts, bei diesem Zeichen,
Das euch erzittern macht, beim Willen dessen,
Der nimmer stirbt, — steigt auf! Steigt auf! Erscheint!
(Pause.)
Sie zögern. — Geister in der Erd' und Luft!
Ihr sollt nicht spotten meiner. Ich beschwör' euch
Bei noch viel mächt'grer Macht, beim Talisman,
Den ausgeheckt einst der verdammte Stern,
Der nun, ein Trümmerbrand zerstörter Welt,
Wie eine Höll' im ew'gen Raume wandelt;
Beim grausen Fluch, der meine Seel' belastet,
Bei dem Gedanken, der stets in mir lebt,
Und um mich lebt, beschwör' ich euch. Erscheint!
(Ein Stern wird sichtbar im dunklen Hintergrunde der Halle. Er bleibt stehn. Man hört eine Stimme singen.)

Erster Geist. Mensch! Auf deines Wortes Schall
Stürmt' ich aus der Wolkenhall',
Die der Dämmrung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergüldet
Mit Karmin und Himmelbläu',
Daß sie mir ein Lusthaus sei.
Zwar sollt' ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her;
Mensch! erfüllt sei dein Begehr.

Zweiter Geist. Montblanc ist der König der Berge,
Die krönten schon längst seine Höh';
Auf dem Felsenthron sitzend, im Wolkentalar,
Empfing er die Kron' von Schnee.
Wie'n Gurt umschnallt seine Hüft' ein Wald,
Seine Hand die Lawine hält;

Doch vor dem Fall muß der donnernde Ball
Stillstehn, wenn's mir gefällt.
Des Gletschers ruhlos kalte Masse
Sinkt tiefer Tag für Tag;
Doch ich bin's, der sie sinken lasse,
Und auch sie hemmen mag.
Ich bin der Geist des Berges hier,
Wollt' ich's, er beugte sich,
Erzitternd bis zum Marke schier, —
Und du, was riefst du mich?

Dritter Geist. In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf schweigt,
Wo ein Fremdling der Wind ist,
Und die Meerschlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muscheln durchschlingt, —
Wie wenn Sturm auf der Meerfläch',
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein stilles Korallhaus
Erdröhnte er schwer;
Denn der Wassergeist bin ich —
Sprich aus dein Begehr!

Vierter Geist. Wo der Erdschüttrer schlummert
Auf Kissen von Glut,
Wo die Pechströme aufwälzen
Die kochende Flut,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Also tief wie ihr Gipfel
Zum Himmel aufstrebt,
Dort ließ ich die Heimat,
Dein Ruf riß mich fort, —
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr ist dein Wort.

Fünfter Geist. Mein Roß ist Wind, mit Geißelhieb
Treib' ich das Sturmgewühl;
Das Wetter, das dahinten blieb,
Ist noch von Blitzen schwül.
Mich hat gar schnell, über Land und Well',
Ein Windstoß hergebracht;
Die Flott', die ich traf, die segelt brav,
Doch sinkt sie noch heut' nacht.

Sechster Geist. Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht·
Was quälst du mich ans Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geist. Vor Erdbeginn beherrschte ich
Den Stern, der nun beherrschet dich.
Das war ein Erdball, hübsch belebt,
Wie keiner je die Sonn' umschwebt.
Sein Lauf war schön geregelt, kaum
Trug schönern Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde — und er ward
Ein Flammenball unförm'ger Art,
Ein Schweifstern, der sich pfadlos schlingt,
Und Menschen schreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und schweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheu'r am Firmament!
Und du, dem dies ein Schickfalstern,
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,
Du zwangst mich (mit der kurzen Macht,
Die dich am End' mir eigen macht,)
Auf kurz hieher, wo zitternd gar
Hier diese schwache Geisterschar
Mit einem Ding, wie du bist, schwätzt —
Du, Sohn des Staubs, was willst du jetzt?

Die sieben Geister. Erd', Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind
Und auch dein Stern umstehn als Geister dich,
Und harren deines Winkes, Menschenkind, —
Was will von uns der Sohn des Staubes? — sprich!

Manfred. Ich will vergessen —

Erster Geist. Was — und wie — warum?

Manfred. Was in mir ist, will ich vergessen, leset's
In mir — ihr kennt's und ich kann's nimmer sagen.

Geist. Nur was wir haben, können wir dir geben,
Verlange Gegenstände, Herrschaft, Weltmacht,
Ganz oder nur ein Teil, verlang ein Zeichen,
Das dir die Elemente dienstbar macht,
Die wir regieren, jedes, all dergleichen
Sei dein.

Manfred. Vergessen, Selbstvergessenheit —
Könnt ihr nicht schaffen dies aus dunklen Reichen,
Ihr, die mir prahlerisch so vieles bietet?

Geist. In unsrer Macht steht's nicht; es seie denn —
Du stürbest jetzt.

Manfred. Wird mir's der Tod gewähren?

Geist. Wir sind unsterblich und vergessen nicht;
Wir leben ewig, und Vergangnes ist uns
Mitsamt der Zukunft gegenwärtig. Siehst du?

Manfred. Ihr höhnt mich; doch die Macht, die euch hierher zwang,
Gab euch in meine Hand. Höhnt nicht, ihr Knechte!
Die Seel', der Geist, der promethe'sche Funken,
Die Flamme meines Lebens ist so leuchtend,
Durchglühnd und weithinblitzend wie die eure,
Gibt der nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.
Gebt Antwort! sonst beweis' ich, wer ich bin.

Geist. Die alte Antwort gnügt; die beste Antwort
Sind deine eignen Wort'.

Manfred. Erklär die Rede.

Geist. Wenn, wie du sagst, dein Wesen unserm gleicht,
So hattest du schon Antwort, als wir sagten:
Was Tod die Menschen nennen, bleibt uns fremd.

Manfred. So rief ich euch umsonst aus euren Reichen,
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geist. Sprich!
Was wir vermögen, bieten wir, dein sei's;
Besinn' dich, eh' du uns entläßt, frag nochmals, —
Macht, Herrschaft, Kraft, Verlängrung deiner Tage —

Manfred. Verflucht! was habe ich zu tun mit Tagen?
Sie sind mir jetzt schon allzulang, — fort! fort!

Geist. Gemach! sind wir 'mal hier, kann's doch dir nützen;
Besinn dich, gibt's denn gar nichts, das wir könnten
Nicht ganz unwert in deinen Augen machen?

Manfred. Nein, nichts; doch bleibt, — ich möcht' wohl, eh' wir scheiden,

Euch schaun von Angesicht zu Angesicht.
Ich höre eure Stimmen, süß und schmachtend
Wie Harfentöne auf dem Wasser, immer
Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;
Doch anders nichts. Kommt näher, wie ihr seid,
Kommt all', kommt einzeln, in gewohnten Formen.

Geist. Wir tragen keine Formen, außer die
Des Elements, wovon wir Seel' und Urgeist;
Wähl die Gestalt, worin wir kommen sollen.

Manfred. Ich wählen! Gibt's ja keine Form auf Erden,
Die häßlich oder reizend wär' für mich.
Eu'r Mächtigster mag wählen sich ein Antlitz,
Das ihm das beste dünkt. Erschein!

Siebenter Geist.
(Erscheint in der Gestalt eines schönen Weibes.)
Sieh her!

Manfred. O Gott! Wenn's so sein soll, und du kein Wahnbild
Und auch kein Blendwerk bist, so könnt' ich dennoch
Recht glücklich sein, — umarmen will ich dich,
Wir wollen wieder —
(die Gestalt verschwindet.)
's Herz ist mir zermalmet.
(Manfred stürzt besinnungslos nieder.)

Eine Stimme (spricht folgenden Zauberbann):

Wenn der Mond im Wasser schwimmt,
Und im Gras der Glühwurm blinkt,
Wenn am Grab das Dunstbild glimmt,
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn Sternschnuppen niederschießen,
Und sich Eulen krächzend grüßen,
Wenn, umschattet von den Höhn,
Baum und Blätter stille stehn:
Dann kommt meine Seel' auf dich,
Und mein Zauber reget sich.

Schläfst du auch mit Augen zu,
Findet doch dein Geist nicht Ruh',
Schatten drohn, die nie verbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Macht umrauscht,
Bist du nimmer unbelauscht;

Bist wie Leichentuchumhängt,
Wie von Wolken eingezwängt;
Sollst jetzt leben immerfort
Hier in diesem Zauberwort.

Siehst mich zwar nicht sichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich
Als ein Ding, das unsichtbar
Nah' dir ist, und nahe war;
Und wenn's dir dann heimlich graust,
Und du hastig rückwärts schaust,
Siehst du staunend, daß ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verschweigen muß dein Mund
Jene Nacht, die dir ward kund.

Und ein Zaubersang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;
Und ein Luftgeist voller List
Legt dir Schlingen, wo du bist;
In dem Wind hörst du ein Wort,
Das dir scheucht die Freude fort;
Und die Nacht, so still und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;
Und des Tages Sonnenschein
Soll dir unerträglich sein.

Aus deinen Tränen, falsch und schlau,
Kocht' ich ein tödliches Gebrau;
Aus deines Herzens schwarzem Quell
Preßt' ich des schwarzen Blutes Well';
Aus deines Lächelns Falt' ich zog
Die Schlang', die dort sich ringelnd bog;
Aus deinem Mund nahm ich den Reiz,
Den Hauch des allerschlimmsten Leids;
Ich prüft' manch Gift, das mir bekannt,
Doch deins am giftigsten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Argliftschlund,
Bei deinem Aug', scheinheilig gut,
Bei deiner Seel', verschloss'ner Wut,
Bei deiner Kunst, womit du gar
Dein Herz für menschlich gabest dar,

Bei deiner Luft an fremdem Leid,
Bei deiner Kainsähnlichkeit,
Hierbei verfluch' ich dich, Gefell:
Sei felber deine eigne Höll'!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft,
Der dir ein folch Verhängnis fchafft;
Schlafen nicht und fterben nicht
Gönnt dein Schickfal dir, du Wicht;
Sollft den Tod ftets nahe fchaun,
Freudig zwar und doch mit Graun.
Sieh! der Zauber fchon umringt dich,
Klanglos feine Kett' umfchlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch — verwelk', verbleich!

Lebewohl.

Befreundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Läfterzungen können Wahrheit fchwärzen:
Und die Beftändigkeit wohnt nur dort oben;
Und dornig ift das Leben, und die Jugend
Ift eitel; und entzweit fein mit Geliebten,
Das kann wie Wahnfinnfchmerz im Hirne toben.

* * *

Doch nie fand fich ein Mittler diefen beiden,
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.
Gegenüber ftanden fich die Schmerzgeftalten,
Wie Klippen, die des Blitzes Strahl gefpalten.
Ein wilder, wüfter Strom fließt jetzt dazwifchen;
Doch aller Elemente zorn'ge Schar
Vermag wohl nimmer gänzlich zu verwifchen
Die holde Spur von dem, was einftens war.
(Aus Coleridges „Chriftabel".)

Lebe wohl, und fei's auf immer!
Sei's auf immer, lebe wohl!
Doch, Verföhnungslofe, nimmer
Dir mein Herze zürnen foll.

Könnt' ich öffnen dir dies Herze,
Wo dein Haupt oft angefchmiegt
Jene füße Ruh' gefunden,
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könnteft du durchfchaun dies Herze
Und fein innerftes Gefühl!
Dann erft fähft du: es fo grauſam
Fortzuftoßen, war zu viel.

Mag sein, daß die Welt dich preise,
Und die Tat mit Freuden seh', —
Muß nicht selbst ein Lob dich kränken,
Das erkauft mit fremdem Weh?

Mag sein, daß viel Schuld ich trage:
War kein andrer Arm im Land,
Mir die Todeswund' zu schlagen,
Als der einst mich lieb umwand?

Dennoch täusche dich nicht selber,
Langsam welkt die Liebe bloß,
Und man reißt so raschen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer soll dein Herz noch schlagen
Meins auch, blut' es noch so sehr;
Immer lebt der Schmerzgedanke:
Wieder sehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte schmerzen bittrer,
Als wenn man um Tote klagt;
Jeder Morgen soll uns finden
Im verwitwet' Bett erwacht.

Suchst du Trost, wenn's erste Lallen
Unsres Mägdleins dich begrüßt:
Willst du lehren „Vater" rufen
Sie, die Vaters Huld vermißt?

Wenn, umarmt von ihren Händchen,
Dich ihr süßer Kuß entzückt,
Denke sein, der fern dich liebet,
Den du liebend einst beglückt!

Wenn du schaust, daß ihr Gesichtlein
Meinen Zügen ähnlich sei,
Zuckt vielleicht in deinem Herzen
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehltritt' kennst du,
All mein Wahnsinn fremd dir blieb;
All mein Hoffen, wo du gehn magst,
Welkt, — doch geht's mit dir, mein Lieb.

Jed' Gefühl haſt du erſchüttert;
Selbſt mein Stolz, ſonſt felſenfeſt,
Beugt ſich dir, — von dir verlaſſen,
Meine Seel' mich jetzt verläßt.

Doch was helfen eitel Worte, —
Kommt ja gar von mir das Wort!
Nur entzügelte Gedanken
Brechen durch des Willens Pfort'.

Lebe wohl! ich bin geſchleudert
Fort von allen Lieben mein,
Herzkrank, einſam und zermalmet, —
Tödlicher kann Tod nicht ſein!

An Inez.

(Childe Harold. Erſter Geſang.)

O, lächle nicht ob meinen finſtern Brauen,
Das Wiederlächeln wird mir gar zu ſchwer!
Doch Tränen mögen nie dein Aug' betauen,
Umſonſt geweinte Tränen nimmermehr.

O, forſche nicht von jenem Schmerz die Kunde,
Der nagend Freud' und Jugend mir zerfrißt.
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,
Die du ſogar zu heilen machtlos biſt.

Es iſt kein Liebesweh, es iſt kein Haſſen,
Es iſt kein Schmerz getäuſchter Ruhmbegier,
Was ſtets mich treibt, das Liebſte zu verlaſſen,
Was mir die Gegenwart verekelt ſchier.

Es iſt kein Überdruß, der mich erdrücket
Bei allem, was ich hör' und ſeh' und fühl'.
Denn keine Schönheit gibt's, die mich entzücket,
Kaum noch ergötzt mich deiner Augen Spiel.

Es iſt die düſtre Glut, die ſtets getragen
In tiefer Bruſt der ew'ge Wandersmann,
Der nirgendwo ſich kann ein Grab erjagen,
Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Elend kann sich selbst entfliehn? Vergebens
Durchjag' ich rastlos jedes fernste Land,
Und stets verfolget mich der Tod des Lebens,
Der Teufel, der „Gedanke" wird genannt.

Doch andre seh' ich, die sich lustig tauchen
In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;
O möge nie ihr schöner Traum verrauchen,
Und keiner mög' erwachen so, wie ich!

Noch manchen Himmelsstrich muß ich durcheilen,
Verdammt, noch manches Mal zurück zu sehn;
Nur ein Bewußtsein kann mir Trost erteilen:
Was auch geschehn, das Schlimmst' ist mir geschehn.

Was ist denn dieses Schlimmste? Laß die scharfen,
Die scharfen Stachelfragen lasse fort!
O lächle nur, — doch such nicht zu entlarven
Ein Männerherz, zu schaun die Hölle dort.

Gut' Nacht.

(Childe Harold. Erster Gesang.)

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimat dort.
Der Nachtwind seufzt, wir rudern schwer,
Scheu fliegt die Möwe fort.
Wir segeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du schöne Sonn' und du,
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Aufs neu' steigt bald die Sonn' heran,
Gebärend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß' ich dann,
Doch meine Heimat nicht.
Mein gutes Schloß liegt wüst und leer,
Mein Herd steht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort'.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinst du, armes Kind?
Fürchtst du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?

Wisch nur vom Aug' die Träne hell,
Das Schiff ist fest gefügt,
Kaum fliegt der beste Falk so schnell,
Wie unser Schifflein fliegt.

„Laß brausen Flut, laß heulen Wind,
Mich schreckt nicht Wind, nicht Flut;
Sir Childe, viel andre Ding' es sind,
Weshalb ich schlimmgemut.
Denn ich verließ den Vater mein,
Und auch die Mutter traut:
Mir blieb kein Freund, als du allein,
Und der dort oben schaut.

„Lang segnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht sehr.
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daß ich wiederkehr'." —
Still, still, mein Bub', dich zieret hold
Im Auge solche Trän',
Hätt' ich dein schuldlos Herz, man sollt'
Auch meins nicht trocken sehn.

Komm her, komm her, mein Schloßdienstmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürchtst du, der Franzmann käm' heran,
Durchfröstelt dich die Nacht?
„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht so bang!
Doch denkt er an sein fernes Weib,
Wird bleich des Treuen Wang'!

„Am Seerand, wo dein Stammschloß ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub' nach Vater fragt,
Was sagt sie ihm geschwind?"
Still, still, mein wackrer Schloßdienstmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art und kann
Entfliehn, als sei's ein Scherz.

Ich traue Weibesseufzern nicht!
Ein frischer Buhlertroß
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngst noch überfloß.

Mich quälet kein' Erinnrung süß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, daß ich nichts verließ,
Weshalb ich weinen sollt'.

Und nun schwimm' ich auf weitem Meer,
Bin einsam in der Welt: —
Sollt' ich um andre weinen sehr,
Da mir kein Tränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Speis'
Ein neuer Herr ihm reicht:
Kehr' ich zurück und nah' ihm leis —
Zerfleischt er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchsegl' ich frei
Das wilde Meergebraus;
Trag mich, nach welchem Land es sei,
Nur trag mich nicht nach Haus!
Sei mir willkommen, Meer und Luft!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen, Wald und Kluft!
Mein Vaterland, — gut' Nacht!

Übersetzung eines hebräischen Sabbatliedes.

Komme, Freund, der Braut entgegen, laß uns den Sabbat begrüßen!
Schamor und Sachor ließ uns Gott der Einzige in einem Wort vernehmen;
Gott ist einzig und sein Name einzig; preisen und rühmen wir ihn!
Komme, Freund 2c.

Auf und dem Sabbat entgegen; er ist ein Quell des Segens; geweiht vom Anfang;
Der Schluß der Arbeit, doch der Anfang im Gedanken.
Komme, Freund 2c.

O Heiligtum des Königs, königliche Stadt, ermanne dich und erhebe dich aus deinen Trümmern;
Du hast lange genug im Tale der Klagen gesessen; der Herr wird sich deiner erbarmen!
Komme, Freund 2c.

Sei wieder jung und erhebe dich aus dem Staube, lege die Heldenkleider meines Volkes an,
Durch den Sohn Isais, den Bethlemiten, wird uns die Freiheit.
Komme, Freund ꝛc.

Erwache, erwache, dein Licht ist erschienen, komme, o Licht, erwache, erwache,
Singe begeisterte Lieder; Gottes Majestät ist dir erschienen.
Komme, Freund ꝛc.

Schäme dich nicht und geh nicht gebogen;
Die Stadt wird wieder aus ihrem Schutte erbaut werden.
Komme, Freund ꝛc.

Zu Spott und Schande werden deine Feinde, alle, die dich gequält, werden erliegen;
Dein Gott wird sich mit dir freuen, wie der Bräutigam sich freuet mit der Braut.
Komme, Freund ꝛc.

Rechts und links wirst du dich ausbreiten, und Gott lobpreisen durch den Nachkommen Davids,
O der Freude, o des Jubels!
Komme, Freund ꝛc.

Komme in Frieden, Krone des Gatten; in Freude und Wonne unter den Gläubigen des ausgewählten Volkes, komme, o Braut, komme, o Braut!

Heines Werke

in fünfzehn Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Hermann Friedemann, Helene Herrmann,
Erwin Kalischer, Raimund Pissin und Veit Valentin

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Heines Werke

Vierter Teil

Atta Troll
Deutschland, Ein Wintermärchen

Herausgegeben

von

Helene Herrmann und Raimund Pissin

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von August Pries in Leipzig

Einleitung des Herausgebers.

Heine hat sich wie als Novellist so auch als Ependichter von den Forderungen, die die epische Form als solche stellt, unbedenklich freigemacht. Die Form auch dieser Dichtungen beruht auf seiner journalistischen Kunst. Er komponiert nicht von einem zentralen Motiv aus, er rundet nicht ab um dieses Motives willen. Er läßt sich vielmehr wie in seinen Reisebildern und wie in den politischen Tagesberichten von den äußeren Erlebnissen anregen, eine Reihe von Situationsbildern oder auch wohl von Phantasien über diese Erlebnisse vor uns abzuspielen. Er gibt uns hier wie dort das ganze empirische Erlebnis mit, die Anlässe, die ihn erregten, die ganze Reiseroute mit ihren Zufälligkeiten, an die er das Nicht-zufällige anknüpft. Ja, es ist ihm eine willkommene Gelegenheit, virtuoses Können zu beweisen, wenn er aus den allerrealsten, ja trivialsten Erlebnissen, die eine Reise mit sich bringt, zu irgendeiner Stimmungs-Phantasie- oder Gedankengipfel aufsteigen kann. Besonders ist das der Fall im Wintermärchen. Wenn die Reise die äußere Verbindung der Erlebnisse gibt, so wird die Komposition, der künstlerische Zusammenhalt durch gewisse immer wiederkehrende Stimmungen hergestellt, durch einige Gedankengänge, die das Ganze ordnend durchziehen. Diese Stimmungen und Gedanken aber werden uns scheinbar zufällig geboten, wie durch den Anblick dieser oder jener Gegend oder Sehenswürdigkeit, des Kölner Domes, des Kyffhäusers, des Tales von Roncevaľ in der Seele des Reisenden erregt. Und doch sind es oft nicht die Gefühlserlebnisse, die bei diesen Eindrücken entstanden, es sind zuweilen die Orientierungslinien, die Heines Verstand durch das Gewirr aller erregenden Eindrücke zu ziehen pflegt, denen seine bewegliche Natur hingegeben ist. Es sind zum Teil Formeln, die er bereit hält, um sich selbst irgendwie zu verstehen, und auch um sein schillerndes Wesen, das stets die Farbe der Eindrücke annahm, in irgendeiner

Vereinfachung, in irgendwelcher rationalen Faßbarkeit dem Hörer darzubieten. Er zeigt, wie ihm, gemäß seiner Natur, die und die Gedanken und Gefühle kommen mußten. Wir denken etwa an jenen immer wieder betonten Zwiespalt zwischen Lebensabkehr und Lebenslust, an seine Freiheitsliebe u. a. Das „Wintermärchen" nannte Heine selbst „versifizierte Reisebilder", und hier fehlt jeder Vorwand eines epischen Grundmotivs. Aber auch den „Atta Troll", der einer Fabel nicht ganz entbehrt, dürfte man zur gleichen Kunstgattung rechnen. Das novellistische Motiv ist die satirische Tiergeschichte, Flucht, Heimkehr, Revolutionsplan und Tod des Bärenhelden, der einen von den komisch-ernsthaften Vaterlandsrettern und Gleichheitsschwärmern darstellt, über die Heine so gern lachte. Daß der Bär, wie man bemerkt hat, mehr schwadroniert als handelt, paßt zu seinem Charakter als „Tendenzbär". Es wäre sonst kein Porträt der Demokraten, wie Heine sie sah. Aber weit wichtiger als dies Motiv ist das Reisemotiv: die Wanderung des Großstädters ins romantische Land der Pyrenäen. Aus dem eleganten Badeorte, in dem die Großstadtstimmung den Reisenden noch nicht ganz verlassen hat, sollen wir unmerklich Schritt für Schritt emporgeführt werden zu den Abenteuern, die sich in den Schluchten und auf den Höhen verbergen. Das Wandermotiv ist lose genug mit der satirisch-epischen Fabel verknüpft durch die Fiktion, daß der Reisende auf die Bärenjagd zieht und den Tendenzbären erlegt.

Wir hatten ihn schon beinah vergessen als ihn die Kugel erreicht. Zuletzt führt uns der Ausklang der Fabel, das Geschick der Bärengattin Mumma, wieder in die Großstadt zurück, wohin der Pyrenäenwanderer heimgekehrt ist. Dies Leben wie innerhalb einer Wandeldekoration und das mählige Hinübergleiten aus der Welt realer und sehr lebhaft aufgenommener Eindrücke in einen Traum, der aus diesen Eindrücken sich formt — das ist nichts was hier zuerst auftaucht, obwohl es der ganzen Dichtung den Charakter gibt. Es ist ja ein bekannter Zug der Heinischen Kunst, „die moderne Traum- und Phantasiewelt in unmerklichem Übergange aus dem realen Leben hervor- und dahin zurücktreten zu lassen." Aus einem inneren Bedürfnis wurde ihm die stets wiederholte Vergegenwärtigung dieses Vorganges allmählich zu einem technischen Kunstgriff. Im „Atta Troll" aber wird das Stilmittel wieder zum Ausdruck eines Erlebnisses. Es ist das vollkommen sichere, freie Verfügen über die mit unerhörter Intensität erlebten Eindrücke, das sich hier in dem Durcheinander von Realität und Traum

ausspricht. Das hebt den „Atta Troll" so hoch über die Novellen der dreißiger Jahre, in denen die gleiche Technik angewendet ist. Es ist jetzt eine Erfahrenheit, eine Sicherheit des Sinnesmenschen da, die auch den Phantasien, die das Erleben auflösen, die Farbe gibt. Aus der bloßen Beweglichkeit, die den jungen Heine kennzeichnet, ist eine ganz neue Elastizität des Erlebens geworden, ein Aufschnellen der Phantasie unter dem Eindrucke. Und diese Sicherheit teilt sich auch der Technik mit: das wirkungsvolle Nebeneinanderstellen von Kontrasteffekten, die Art, wie das Wort bezeichnend gewählt und zugleich mit Stimmung, mit subjektivem Gehalt erfüllt ist, all das verrät den Mann, der sein Handwerk beherrscht. Der Eindruck eines freien überlegenen Spieles der Seele mit ihrem Besitz an bunten Bildern geht von dieser Dichtung aus. Und es ist kein leeres Spiel mit „Sentiments" wie so oft in der Lyrik der dreißiger Jahre, kein Vortäuschen einer Ergriffenheit, die nicht vorhanden ist. Es ist vielmehr ein ganz freies Sichgeben. Unbekümmerte Laune dessen, dem viel zu Gebote steht, der mit leichter Hand seine Erlebnisse zu einer schönen bunten Mosaik ordnet — weil kein einziges Erlebnis ihn innerlich überwältigt. Die „Ungebundenheit", das Herrschen über die Eindrücke spricht fast noch stärker im Wintermärchen als im „Atta Troll". Nur hat in dieser Dichtung die wilde und doch wieder südlich bunte Kultur und Natur der Pyrenäentäler einen viel stärkeren Materialreiz als der Stoff des Wintermärchens.

Aus Laune, Übermut, körperlichem wie seelischem Wohlbehagen scheint der „Atta Troll" hervorgegangen zu sein. Die Fröhlichkeit eines nervösen Sommerfrischlers, der die Verkleidungslust genießt, mit der der Großstädter sich in Tracht und Sitten des Gebirgsortes einlebt, erfüllte den von Paris Ermüdeten. Seine Briefe an den Verleger sprechen das aus. Mit der „heitersten Ausbeute" hofft er von seiner Gebirgsreise heimzukehren. Er sucht in den „Hautes Pyrénées" ja auch Linderung für sein Augenübel, das bereits seit längerer Zeit die Leiden späterer Jahre anzukündigen begonnen hatte. Und wenn auch die Verse vom Wunderwasser des Gebirges symbolisch zu nehmen sind für die Erfrischung des Gemüts durch die Natur und Sage, so liegt doch auch etwas von dem Erquickungsgefühle des Genesenden darin:

Trage mich durch stille Täler
Wo die Eichen ernsthaft ragen
Und den Wurzelknorrn entrieselt
Uralt süßer Sagenquell!

Laß mich trinken dort und nässen
Meine Augen — ach, ich lechze
Nach dem lichten Wunderwasser,
Welches sehend macht und wissend.

Zu der Erhöhung seiner Gesamtstimmung gehörte eben auch so gut wie die körperliche Frische, die er gewann, die Erfrischung der Phantasie durch die Buntheit des Lebens, durch all den Sagenreichtum der Gegend. Was er literarisch kannte — die Rolandsage, die Gedichte von Artus dem wilden Jäger — das klang ihm hier aus dem Mund der Leute entgegen, wurde ihm neu lebendig. Und all der „romantische" Gehalt des Liedes gehört schon genau so zu jenem Schatz von Eindrücken, mit denen er ein buntes Maskenfest anstellt wie irgend etwas anderes. Von einem wirklichen Hervorbrechen romantischen Naturgefühls, übermächtigen romantischen Schauders vor der Geisterwelt kann gar nicht die Rede sein. Wie sehr er über den Dingen steht, das verrät uns etwa der Anfang der berühmten „wilden Jagd":

Hatte einen guten Platz
Den Spektakel anzuschauen;
Ich genoß den vollen Anblick
Grabenstiegner Totenfreude.

Das „Romantische" aber, soweit es Motiv ist, wirkt nicht wie so oft in seinen Jugendgedichten als literarischer Nachklang, seine Einfühlungskraft durchdringt den Stoff. Sagenbild, Traum, Tod, all das ist ihm Leben — nur ein literarisch schon geformtes Leben. Es wird ihm genau so wie alle wirklichen Eindrücke Material, Anreiz, noch funkelndere anziehendere Bilder daraus zu schaffen. Stets hat er außerdem Assoziationen bereit, die das „Romantische" umbiegen, ihm eine Färbung geben, die nicht ganz zu ihm paßt. Dies Sicherheben über den Gegenstand mochte er romantische Willkür nennen — man dürfte aber auch weltmännische Überlegenheit des Kulturmenschen darin sehen. So faßt er seine Gebirgswanderung mit dem gespenstischen Laskaro ohne jede Schauer in eine witzige Metapher:

Argonauten, ohne Schiff,
Die zu Fuß gehn im Gebirge,
Und anstatt des goldnen Vließes
Nur ein Bärenfell erzielen.

Oder die lustige Verquickung literarischer Erinnerungen — an Schillers aufrechten Nadoweſſir und den toten Cid — mit

drolligen Eindrücken des Badelebens — bei der Beschreibung des toten Atta Troll:

Aufrecht saß er in dem Sessel
Wie ein kranker Badegast!

Und wie er hier mit solchen Reminiszenzen komische Wirkungen erzielt, so hebt er für Momente das groteske Bild der Hexenwirtschaft in einer fast blasphemischen, aber doch wirksamen Weise, indem er beim Bilde der Hexenmutter, die den toten Sohn mit Hexensalbe ins Leben ruft, die Pietaverstellung beschwört:

Wie ein Leichnam gelb und knöchern,
Lag der Sohn im Schoß der Mutter;
Todestraurig, weit geöffnet
Starrten seine bleichen Augen.

Heine hat eben jeden Augenblick alle Mittel zur Verfügung — jede Kulturassoziation muß die Effekte erhöhen.

Und nur aus diesem Gefühl sicherer Meisterschaft, aus einem fröhlichen Künstlerstolz heraus muß man den satirischen Inhalt des Gedichts verstehen, die Tiergeschichten, mit denen er Demokratenwürde, Tendenzpoesie, Schwabenschule, Freiligraths gespreizte exotische Poesie verspottet. In dem Übermut seiner Reisestimmung schien es ihm, als könne er auf die Verdächtigungen gegen seine Gesinnung nicht anders als mit einer Farce antworten. Die gehässige Bitterkeit, mit der er kurz zuvor im „Börne" die Antithese Talent-Charakter beleuchtete, die ihn mehr kränkte als er es zugab, die ist hier geschwunden. Er amüsiert sich über die plumpen Vaterlandsretter und kehrt den politisch Interesselosen, den aristokratischen Künstlergeist unbefangen heraus. Dabei hat er seinen Bären beinah gern und in der Art, wie er ihm Anteil schenkt, ist fast etwas von Humor zu verspüren.

Die Komposition des Werkes hat sehr darunter gelitten, daß Heine die beiden Grundmotive nicht wirklich verknüpfen konnte und daß er, da Vorgänge berichten nicht seine Sache war, die ganze Tierfabel auf ein paar Situationen reduzierte und schließlich nur beim Ausspinnen der komischen Vorschläge Atta Trolls für ein zu stiftendes „gerechtes Animalreich" verweilte. So fällt das Epos auseinander. Und die Satiren treten denn doch anspruchsvoller auf, als daß sie nur als witzige Arabesken gelten dürften. An bunten Einfällen ist er auch hier nicht arm — man denke an den reizenden der Bärenengel. Die ganze Literatursatire gegen Freiligrath, die wir heute kaum

mehr genießen können, war seiner Phantasie eine Anregung, aus der totenst gemeinten Farbenexotik Freiligraths ein paar exzentrische lustige Farbenvisionen hervorzurufen. Er tilgte manches aus der Fülle seiner Einfälle, so die allerliebsten Verse:

Sternenfunkelnd liegt die Nacht
Auf den Bergen, wie ein Mantel
Von pechschwarzem Hermelin,
Der gespickt mit goldnen Schwänzchen.

Es versteht sich, daß der Kürschner
Toll war, der den Hermelin
Pechschwarz färbte und mit goldnen
Statt mit schwarzen Schwänzchen spickte. —

Häng dich, Freiligrath, daß du
Nicht ergrübelt hast das Gleichnis
Von dem schwarzen Hermelin,
Der gespickt mit goldnen Schwänzchen.

Die Fähigkeit, sich in jede Stimmung hineinzuversetzen und aus jeder sofort wieder herausspringen zu können, diese Laune, der alles nur Material und Anreiz ist, ihre Elastizität zu beweisen, prägt sich vielleicht am energischsten in jener Nachtszene aus, in der der Dichter mit den jungen Ferginnen über den melancholischen See fährt und von der geheimnisvollen Nachtstimmung sich allmählich hinüberziehen läßt in die Vorstellung, er werde über den Styx gerudert, bis er plötzlich den Traum abschüttelt und sich küssend von seiner Lebendigkeit überzeugt. —

Wie sehr Heine sich von den realen Erlebnissen jener Sommermonate des Jahres 1841 anregen ließ, die er in den Pyrenäen verlebte, sieht man, wenn man in die Reisebeschreibungen blickt, die um die Wende der dreißiger Jahre von den Besuchern der Pyrenäenbäder geschrieben wurden. Da liest man von dem ewigen Rauschen der zahllosen Wasserfälle, dieser Musik, die im „Atta Troll" immer wieder erwähnt wird, von dem Gegensatz zwischen der Eleganz von Cauterets und der Wildheit der benachbarten Höhen und Täler. Da wird eine Prozession der Dorfbewohner beschrieben, ganz ähnlich derjenigen, die Heine den toten Atta Troll begleiten läßt: „j'ai vu, dans une grande solennité religieuse à Saint Gaudens toutes les femmes de la ville marchand processionellement en capuçons rouges, ce qui était d'un effet charmant."

Heine hat vielfach den realen Eindrücken durch ganz leise Veränderungen einen romantischen Charakter gegeben: so macht

er aus dem allbeliebten dreistündigen Spaziergang von Cauterets nach dem Lac de Gobe und nach Pont d'Espagne eine förmliche Reise; die übliche einstündige Rundfahrt in dem Flachboot, das bei einem alten Fährmann am See für die Besucher bereit liegt, wird bei ihm ein träumerisches nächtliches Abenteuer, ebenso wie er den Aufenthalt bei dem Fährmann, der gleich den beiden Bewohnerinnen der Hütte in den Reisebeschreibungen erwähnt wird, den Charakter einer einmaligen patriarchalischen Gastfreundschaft zu verleihen weiß. Auch von der guten Qualität der Forellen und dem schlechten Wein von Lac de Gobe mag man lesen. Von dem blödsinnigen Knaben auf der Brücke von Sia erzählt die Reiseschilderung einer bekannten englischen Reiseschriftstellerin, ebenso von anmutigen Tänzen, die Dorfkinder vor den Fremden aufführen. Der Refrain, den Heine die Kleinen singen läßt, ist als ein im Tal von Massat gebräuchlicher Spottrefrain nachgewiesen worden, den Heine hier zu feinster Wirkung zu bringen weiß. Aber nicht nur die reale Buntheit des Lebens in den Pyrenäen, auch was von Spuk und Dämonenglauben eine Rolle in der Dichtung spielt, geht wohl auf wirklich Gehörtes zurück, ist kein willkürliches Hineintragen deutscher Romantik in jene Sphäre. Die Reiseberichte wissen vom Hexenaberglauben in den Dörfern zu berichten, so daß die Geschichte der Uraka keine reine Erfindung Heines zu sein braucht, und die Sage von der wilden Jagd lebte in Südfrankreich: Les paysans comingeois, aussi bien que ceux des Landes, du Médoc et de beaucoup d'autres provinces assurent qu'ils ont souvent entendu dans l'air soit en plein jour, soit dans des belles nuits d'été le jappement d'une meute de chiens, le son du cor et les cris d'une nombreuse troupe. Ce sont, disent-ils, des génies, des rois, des guerriers qui aiment la chasse, et qui se livrent encore à cet exercice. Le plus souvent c'est le roi Artus, qui poursuit sans cesse une proie ... juste punition de l'impiété avec laquelle il courut après un sanglier, ... abandonnant le temple au moment où l'on y offrait un sacrifice solennel. Man sieht, Heine hat auch für die Vision der wilden Jagd, in der er seine Lieblingsmotive ausführt, und die man ganz aus seinem persönlichsten Gefühl erklären möchte, außer der allgemeinen Bekanntschaft mit der Sage noch einen besonderen Anstoß durch seinen Aufenthalt in den Pyrenäen erhalten können. Was er aber darauf schafft, ist wie alles andere leuchtendes Spiel, eine bunte Willkür des Geistes.

Die Stimmungen, aus denen „Atta Troll" hervorgegangen ist: übermütige Freude am Glanz des Lebens und weltmännische

Sicherheit allem Erleben gegenüber, geben auch der sprachlichen und rhythmischen Form das Gepräge. In der Sprache zeigt sich einmal die Neigung zum farbigen und leidenschaftlich bewegtem Ausdruck. Einige der kühnsten Heineschen Bilder und Wortzusammensetzungen stehen im „Atta Troll". „Diese Stunden ohne Ende, wie gefrorne Ewigkeiten." „Und ein Kräuterduft erhob sich wie 'n Konzert von Wohlgerüchen". „Auf dem glutenkranken Antlitz lag des Morgenlandes Zauber". Kraft, Aktion ist in seinen Wortbildungen und Metaphern: er sieht die Berge „sich trotzig übergipfeln", er liebt das Wort „lodern" und alle Ausdrücke für starke Bewegtheit. Seine Eigenschaftsworte zeigen hier das Charakteristikum seiner Prosa: sie geben in einem Ausdruck möglichst viel Nuancen. Er stellt nicht zwei selbständige Adjektive zusammen, die uns nacheinander zwei Eindrücke vermitteln, sondern er gibt eines durch das andere nuanciert, indem er eines zum Adverbum macht: flatternd blaues Nachtkleid, strahlend volle Glorie, am schaurig steilsten Abhang u. a. Da ist aber auch die Sättigung des Wortes mit subjektiver Stimmung, die Kunst, dem Hör- und Sichtbaren einen Gefühlston zu leihen. „Wie furchtsam flehend" versteckt sich das Strohdach der verfehmten Cagotenhütte: „wie ein plätscherndes Geheimnis, schwimmt der Kahn". „Wie verzweifelnd, wie verblutend klingen Rolands Waldhornrufe". Mit solcher leidenschaftlichen und gefühlvoll sinnlichen Sprache aber wechselt immerfort der Ton des sicheren Weltmannes. Die Fremdworte der Konversationssprache spielen eine große Rolle. Besonders auffallend ist dieser Wechsel in der Szene der „Wilden Jagd". Nach den fast pathetischen Worten über „Herodias blutige Liebe", plötzlich die Weisheit des Welterfahrenen, des Frauenkenners im leichtesten Ton vorgetragen:

Anders wär' ja unerklärlich
Das Gelüste jener Dame,
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Mannes, den sie nicht liebt?

Dieses stete Umspringen des Tones, einer von Heines bekanntesten Kunstgriffen, gehört hier wirklich mit dem Wesen der dichterischen Konzeption zusammen. —

Im Rhythmus drückt sich vor allem die Leichtigkeit, der Übermut aus. Manche Bewunderer von Heines Verskunst haben in der Wahl des vierhebigen reimlosen Trochäus zum Versmaß eines satirischen Epos einen Mißgriff gesehen und wollen ein eintöniges Plätschern in den Versen des „Atta Troll" hören.

Doch scheint mir, daß Heine gerade den Gefahren, die dieses Versmaß bei allzu gleichmäßiger Behandlung birgt, sehr klug ausgewichen ist. Man vergleiche einmal seine früheren Versuche in diesem Metrum: „Don Ramiro", „Donna Clara", „Almansor" und ihre feierliche Eintönigkeit mit der Beweglichkeit der Atta Troll-Verse. Der Rhythmus wirkt hier plauderhaft, oder wo er feierlich wird, hat er eine komische Grandezza. Heine hat die Verse zu Gruppen von je vier Versen geordnet, eine strophische Zusammenfassung, die aber oft nur für das Auge besteht. Er läßt nämlich zuweilen eine Periode sich über mehrere Versgruppen erstrecken und macht es dadurch dem Vortragenden unmöglich, das einförmige Gleichmaß der Verse zu schonen. Er arbeitet auch viel mit dem Enjambement zwischen den einzelnen Versen einer Strophe. Das trägt gleichfalls dazu bei, daß wir nicht in Singsang verfallen können. Wie ein Aufspritzen des Rhythmus wirkt es zuweilen, wenn Heine bei solchem Enjambement ein Wort, das im Satz den höchsten Ton trägt, in die erste Tonstelle des zweiten Verses rückt. Alles Vorhergehende, ein ganzer Vers, liest sich wie ein großer Auftakt vor diesem Wort:

Mumma, Mumma, schwarze Perle,
Die ich in dem Meer des Lebens
Aufgefischt,

. . . . . .

Von dem kolossalem Beifall,
Den er einst durch seine Tanzkunst
Eingeerntet bei den Menschen.

Also tritt der Mond aus dunklem
Wölkenhimmel.

Vor allem aber ist es die wechselnde Behandlung der Kadenzen und die Verwendung der sogenannten schweren Trochäen, die dem Rhythmus Leben verleiht. Die Romantiker hatten ja das durch Herders Cid in Deutschland bekannt gewordene Versmaß gern benutzt, — schon durch ihr Interesse für spanische Dichtung waren sie auf dieses Metrum der spanischen Romanze hingelenkt worden. Clemens Brentano schrieb seine mystisch-leidenschaftlichen „Romanzen vom Rosenkranz" in reimlosen Trochäen; Heine hat sie wahrscheinlich gekannt. Aber wenn in dieser Dichtung die vielen „klingenden" Schlüsse und Assonanzen eine große Eintönigkeit hervorrufen, so herrscht bei

Heine in den Kadenzen reiche Abwechslung. Verse, bei denen die letzte Betonung auf die vorletzte Silbe eines Wortes fällt und von einer sprachlich tonlosen Silbe gefolgt ist, klingende Schlüsse wechseln mit vollen Kadenzen, bei denen der letzte Verston auf ein einsilbiges Wort fällt, das auch sprachlich einen Ton zu tragen fähig ist. Aber den besonderen Charakter geben den Versen die vielen „schweren" Trochäen am Schluß, bei denen dem letzten Verston noch eine Silbe folgt, die im Sprechen einen Nebenton trägt, die also unwillkürlich eine nochmalige leise Betonung im Vers hervorruft. Wir können sie nicht ganz fallen lassen. Es entsteht dadurch am Schluß des Verses eine Erregung, ein leichtes Aufspringen des Rhythmus, dessen Bewegung in den vollen Kadenzen abgeschlossen erscheint und in den klingenden sich leise zur Ruhe legt. In vielen Strophen finden wir Verse von allen drei Typen vereinigt.

Dórt in einer düstern Steinschlúcht
Die umwáchsen vón dem Büschwérk
Wilder Tánnen, tief verbórgen
Liegt die Höhle Atta Trólls.

Heine war sich der Wirkung solcher „schweren" Versschlüsse wohl bewußt. Als er 10 Jahre vor der Abfassung des „Atta Troll" seinem Freund Immermann das Manuskript des satirischen Epos vom Tulifäntchen mit rythmischen Anmerkungen versah, machte er ihn auf diese Wirkung besonders aufmerksam.

Heine ließ seinem ersten phantastisch-satirischen Epos im Jahre 1844 das „Wintermärchen" folgen, das uns die Geschichte seiner im Jahre 1843 unternommenen Reise von Paris nach Hamburg erzählt, wobei Heine die Route seines Heimwegs über Hannover, Bückeburg, Köln, Aachen als den Weg seiner Hinreise darstellte. Das Gedicht entstand bis auf den im April abgefaßten Schlußhymnus im Januar 1844 und wurde nach allerhand Zensurschwierigkeiten im September 1844 ausgegeben als Anhang zu den „Neuen Gedichten" und in einem Sonderdruck, der die Vorrede enthält. Heine wollte das Gedicht stark umarbeiten und vermehren, ist aber nicht dazu gekommen. Das Werk entsprang einer ähnlichen Gemütsverfassung wie der Atta Troll. Auch hier innere Unabhängigkeit von allem Dargestellten und die Freude am glänzenden Spiel. Der Stoff ist aber hier keine erfundene Fabel mehr, sondern nur der Spaziergang eines geistreichen kühl-überlegenen Menschen durch die politischen Zustände Deutschlands. Das „Flanieren", das

Spazierengehen durch die Dinge ist ja ein Grundzug von Heines ganzer späterer Kunst — hier ist er besonders ausgeprägt. Die ordnungschaffenden Gedankengänge und Stimmungen, von denen wir sprachen, sind hier die allbekannten politischen Antipathien Heines gegen Adel und Pfaffen, die Abneigung gegen den Geist des Preußentums, die wohl nirgends gehässigeren Ausdruck gefunden hat, und endlich seine saint-simonistischen Gedanken vom Himmelreich auf Erden, von der Rehabilitierung der Materie. Diese eröffnen das Gedicht und klingen in travestierter Form am Schlusse wieder an.

Mit den eigentlichen Gedankeninhalten ist man schnell genug fertig. Man darf auch in diesem Gedicht keinen positiven Gehalt suchen, so wenig wie in den „Zeitgedichten". Selten ist so viel falsch prophezeit, sind die Zukunftsmächte so verkannt worden wie hier. Alles ist aber auch hier wieder das leuchtende Spiel. Die Komposition mit Stimmungskontrasten gleicht der der Reisebilder. Dem Anschwellen der Erregung am Schluß eines Abschnittes, dem Anspannen aller sprachlichen Mittel folgt ein absichtlich trockener, ja vom Trivialsten anhebender Kapitelanfang. Die Souveränität gegenüber dem eigenen Gemütszustand prägt sich hier in dem wechselnden Reichtum der Bilder aus. Es sei nur ein Beispiel angeführt: die Schilderung des Kyffhäusers in jenem entzückenden, von Märchenheimlichkeit erfüllten 14. Kapitel. Wir werden in die kindliche Stimmung hineingelockt, in der uns die Märchen der alten Amme wiedererzählt werden, die uns ganz leise auf das Rotbartmotiv vorbereiten. Der Refrain: „Sonne, du klagende Flamme" die Grundmelodie dieses Kapitels, klingt zuerst an ohne tiefere Bedeutsamkeit. Dann aber verschmilzt das Motiv der Rache für den Mord der unschuldigen Jungfrau mit der Erzählung vom heimlichen Kaiser; es wird symbolisch. Und nun nach der prachtvoll knappen Schilderung vom Ausritt Rotbarts aus dem Kyffhäuser bricht dieser Refrain wie ein befreites Jauchzen hervor:

Sie reiten gut, sie schlagen gut,
Sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
Er will die Mörder bestrafen. —
Die Mörder, die gemeuchelt einst
Die teure, wundersame
Goldlockigte Jungfrau Germania —
Sonne du klagende Flamme!

Und nun noch einmal dieselbe Melodie in einer neuen Variation. Das Abklingen der Erregung, ein leises Sichbesinnen, daß ja alles nur ein Traum sei, und doch das Glücksgefühl, so träumen zu können:

Wie klingen sie lieblich, wie klingen sie süß,
Die Märchen der alten Amme,
Mein abergläubisches Herze jauchzt:
Sonne du klagende Flamme!

Und dann im folgenden Kapitel mit einem Male das Gegenbild. Hier ist nicht die uns von früher bekannte sarkastische Zerstörung des Gefühls. Vielmehr ergießt sich über den ganzen Kyffhäusertraum die übermütige Laune, und alle Formen und Situationen werden zu Grotesken, die aber farbig und lustig bleiben. Der zum Antiquar gewordene Rotbart, der vorsichtig mit dem Hermelinärmel den Rost von den Waffen wischt, der sich freut, die schlafenden Soldaten um den Sold von ein paar hundert Jahren beschwindeln zu können — es ist, als riefe uns Heine zu: Seht, so frei bin ich von allem dem, was ich doch so glühend empfinden kann wie kein anderer. Diese absolute Herrschaft über das Material der Empfindungen und Einfälle, dies Nebeneinander von leuchtender Poesie und toller Groteske in seinem Gedicht gab ihm vielleicht den Mut, mit etwas kühner Verkennung der Größenabstände sich als Sohn des Aristophanes zu gebärden. Wir brauchen ihm hierin nicht zu folgen und können doch den Stolz des Mannes nachfühlen, der so sein Handwerk verstand, seine Mittel zu beherrschen gelernt hatte und über eine solche Fülle von Geist und Laune verfügte. Die Freude am gefährlich Mächtigen seiner Kunst wird ja in diesem Gedicht zur Gestalt — die prächtige Erfindung des schattenhaften Liktors, der hinter ihm steht, wenn „durch sein Haupt die Geistesblitze schießen". Und ein Ausbruch jubelnder Freude an seiner Künstlerkraft schließt das Gedicht und versöhnt uns fast mit den mancherlei Plattheiten, vor allem den platten Späßen der Hammoniakapitel, die Heine dem von verhaltener Zärtlichkeit erfüllten XX. Kapitel angefügt hat, das wie ein Volkslied einsetzt: „Und als ich zu meiner Frau Mutter kam" und das in eine so feine Schelmerei ausklingt.

Heine hat überhaupt in diesem Gedicht wie in den Zeitpoemen eine Mischung der Stile: bald die leidenschaftlich farbige und zugleich weltmännische Redeweise des Journalisten und bald

die formelhafte des Volksliedes. Ein leises Travestieren ist hierbei stets zu bemerken, wie denn im „Wintermärchen" wohl überhaupt kaum ein Kunstmittel der Umbiegung ins Komische entgeht. Das gilt auch vom Rhythmus, von den mit prächtiger Ausdruckskraft behandelten Jamben, die sogar das Entzücken Treitschkes erregt haben, der doch das Wintermärchen als Ganzes verabscheute.

Daß die komischen Reime, die hier die Grenze des Möglichen erreichen, die Atmosphäre des Wintermärchens sind, hat man stets empfunden, und Heine selbst sprach es in der Vorrede zu einer französischen Übersetzung seines Werkes aus:

„Il s'y trouve une foule de passages où la pensée de l'auteur pivote sur des rimes bouffones et grotesques, dont l'absence doit rendre la version française quelque fois très-flasque sinon insipide."

Die gleiche spielende Ungebundenheit der Seele äußert sich in der Art, wie der Hörer durch Scherze über den trotz alles Heimwehs regen guten Appetit leise gewarnt wird, dies Heimweh pathetisch zu nehmen, und in der überraschenden Gewandtheit, mit der Heine die wohlgepflegte Form, auf deren Wohllaut wir eben ruhig dahinglitten, plötzlich zu kräuseln weiß, so daß aus Rhythmus und Reim irritierende Komik hervordringt. Und so nur will dies ganze Werk gelesen werden: als das Spiel eines Geistes, der nur sich selbst genießt, während er vorgibt, das äußere Leben darstellen zu wollen.

Helene Herrmann.

Atta Troll

Ein Sommernachtstraum

Motto:

Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Tor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle, hervor.
(„Der Mohrenfürst", von Ferd. Freiligrath.)

Vorrede.

Der „Atta Troll" entstand im Spätherbste 1841 und ward fragmentarisch abgedruckt in der „Eleganten Welt", als mein Freund Heinrich Laube wieder die Redaktion derselben übernommen hatte. Inhalt und Zuschnitt des Gedichtes mußten den zahmen Bedürfnissen jener Zeitschrift entsprechen; ich schrieb vorläufig nur die Kapitel, die gedruckt werden konnten, und auch diese erlitten manche Variante. Ich hegte die Absicht in späterer Vervollständigung das Ganze herauszugeben, aber es blieb immer bei dem lobenswerten Vorsatze, und wie allen großen Werken der Deutschen, wie dem Kölner Dome, dem Schellingschen Gotte, der preußischen Konstitution usw., ging es auch dem „Atta Troll" — er ward nicht fertig. In solcher unfertigen Gestalt, leidlich aufgestutzt und nur äußerlich gerundet, übergebe ich ihn heute dem Publiko, einem Drange gehorchend, der wahrlich nicht von innen kommt.

Der „Atta Troll" entstand, wie gesagt, im Spätherbste 1841, zu einer Zeit, als die große Emeute, wo die verschiedenfarbigsten Feinde sich gegen mich zusammengerottet, noch nicht ganz ausgelärmt hatte. Es war eine sehr große Emeute, und ich hätte nie geglaubt, daß Deutschland so viele faule Äpfel hervorbringt, wie mir damals an den Kopf flogen! Unser Vaterland ist ein gesegnetes Land; es wachsen hier freilich keine Zitronen und keine Goldorangen, auch krüppelt sich der Lorbeer nur mühsam fort auf deutschem Boden, aber faule Äpfel gedeihen bei uns in erfreulichster Fülle, und alle unsere großen Dichter wußten davon ein Lied zu singen. Bei jener Emeute, wo ich Krone und Kopf verlieren sollte, verlor ich keins von beiden, und die absurden Anschuldigungen, womit man den Pöbel gegen mich aufhetzte, sind seitdem, ohne daß ich mich zu einer Wider-

rede herabzulassen brauchte, aufs kläglichste verschollen. Die Zeit übernahm meine Rechtfertigung und auch die respektiven deutschen Regierungen, ich muß es dankbar anerkennen, haben sich in dieser Beziehung verdient um mich gemacht. Die Verhaftsbefehle, die von der deutschen Grenze an, auf jeder Station die Heimkehr des Dichters mit Sehnsucht erwarten, werden gehörig renoviert, jedes Jahr, um die heilige Weihnachtszeit, wenn an den Christbäumen die gemütlichen Lämpchen funkeln. Wegen solcher Unsicherheit der Wege, wird mir das Reisen in den deutschen Gauen schier verleidet, ich feiere deshalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beschließen. Die wackern Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmütigkeit und des Knechtsinns beschuldigten, gehen unterdessen im Vaterlande sehr sicher umher, als wohlbestallte Staatsdiener, oder als Würdeträger einer Gilde, oder als Stammgäste eines Klubs, wo sie sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vater Rhein und an meerumschlungenen schleswig-holsteinschen Austern.

Ich habe oben mit besonderer Absicht angedeutet, in welcher Periode der „Atta Troll" entstanden ist. Damals blühte die sogenannte politische Dichtkunst. Die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität. Es erhub sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ozean von Allgemeinheiten stürzte, und mich immer an den amerikanischen Matrosen erinnerte, welcher für den General Jackson so überschwenglich begeistert war, daß er einst von der Spitze eines Mastbaums ins Meer hinabsprang, indem er ausrief: „Ich sterbe für den General Jackson!" Ja, obgleich wir Deutschen noch keine Flotte besaßen, so hatten wir doch schon viele begeisterte Matrosen, die für den General Jackson starben, in Versen und in Prosa. Das Talent war damals eine sehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterlosigkeit. Die scheelsüchtige Impotenz hatte endlich, nach tausendjährigem Nachgrübeln, ihre große Waffe gefunden gegen die Übermüten des Genius; sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: die braven Leute seien freilich in

der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftstellers, der es sich als ein besonderes Verdienst anrechnete, daß er nicht schreiben könne; für seinen hölzernen Stil bekam er einen silbernen Ehrenbecher.

Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten, zumal in der Poesie. Wie eine solche Vertretung das große Geschäft meines Lebens war, so habe ich sie am allerwenigsten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelassen, und sowohl Tonart als Stoff desselben war ein Protest gegen die Plebiscita der Tagestribünen. Und in der Tat, schon die ersten Fragmente, die vom „Atta Troll" gedruckt wurden, erregten die Galle meiner Charakterhelden, meiner Römer, die mich nicht bloß der literarischen, sondern auch der gesellschaftlichen Reaktion, ja sogar der Verhöhnung heiligster Menschheitsideen beschuldigten. Was den ästhetischen Wert meines Poems betrifft, so gab ich ihn gern preis, wie ich es auch heute noch tue; ich schrieb dasselbe zu meiner eignen Lust und Freude, in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt, und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe. In dieser Beziehung ist mein Gedicht vielleicht verwerflich. Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es gibt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, daß selbst ein Apollo sich darin als eine Karikatur abspiegeln muß und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott.

Noch ein Wort. Bedarf es einer besondern Verwahrung, daß die Parodie eines Freiligrathschen Gedichtes, welche aus dem „Atta Troll" manchmal mutwillig hervorkichert, und gleichsam seine komische Unterlage bildet, keineswegs eine Mißwürdigung des Dichters bezweckt? Ich schätze denselben hoch,

zumal jetzt, und ich zähle ihn zu den bedeutendsten Dichtern, die seit der Juliusrevolution in Deutschland aufgetreten sind. Seine erste Gedichtesammlung kam mir sehr spät zu Gesicht, nämlich eben zur Zeit als der „Atta Troll" entstand. Es mochte wohl an meiner damaligen Stimmung liegen, daß namentlich der „Mohrenfürst" so belustigend auf mich wirkte. Diese Produktion wird übrigens als die gelungenste gerühmt. Für Leser, welche diese Produktion gar nicht kennen — und es mag deren wohl in China und Japan geben, sogar am Niger und am Senegal — für diese bemerke ich, daß der Mohrenkönig, der zu Anfang des Gedichtes aus seinem weißen Zelte, wie eine Mondfinsternis, hervortritt, auch eine schwarze Geliebte besitzt, über deren dunkles Antlitz die weißen Straußfedern nicken. Aber kriegsmutig verläßt er sie, er zieht in die Negerschlacht, wo da rasselt die Trommel mit Schädeln behangen — ach, er findet dort sein schwarzes Waterloo und wird von den Siegern an die Weißen verkauft. Diese schleppen den edlen Afrikaner nach Europa, und hier finden wir ihn wieder im Dienste einer herumziehenden Reutergesellschaft, die ihm, bei ihren Kunstvorstellungen, die türkische Trommel anvertraut hat. Da steht er nun, finster und ernsthaft, am Eingange der Reitbahn und trommelt, doch während des Trommelns denkt er an seine ehemalige Größe, er denkt daran, daß er einst ein absoluter Monarch war, am fernen, fernen Niger, und daß er gejagt den Löwen, den Tiger —

„Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang."

Geschrieben zu Paris im Dezember 1846.

Heinrich Heine.

Kaput I.

Rings umragt von dunklen Bergen
Die sich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Wasserstürzen
Eingelullet, wie ein Traumbild,

Liegt im Tal das elegante
Cauterets. Die weißen Häuschen
Mit Balkonen; schöne Damen
Stehn darauf und lachen herzlich.

Herzlich lachend schaun sie nieder
Auf den wimmelnd bunten Marktplatz,
Wo da tanzen Bär und Bärin,
Bei des Dudelsackes Klängen.

Atta Troll und seine Gattin,
Die geheißen schwarze Mumma,
Sind die Tänzer, und es jubeln
Vor Bewundrung die Baskesen.

Steif und ernsthaft, mit Grandezza,
Tanzt der edle Atta Troll,
Doch der zott'gen Ehehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anstand.

Ja, es will mich schier bedünken,
Daß sie manchmal cancaniere
Und gemütlos frechen Steißwurfs
An die Grand'-Chaumière erinn're.

Auch der wackre Bärenführer,
Der sie an der Kette leitet,
Scheint die Immoralität
Ihres Tanzes zu bemerken.

Und er langt ihr manchmal über
Ein'ge Hiebe mit der Peitsche,
Und die schwarze Mumma heult dann
Daß die Berge widerhallen.

Dieser Bärenführer trägt
Sechs Madonnen auf dem Spitzhut,
Die sein Haupt vor Feindeskugeln
Oder Läusen schützen sollen.

Über seine Schulter hängt
Eine bunte Altardecke,
Die als Mantel sich gebärdet;
Drunter lauscht Pistol und Messer.

War ein Mönch in seiner Jugend,
Später ward er Räuberhauptmann,
Beides zu verein'gen nahm er
Endlich Dienste bei Don Carlos.

Als Don Carlos fliehen mußte
Mit der ganzen Tafelrunde,
Und die meisten Paladine
Nach honettem Handwerk griffen —

(Herr Schnapphanski wurde Autor) —
Da ward unser Glaubensritter
Bärenführer, zog durchs Land
Mit dem Atta Troll und Mumma.

Und er läßt die beiden tanzen
Vor dem Volke, auf den Märkten; —
Auf dem Markt von Cauterets
Tanzt gefesselt Atta Troll!

Atta Troll, der einst gehauset,
Wie ein stolzer Fürst der Wildnis,
Auf den freien Bergeshöhen,
Tanzt im Tal vor Menschenpöbel!

Und sogar für schnödes Geld
Muß er tanzen, er, der weiland,
In des Schreckens Majestät
Sich so welterhaben fühlte!

Denkt er seiner Jugendtage,
Der verlornen Waldesherrschaft,
Dann erbrummen dunkle Laute
Aus der Seele Atta Trolls;

Finster schaut er wie ein schwarzer
Freiligrathscher Mohrenfürst,
Und wie dieser schlecht getrommelt,
Also tanzt er schlecht vor Ingrimm.

Doch statt Mitgefühl erregt er
Nur Gelächter. Selbst Juliette
Lacht herunter vom Balkone
Ob den Sprüngen der Verzweiflung. — —

Juliette hat im Busen
Kein Gemüt, sie ist Französin,
Lebt nach außen; doch ihr Äuß'res
Ist entzückend, ist bezaubernd.

Ihre Blicke sind ein süßes
Strahlennetz, in dessen Maschen
Unser Herz, gleich einem Fischlein
Sich verfängt und zärtlich zappelt.

Kaput II.

Daß ein schwarzer Freiligrathscher
Mohrenfürst sehnsüchtig lospaukt
Auf das Fell der großen Trommel,
Bis es prasselnd laut entzweispringt:

Das ist wahrhaft trommelrührend
Und auch trommelfellerschütternd —
Aber denkt euch einen Bären,
Der sich von der Kette losreißt!

Die Musik und das Gelächter
Sie verstummen, und mit Angstschrei
Stürzt vom Markte fort das Volk,
Und die Damen sie erbleichen.

Ja, von seiner Sklavenfessel
Hat sich plötzlich losgerissen
Atta Troll. Mit wilden Sprüngen
Durch die engen Straßen rennend —

(Jeder macht ihm höflich Platz) —
Klettert er hinauf die Felsen,
Schaut hinunter, wie verhöhnend,
Und verschwindet im Gebirge.

Auf dem leeren Marktplatz bleiben
Ganz allein die schwarze Mumma
Und der Bärenführer. Rasend
Schmeißt er seinen Hut zur Erde,

Trampelt drauf, er tritt mit Füßen
Die Madonnen! reißt die Decke
Sich vom scheußlich nackten Leib,
Flucht und jammert über Undank,

Über schwarzen Bärenundank!
Denn er habe Atta Troll
Stets wie einen Freund behandelt
Und im Tanzen unterrichtet.

Alles hab' er ihm zu danken,
Selbst das Leben! Bot man doch
Ihm vergebens hundert Taler
Für die Haut des Atta Troll!

Auf die arme schwarze Mumma,
Die, ein Bild des stummen Grames,
Flehend, auf den Hintertatzen,
Vor dem Hocherzürnten stehn blieb,

Fällt des Hocherzürnten Wut
Endlich doppelt schwer, er schlägt sie,
Nennt sie Königin Christine,
Auch Frau Munoz und Putana. — —

Das geschah an einem schönen,
Warmen Sommernachmittage,
Und die Nacht, die jenem Tage
Lieblich folgte war süperbe.

Ich verbrachte fast die Hälfte
Jener Nacht auf dem Balkone.
Neben mir stand Juliette
Und betrachtete die Sterne.

Seufzend sprach sie: „Ach, die Sterne
Sind am schönsten in Paris,
Wenn sie dort, des Winterabends,
In dem Straßenkot sich spiegeln."

Kaput III.

Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung!

Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.

Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgertums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwut,
Das pathetisch stampft und wiehert!

Goldbeschlagen sind die Hufen
Meines weißen Flügelrößleins,
Perlenschnüre sind die Zügel,
Und ich lass' sie lustig schießen.

Trage mich wohin du willst!
Über luftig steilen Bergpfad,
Wo Kaskaden angstvoll kreischend
Vor des Unsinns Abgrund warnen!

Trage mich durch stille Täler,
Wo die Eichen ernsthaft ragen
Und den Wurzelknorrn entrieselt
Uralt süßer Sagenquell!

Laß mich trinken dort und nässen
Meine Augen — ach, ich lechze
Nach dem lichten Wunderwasser,
Welches sehend macht und wissend.

Jede Blindheit weicht! Mein Blick
Dringt bis in die tiefste Steinkluft,
In die Höhle Atta Trolls —
Ich verstehe seine Reden!

Sonderbar! wie wohlbekannt
Dünkt mir diese Bärensprache!
Hab' ich nicht in teurer Heimat
Früh vernommen diese Laute?

Kaput IV.

Ronceval, du edles Tal!
Wenn ich deinen Namen höre,
Bebt und duftet mir im Herzen
Die verscholl'ne blaue Blume!

Glänzend steigt empor die Traumwelt,
Die jahrtausendlich versunken,
Und die großen Geisteraugen
Schaun mich an, daß ich erschrecke!

Und es klirrt und tost! Es kämpfen
Sarazen und Frankenritter;
Wie verzweifelnd, wie verblutend
Klingen Rolands Waldhornrufe!

In dem Tal von Ronceval,
Unfern von der Rolandsscharte —
So geheißen, weil der Held,
Um sich einen Weg zu bahnen,

Mit dem guten Schwert Duranda
Also todesgrimmig einhieb
In die Felswand, daß die Spuren
Bis auf heut'gem Tage sichtbar —

Dort in einer düstren Steinschlucht,
Die umwachsen von dem Buschwerk
Wilder Tannen, tief verborgen,
Liegt die Höhle Atta Trolls.

Dort, im Schoße der Familie,
Ruht er aus von den Strapazen
Seiner Flucht und von der Mühsal
Seiner Völkerschau und Weltfahrt.

Süßes Wiedersehn! Die Jungen
Fand er in der teuren Höhle,
Wo er sie gezeugt mit Mumma;
Söhne vier und Töchter zwei.

Wohlgeleckte Bärenjungfrau'n,
Blond von Haar, wie Pred'gerstöchter;
Braun die Buben, nur der jüngste
Mit dem einz'gen Ohr ist schwarz.

Dieser jüngste war das Herzblatt
Seiner Mutter, die ihm spielend
Abgebissen einst ein Ohr;
Und sie fraß es auf vor Liebe.

Ist ein genialer Jüngling,
Für Gymnastik sehr begabt,
Und er schlägt die Purzelbäume
Wie der Turnkunstmeister Maßmann.

Blüte autochthoner Bildung,
Liebt er nur die Muttersprache,
Lernte nimmer den Jargon
Des Hellenen und des Römlings.

Frisch und frei und fromm und fröhlich,
Ist verhaßt ihm alle Seife,
Luxus des modernen Waschens,
Wie dem Turnkunstmeister Maßmann.

Am genialsten ist der Jüngling,
Wenn er klettert auf dem Baume,
Der, entlang der steilsten Felswand
Aus der tiefen Schlucht emporsteigt

Und hinaufragt bis zur Koppe,
Wo des Nachts die ganze Sippschaft
Sich versammelt um den Vater,
Kosend in der Abendkühle.

Gern erzählt alsdann der Alte,
Was er in der Welt erlebte,
Wie er Menschen viel' und Städte
Einst gesehn, auch viel erduldet,

Gleich dem edlen Laertiaden,
Diesem nur darin unähnlich,
Daß die Gattin mit ihm reiste,
Seine schwarze Penelope.

Auch erzählt dann Atta Troll
Von dem kolossalen Beifall,
Den er einst durch seine Tanzkunst
Eingeerntet bei den Menschen.

Er versichert, jung und alt
Habe jubelnd ihn bewundert,
Wenn er tanzte auf den Märkten,
Bei der Sackpfeif' süßen Tönen.

Und die Damen ganz besonders,
Diese zarten Kennerinnen,
Hätten rasend applaudiert
Und ihm huldreich zugeäugelt.

O, der Künstlereitelkeiten!
Schmunzelnd denkt der alte Tanzbär
An die Zeit wo sein Talent
Vor dem Publico sich zeigte.

Übermannt von Selbstbegeistrung,
Will er durch die Tat bekunden,
Daß er nicht ein armer Prahlhans,
Daß er wirklich groß als Tänzer —

Und vom Boden springt er plötzlich,
Stellt sich auf die Hintertatzen,
Und wie ehmals tanzt er wieder
Seinen Leibtanz, die Gavotte.

Stumm, mit aufgesperrten Schnauzen,
Schauen zu die Bärenjungen,
Wie der Vater hin und her springt
Wunderbar im Mondenscheine.

Kaput V.

In der Höhle, bei den Seinen,
Liegt gemütskrank auf dem Rücken
Atta Troll, nachdenklich saugt er
An den Tatzen, saugt und brummt:

„Mumma, Mumma, schwarze Perle,
Die ich in dem Meer des Lebens
Aufgefischt, im Meer des Lebens
Hab' ich wieder dich verloren!

„Werd' ich nie dich wiedersehen,
Oder nur jenseits des Grabes,
Wo von Erdenzotteln frei
Sich verkläret deine Seele?

„Ach! vorher möcht' ich noch einmal
Lecken an der holden Schnauze,
Meiner Mumma, die so süße,
Wie mit Honigseim bestrichen!

„Möchte auch noch einmal schnüffeln
Den Geruch, der eigentümlich
Meiner teuren schwarzen Mumma,
Und wie Rosenduft so lieblich!

„Aber ach! die Mumma schmachtet
In den Fesseln jener Brut,
Die den Namen Menschen führet,
Und sich Herr'n der Schöpfung dünkelt.

„Tod und Hölle! Diese Menschen,
Diese Exzaristokraten,
Schau'n auf das gesamte Tierreich
Frech und adelstolz herunter,

„Rauben Weiber uns und Kinder,
Fesseln uns, mißhandeln, töten
Uns sogar, um zu verschachern
Unsre Haut und unsern Leichnam!

„Und sie glauben sich berechtigt
Solche Untat auszuüben
Ganz besonders gegen Bären,
Und sie nennen's Menschenrechte!

„Menschenrechte! Menschenrechte!
Wer hat euch damit belehnt?
Nimmer tat es die Natur,
Diese ist nicht unnatürlich.

„Menschenrechte! Wer gab euch
Diese Privilegien?
Wahrlich nimmer die Vernunft,
Die ist nicht so unvernünftig!

„Menschen, seid ihr etwa besser
Als wir andre, weil gesotten
Und gebraten eure Speisen?
Wir verzehren roh die unsern,

„Doch das Resultat am Ende
Ist dasselbe — nein, es adelt
Nicht die Atzung; der ist edel,
Welcher edel fühlt und handelt.

„Menschen, seid ihr etwa besser,
Weil ihr Wissenschaft und Künste
Mit Erfolg betreibt? Wir andre
Sind nicht auf den Kopf gefallen.

„Gibt es nicht gelehrte Hunde?
Und auch Pferde, welche rechnen
Wie Kommerzienräte? Trommeln
Nicht die Hasen ganz vorzüglich?

„Hat sich nicht in Hydrostatik
Mancher Biber ausgezeichnet?
Und verdankt man nicht den Störchen
Die Erfindung der Klistiere?

„Schreiben Esel nicht Kritiken?
Spielen Affen nicht Komödie?
Gibt es eine größ're Mimin
Als Batavia, die Meerkatz?

„Singen nicht die Nachtigallen?
Ist der Freiligrath kein Dichter?
Wer besäng' den Löwen besser
Als sein Landsmann das Kamel?

„In der Tanzkunst hab' ich selber
Es so weit gebracht wie Raumer
In der Schreibkunst — schreibt er besser
Als ich tanze, ich der Bär?

„Menschen, warum seid ihr besser
Als wir andre? Aufrecht tragt ihr
Zwar das Haupt, jedoch im Haupte
Kriechen niedrig die Gedanken.

„Menschen, seid ihr etwa besser
Als wir andre, weil eu'r Fell
Glatt und gleißend? Diesen Vorzug
Müßt ihr mit den Schlangen teilen.

„Menschenvolk, zweibein'ge Schlangen,
Ich begreife wohl, warum ihr
Hosen tragt! Mit fremder Wolle
Deckt ihr eure Schlangennacktheit.

„Kinder! hütet euch vor jenen
Unbehaarten Mißgeschöpfen!
Meine Töchter! Traut nur keinem
Untier, welches Hosen trägt!"

Weiter will ich nicht berichten,
Wie der Bär in seinem frechen
Gleichheitsschwindel räsonierte
Auf das menschliche Geschlecht.

Denn am Ende bin ich selber
Auch ein Mensch, und wiederholen
Will ich nimmer die Sottisen
Die am Ende sehr beleid'gend.

Ja, ich bin ein Mensch, bin besser
Als die andern Säugetiere;
Die Int'ressen der Geburt
Werd' ich nimmermehr verleugnen.

Und im Kampf mit andern Bestien
Werd' ich immer treulich kämpfen
Für die Menschheit, für die heil'gen
Angebornen Menschenrechte.

Kaput VI.

Doch es ist vielleicht ersprießlich
Für den Menschen, der den höhern
Viehstand bildet, daß er wisse
Was da unten räsoniert wird.

Ja, da unten in den düstern
Jammersphären der Gesellschaft,
In den niedern Tierweltschichten,
Brütet Elend, Stolz und Groll.

Was naturgeschichtlich immer
Also auch gewohnheitsrechtlich,
Seit Jahrtausenden bestanden,
Wird negiert mit frecher Schnauze.

Von den Alten wird den Jungen
Eingebrummt die böse Irrlehr,
Die auf Erden die Kultur
Und Humanität bedroht.

„Kinder!" — grommelt Atta Troll,
Und er wälzt sich hin und her
Auf dem teppichlosen Lager —
„Kinder uns gehört die Zukunft!

„Dächte jeder Bär, und dächten
Alle Tiere so wie ich,
Mit vereinten Kräften würden
Wir bekämpfen die Tyrannen.

„Es verbände sich der Eber
Mit dem Roß, der Elefant
Schlänge brüderlich den Rüssel
Um das Horn des wackern Ochsen;

„Bär und Wolf, von jeder Farbe,
Bock und Affe, selbst der Hase,
Wirkten ein'ge Zeit gemeinsam,
Und der Sieg könnt' uns nicht fehlen.

„Einheit, Einheit ist das erste
Zeitbedürfnis. Einzeln wurden
Wir geknechtet, doch verbunden
Übertölpeln wir die Zwingherrn.

„Einheit, Einheit! und wir siegen
Und es stürzt das Regiment
Schnöden Monopols! Wir stiften
Ein gerechtes Animalreich.

„Grundgesetz sei volle Gleichheit
Aller Gotteskreaturen,
Ohne Unterschied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.

„Strenge Gleichheit! Jeder Esel
Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
Und der Löwe soll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben.

„Was den Hund betrifft, so ist er
Freilich ein serviler Köter,
Weil Jahrtausende hindurch
Ihn der Mensch wie'n Hund behandelt;

„Doch in unserm Freistaat geben
Wir ihm wieder seine alten
Unveräußerlichen Rechte,
Und er wird sich bald veredeln.

„Ja, sogar die Juden sollen
Volles Bürgerrecht genießen,
Und gesetzlich gleichgestellt sein
Allen andern Säugetieren.

„Nur das Tanzen auf den Märkten
Sei den Juden nicht gestattet;
Dies Amendement, ich mach' es
Im Int'resse meiner Kunst.

„Denn der Sinn für Stil, für strenge
Plastik der Bewegung, fehlt
Jener Rasse, sie verdürben
Den Geschmack des Publikums."

Kaput VII.

Düster in der düstern Höhle,
Hockt im trauten Kreis der Seinen
Atta Troll, der Menschenfeind,
Und er brummt und fletscht die Zähne:

„Menschen, schnippische Canaillen!
Lächelt nur! Von eurem Lächeln
Wie von eurem Joch wird endlich
Uns der große Tag erlösen!

„Mich verletzte stets am meisten
Jenes sauersüße Zucken
Um das Maul — ganz unerträglich
Wirkt auf mich dies Menschenlächeln!

„Wenn ich in dem weißen Antlitz
Das fatale Zucken schaute
Drehten sich herum entrüstet
Mir im Bauche die Gedärme.

„Weit impertinenter noch,
Als durch Worte, offenbart sich
Durch das Lächeln eines Menschen
Seiner Seele tiefste Frechheit.

„Immer lächeln sie! Sogar
Wo der Anstand einen tiefen
Ernst erfordert, in der Liebe
Feierlichstem Augenblick!

„Immer lächeln sie! Sie lächeln
Selbst im Tanzen. Sie entweihen
Solchermaßen diese Kunst
Die ein Kultus bleiben sollte.

„Ja, der Tanz, in alten Zeiten,
War ein frommer Akt des Glaubens;
Um den Altar drehte heilig
Sich der priesterliche Reigen.

„Also vor der Bundeslade
Tanzte weiland König David;
Tanzen war ein Gottesdienst,
War ein Beten mit den Beinen!

„Also hab' auch ich den Tanz
Einst begriffen, wenn ich tanzte
Auf den Märkten vor dem Volk,
Das mir großen Beifall zollte.

„Dieser Beifall, ich gesteh' es,
Tat mir manchmal wohl im Herzen;
Denn Bewundrung selbst dem Feinde
Abzutrotzen, das ist süß!

„Aber selbst im Enthusiasmus
Lächeln sie. Ohnmächtig ist
Selbst die Tanzkunst, sie zu bessern,
Und sie bleiben stets frivol."

Kaput VIII.

Mancher tugendhafte Bürger
Duftet schlecht auf Erden, während
Fürstenknechte mit Lavendel
Oder Ambra parfümiert sind.

Jungfräuliche Seelen gibt es,
Die nach grüner Seife riechen,
Und das Laster hat zuweilen
Sich mit Rosenöl gewaschen.

Darum rümpfe nicht die Nase,
Teurer Leser, wenn die Höhle
Atta Trolls dich nicht erinnert
An Arabiens Spezerein.

Weile mit mir in dem Dunstkreis,
In dem trüben Mißgeruche
Wo der Held zu seinem Sohne
Wie aus einer Wolke spricht:

„Kind, mein Kind, du meiner Lenden
Jüngster Sprößling, leg' dein Einohr
An die Schnauze des Erzeugers
Und saug' ein mein ernstes Wort!

„Hüte dich vor Menschendenkart,
Sie verdirbt dir Leib und Seele;
Unter allen Menschen gibt es
Keinen ordentlichen Menschen.

„Selbst die Deutschen, einst die Bessern,
Selbst die Söhne Tuiskions,
Unsre Vettern aus der Urzeit,
Diese gleichfalls sind entartet.

„Sind jetzt glaubenlos und gottlos,
Pred'gen gar den Atheismus —
Kind, mein Kind, nimm dich in acht
Vor dem Feuerbach und Bauer!

„Werde nur kein Atheist,
So ein Unbär ohne Ehrfurcht
Vor dem Schöpfer — ja, ein Schöpfer
Hat erschaffen dieses Weltall!

„In der Höhe, Sonn' und Mond,
Auch die Sterne, (die geschwänzten
Gleichfalls wie die ungeschwänzten)
Sind der Abglanz seiner Allmacht.

„In der Tiefe, Land und Meer,
Sind das Echo seines Ruhmes,
Und jedwede Kreatur
Preiset seine Herrlichkeiten.

„Selbst das kleinste Silberläuschen,
Das im Bart des greisen Pilgers
Teilnimmt an der Erdenwallfahrt,
Singt des Ew'gen Lobgesang!

„Droben in dem Sternenzelte,
Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
Weltregierend, majestätisch,
Sitzt ein kolossaler Eisbär.

Fleckenlos und schneeweiß glänzend
Ist sein Pelz; es schmückt sein Haupt
Eine Kron' von Diamanten,
Die durch alle Himmel leuchtet.

„In dem Antlitz Harmonie
Und des Denkens stumme Taten;
Mit dem Zepter winkt er nur
Und die Sphären klingen, singen.

„Ihm zu Füßen sitzen fromm
Bärenheil'ge, die auf Erden
Still geduldet, in den Tatzen
Ihres Märtyrertumes Palmen.

„Manchmal springt der eine auf,
Auch der andre, wie vom heil'gen
Geist geweckt, und sieh! da tanzen
Sie den feierlichsten Hochtanz —

„Hochtanz, wo der Strahl der Gnade
Das Talent entbehrlich machte,
Und vor Seligkeit die Seele
Aus der Haut zu springen sucht!

„Werde ich unwürd'ger Troll
Einstens solchen Heils teilhaftig?
Und aus irdisch niedrer Trübsal
Übergehn ins Reich der Wonne?

„Werd' ich selber, himmelstrunken,
Droben in dem Sternenzelte,
Mit der Glorie, mit der Palme,
Tanzen vor dem Thron des Herrn?"

Kaput IX.

Wie die scharlachrote Zunge,
Die ein schwarzer Freiligräth'scher
Mohrenfürst verhöhnend grimmig
Aus dem düstern Maul hervorstreckt:

Also tritt der Mond aus dunkelm
Wolkenhimmel. Fernher brausen
Wasserstürze, ewig schlaflos
Und verdrießlich in der Nacht.

Atta Troll steht auf der Koppe
Seines Lieblingsfelsens, einsam,
Einsam, und er heult hinunter
In den Nachtwind, in den Abgrund:

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es
Bin es, den ihr Zottelbär,
Brummbär, Isegrim und Petz
Und Gott weiß, wie sonst noch nennet.

„Ja, ich bin ein Bär, ich bin es,
Bin die ungeschlachte Bestie,
Bin das plumpe Trampeltier,
Eures Hohnes, eures Lächelns!

„Bin die Zielscheib' eures Witzes,
Bin das Ungetüm, womit
Ihr die Kinder schreckt des Abends,
Die unart'gen Menschenkinder.

„Bin das rohe Spottgebilde
Eurer Ammenmärchen, bin es,
Und ich ruf' es laut hinunter
In die schnöde Menschenwelt.

„Hört es, hört, ich bin ein Bär,
Nimmer schäm' ich mich des Ursprungs
Und bin stolz darauf, als stammt' ich
Ab von Moses Mendelssohn!"

Kaput X.

Zwo Gestalten, wild und mürrisch,
Und auf allen vieren rutschend,
Brechen Bahn sich durch den dunklen
Tannengrund, um Mitternacht.

Das ist Atta Troll, der Vater,
Und sein Söhnchen, Junker Einohr.
Wo der Wald sich dämmernd lichtet,
Bei dem Blutstein, stehn sie stille.

„Dieser Stein" — brummt Atta Troll —
„Ist der Altar, wo Druiden
In der Zeit des Aberglaubens
Menschenopfer abgeschlachtet.

„O, der schauderhaften Greuel!
Denk' ich dran, sträubt sich das Haar
Auf dem Rücken mir — Zur Ehre
Gottes wurde Blut vergossen!

„Jetzt sind freilich aufgeklärter
Diese Menschen, und sie töten
Nicht einander mehr aus Eifer
Für die himmlischen Int'ressen; —

„Nein, nicht mehr der fromme Wahn,
Nicht die Schwärmerei, nicht Tollheit,
Sondern Eigennutz und Selbstsucht
Treibt sie jetzt zu Mord und Totschlag.

„Nach den Gütern dieser Erde
Greifen alle um die Wette,
Und das ist ein ew'ges Raufen,
Und ein jeder stiehlt für sich!

„Ja, das Erbe der Gesamtheit
Wird dem Einzelnen zur Beute,
Und von Rechten des Besitzes
Spricht er dann, von Eigentum!

„Eigentum! Recht des Besitzes!
O, des Diebstahls! O, der Lüge!
Solch Gemisch von List und Unsinn
Konnte nur der Mensch erfinden.

„Keine Eigentümer schuf
Die Natur, denn taschenlos,
Ohne Taschen in den Pelzen,
Kommen wir zur Welt, wir alle.

„Keinem von uns allen wurden
Angeboren solche Säckchen
In dem äußern Leibesfelle,
Um den Diebstahl zu verbergen.

„Nur der Mensch, das glatte Wesen,
Das mit fremder Wolle künstlich
Sich bekleidet, wußt' auch künstlich
Sich mit Taschen zu versorgen.

„Eine Tasche! Unnatürlich
Ist sie wie das Eigentum,
Wie die Rechte des Besitzes —
Taschendiebe sind die Menschen!

„Glühend haß' ich sie! Vererben
Will ich dir, mein Sohn, den Haß.
Hier auf diesem Altar sollst du
Ew'gen Haß den Menschen schwören!

„Sei der Todfeind jener argen
Unterdrücker, unversöhnlich,
Bis ans Ende deiner Tage, —
Schwör' es, schwör' es hier, mein Sohn!"

Und der Jüngling schwur, wie eh'mals
Hannibal. Der Mond beschien
Gräßlich gelb den alten Blutstein
Und die beiden Misanthropen. — —

Später wollen wir berichten
Wie der Jungbär treu geblieben
Seinem Eidschwur; unsre Leier
Feiert ihn im nächsten Epos.

Was den Atta anbetrifft,
So verlassen wir ihn gleichfalls,
Doch um später ihn zu treffen,
Desto sichrer, mit der Kugel.

Deine Untersuchungsakten,
Hochverräter an der Menschheit
Majestät! sind jetzt geschlossen;
Morgen wird auf dich gefahndet.

Kaput XI.

Wie verschlaf'ne Bajaderen
Schau'n die Berge, stehen fröstelnd
In den weißen Nebelhemden,
Die der Morgenwind bewegt.

Doch sie werden bald ermuntert
Von dem Sonnengott, er streift
Ihnen ab die letzte Hülle
Und bestrahlt die nackte Schönheit!

In der Morgenfrühe war ich
Mit Laskaro ausgezogen
Auf die Bärenjagd. Um Mittag
Kamen wir zum Pont d'Espagne.

So geheißen ist die Brücke,
Die aus Frankreich führt nach Spanien,
Nach dem Land der Westbarbaren,
Die um tausend Jahr zurück sind.

Sind zurück um tausend Jahre
In moderner Weltgesittung —
Meine eignen Ostbarbaren
Sind es nur um ein Jahrhundert.

Zögernd, fast verzagt, verließ ich
Den geweihten Boden Frankreichs,
Dieses Vaterlands der Freiheit
Und der Frauen, die ich liebe.

Mitten auf dem Pont d'Espagne
Saß ein armer Spanier. Elend
Lauschte aus des Mantels Löchern,
Elend lauschte aus den Augen.

Eine alte Mandoline
Kneipte er mit magern Fingern;
Schriller Mißlaut, der verhöhnend
Aus den Klüften widerhallte.

Manchmal beugt' er sich hinunter
Nach dem Abgrund und er lachte,
Klimperte nachher noch toller
Und er sang dabei die Worte:

„Mitten drin in meinem Herzen
Steht ein kleines güldnes Tischchen,
Um das kleine güldne Tischchen
Stehn vier kleine güldne Stühlchen.

„Auf den güldnen Stühlchen sitzen
Kleine Dämchen, güldne Pfeile
Im Chignon; sie spielen Karten,
Aber Klara nur gewinnt.

„Sie gewinnt und lächelt schalkhaft,
Ach! in meinem Herzen, Klara,
Wirst du jedesmal gewinnen,
Denn du hast ja alle Trümpfe." —

Weiter wandernd, zu mir selber
Sprach ich: Sonderbar, der Wahnsinn
Sitzt und singt auf jener Brücke,
Die aus Frankreich führt nach Spanien.

Ist der tolle Bursch' das Sinnbild
Vom Ideentausch der Länder?
Oder ist er seines Volkes
Sinnverrücktes Titelblatt?

Gegen Abend erst erreichten
Wir die klägliche Posada,
Wo die Ollea Potrida
Dampfte in der schmutz'gen Schüssel.

Dorten aß ich auch Garbanzos,
Groß und schwer wie Flintenkugeln,
Unverdaulich selbst dem Deutschen,
Der mit Klößen aufgewachsen.

Und ein Seitenstück der Küche
War das Bett. Ganz mit Insekten
Wie gepfeffert. — Ach! die Wanzen
Sind des Menschen schlimmste Feinde.

Schlimmer als der Zorn von tausend
Elefanten ist die Feindschaft
Einer einz'gen kleinen Wanze,
Die auf deinem Lager kriecht.

Mußt dich ruhig beißen lassen —
Das ist schlimm — Noch schlimmer ist es,
Wenn du sie zerdrückst: der Mißduft
Quält dich dann die ganze Nacht.

Ja, das Schrecklichste auf Erden
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient —
Das Duell mit einer Wanze!

Kaput XII.

Wie sie schwärmen, die Poeten,
Selbst die zahmen! und sie singen
Und sie sagen: die Natur
Sei ein großer Tempel Gottes;

Sei ein Tempel, dessen Prächte
Von dem Ruhm des Schöpfers zeugten,
Sonne, Mond und Sterne hingen
Dort als Lampen in der Kuppel.

Immerhin, ihr guten Leute!
Doch gesteht, in diesem Tempel
Sind die Treppen unbequem —
Niederträchtig schlechte Treppen!

Dieses Ab- und Niedersteigen,
Bergaufklimmen und das Springen
Über Blöcke, es ermüdet
Meine Seel' und meine Beine.

Neben mir schritt der Laskaro,
Blaß und lang, wie eine Kerze;
Niemals spricht er, niemals lacht er,
Er, der tote Sohn der Hexe.

Ja, es heißt, er sei ein Toter,
Längst verstorben, doch der Mutter,
Der Uraka, Zauberkünste
Hielten scheinbar ihn am Leben. —

Die verwünschten Tempeltreppen!
Daß ich stolpernd in den Abgrund
Nicht den Hals gebrochen mehrmals,
Ist mir heut' noch unbegreiflich.

Wie die Wasserstürze kreischten!
Wie der Wind die Tannen peitschte,
Daß sie heulten! Plötzlich platzten
Auch die Wolken — schlechtes Wetter!

In der kleinen Fischerhütte,
An dem Lac de Gobe fanden
Wir ein Obdach und Forellen;
Diese aber schmeckten köstlich.

In dem Polsterstuhle lehnte,
Krank und grau, der alte Fährmann.
Seine beiden schönen Nichten,
Gleich zwei Engeln, pflegten seiner.

Dicke Engel, etwas flämisch,
Wie entsprungen aus dem Rahmen
Eines Rubens: goldne Locken,
Kerngesunde, klare Augen,

Grübchen in Zinnoberwangen,
Drin die Schalkheit heimlich kichert,
Und die Glieder stark und üppig,
Lust und Furcht zugleich erregend.

Hübsche, herzliche Geschöpfe,
Die sich köstlich disputierten:
Welcher Trank dem siechen Oheim
Wohl am besten munden würde?

Reicht die eine ihm die Schale
Mit gekochten Lindenblüten,
Dringt die andre auf ihn ein
Mit Holunderblumen-Aufguß.

„Keins von beiden will ich saufen" —
Rief der Alte ungeduldig —
„Holt mir Wein, daß ich den Gästen
Einen bessern Trunk kredenze!"

Ob es wirklich Wein gewesen,
Was ich trank am Lac de Gobe,
Weiß ich nicht. In Braunschweig hätt' ich
Wohl geglaubt, es wäre Mumme.

Von dem besten schwarzen Bocksfell
War der Schlauch; er stank vorzüglich.
Doch der Alte trank so freudig,
Und er ward gesund und heiter.

Er erzählte uns die Taten
Der Banditen und der Schmuggler,
Die da hausen, frei und frank,
In den Pyrenäenwäldern.

Auch von älteren Geschichten
Wußt' er viele, unter andern
Auch die Kämpfe der Giganten
Mit den Bären in der Vorzeit.

Ja, die Riesen und die Bären
Stritten weiland um die Herrschaft
Dieser Berge, dieser Täler,
Eh' die Menschen eingewandert.

Bei der Menschen Ankunft flohen
Aus dem Lande fort die Riesen,
Wie verblüfft; denn wenig Hirn
Steckt in solchen großen Köpfen.

Auch behauptet man: die Tölpel,
Als sie an das Meer gelangten
Und gesehn, wie sich der Himmel
In der blauen Flut gespiegelt,

Hätten sie geglaubt, das Meer
Sei der Himmel, und sie stürzten
Sich hinein mit Gottvertrauen;
Seien sämtlich dort ersoffen.

Was die Bären anbeträfe,
So vertilge jetzt der Mensch
Sie allmählich, jährlich schwände
Ihre Zahl in dem Gebirge.

„So macht einer" — sprach der Alte —
„Platz dem andern auf der Erde.
Nach dem Untergang der Menschen
Kommt die Herrschaft an die Zwerge,

„An die winzig klugen Leutchen,
Die im Schoß der Berge hausen,
In des Reichtums goldnen Schachten,
Emsig klaubend, emsig sammelnd.

„Wie sie lauern aus den Löchern,
Mit den pfiffig kleinen Köpfchen,
Sah ich selber oft im Mondschein,
Und mir graute vor der Zukunft!

„Vor der Geldmacht jener Knirpse!
Ach, ich fürchte, unsre Enkel
Werden sich wie dumme Riesen
In den Wasserhimmel flüchten!"

Kaput XIII.

In dem schwarzen Felsenkessel
Ruht der See, das tiefe Wasser.
Melancholisch bleiche Sterne
Schau'n vom Himmel. Nacht und Stille.

Nacht und Stille. Ruderschläge.
Wie ein plätscherndes Geheimnis
Schwimmt der Kahn. Des Fährmanns Rolle
Übernahmen seine Nichten.

Rudern flink und froh. Im Dunkeln
Leuchten manchmal ihre stämmig
Nackten Arme, sternbeglänzt,
Und die großen blauen Augen.

Mir zur Seite sitzt Laskaro,
Wie gewöhnlich blaß und schweigsam.
Mich durchschauert der Gedanke:
Ist er wirklich nur ein Toter?

Bin ich etwa selbst gestorben,
Und ich schiffe jetzt hinunter,
Mit gespenstischen Gefährten,
In das kalte Reich der Schatten?

Dieser See, ist er des Styxes
Düstre Flut? Läßt Proserpine,
In Ermangelung des Charon,
Mich durch ihre Zofen holen?

Nein, ich bin noch nicht gestorben
Und erloschen — in der Seele
Glüht mir noch und jauchzt und lodert
Die lebend'ge Lebensflamme.

Diese Mädchen, die das Ruder
Lustig schwingen und auch manchmal
Mit dem Wasser, das herabträuft,
Mich bespritzen, lachend, schäkernd —

Diese frischen, drallen Dirnen
Sind fürwahr nicht geisterhafte
Kammerkatzen aus der Hölle,
Nicht die Zofen Proserpinens!

Daß ich ganz mich überzeuge
Ihrer Oberweltlichkeit,
Und der eignen Lebensfülle
Auch tatsächlich mich versichre,

Drückt' ich hastig meine Lippen
Auf die roten Wangengrübchen,
Und ich machte den Vernunftschluß:
Ja, ich küsse, also leb' ich!

Angelangt ans Ufer, küßt' ich!
Noch einmal die guten Mädchen;
Nur in dieser Münze ließen
Sie das Fährgeld sich bezahlen.

Kaput XIV.

Aus dem sonn'gen Goldgrund lachen
Violette Bergeshöhen,
Und am Abhang klebt ein Dörfchen,
Wie ein keckes Vogelnest.

Als ich dort hinaufklomm, fand ich
Daß die Alten ausgeflogen
Und zurückgeblieben nur
Junge Brut, die noch nicht flügge.

Hübsche Bübchen, kleine Mädchen,
Fast vermummt in scharlachroten
Oder weißen wollnen Kappen;
Spielten Brautfahrt, auf dem Marktplatz.

Ließen sich im Spiel nicht stören,
Und ich sah, wie der verliebte
Mäuseprinz pathetisch kniete
Vor der Katzenkaiserstochter.

Armer Prinz! Er wird vermählt
Mit der Schönen. Mürrisch zankt sie,
Und sie beißt ihn, und sie frißt ihn;
Tote Maus, das Spiel ist aus.

Fast den ganzen Tag verweilt' ich
Bei den Kindern, und wir schwatzten
Sehr vertraut. Sie wollten wissen,
Wer ich sei und was ich triebe?

Lieben Freunde, — sprach ich — Deutschland
Heißt das Land, wo ich geboren;
Bären gibt es dort in Menge,
Und ich wurde Bärenjäger.

Manchem zog ich dort das Fell
Über seine Bärenohren.
Wohl mitunter ward ich selber
Stark gezaust von Bärentatzen.

Doch mit schlechtgeleckten Tölpeln
Täglich mich herumzubalgen
In der teuren Heimat, dessen
Ward ich endlich überdrüssig.

Und ich bin hierhergekommen
Beßres Weidwerk aufzusuchen;
Meine Kraft will ich versuchen
An dem großen Atta Troll.

Dieser ist ein edler Gegner,
Meiner würdig. Ach! in Deutschland
Hab' ich manchen Kampf bestanden,
Wo ich mich des Sieges schämte. — —

Als ich Abschied nahm, da tanzten
Um mich her die kleinen Wesen
Eine Ronde und sie sangen:
„Girofflino, Girofflette!"

Keck und zierlich trat zuletzt
Vor mir hin die Allerjüngste,
Knixte zweimal, dreimal, viermal,
Und sie sang mit feiner Stimme:

„Wenn der König mir begegnet,
Mach' ich ihm zwei Reverenzen,
Und begegnet mir die Kön'gin,
Mach' ich Reverenzen drei.

„Aber kommt mir gar der Teufel
In den Weg mit seinen Hörnern,
Knix' ich zweimal, dreimal, viermal —
Girofflino, Girofflette!"

„Girofflino, Girofflette!"
Wiederholt' das Chor, und neckend
Wirbelte um meine Beine
Sich der Ringeltanz und Singsang.

Während ich ins Tal hinabstieg,
Scholl mir nach, verhallend lieblich,
Immerfort, wie Vogelzwitschern:
„Girofflino, Girofflette!"

Caput XV.

Riesenhafte Felsenblöcke,
Mißgestaltet und verzerrt,
Schau'n mich an gleich Ungetümen,
Die versteinert, aus der Urzeit.

Seltsam! Graue Wolken schweben
Drüber hin, wie Doppelgänger;
Sind ein blödes Konterfei
Jener wilden Steinfiguren.

In der Ferne rast der Sturzbach,
Und der Wind heult in den Föhren;
Ein Geräusch, das unerbittlich
Und fatal wie die Verzweiflung.

Schauerliche Einsamkeiten!
Schwarze Dohlenscharen sitzen
Auf verwittert morschen Tannen,
Flattern mit den lahmen Flügeln.

Neben mir geht der Laskaro,
Blaß und schweigsam, und ich selber
Mag wohl wie der Wahnsinn aussehn,
Den der leid'ge Tod begleitet.

Eine häßlich wüste Gegend.
Liegt darauf ein Fluch? Ich glaube
Blut zu sehen an den Wurzeln
Jenes Baums, der ganz verkrüppelt.

Er beschattet eine Hütte,
Die verschämt sich in der Erde
Halb versteckt; wie furchtsam flehend
Schaut dich an das arme Strohdach.

Die Bewohner dieser Hütte
Sind Cagoten, Überbleibsel
Eines Stamms, der tief im Dunkeln
Sein zertretnes Dasein fristet.

In den Herzen der Baskesen
Würmelt heute noch der Abscheu
Vor Cagoten. Düstres Erbteil
Aus der düstern Glaubenszeit.

In dem Dome zu Bagnères
Lauscht ein enges Gitterpförtchen;
Dieses, sagte mir der Küster,
War die Türe der Cagoten.

Streng versagt war ihnen eh'mals
Jeder andre Kircheneingang,
Und sie kamen wie verstohlen
In das Gotteshaus geschlichen.

Dort auf einem niedern Schemel
Saß der Cargot, einsam betend
Und gesondert, wie verpestet,
Von der übrigen Gemeinde. —

Aber die geweihten Kerzen
Des Jahrhunderts flackern lustig,
Und das Licht verscheucht die bösen
Mittelalterlichen Schatten! —

Steh'n blieb draußen der Laskaro,
Während ich in des Cagoten
Niedre Hütte trat. Ich reichte
Freundlich meine Hand dem Bruder.

Und ich küßte auch sein Kind,
Das, am Busen seines Weibes
Angeklammert, gierig saugte;
Einer kranken Spinne glich es.

Kaput XVI.

Schaust du diese Bergesgipfel
Aus der Fern', so strahlen sie,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur,
Fürstlich stolz im Sonnenglanze.

Aber in der Nähe schwindet
Diese Pracht, und wie bei andern
Irdischen Erhabenheiten
Täuschten dich die Lichteffekte.

Was dir Gold und Purpur dünkte,
Ach, das ist nur eitel Schnee,
Eitel Schnee, der blöd und kläglich
In der Einsamkeit sich langweilt.

Oben in der Nähe hört' ich
Wie der arme Schnee geknistert,
Und den fühllos kalten Winden
All' sein weißes Elend klagte.

„O, wie langsam" — seufzt' er — „schleichen
In der Öde hier die Stunden!
Diese Stunden ohne Ende,
Wie gefror'ne Ewigkeiten!

„O, ich armer Schnee! O, wär' ich,
Statt auf diese Bergeshöhen,
Wär' ich doch ins Tal gefallen,
In das Tal, wo Blumen blühen!

„Hingeschmolzen wär' ich dann
Als ein Bächlein, und des Dorfes
Schönstes Mädchen wüsche lächelnd
Ihr Gesicht mit meiner Welle.

„Ja, ich wär' vielleicht geschwommen
Bis ins Meer, wo ich zur Perle
Werden konnte, um am Ende
Eine Königskron' zu zieren!"

Als ich diese Reden hörte,
Sprach ich: „Liebster Schnee, ich zweifle,
Daß im Tale solch ein glänzend
Schicksal dich erwartet hätte.

„Tröste dich. Nur wen'ge unten
Werden Perlen, und du fielest
Dort vielleicht in eine Pfütze,
Und ein Dreck wärst du geworden!"

Während ich in solcher Weise
Mit dem Schnee Gespräche führte,
Fiel ein Schuß, und aus den Lüften
Stürzt herab ein brauner Geier.

Späßchen war's von dem Laskaro,
Jägerspäßchen. Doch sein Antlitz
Blieb wie immer starr und ernsthaft.
Nur der Lauf der Flinte rauchte.

Eine Feder riß er schweigend
Aus dem Steiß des Vogels, steckte
Sie auf seinen spitzen Filzhut,
Und er schritt des Weges weiter.

Schier unheimlich war der Anblick,
Wie sein Schatten mit der Feder
Auf dem weißen Schnee der Koppen,
Schwarz und lang', sich hinbewegte.

Kaput XVII.

Ist ein Tal gleich einer Gasse,
Geisterhohlweg ist der Name;
Schroffe Felsen ragen schwindlicht
Hoch empor zu jeder Seite.

Dort, am schaurig steilsten Abhang,
Lugt ins Tal, wie eine Warte,
Der Uraka keckes Häuslein;
Dorthin folgt ich dem Laskaro.

Mit der Mutter hielt er Rat,
In geheimster Zeichensprache,
Wie der Atta Troll gelockt
Und getötet werden könne.

Denn wir hatten seine Fährte
Gut erspürt. Entrinnen konnt' er
Uns nicht mehr. Gezählt sind deine
Lebenstage, Atta Troll!

Ob die Alte, die Uraka,
Wirklich eine ausgezeichnet
Große Hexe, wie die Leute
In den Pyrenä'n behaupten,

Will ich nimmermehr entscheiden.
So viel weiß ich, daß ihr Äuß're
Sehr verdächtig. Sehr verdächtig
Triefen ihre roten Augen.

Bös und schielend ist der Blick;
Und es heißt, den armen Kühen,
Die sie anblickt, trockne plötzlich
In der Euter alle Milch.

Man versichert gar, sie habe,
Streichelnd mit den dürren Händen,
Manches fette Schwein getötet
Und sogar die stärksten Ochsen.

Solcherlei Verbrechens wurde
Sie zuweilen auch verklagt
Bei dem Friedensrichter. Aber
Dieser war ein Voltairianer,

Ein modernes, flaches Weltkind,
Ohne Tiefsinn, ohne Glauben,
Und die Kläger wurden skeptisch
Fast verhöhnend, abgewiesen.

Offiziell treibt die Uraka
Ein Geschäft, das sehr honett;
Denn sie handelt mit Bergkräutern
Und mit ausgestopften Vögeln.

Voll von solchen Naturalien
War die Hütte. Schrecklich rochen
Bilsenkraut und Kuckucksblumen,
Pissewurz und Totenlieder.

Eine Kollektion von Geiern
War vortrefflich aufgestellt,
Mit den ausgestreckten Flügeln
Und den ungeheuren Schnäbeln.

War's der Duft der tollen Pflanzen,
Der betäubend mir zu Kopf stieg?
Wundersam ward mir zu Mute
Bei dem Anblick dieser Vögel.

Sind vielleicht verwünschte Menschen,
Die durch Zauberkunst in diesem
Unglückse'gen, ausgestopften
Vogelzustand sich befinden.

Sehn mich an so starr und leidend,
Und zugleich so ungeduldig;
Manchmal scheinen sie auch scheu
Nach der Hexe hinzuschielen.

Diese aber, die Uraka,
Kauert neben ihrem Sohne,
Dem Laskaro, am Kamine.
Kochen Blei und gießen Kugeln.

Gießen jene Schicksalskugel,
Die den Atta Troll getötet.
Wie die Flammen hastig zuckten
Über das Gesicht der Hexe!

Sie bewegt die dünnen Lippen
Unaufhörlich, aber lautlos.
Murmelt sie den Drudensegen,
Daß der Kugelguß gedeihe?

Manchmal kichert sie und nickt sie
Ihrem Sohne. Aber dieser
Fördert sein Geschäft so ernsthaft
Und so schweigsam wie der Tod. —

Schwül bedrückt von Schauernissen,
Ging ich, freie Luft zu schöpfen,
An das Fenster, und ich schaute
Dort hinab ins weite Tal.

Was ich sah zu jener Stunde —
Zwischen Mitternacht und Eins —
Werd' ich treu und hübsch berichten
In den folgenden Kapiteln.

Kaput XVIII.

Und es war die Zeit des Vollmonds,
In der Nacht vor Sankt Johannis,
Wo der Spuk der wilden Jagd
Umzieht durch den Geisterhohlweg.

Aus dem Fenster von Urakas
Hexennest konnt' ich vortrefflich
Das Gespensterheer betrachten,
Wie es durch die Gasse hinzog.

Hatte einen guten Platz,
Den Spektakel anzuschauen;
Ich genoß den vollen Anblick
Grabentstiegner Totenfreude.

Peitschenknall, Hallo und Hussa!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Wie das jauchzend widerhallte!

Lief voraus, gleichsam als Vortrab,
Abenteuerliches Hochwild,
Hirsch' und Säue, rudelweis;
Hetzend hinterdrein die Meute.

Jäger aus verschiednen Zonen
Und aus gar verschiednen Zeiten;
Neben Nimrod von Assyrien
Ritt zum Beispiel Karl der Zehnte.

Hoch auf weißen Rossen sausten
Sie dahin. Zu Fuße folgten
Die Pikeure mit der Koppel
Und die Pagen mit den Fackeln.

Mancher in dem wüsten Zuge
Schien mir wohlbekannt — Der Ritter,
Der in goldner Rüstung glänzte,
War es nicht der König Artus?

Und Herr Ogier, der Däne,
Trug er nicht den schillernd grünen
Ringenpanzer, daß er aussah
Wie ein großer Wetterfrosch?

Auch der Helden des Gedankens
Sah ich manchen in dem Zuge.
Ich erkannte unsern Wolfgang
An dem heitern Glanz der Augen —

Denn verdammt von Hengstenberg,
Kann er nicht im Grabe ruhen,
Und mit heidnischem Gelichter
Setzt er fort des Lebens Jagdlust.

An des Mundes holdem Lächeln
Hab' ich auch erkannt den William,
Den die Puritaner gleichfalls
Einst verflucht; auch dieser Sünder

Muß das wilde Heer begleiten
Nachts auf einem schwarzen Rappen.
Neben ihm, auf einem Esel,
Ritt ein Mensch — Und, heil'ger Himmel!

An der matten Betermiene,
An der frommen weißen Schlafmütz,
An der Seelenangst, erkannt' ich
Unsern alten Freund Franz Horn!

Weil er einst das Weltkind Shakespeare
Kommentiert, muß jetzt der Ärmste
Nach dem Tode mit ihm reiten
Im Tumult der wilden Jagd!

Ach, mein stiller Franz muß reiten,
Er, der kaum gewagt zu gehen,
Er, der nur im Teegeschwätze
Und im Beten sich bewegte!

Werden nicht die alten Jungfern,
Die gehätschelt seine Ruhe,
Sich entsetzen, wenn sie hören,
Daß der Franz ein wilder Jäger!

Wenn es manchmal im Galopp geht,
Schaut der große William spöttisch
Auf den armen Kommentator,
Der im Eselstrab ihm nachfolgt,

Ganz ohnmächtig, fest sich krampend
An den Sattelknopf des Grauchens,
Doch im Tode, wie im Leben,
Seinem Autor treulich folgend.

Auch der Damen sah ich viele
In dem tollen Geisterzuge,
Ganz besonders schöne Nymphen,
Schlanke, jugendliche Leiber.

Rittlings saßen sie zu Pferde,
Mythologisch splitternackt;
Doch die Haare fielen lockicht
Lang herab, wie goldne Mäntel.

Trugen Kränze auf den Häuptern,
Und mit keck zurückgebog'nen,
Übermüt'gen Posituren
Schwangen sie belaubte Stäbe.

Neben ihnen sah ich ein'ge
Zugeknöpfte Ritterfräulein,
Schräg auf Damensätteln sitzend,
Und den Falken auf der Faust.

Parodistisch hinterdrein,
Auf Schindmähren, magern Kleppern,
Ritt ein Troß von komödiantisch
Aufgeputzten Weibspersonen,

Deren Antlitz reizend lieblich,
Aber auch ein bißchen frech.
Schrie'n, wie rasend, mit den vollen
Liederlich geschminkten Backen.

Wie das jubelnd widerhallte!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Peitschenknall, Hallo und Hussa!

Kaput XIX.

Aber als der Schönheit Kleeblatt
Ragten in des Zuges Mitten
Drei Gestalten — Nie vergess' ich
Diese holden Frauenbilder.

Leicht erkennbar war die eine
An dem Halbmond auf dem Haupte;
Stolz, wie eine reine Bildsäul',
Ritt einher die große Göttin.

Hochgeschürzte Tunika,
Brust und Hüfte halb bedeckend.
Fackellicht und Mondschein spielten
Lüstern um die weißen Glieder.

Auch das Antlitz weiß wie Marmor,
Und wie Marmor kalt. Entsetzlich
War die Starrheit und die Blässe
Dieser strengen edlen Züge.

Doch in ihrem schwarzen Auge
Loderte ein grauenhaftes
Und unheimlich süßes Feuer,
Seelenblendend und verzehrend.

Wie verändert ist Diana,
Die, im Übermut der Keuschheit,
Einst den Aktäon verhirschte
Und den Hunden preisgegeben!

Büßt sie jetzt für diese Sünde
In galantester Gesellschaft?
Wie ein spukend armes Weltkind
Fährt sie nächtlich durch die Lüfte.

Spät zwar, aber desto stärker
Ist erwacht in ihr die Wollust,
Und es brennt in ihren Augen
Wie ein wahrer Höllenbrand.

Die verlorne Zeit bereut sie,
Wo die Männer schöner waren,
Und die Quantität ersetzt ihr
Jetzt vielleicht die Qualität.

Neben ihr ritt eine Schöne,
Deren Züge nicht so griechisch
Streng gemessen, doch sie strahlten
Nun des Keltenstammes Anmut.

Dieses war die Fee Abunde,
Die ich leicht erkennen konnte
An der Süße ihres Lächelns
Und am herzlich tollen Lachen!

Ein Gesicht, gesund und rosig,
Wie gemalt von Meister Greuze,
Mund in Herzform, stets geöffnet,
Und entzückend weiße Zähne.

Trug ein flatternd blaues Nachtkleid,
Das der Wind zu lüften suchte —
Selbst in meinen besten Träumen
Sah ich nimmer solche Schultern!

Wenig fehlte und ich sprang
Aus dem Fenster, sie zu küssen!
Dieses wär' mir schlecht bekommen,
Denn den Hals hätt' ich gebrochen.

Ach! sie hätte nur gelacht,
Wenn ich unten in dem Abgrund
Blutend fiel zu ihren Füßen —
Ach! ich kenne solches Lachen!

Und das dritte Frauenbild,
Das dein Herz so tief bewegte,
War es eine Teufelinne
Wie die andern zwo Gestalten?

Ob's ein Teufel oder Engel,
Weiß ich nicht. Genau bei Weibern
Weiß man niemals, wo der Engel
Aufhört und der Teufel anfängt.

Auf dem glutenkranken Antlitz
Lag des Morgenlandes Zauber,
Auch die Kleider mahnten kostbar
An Scheherezadens Märchen.

Sanfte Lippen, wie Grenaten,
Ein gebognes Liliennäschen,
Und die Glieder schlank und kühlig
Wie die Palme der Oase.

Lehnte hoch auf weißem Zelter,
Dessen Goldzaum von zwei Mohren
Ward geleitet, die zu Fuß
An der Fürstin Seite trabten.

Wirklich eine Fürstin war sie,
War Judäas Königin,
Des Herodes schönes Weib,
Die des Täufers Haupt begehrt hat.

Dieser Blutschuld halber ward sie
Auch vermaledeit; als Nachtspuk
Muß sie bis zum jüngsten Tage
Reiten mit der wilden Jagd.

In den Händen trägt sie immer
Jene Schüssel mit dem Haupte
Des Johannes, und sie küßt es;
Ja, sie küßt das Haupt mit Inbrunst.

Denn sie liebte einst Johannem —
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —

Anders wär ja unerklärlich
Das Gelüste jener Dame —
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Mann's, den sie nicht liebt?

War vielleicht ein bißchen böse
Auf den Liebsten, ließ ihn köpfen;
Aber als sie auf der Schüssel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte sie und ward verrückt,
Und sie starb in Liebeswahnsinn.
(Liebeswahnsinn! Pleonasmus!
Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!)

Nächtlich auferstehend trägt sie,
Wie gesagt, das blut'ge Haupt
In der Hand, auf ihrer Jagdfahrt —
Doch mit toller Weiberlaune

Schleudert sie das Haupt zuweilen
Durch die Lüfte, kindisch lachend,
Und sie fängt es sehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

Als sie mir vorüberritt,
Schaute sie mich an und nickte
So kokett zugleich und schmachtend,
Daß mein tiefes Herz erbebte.

Dreimal auf und nieder wogend
Fuhr der Zug vorbei, und dreimal
Im Vorüberreiten grüßte
Mich das liebliche Gespenst.

Als der Zug bereits erblichen
Und verklungen das Getümmel,
Loderte mir im Gehirne
Immer fort der holde Gruß.

Und die ganze Nacht hindurch
Wälzte ich die müden Glieder
Auf der Streu — (denn Federbetten
Gab's nicht in Urakas Hütte) —

Und ich sann: was mag bedeuten
Das geheimnisvolle Nicken?
Warum hast du mich so zärtlich
Angesehn, Herodias?

Kaput XX.

Sonnenaufgang. Goldne Pfeile
Schießen nach den weißen Nebeln
Die sich röten, wie verwundet,
Und in Glanz und Licht zerrinnen.

Endlich ist der Sieg erfochten,
Und der Tag, der Triumphator,
Tritt, in strahlend voller Glorie,
Auf den Nacken des Gebirges.

Der Gevögel laute Sippschaft
Zwitschert in verborgnen Nestern,
Und ein Kräuterduft erhebt sich,
Wie'n Konzert von Wohlgerüchen.

In der ersten Morgenfrühe
Waren wir ins Tal gestiegen,
Und derweilen der Laskaro
Seines Bären Spur verfolgte,

Suchte ich die Zeit zu töten
Mit Gedanken. Doch das Denken
Machte mich am Ende müde
Und sogar ein bißchen traurig.

Endlich müd' und traurig sank ich
Nieder auf die weiche Moosbank,
Unter jener großen Esche,
Wo die kleine Quelle floß,

Die mit wunderlichem Plätschern
Also wunderlich betörte
Mein Gemüt, daß die Gedanken
Und das Denken mir vergingen.

Es ergriff mich wilde Sehnsucht
Wie nach Traum und Tod und Wahnsinn,
Und nach jenen Reiterinnen,
Die ich sah im Geisterheerzug.

O, ihr holden Nachtgesichte,
Die das Morgenrot verscheuchte,
Sagt, wohin seid ihr entflohen?
Sagt, wo hauset ihr am Tage?

Unter alten Tempeltrümmern,
Irgendwo in der Romagna,
(Also heißt es) birgt Diana
Sich vor Christi Tagesherrschaft.

Nur in mitternächt'gem Dunkel
Wagt sie es hervorzutreten,
Und sie freut sich dann des Weidwerks
Mit den heidnischen Gespielen.

Auch die schöne Fee Abunde
Fürchtet sich vor Nazarenern,
Und den Tag hindurch verweilt sie
In dem sichern Avalun.

Dieses Eiland liegt verborgen
Ferne, in dem stillen Meere
Der Romantik, nur erreichbar
Auf des Fabelrosses Flügeln.

Niemals ankert dort die Sorge,
Niemals landet dort ein Dampfschiff
Mit neugierigen Philistern,
Tabakspfeifen in den Mäulern.

Niemals dringt dorthin das blöde
Dumpf langweil'ge Glockenläuten,
Jene trüben Bumm-Bamm-Klänge,
Die den Feen so verhaßt.

Dort, in ungestörtem Frohsinn,
Und in ew'ger Jugend blühend,
Residiert die heitre Dame,
Unsre blonde Frau Abunde.

Lachend geht sie dort spazieren
Unter hohen Sonnenblumen,
Mit dem kosenden Gefolge
Weltentrückter Paladine.

Aber du, Herodias,
Sag, wo bist du? — Ach, ich weiß es
Du bist tot und liegst begraben
Bei der Stadt Jeruscholayim!

Starren Leichenschlaf am Tage
Schläfst du in dem Marmorsarge;
Doch um Mitternacht erweckt dich
Peitschenknall, Hallo und Hussa!

Und du folgst dem wilden Heerzug
Mit Dianen und Abunden,
Mit den heitern Jagdgenossen,
Denen Kreuz und Qual verhaßt ist!

Welche köstliche Gesellschaft!
Könnt' ich nächtlich mit euch jagen,
Durch die Wälder! Dir zur Seite
Ritt' ich stets, Herodias!

Denn ich liebe dich am meisten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du tote Jüdin!

Ja, ich liebe dich! Ich merk' es
An dem Zittern meiner Seele.
Liebe mich und sei mein Liebchen,
Schönes Weib, Herodias!

Liebe mich und sei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf
Samt der Schüssel, und genieße
Schmackhaft bessere Gerichte.

Bin so recht der rechte Ritter,
Den du brauchst — Mich kümmert's wenig,
Daß du tot und gar verdammt bist —
Habe keine Vorurteile —

Hapert's doch mit meiner eignen
Seligkeit, und ob ich selber
Noch dem Leben angehöre,
Daran zweifle ich zuweilen!

Nimm mich an als deinen Ritter,
Deinen Cavalier-servente;
Werde deinen Mantel tragen
Und auch alle deine Launen.

Jede Nacht, an deiner Seite,
Reit' ich mit dem wilden Heere,
Und wir kosen und wir lachen
Über meine tollen Reden.

Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht — Jedoch am Tage
Schwindet jede Lust, und weinend
Sitz' ich dann auf deinem Grabe.

Ja, am Tage sitz' ich weinend
Auf dem Schutt der Königsgrüfte,
Auf dem Grabe der Geliebten,
Bei der Stadt Jeruscholayim.

Alte Juden, die vorbeigehn,
Glauben dann gewiß, ich traure
Ob dem Untergang des Tempels
Und der Stadt Jeruscholayim.

Kaput XXI.

Argonauten ohne Schiff,
Die zu Fuß geh'n im Gebirge,
Und anstatt des goldnen Vließes
Nur ein Bärenfell erzielen —

Ach! wir sind nur arme Teufel,
Helden von modernem Zuschnitt,
Und kein klassischer Poet
Wird uns im Gesang verew'gen!

Und wir haben doch erlitten
Große Nöten! Welcher Regen
Überfiel uns auf der Koppe,
Wo kein Baum und kein Fiaker!

Wolkenbruch! (Das Bruchband platzte.)
Kübelweis stürzt' es herunter!
Jason ward gewiß auf Kolchis
Nicht durchnäßt von solchem Sturzbad.

„Einen Regenschirm! ich gebe
Sechsunddreißig Könige
Jetzt für einen Regenschirm!"
Rief ich, und das Wasser troff.

Sterbensmüde, sehr verdrießlich,
Wie begoss'ne Pudel kamen
Wir in später Nacht zurück
Nach der hohen Hexenhütte.

Dort am lichten Feuerherde
Saß Uraka und sie kämmte
Ihren großen, dicken Mops.
Diesem gab sie schnell den Laufpaß,

Um mit uns sich zu beschäft'gen.
Sie bereitete mein Lager,
Löste mir die Espardillen,
Dieses unbequeme Fußzeug,

Half mir beim Entkleiden, zog mir
Auch die Hosen aus; sie klebten
Mir am Beine, eng und treu,
Wie die Freundschaft eines Tölpels.

„Einen Schlafrock! Sechsunddreißig
Könige für einen trocknen
Schlafrock!" rief ich, und es dampfte
Mir das nasse Hemd am Leibe.

Fröstelnd, zähneklappernd stand ich
Eine Weile an dem Herde.
Wie betäubt vom Feuer sank ich
Endlich nieder auf die Streu.

Konnt' nicht schlafen. Blinzelnd schaut' ich
Nach der Hex', die am Kamin saß
Und den Oberleib des Sohnes,
Den sie ebenfalls entkleidet,

Auf dem Schoß hielt. Ihr zur Seite,
Aufrecht, stand der dicke Mops,
Und in seinen Vorderpfoten
Hielt er sehr geschickt ein Töpfchen.

Aus dem Töpfchen nahm Uraka
Rotes Fett, bestrich damit
Ihres Sohnes Brust und Rippen,
Rieb sie hastig, zitternd hastig.

Und derweil sie rieb und salbte,
Summte sie ein Wiegenliedchen,
Näselnd fein; dazwischen seltsam
Knisterten des Herdes Flammen.

Wie ein Leichnam, gelb und knöchern,
Lag der Sohn im Schoß' der Mutter;
Todestraurig, weit geöffnet
Starren seine bleichen Augen.

Ist er wirklich ein Verstorb'ner,
Dem die Mutterliebe nächtlich
Mit der stärksten Hexensalbe
Ein verzaubert Leben einreibt? —

Wunderlicher Fieberhalbschlaf!
Wo die Glieder bleiern müde
Wie gebunden, und die Sinne
Überreizt und gräßlich wach!

Wie der Kräuterduft im Zimmer
Mich gepeinigt! Schmerzlich grübelnd
Sann ich nach, wo ich dergleichen
Schon gerochen? Sann vergebens.

Wie der Windzug im Kamine
Mich geängstigt! Klang wie Ächzen
Von getrocknet armen Seelen —
Schienen wohlbekannte Stimmen.

Doch zumeist ward ich gequält
Von den ausgestopften Vögeln,
Die, auf einem Brett, zu Häupten
Neben meinem Lager standen.

Langsam schauerlich bewegten
Sie die Flügel, und sie beugten
Sich zu mir herab, mit langen
Schnäbeln, die wie Menschennasen.

Ach! wo hab' ich solche Nasen
Schon gesehn? War es zu Hamburg
Oder Frankfurt, in der Gasse?
Qualvoll dämmernd die Erinn'rung!

Endlich übermannte gänzlich
Mich der Schlaf, und an die Stelle
Wachender Phantasmen trat
Ein gesunder, fester Traum.

Und mir träumte, daß die Hütte
Plötzlich ward zu einem Ballsaal,
Der von Säulen hochgetragen
Und erhellt von Girandolen.

Unsichtbare Musikanten
Spielten aus Robert le Diable
Die verruchten Nonnentänze;
Ging dort ganz allein spazieren.

Endlich aber öffnen sich
Weit die Pforten, und es kommen,
Langsam feierlichen Schrittes,
Gar verwunderliche Gäste.

Lauter Bären und Gespenster!
Aufrecht wandelnd, führt ein jeder
Von den Bären ein Gespenst,
Das vermummt im weißen Grabtuch.

Solcherweis gepaart, begannen
Sie zu walzen, auf und nieder,
Durch den Saal. Kurioser Anblick!
Zum Erschrecken und zum Lachen!

Denn den plumpen Bären ward es
Herzlich sauer, Schritt zu halten
Mit den weißen Luftgebilden,
Die sich wirbelnd leicht bewegten.

Unerbittlich fortgerissen
Wurden jene armen Bestien,
Und ihr Schnaufen überdröhnte
Fast den Brummbaß des Orchesters.

Manchmal walzten sich die Paare
Auf den Leib, und dem Gespenste,
Das ihn anstieß, gab der Bär
Ein'ge Tritte in den Hintern.

Manchmal auch, im Tanzgetümmel,
Riß der Bär das Leichenlaken
Von dem Haupt des Tanzgenossen;
Kam ein Totenkopf zum Vorschein.

Endlich aber jauchzten schmetternd
Die Trompeten und die Zimbeln,
Und es donnerten die Pauken,
Und es kam die Galoppade.

Diese träumt' ich nicht zu Ende —
Denn ein ungeschlachter Bär
Trat mir auf die Hühneraugen,
Daß ich aufschrie und erwachte.

Kaput XXII.

Phöbus, in der Sonnendroschke,
Peitschte seine Flammenrosse,
Und er hatte schon zur Hälfte
Seine Himmelsfahrt vollendet —

Während ich im Schlafe lag
Und von Bären und Gespenstern,
Die sich wunderlich umschlangen,
Tolle Arabesken! träumte.

Mittags war's, als ich erwachte,
Und ich fand mich ganz allein.
Meine Wirtin und Laskaro
Gingen auf die Jagd schon frühe.

In der Hütte blieb zurück
Nur der Mops. Am Feuerherde
Stand er aufrecht vor dem Kessel,
In den Pfoten einen Löffel.

Schien vortrefflich abgerichtet,
Wenn die Suppe überkochte,
Schnell darin herumzurühren
Und die Blasen abzuschäumen.

Aber bin ich selbst behext?
Oder lodert mir im Kopfe
Noch das Fieber? Meinen Ohren
Glaub' ich kaum — es spricht der Mops!

Ja, er spricht, und zwar gemütlich
Schwäbisch ist die Mundart; träumend,
Wie verloren in Gedanken,
Spricht er folgendergestalt:

„O, ich armer Schwabendichter!
In der Fremde muß ich traurig
Als verwünschter Mops verschmachten,
Und den Hexenkessel hüten!

„Welch ein schändliches Verbrechen
Ist die Zauberei! Wie tragisch
Ist mein Schicksal: menschlich fühlen
In der Hülle eines Hundes!

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei den trauten Schulgenossen!
Das sind keine Hexenmeister,
Sie bezaubern keinen Menschen.

„Wär' ich doch daheim geblieben,
Bei Karl Mayer, bei den süßen
Gelbveiglein des Vaterlandes.
Bei den frommen Metzelsuppen!

„Heute sterb' ich fast vor Heimweh —
Sehen möcht' ich nur den Rauch,
Der emporsteigt aus dem Schornstein,
Wenn man Nudeln kocht in Stuttert!"

Als ich dies vernahm, ergriff mich
Tiefe Rührung; von dem Lager
Sprang ich auf, an das Kamin
Setzt' ich mich, und sprach mitleidig:

„Edler Sänger, wie gerietest
Du in diese Hexenhütte?
Und warum hat man so grausam
Dich in einen Hund verwandelt?"

Jener aber rief mit Freude:
„Also sind Sie kein Franzose?
Sind ein Deutscher und verstanden
Meinen stillen Monolog?

„Ach, Herr Landsmann, welch ein Unglück,
Daß der Legationsrat Kölle,
Wenn wir bei Tabak und Bier
In der Kneipe diskurierten,

„Immer auf den Satz zurückkam,
Man erwürbe nur durch Reisen
Jene Bildung, die er selber
Aus der Fremde mitgebracht!

„Um mir nun die rohe Kruste
Von den Beinen abzulaufen,
Und wie Kölle mir die feinern
Weltmannssitten anzuschleifen:

„Nahm ich Abschied von der Heimat,
Und auf meiner Bildungsreise
Kam ich nach den Pyrenäen,
Nach der Hütte der Uraka.

„Bracht' ihr ein Empfehlungsschreiben
Vom Justinus Kerner; dachte
Nicht daran, daß dieser Freund
In Verbindung steht mit Hexen.

„Freundlich nahm mich auf Uraka,
Doch es wuchs, zu meinem Schrecken,
Diese Freundlichkeit, ausartend
Endlich gar in Sinnenbrunst.

„Ja, es flackerte die Unzucht
Scheußlich auf im welken Busen
Dieser lasterhaften Vettel,
Und sie wollte mich verführen.

„Doch ich flehte: Ach, entschuld'gen
Sie, Madam'! bin kein frivoler
Goetheaner, ich gehöre
Zu der Dichterschule Schwabens.

„Sittlichkeit ist unsre Muse,
Und sie trägt vom dicksten Leder
Unterhosen — Ach! vergreifen
Sie sich nicht an meiner Tugend!

„Andre Dichter haben Geist,
Andre Phantasie, und andre
Leidenschaft, jedoch die Tugend
Haben wir, die Schwabendichter.

„Das ist unser einz'ges Gut!
Rauben Sie mir nicht den sittlich
Religiösen Bettelmantel,
Welcher meine Blöße deckt!

„Also sprach ich, doch ironisch
Lächelte das Weib, und lächelnd
Nahm sie eine Mistelgerte
Und berührt' damit mein Haupt.

„Ich empfand alsbald ein kaltes
Mißgefühl, als überzöge
Eine Gänsehaut die Glieder.
Doch die Haut von einer Gans

„War es nicht, es war vielmehr
Eines Hundes Fell. — Seit jener
Unheilstund' bin ich verwandelt,
Wie Sie sehn, in einen Mops!"

Armer Schelm! Vor lauter Schluchzen
Konnte er nicht weiter sprechen,
Und er weinte so beträglich,
Daß er fast zerfloß in Tränen.

„Hören Sie," sprach ich mit Wehmut,
„Kann ich etwa von dem Hundsfell
Sie befrein, und Sie der Dichtkunst
Und der Menschheit wiedergeben?"

Jener aber hub wie trostlos
Und verzweiflungsvoll die Pfoten
In die Höhe, und mit Seufzen
Und mit Stöhnen sprach er endlich:

„Bis zum jüngsten Tage bleib' ich
Eingekerkert in der Mopshaut,
Wenn nicht einer Jungfrau Großmut
Mich erlöst aus der Verwünschung.

„Ja, nur eine reine Jungfrau,
Die noch keinen Mann berührt hat,
Und die folgende Bedingung
Treu erfüllt, kann mich erlösen:

„Diese reine Jungfrau muß
In der Nacht von Sankt Silvester
Die Gedichte Gustav Pfizers
Lesen — ohne einzuschlafen!

„Blieb sie wach bei der Lektüre,
Schloß sie nicht die keuschen Augen —
Dann bin ich entzaubert, menschlich
Atm' ich auf, ich bin entmopst!"

„Ach, in diesem Falle" — sprach ich —
„Kann ich selbst nicht unternehmen
Das Erlösungswerk; denn erstens
Bin ich keine reine Jungfrau,

„Und imstande wär' ich zweitens
Noch viel wen'ger, die Gedichte
Gustav Pfizer's je zu lesen,
Ohne dabei einzuschlafen."

Kaput XXIII.

Aus dem Spuk der Hexenwirtschaft
Steigen wir ins Tal herunter;
Unsre Füße fassen wieder
Boden in dem Positiven.

Fort, Gespenster! Nachtgesichte!
Luftgebilde! Fieberträume!
Wir beschäft'gen uns vernünftig
Wieder mit dem Atta Troll.

In der Höhle, bei den Jungen
Liegt der Alte, und er schläft,
Mit dem Schnarchen des Gerechten;
Endlich wacht er gähnend auf.

Neben ihm hockt Junker Einohr,
Und er kratzt sich an dem Kopfe
Wie ein Dichter, der den Reim sucht;
Auch skandiert er an den Tatzen.

Gleichfalls an des Vaters Seite,
Liegen träumend auf dem Rücken,
Unschuldrein, vierfüß'ge Lilien,
Atta Troll's geliebte Töchter.

Welche zärtliche Gedanken
Schmachten in der Blütenseele
Dieser weißen Bärenjungfrau'n?
Tränenfeucht sind ihre Blicke.

Ganz besonders scheint die jüngste
Tiefbewegt. In ihrem Herzen
Fühlt sie schon ein sel'ges Jucken,
Ahndet sie die Macht Kupidos.

Ja, der Pfeil des kleinen Gottes
Ist ihr durch den Pelz gedrungen,
Als sie ihn erblickt — O Himmel,
Den sie liebt, der ist ein Mensch!

Ist ein Mensch und heißt Schnapphahnski
Auf der großen Retirade
Kam er ihr vorbeigelaufen
Eines Morgens im Gebirge.

Heldenunglück rührt die Weiber,
Und im Antlitz unsres Helden
Lag, wie immer, der Finanznot
Blasse Wehmut, düstre Sorge.

Seine ganze Kriegeskasse,
Zweiundzwanzig Silbergroschen,
Die er mitgebracht nach Spanien,
Ward die Beute Esparteros.

Nicht einmal die Uhr gerettet!
Blieb zurück zu Pampeluna
In dem Leihhaus. War ein Erbstück,
Kostbar und von echtem Silber.

Und er lief mit langen Beinen.
Aber, unbewußt, im Laufen,
Hat er Besseres gewonnen
Als die beste Schlacht — ein Herz!

Ja, sie liebt ihn, ihn, den Erbfeind!
O, der unglückselʼgen Bärin!
Wüßtʼ der Vater das Geheimnis
Ganz entsetzlich würdʼ er brummen.

Gleich dem alten Odoardo,
Der mit Bürgerstolz erdolchte
Die Emilia Galotti,
Würde auch der Atta Troll

Seine Tochter lieber töten,
Töten mit den eignen Tatzen,
Als erlauben, daß sie sänke
In die Arme eines Prinzen!

Doch in diesem Augenblicke
Ist er weich gestimmt, hat keine
Lust, zu brechen eine Rose
Ehʼ der Sturmwind sie entblättert.

Weich gestimmt, liegt Atta Troll
In der Höhle bei den Seinen.
Ihn beschleicht, wie Todesahnung,
Trübe Sehnsucht nach dem Jenseits!

„Kinder!“ — seufzt er und es triefen
Plötzlich seine großen Augen —
„Kinder! meine Erdenwallfahrt
Ist vollbracht, wir müssen scheiden.

„Heute mittag kam im Schlafe
Mir ein Traum, der sehr bedeutsam.
Mein Gemüt genoß das süße
Vorgefühl des baldʼgen Sterbens.

„Bin fürwahr nicht abergläubisch,
Bin kein Faselbär — doch gibt es
Dinge zwischen Erdʼ und Himmel,
Die dem Denker unerklärlich.

„Über Welt und Schicksal grübelnd,
War ich gähnend eingeschlafen,
Als mir träumte, daß ich läge
Unter einem großen Baume.

„Aus den Ästen dieses Baumes
Troff herunter weißer Honig,
Glitt mir just ins offne Maul,
Und ich fühlte süße Wonne.

„Selig blinzelnd in die Höhe,
Sah' ich in des Baumes Wipfel
Etwa sieben kleine Bärchen,
Die dort auf und nieder rutschten.

„Zarte, zierliche Geschöpfe,
Deren Pelz von rosenroter
Farbe war und an den Schultern
Seidig flockte wie zwei Flüglein.

„Ja, wie seidne Flüglein hatten
Diese rosenroten Bärchen,
Und mit überirdisch feinen
Flötenstimmen sangen sie!

„Wie sie sangen, wurde eiskalt
Meine Haut, doch aus der Haut fuhr
Mir die Seel', gleich einer Flamme;
Strahlend stieg sie in den Himmel."

Also sprach mit bebend weichem
Grunzton Atta Troll. Er schwieg
Eine Weile, wehmutsvoll —
Aber seine Ohren plötzlich

Spitzten sich und zuckten seltsam,
Und empor vom Lager sprang er,
Freudezitternd, freudebrüllend:
„Kinder, hört ihr diese Laute?

„Ist das nicht die süße Stimme
Eurer Mutter? O, ich kenne
Das Gebrumme meiner Mumma!
Mumma! meine schwarze Mumma!"

Atta Troll, mit diesen Worten
Stürzte wie'n Verrückter fort
Aus der Höhle, ins Verderben!
Ach! er stürzte in sein Unglück!

Kaput XXIV.

In dem Tal von Roncevaľ,
Auf demselben Platz, wo weiland
Des Karoli Magni Neffe
Seine Seele ausgeröchelt,

Dorten fiel auch Atta Troll,
Fiel durch Hinterhalt, wie jener,
Den der ritterliche Judas,
Ganelon von Mainz, verraten.

Ach! das Edelste im Bären,
Das Gefühl der Gattenliebe,
Ward ein Fallstrick, den Uraka
Listig zu benutzen wußte.

Das Gebrumm der schwarzen Mumma
Hat sie nachgeäfft so täuschend,
Daß der Atta Troll gelockt ward
Aus der sichern Bärenhöhle —

Wie auf Sehnsuchtsflügeln lief er
Durch das Tal, stand zärtlich schnopernd
Manchmal still vor einem Felsen,
Glaubt, die Mumma sei versteckt dort —

Ach! versteckt war dort Laskaro
Mit der Flinte; dieser schoß ihn
Mitten durch das frohe Herz —
Quoll hervor ein roter Blutstrom.

Mit dem Kopfe wackelt' er
Ein'gemal, doch endlich stürzt er
Stöhnend nieder, zuckte gräßlich —
„Mumma!" war sein letzter Seufzer.

Also fiel der edle Held.
Also starb er. Doch unsterblich
Nach dem Tode auferstehn
Wird er in dem Lied des Dichters.

Auferstehn wird er im Liede,
Und sein Ruhm wird kolossal
Auf vierfüßigen Trochäen
Über diese Erde stelzen.

Der ****** setzt ihm
In Walhalla einst ein Denkmal
Und darauf, im ******
Lapidarstil, auch die Inschrift:

„Atta Troll, Tendenzbär; sittlich
Religiös; als Gatte brünstig;
Durch Verführtsein von dem Zeitgeist,
Waldursprünglich Sanskülotte;

„Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend;
Kein Talent, doch ein Charakter!"

Kaput XXV.

Dreiunddreißig alte Weiber,
Auf dem Haupt die scharlachrote
Altbaskesische Kapuze,
Standen an des Dorfes Eingang.

Eine drunter, wie Debora,
Schlug das Tamburin und tanzte.
Und sie sang dabei ein Loblied
Auf Laskaro Bärentöter.

Vier gewalt'ge Männer trugen
Im Triumph den toten Bären;
Aufrecht saß er in dem Sessel,
Wie ein kranker Badegast.

Hinterdrein, wie Anverwandte
Des Verstorb'nen, ging Laskaro
Mit Uraka; diese grüßte
Rechts und links, doch sehr verlegen.

Der Adjunkt des Maires hielt
Eine Rede vor dem Rathaus,
Als der Zug dorthin gelangte,
Und er sprach von vielen Dingen —

Wie z. B. von dem Aufschwung
Der Marine, von der Presse,
Von der Runkelrübenfrage,
Von der Hyder der Parteisucht.

Die Verdienste Ludwig Philipps
Reichlich auseinandersetzend,
Ging er über zu dem Bären
Und der Großtat des Laskaro.

„Du Laskaro!" — rief der Redner,
Und er wischte sich den Schweiß ab
Mit der trikoloren Schärpe —
„Du Laskaro! du Laskaro!

„Der du Frankreich und Hispanien
Von dem Atta Troll befreit hast,
Du bist beider Länder Held,
Pyrenäen-Lafayette!"

Als Laskaro solchermaßen
Offiziell sich rühmen hörte,
Lachte er vergnügt im Barte
Und errötete vor Freude,

Und in abgebrochnen Lauten,
Die sich seltsam überstürzten,
Hat er seinen Dank gestottert
Für die große, große Ehre!

Mit Verwund'rung blickte jeder
Auf das unerhörte Schauspiel,
Und geheimnisvoll und ängstlich
Murmelten die alten Weiber:

„Der Laskaro hat gelacht!
Der Laskaro hat errötet!
Der Laskaro hat gesprochen!
Er, der tote Sohn der Hexe!" —

Selb'gen Tags ward ausgebälgt
Atta Troll und ward versteigert
Seine Haut. Für hundert Franken
Hat ein Kürschner sie erstanden.

Wunderschön staffierte dieser,
Und verbrämte sie mit Scharlach,
Und verhandelte sie weiter
Für das Doppelte des Preises.

Erst aus dritter Hand bekam sie
Juliette, und in ihrem
Schlafgemache zu Paris
Liegt sie vor dem Bett als Fußdeck'.

O, wie oft, mit bloßen Füßen,
Stand ich nachts auf dieser irdisch
Braunen Hülle meines Helden,
Auf der Haut des Atta Troll!

Und von Wehmut tief ergriffen,
Dacht' ich dann an Schillers Worte:
Was im Lied soll ewig leben,
Muß im Leben untergehn!

Kaput XXVI.

Und die Mumma? Ach, die Mumma
Ist ein Weib! Gebrechlichkeit
Ist ihr Name! Ach, die Weiber
Sind wie Porzellan gebrechlich.

Als des Schicksals Hand sie trennte
Von dem glorreich edlen Gatten,
Starb sie nicht des Kummertodes,
Ging sie nicht in Trübsinn unter —

Nein, im Gegenteil, sie setzte
Lustig fort ihr Leben, tanzte
Nach wie vor, beim Publiko
Buhlend um den Tagesbeifall.

Eine feste Stellung, eine
Lebenslängliche Versorgung,
Hat sie endlich zu Paris
Im Jardin des Plantes gefunden.

Als ich dorten vor'gen Sonntag
Mich erging mit Julietten,
Und ihr die Natur erklärte,
Die Gewächse und die Bestien,

Die Giraffe und die Zeder
Von dem Libanon, das große
Dromedar, die Goldfasanen,
Auch das Zebra — im Gespräche

Blieben wir am Ende stehen
An der Brüstung jener Grube,
Wo die Bären residieren —
Heil'ger Herr, was sahn wir dort!

Ein gewalt'ger Wüstenbär
Aus Sibirien, schneeweißhaaricht,
Spielte dort ein überzartes
Liebesspiel mit einer Bärin.

Diese aber war die Mumma!
War die Gattin Atta Trolls!
Ich erkannte sie am zärtlich
Feuchten Glanze ihres Auges.

Ja, sie war es! Sie, des Südens
Schwarze Tochter! Sie, die Mumma,
Lebt mit einem Russen jetzt,
Einem nordischen Barbaren!

Schmunzelnd sprach zu mir ein Neger,
Der zu uns herangetreten:
„Gibt es wohl ein schön'res Schauspiel
Als zwei Liebende zu sehen?"

Ich entgegnete: „Mit wem
Hab' ich hier die Ehr' zu sprechen?"
Jener aber rief verwundert:
„Kennen Sie mich gar nicht wieder?

„Ich bin ja der Mohrenfürst,
Der bei Freiligrath getrommelt.
Damals ging's mir schlecht, in Deutschland
Fand ich mich sehr isoliert.

„Aber hier, wo ich als Wärter
Angestellt, wo ich die Pflanzen
Meines Tropenvaterlandes
Und auch Löw' und Tiger finde:

„Hier ist mir gemütlich wohler
Als bei euch auf deutschen Messen,
Wo ich täglich trommeln mußte
Und so schlecht gefüttert wurde!

„Hab' mich jüngst vermählt mit einer
Blonden Köchin aus dem Elsaß.
Ganz und gar in ihren Armen
Wird mir heimatlich zumute!

„Ihre Füße mahnen mich
An die holden Elefanten.
Wenn sie spricht Französisch, klingt mir's
Wie die schwarze Muttersprache.

„Manchmal keift sie, und ich denke
An das Rasseln jener Trommel,
Die mit Schädeln war behangen;
Schlang' und Leu entflohn davor.

„Doch im Mondschein, sehr empfindsam
Weint sie wie ein Krokodil,
Das aus lauem Strom hervorblickt,
Um die Kühle zu genießen.

„Und sie gibt mir gute Bissen!
Ich gedeih'! Mit meinem alten,
Afrikanischem App'tit,
Wie am Niger, freß' ich wieder!

„Hab' mir schon ein rundes Bäuchlein
Angemästet. Aus dem Hemde
Schaut's hervor, wie'n schwarzer Mond,
Der aus weißen Wolken tritt."

Kaput XXVII.

(An August Varnhagen von Ense.)

„Wo des Himmels, Meister Ludwig,
Habt Ihr all' das tolle Zeug
Aufgegabelt?" Diese Worte
Rief der Kardinal von Este,

Als er das Gedicht gelesen
Von des Rolands Raserein,
Das Ariosto untertänig
Seiner Eminenz gewidmet.

Ja, Varnhagen, alter Freund,
Ja, ich seh' um deine Lippen
Fast dieselben Worte schweben,
Mit demselben feinen Lächeln.

Manchmal lachst du gar im Lesen!
Doch mitunter mag sich ernsthaft
Deine hohe Stirne furchen,
Und Erinn'rung überschleicht dich: —

„Klang das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamisso
Und Brentano und Fouqué,
In den blauen Mondscheinnächten?

„Ist das nicht das fromme Läuten
Der verlornen Waldkapelle?
Klingelt schalkhaft nicht dazwischen
Die bekannte Schellenkappe?

„In die Nachtigallenchöre
Bricht herein der Bärenbrummbaß,
Dumpf und grollend, dieser wechselt
Wieder ab mit Geisterlispeln!

„Wahnsinn, der sich klug gebärdet!
Weisheit, welche überschnappt!
Sterbeseufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter!" ...

Ja, mein Freund, es sind die Klänge
Aus der längst verscholl'nen Traumzeit;
Nur daß oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton.

Trotz des Übermutes wirst du
Hie und dort Verzagnis spüren —
Deiner wohlerprobten Milde
Sei empfohlen dies Gedicht!

Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!
In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Welch ein Schnattern, wie von Gänsen,
Die das Kapitol gerettet!

Welch ein Zwitschern! Das sind Spatzen,
Pfennigslichtchen in den Krallen;
Sie gebärden sich wie Jovis
Adler mit dem Donnerkeil!

Welch ein Gurren! Turteltauben,
Liebesatt, sie wollen hassen,
Und hinfüro statt der Venus,
Nur Bellonas Wagen ziehen!

Welch ein Sumsen, welterschütternd!
Das sind ja des Völkerfrühlings
Kolossale Maienkäfer,
Von Berserkerwut ergriffen!

Andre Zeiten! andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte!

Deutſchland

Ein Wintermärchen

Geſchrieben im Januar 1844

Vorwort.

Das nachstehende Gedicht schrieb ich im diesjährigen Monat Januar zu Paris, und die freie Luft des Ortes wehete in manche Strophe weit schärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, schon gleich zu mildern und auszuscheiden, was mit dem deutschen Klima unverträglich schien. Nichtsdestoweniger, als ich das Manuskript im Monat März an meinen Verleger nach Hamburg schickte, wurden mir noch mannigfache Bedenklichkeiten in Erwägung gestellt. Ich mußte mich dem fatalen Geschäfte des Umarbeitens nochmals unterziehen, und da mag es wohl geschehen sein, daß die ernsten Töne mehr als nötig abgedämpft oder von den Schellen des Humors gar zu heiter überklingelt wurden. Einigen nackten Gedanken habe ich im hastigen Unmut ihre Feigenblätter wieder abgerissen, und zimperlich spröde Ohren habe ich vielleicht verletzt. Es ist mir leid, aber ich tröste mich mit dem Bewußtsein, daß größere Autoren sich ähnliche Vergehen zuschulden kommen ließen. Des Aristophanes will ich zu solcher Beschönigung gar nicht erwähnen, denn der war ein blinder Heide, und sein Publikum zu Athen hatte zwar eine klassische Erziehung genossen, wußte aber wenig von Sittlichkeit. Auf Cervantes und Molière könnte ich mich schon viel besser berufen; und ersterer schrieb für den hohen Adel beider Kastilien, letzterer für den großen König und den großen Hof von Versailles! Ach, ich vergesse, daß wir in einer sehr bürgerlichen Zeit leben, und ich sehe leider voraus, daß viele Töchter gebildeter Stände an der Spree, wo nicht gar an der Alster, über mein armes Gedicht die mehr oder minder gebogenen Näschen rümpfen werden! Was ich aber mit noch größerem Leidwesen voraussehe, das ist das Zeter jener Pharisäer der Nationalität, die jetzt mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gehen, auch die volle Liebe und Hochachtung der Zensur genießen, und

in der Tagespresse den Ton angeben können, wo es gilt jene Gegner zu befehden, die auch zugleich die Gegner ihrer allerhöchsten Herrschaften sind. Wir sind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmütigen Lakaien in schwarz-rot-goldner Livree. Ich höre schon ihre Bierstimmen: „Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst!" Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-rot-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebensosehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen, oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem andern gehören soll als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben wie ihr es tut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüte sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsässer und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir

den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus.

Ich werde in einem nächsten Buche auf dieses Thema zurückkommen, mit letzter Entschlossenheit, mit strenger Rücksichtslosigkeit, jedenfalls mit Loyalität. Den entschiedensten Widerspruch werde ich zu achten wissen, wenn er aus einer Überzeugung hervorgeht. Selbst der rohesten Feindseligkeit will ich alsdann geduldig verzeihen; ich will sogar der Dummheit Rede stehen, wenn sie nur ehrlich gemeint ist. Meine ganze schweigende Verachtung widme ich hingegen dem gesinnungslosen Wichte, der aus leidiger Scheelsucht oder unsauberer Privatgiftigkeit meinen guten Leumund in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen sucht, und dabei die Maske des Patriotismus, wo nicht gar die der Religion und der Moral, benutzt. Der anarchische Zustand der deutschen politischen und literarischen Zeitungsblätterwelt ward in solcher Beziehung zuweilen mit einem Talente ausgebeutet, das ich schier bewundern mußte. Wahrhaftig, Schufterle ist nicht tot, er lebt noch immer, und steht seit Jahren an der Spitze einer wohlorganisierten Bande von literarischen Strauchdieben, die in den böhmischen Wäldern unserer Tagespresse ihr Wesen treiben, hinter jedem Busch, hinter jedem Blatt, versteckt liegen und dem leisesten Pfiff ihres würdigen Hauptmanns gehorchen.

Noch ein Wort. Das „Wintermärchen" bildet den Schluß der „Neuen Gedichte", die in diesem Augenblick bei Hoffmann und Campe erscheinen. Um den Einzeldruck veranstalten zu können, mußte mein Verleger das Gedicht den überwachenden Behörden zu besonderer Sorgfalt überliefern, und neue Varianten und Ausmerzungen sind das Ergebnis dieser höheren Kritik.

Hamburg, den 17. September 1844.

Heinrich Heine.

Kaput I.

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist' ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahrem Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben, in jener besseren Welt,
Wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammertal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn' auch die Herren Verfasser;
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hinieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir euch besuchen
Dort oben, und wir, wir essen mit euch
Die seligsten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönen Geniusse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Sie schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitcarmen ist mein Lied,
Das bessere, das neue!
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchsten Weihe —

Begeisterte Sterne, sie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen —
Ich fühle mich wunderbar erstarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutsche Erde trat,
Durchströmen mich Zaubersäfte —
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.

Kaput II.

Während die Kleine von Himmelsluft
Getrillert und musizieret,
Ward von den preußischen Douaniers
Mein Koffer visitieret.

Beschnüffelten alles, kramten herum
In Hemden, Hosen, Schnupftüchern;
Sie suchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Toren, die ihr im Koffer sucht!
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Konterbande, die mit mir reist,
Die hab' ich im Kopfe stecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner sind
Als die von Brüssel und Mecheln,
Und pack' ich einst meine Spitzen aus,
Sie werden euch sticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es euch versichern,
Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von konfiszierlichen Büchern.

Glaubt mir, in Satans Bibliothek
Kann es nicht schlimmere geben;
Sie sind gefährlicher noch als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Ein Passagier, der neben mir stand,
Bemerkte mir, ich hätte
Jetzt vor mir den preußischen Zollverein,
Die große Douanenkette.

„Der Zollverein" — bemerkte er —
„Wird unser Volkstum begründen,
Er wird das zersplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

„Er gibt die äußere Einheit uns,
Die sogenannt materielle;
Die geistige Einheit gibt uns die Zensur,
Die wahrhaft ideelle —

„Sie gibt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutschland tut uns not,
Einig nach außen und innen."

Kaput III.

Zu Aachen, im alten Dome, liegt
Karolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechseln mit Karl
Mayer, der lebt in Schwaben.)

Ich möchte nicht tot und begraben sein
Als Kaiser zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet
Zu Stukkert am Neckarstrome.

Zu Aachen langweilen sich auf der Straß'
Die Hunde, sie flehn untertänig:
„Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerstreuen ein wenig."

Ich bin in diesem langweil'gen Nest
Ein Stündchen herumgeschlendert.
Sah wieder preußisches Militär,
Hat sich nicht sehr verändert.

Es sind die grauen Mäntel noch,
Mit dem hohen, roten Kragen —
(Das Rot bedeutet Franzosenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengrade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock
Womit man sie einst geprügelt.

Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
Sie tragen sie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
Des Zopftums neuere Phase:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm
Der Reuter, das muß ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm,
Mit der stählernen Spitze nach oben.

Das ist so rittertümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turnei,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erschienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze!

Und wenn es Krieg gibt, müßt ihr euch
Viel leichteres Kopfzeug kaufen;
Des Mittelalters schwerer Helm
Könnt' euch genieren im Laufen.

Zu Aachen, auf dem Posthausschild,
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir so tief verhaßt! Voll Gift
Schaute er auf mich nieder.

Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann, in luft'ger Höh,
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Vogelschützen.

Wer mir den Vogel herunterschießt,
Mit Zepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blasen Tusch
Und rufen: „Es lebe der König!"

Kaput IV.

Zu Köllen kam ich spät abends an,
Da hörte ich rauschen den Rheinfluß,
Da fächelte mich schon deutsche Luft,
Da fühlt' ich ihren Einfluß —

Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er sehr gesalzen war
Mußt ich auch Rheinwein trinken.

Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglase,
Und trinkst du etwelche Schoppen zu viel,
So steigt er dir in die Nase.

In die Nase steigt ein Prickeln so süß,
Man kann sich vor Wonne nicht lassen!
Es trieb mich hinaus in die dämmernde Nacht,
In die widerhallenden Gassen.

Die steinernen Häuser schauten mich an,
Als wollten sie mir berichten
Legenden aus altverschollener Zeit,
Der heil'gen Stadt Köllen Geschichten.

Ja, hier hat einst die Klerisei
Ihr frommes Wesen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrscht,
Die Ulrich von Hutten beschrieben.

Der Cancan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier schrieb Hochstraaten, der Menzel von Köln,
Die gift'gen Denunziatiönchen.

Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menschen verschlungen;
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie Eleison gesungen.

Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gasse;
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshasse. —

Doch siehe! dort im Mondenschein
Den kolossalen Gesellen!
Er ragt verteufelt schwarz empor,
Das ist der Dom von Köllen.

Er sollte des Geistes Bastille sein,
Und die listigen Römlinge dachten:
„In diesem Riesenkerker wird
Die deutsche Vernunft verschmachten!"

Da kam der Luther, und er hat
Sein großes „Halt!" gesprochen —
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.

Er ward nicht vollendet — und das ist gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmal von Deutschlands Kraft
Und protestantischer Sendung.

Ihr armen Schelme vom Domverein,
Ihr wollt mit schwachen Händen
Fortsetzen das unterbrochene Werk,
Und die alte Zwingburg vollenden!

O törichter Wahn! Vergebens wird
Geschüttelt der Klingelbeutel,
Gebettelt bei Ketzern und Juden sogar;
Ist alles fruchtlos und eitel.

Vergebens wird der große Franz Liszt
Zum Besten des Doms musizieren,
Und ein talentvoller König wird
Vergebens deklamieren!

Er wird nicht vollendet, der Kölner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu seinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine gesendet haben.

Er wird nicht vollendet, trotz allem Geschrei
Der Raben und der Eulen,
Die, altertümlich gesinnt, so gern
In hohen Kirchtürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit sogar
Wo man, statt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

„Und wird der Dom ein Pferdestall,
Was sollen wir dann beginnen
Mit den heil'gen drei Kön'gen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?"

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unserer Zeit zu genieren?
Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie können wo anders logieren.

Folgt meinem Rat und steckt sie hinein
In jene drei Körbe von Eisen,
Die hoch zu Münster hängen am Turm,
Der Sankt Lamberti geheißen.

Fehlt etwa einer vom Triumvirat,
So nehmt einen anderen Menschen,
Ersetzt den König des Morgenlands
Durch einen abendländschen.

Kaput V.

Und als ich an die Rheinbrück kam,
Wohl an die Hafenschanze,
Da sah ich fließen den Vater Rhein
Im stillen Mondenglanze.

Sei mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie ist es dir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht,
Mit Sehnsucht und Verlangen.

So sprach ich, da hört' ich im Wasser tief
Gar seltsam grämliche Töne,
Wie Hüsteln eines alten Manns,
Ein Brümmeln und weiches Gestöhne:

„Willkommen, mein Junge, das ist mir lieb,
Daß du mich nicht vergessen;
Seit dreizehn Jahren sah ich dich nicht,
Mir ging es schlecht unterdessen.

„Zu Biberich hab' ich Steine verschluckt,
Wahrhaftig sie schmeckten nicht lecker!
Doch schwerer liegen im Magen mir
Die Verse von Niklas Becker.

„Er hat mich besungen als ob ich noch
Die reinste Jungfer wäre,
Die sich von niemand rauben läßt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

„Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht ich mir zerraufen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir selbst ersaufen!

„Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzosen wissen es besser,
Sie haben mit meinem Wasser so oft
Vermischt ihr Siegergewässer.

„Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich schmählich blamieret,
Gewissermaßen hat er mich auch
Politisch kompromittieret.

„Denn kehren jetzt die Franzosen zurück,
So muß ich vor ihnen erröten,
Ich, der um ihre Rückkehr so oft
Mit Tränen zum Himmel gebeten.

„Ich habe sie immer so lieb gehabt,
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und springen sie noch wie sonst?
Tragen noch weiße Höschen?

„Ich möchte sie gerne wiedersehn,
Doch fürcht' ich die Persiflage,
Von wegen des verwünschten Lieds,
Von wegen der Blamage.

„Der Alfred de Musset, der Gassenbub,
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
All seine schlechten Witze."

So klagte der arme Vater Rhein,
Konnt sich nicht zufrieden geben.
Ich sprach zu ihm manch tröstendes Wort,
Um ihm das Herz zu heben:

O, fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den spöttelnden Scherz der Franzosen;
Sie sind die alten Franzosen nicht mehr,
Auch tragen sie andere Hosen.

Die Hosen sind rot und nicht mehr weiß,
Sie haben auch andere Knöpfe,
Sie singen nicht mehr, sie springen nicht mehr,
Sie senken nachdenklich die Köpfe.

Sie philosophieren und sprechen jetzt
Von Kant, von Fichte und Hegel,
Sie rauchen Tabak, sie trinken Bier,
Und manche schieben auch Kegel.

Sie werden Philister ganz wie wir
Und treiben es endlich noch ärger;
Sie sind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengstenberger.

Der Alfred de Musset, das ist wahr,
Ist noch ein Gassenjunge;
Doch fürchte nichts, wir fesseln ihm
Die schändliche Spötterzunge.

Und trommelt er dir einen schlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen schlimmern,
Wir pfeifen ihm vor was ihm passiert
Bei schönen Frauenzimmern.

Gib dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk' nicht an schlechte Lieder,
Ein besseres Lied vernimmst du bald —
Leb wohl, wir sehen uns wieder.

Kaput VI.

Den Paganini begleitete stets
Ein Spiritus Familiaris,
Manchmal als Hund, manchmal in Gestalt
Des seligen Georg Harrys.

Napoleon sah einen roten Mann
Vor jedem wicht'gen Ereignis.
Sokrates hatte seinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugnis.

Ich selbst, wenn ich am Schreibtisch saß
Des Nachts, hab ich gesehen
Zuweilen einen vermummten Gast
Unheimlich hinter mir stehen.

Unter dem Mantel hielt er etwas
Verborgen, das seltsam blinkte
Wenn es zum Vorschein kam, und ein Beil,
Ein Richtbeil, zu sein mir dünkte.

Er schien von untersetzter Statur,
Die Augen wie zwei Sterne;
Er störte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig stehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht gesehn
Den sonderbaren Gesellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der stillen Mondnacht zu Köllen.

Ich schlenderte sinnend die Straßen entlang,
Da sah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und stand
Ich still, so blieb er stehen.

Blieb stehen, als wartete er auf was,
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und sprach: „Jetzt steh' mir Rede,
Was folgst du mir auf Weg und Steg,
Hier in der nächtlichen Öde?

„Ich treffe dich immer in der Stund,
Wo Weltgefühle sprießen,
In meiner Brust und durch das Hirn
Die Geistesblitze schießen.

„Du siehst mich an so stier und fest —
Steh' Rede: Was verhüllst du
Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
Wer bist du und was willst du?"

Doch jener erwiderte trockenen Tons,
Sogar ein bißchen phlegmatisch:
„Ich bitte dich, exorziere mich nicht,
Und werde nur nicht emphatisch!

„Ich bin kein Gespenst der Vergangenheit,
Kein grabentstiegner Strohwisch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht sehr philosophisch.

„Ich bin von praktischer Natur,
Und immer schweigsam und ruhig.
Doch wisse: was du ersonnen im Geist',
Das führ' ich aus, das tu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raste nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit was du gedacht;
Du denkst, und ich, ich handle.

„Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorsam des Knechtes
Vollstreck' ich das Urteil, das du gefällt,
Und sei es ein ungerechtes.

„Dem Konsul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du hast deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beständig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die Tat von deinem Gedanken."

Kaput VII.

Ich ging nach Haus und schlief als ob
Die Engel gewiegt mich hätten.
Man ruht in deutschen Betten so weich,
Denn das sind Federbetten.

Wie sehnt' ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländischen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag,
In der schlaflosen Nacht des Exiles!

Man schläft sehr gut und träumt auch gut
In unseren Federbetten.
Hier fühlt die deutsche Seele sich frei
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt sich frei und schwingt sich empor
Zu den höchsten Himmelsräumen.
O deutsche Seele, wie stolz ist dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

Die Götter erbleichen wenn du nah'st!
Du hast auf deinen Wegen
Gar manches Sternlein ausgeputzt
Mit deinen Flügelschlägen!

Franzosen und Russen gehört das Land,
Das Meer gehört den Briten,
Wir aber besitzen im Luftreich' des Traums
Die Herrschaft unbestritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier sind wir unzerstückelt;
Die andern Völker haben sich
Auf platter Erde entwickelt. — —

Und als ich einschlief, da träumte mir,
Ich schlenderte wieder im hellen
Mondschein die hallenden Straßen entlang,
In dem altertümlichen Köllen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein schwarzer, vermummter Begleiter.
Ich war so müde, mir brachen die Knie,
Doch immer gingen wir weiter.

Wir gingen weiter. Mein Herz in der Brust
War klaffend aufgeschnitten,
Und aus der Herzenswunde hervor
Die roten Tropfen glitten.

Ich tauchte manchmal die Finger hinein,
Und manchmal ist es geschehen,
Daß ich die Haustürpfosten bestrich
Mit dem Blut im Vorübergehen.

Und jedesmal wenn ich ein Haus
Bezeichnet in solcher Weise,
Ein Sterbeglöckchen erscholl fernher,
Wehmütig wimmernd und leise.

Am Himmel aber erblich der Mond,
Er wurde immer trüber;
Gleich schwarzen Rossen jagten an ihm
Die wilden Wolken vorüber.

Und immer ging hinter mir einher
Mit seinem verborgenen Beile
Die dunkle Gestalt — so wanderten wir
Wohl eine gute Weile.

Wir gehen und gehen, bis wir zuletzt
Wieder zum Domplatz gelangen;
Weit offen standen die Pforten dort,
Wir sind hineingegangen.

Es herrschte im ungeheuren Raum
Nur Tod und Nacht und Schweigen;
Es brannten Ampeln hie und da,
Um die Dunkelheit recht zu zeigen.

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang
Und hörte nur die Tritte
Von meinem Begleiter, er folgte mir
Auch hier bei jedem Schritte.

Wir kamen endlich zu einem Ort,
Wo funkelnde Kerzenhelle
Und blitzendes Gold und Edelstein;
Das war die Drei-Königs-Kapelle.

Die heil'gen drei Könige jedoch,
Die sonst so still dort lagen,
O Wunder! sie saßen aufrecht jetzt
Auf ihren Sarkophagen.

Drei Totengerippe, phantastisch geputzt,
Mit Kronen auf den elenden
Vergilbten Schädeln, sie trugen auch
Das Zepter in knöchernen Händen.

Wie Hampelmänner bewegten sie
Die längstverstorbenen Knochen;
Die haben nach Moder und zugleich
Nach Weihrauchduft gerochen.

Der eine bewegte sogar den Mund
Und hielt eine Rede, sehr lange;
Er setzte mir auseinander warum
Er meinen Respekt verlange.

Zuerst weil er ein Toter sei,
Und zweitens weil er ein König,
Und drittens weil er ein Heil'ger sei, —
Das alles rührte mich wenig.

Ich gab ihm zur Antwort lachenden Muts:
Vergebens ist deine Bemühung!
Ich sehe, daß du der Vergangenheit
Gehörst in jeder Beziehung.

Fort! fort von hier! im tiefen Grab,
Ist eure natürliche Stelle.
Das Leben nimmt jetzt in Beschlag
Die Schätze dieser Kapelle.

Der Zukunft fröhliche Kavallerie
Soll hier im Dome hausen.
Und weicht ihr nicht willig, so brauch' ich Gewalt
Und laß euch mit Kolben lausen!

So sprach ich und ich drehte mich um,
Da sah ich furchtbar blinken
Des stummen Begleiters furchtbares Beil —
Und er verstand mein Winken.

Er nahte sich, und mit dem Beil
Zerschmetterte er die armen
Skelette des Aberglaubens, er schlug
Sie nieder ohn' Erbarmen.

Es dröhnte der Hiebe Widerhall
Aus allen Gewölben, entsetzlich, —
Blutströme schossen aus meiner Brust,
Und ich erwachte plötzlich.

Kaput VIII.

Von Köllen bis Hagen kostet die Post
Fünf Taler sechs Groschen Preußisch.
Die Diligence war leider besetzt
Und ich kam in die offene Beichais'.

Ein Spätherbstmorgen, feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des schlechten Wetters und Wegs
Durchströmte mich süßes Behagen.

Das ist ja meine Heimatluft!
Die glühende Wange empfand es!
Und dieser Landstraßenkot, er ist
Der Dreck meines Vaterlandes!

Die Pferde wedelten mit dem Schwanz
So traulich wie alte Bekannte,
Und ihre Mistküchlein dünkten mir schön
Wie die Äpfel der Atalante!

Wir fuhren durch Mühlheim. Die Stadt ist nett,
Die Menschen still und fleißig.
War dort zuletzt im Monat Mai
Des Jahres Einunddreißig.

Damals stand alles im Blütenschmuck
Und die Sonnenlichter lachten,
Die Vögel sangen sehnsuchtvoll,
Und die Menschen hofften und dachten —

Sie dachten: „Die magere Ritterschaft
Wird bald von hinnen reisen,
Und der Abschiedstrunk wird ihnen kredenzt
Aus langen Flaschen von Eisen!

„Und die Freiheit kommt mit Spiel und Tanz,
Mit der Fahne, der weiß-blau-roten;
Vielleicht holt sie sogar aus dem Grab
Den Bonaparte, den Toten!"

Ach Gott! die Ritter sind immer noch hier,
Und manche dieser Gäuche,
Die spindeldürre gekommen ins Land,
Die haben jetzt dicke Bäuche.

Die blassen Kanaillen, die ausgesehn
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Sie haben seitdem in unserm Wein
Sich rote Nasen gesoffen — — —

Und die Freiheit hat sich den Fuß verrenkt,
Kann nicht mehr springen und stürmen;
Die Trikolore in Paris
Schaut traurig herab von den Türmen.

Der Kaiser ist auferstanden seitdem,
Doch die englischen Würmer haben
Aus ihm einen stillen Mann gemacht,
Und er ließ sich wieder begraben.

Hab' selber sein Leichenbegängnis gesehn,
Ich sah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Den elysäischen Feldern entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee,
Kam langsam der Zug gezogen.

Mißtönend schauerlich war die Musik.
Die Musikanten starrten
Vor Kälte. Wehmütig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menschen schauten so geisterhaft
In alter Erinn'rung verloren —
Der imperiale Märchentraum
War wieder heraufbeschworen.

Ich weinte an jenem Tag. Mir sind
Die Tränen ins Auge gekommen,
Als ich den verschollenen Liebesruf,
Das „Vive l'Empereur!" vernommen.

Kaput IX.

Von Köllen war ich dreiviertel auf acht
Des Morgens fortgereiset;
Wir kamen nach Hagen schon gegen drei,
Da wird zu Mittag gespeiset.

Der Tisch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermanische Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdselig sind deine Gerüche!

Gestovte Kastanien im grünen Kohl!
So aß ich sie einst bei der Mutter!
Ihr heimischen Stockfische seid mir gegrüßt!
Wie schwimmt ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig teuer —
Ich liebe auch recht braun geschmort
Die Bücklinge und Eier.

Wie jauchzten die Würste im spritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmus,
Sie zwitscherten mir: Willkommen!

„Willkommen, Landsmann", — zwitscherten sie —
„Bist lange ausgeblieben,
Hast dich mit fremdem Gevögel solang'
In der Fremde herumgetrieben!"

Es stand auf dem Tische eine Gans,
Ein stilles, gemütliches Wesen.
Sie hat vielleicht mich einst geliebt,
Als wir beide noch jung gewesen.

Sie blickte mich an so bedeutungsvoll,
So innig, so treu, so wehe!
Besaß eine schöne Seele gewiß,
Doch war das Fleisch sehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüssel;
Noch immer schmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorberblättern den Rüssel.

Kaput X.

Dicht hinter Hagen ward es Nacht,
Und ich fühlte in den Gedärmen
Ein seltsames Frösteln. Ich konnte mich erst
Zu Unna, im Wirtshaus, erwärmen.

Ein hübsches Mädchen fand ich dort,
Die schenkte mir freundlich den Punsch ein,
Wie gelbe Seide das Lockenhaar,
Die Augen sanft wie Mondschein.

Den lispelnd westfälischen Akzent
Vernahm ich mit Wollust wieder.
Viel süße Erinnerung dampfte der Punsch,
Ich dachte der lieben Brüder,

Der lieben Westfalen womit ich so oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander ans Herz
Und unter die Tische gesunken!

Ich habe sie immer so lieb gehabt,
Die lieben, guten Westfalen,
Ein Volk so fest, so sicher, so treu,
Ganz ohne Gleißen und Prahlen.

Wie standen sie prächtig auf der Mensur,
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen so grade, so ehrlich gemeint,
Die Quarten und die Terzen.

Sie fechten gut, sie trinken gut,
Und wenn sie die Hand dir reichen,
Zum Freundschaftsbündnis, dann weinen sie;
Sind sentimentale Eichen.

Der Himmel erhalte dich, wackres Volk,
Er segne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldentaten.

Er schenke deinen Söhnen stets
Ein sehr gelindes Examen,
Und deine Töchter bringe er hübsch
Unter die Haube — Amen!

Kaput XI.

Das ist der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beschrieben,
Das ist der klassische Morast,
Wo Varus stecken geblieben.

Hier schlug ihn der Cheruskerfürst,
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutsche Nationalität,
Die siegte in diesem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann,
Mit seinen blonden Horden,
So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!

In unserem Vaterland herrschten jetzt
Nur römische Sprache und Sitten,
Westalen gäb' es in München sogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengstenberg wär' ein Haruspex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochsen. Neander wär' ein Augur,
Und schaute nach Vögelschwärmen.

Birch-Pfeiffer söffe Terpentin,
Wie einst die römischen Damen.
(Man sagt, daß sie dadurch den Urin
Besonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wäre kein deutscher Lump,
Er wäre ein röm'scher Lumpazius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horatius.

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann spräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmanus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen,
Sich raufen in der Arena, anstatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten einen Nero jetzt
Statt Landesväter drei Dutzend.
Wir schnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtschaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz eine Seneca,
Und käme in solchem Konflikt um.
Zu unsrem Cornelius sagten wir:
Cacatum non est pictum.

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit seinen Legionen erlag,
Und wir sind Deutsche geblieben!

Wir blieben deutsch, wir sprechen deutsch,
Wie wir es gesprochen haben;
Der Esel heißt Esel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutscher Lump
Und kriegt den Adlerorden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Ist kein Horaz geworden.

Gottlob, der Maßmann spricht kein Latein,
Birch-Pfeiffer schreibt nur Dramen,
Und säuft nicht schnöden Terpentin,
Wie Roms galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir das!
Drum wird dir, wie sich gebühret,
Zu Detmold ein Monument gesetzt;
Hab' selber subskribieret.

Kaput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaise. Da kracht es plötzlich —
Ein Rad ging los. Wir halten still.
Das ist nicht sehr ergötzlich.

Der Postillion steigt ab und eilt
Ins Dorf, und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das sind die Wölfe, die heulen so wild,
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

Sie hörten von meiner Ankunft gewiß,
Die Bestien, und mir zur Ehre
Illuminierten sie den Wald,
Und singen sie ihre Chöre.

Das ist ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich soll gefeiert werden!
Ich warf mich gleich in Positur
Und sprach mit gerührten Gebärden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich heut
In eurer Mitte zu weilen,
Wo so viel edle Gemüter mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in diesem Augenblick
Empfinde, ist unermeßlich;
Ach, diese schöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

„Ich danke euch für das Vertraun,
Womit ihr mich beehret,
Und das ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweise bewähret.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet euch nicht fangen
Von Schelmen, die euch gesagt, ich sei
Zu den Hunden übergegangen,

„Ich sei abtrünnig und werde bald
Hofrat in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widersprechen war
Ganz unter meiner Würde.

„Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

„Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrat und kein Schellfisch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne sind wölfisch.

„Ich bin ein Wolf und werde stets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft euch selbst,
Dann wird auch Gott euch helfen!"

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der „Allgemeinen Zeitung".

Kaput XIII.

Die Sonne ging auf bei Paderborn
Mit sehr verdroßner Gebärde.
Sie treibt in der Tat ein verdrießlich Geschäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat sie die eine Seite erhellt,
Und bringt sie mit strahlender Eile
Der andern ihr Licht, so verdunkelt schon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Sisyphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! — —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen,
Im Frührotschein, das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Sie haben dir übel mitgespielt,
Die Herren vom hohen Rate.
Wer hieß dich auch reden so rücksichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerei
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; du hättest geschrieben ein Buch
über die Himmelsfragen.

Der Zensor hätte gestrichen darin
Was etwa anzüglich auf Erden,
Und liebend bewahrte dich die Zensur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hättest du nur einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Besaßest ja Geist und Talent genug,
Und konntest schonen die Frommen!

Geldwechsler, Bankiers, hast du sogar
Mit der Peitsche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängst du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

Kaput XIV.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaise wackelt im Schlamme;
Doch singt es und klingt es in meinem Gemüt:
„Sonne, du klagende Flamme!"

Das ist der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme gesungen —
„Sonne, du klagende Flamme!" Das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Der lebt' in Lust und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt,
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurteil war
Genagelt am Weidenstamme;
Das haben die Rächer der Feme getan —
Sonne, du klagende Flamme!

Die Sonne war Kläger, sie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte sterbend geschrien:
Sonne, du klagende Flamme!

Und denk' ich des Liedes, so denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten;
Ich sehe wieder ihr braunes Gesicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münsterland,
Und wußte, in großer Menge,
Gespenstergeschichten, grausenhaft,
Und Märchen und Volksgesänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einsam auf der Heide saß
Und die goldnen Haare strählte.

Die Gänse mußte sie hüten dort
Als Gänsemagd, und trieb sie
Am Abend die Gänse wieder durchs Tor,
Gar traurig stehen blieb sie.

Denn angenagelt über dem Tor
Sah sie ein Roßhaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das sie in die Fremde getragen.

Die Königstochter seufzte tief:
„O, Falada, daß du hangest!"
Der Pferdekopf herunterrief:
„O wehe, daß du gangest!"

Die Königstochter seufzte tief:
„Wenn das meine Mutter wüßte!"
Der Pferdekopf herunterrief:
„Ihr Herze brechen müßte!"

Mit stockendem Atem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernster und leiser
Zu sprechen begann und vom Rotbart sprach,
Von unserem heimlichen Kaiser.

Sie hat mir versichert, er sei nicht tot,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hause versteckt in einem Berg
Mit seinen Waffengefährten.

Kyffhäuser ist der Berg genannt,
Und drinnen ist eine Höhle;
Die Ampeln erhellen so geisterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Ein Marstall ist der erste Saal,
Und dorten kann man sehen
Viel tausend Pferde, blankgeschirrt,
Die an den Krippen stehen.

Sie sind gesattelt und gezäumt,
Jedoch von diesen Rossen
Kein einziges wiehert, kein einziges stampft,
Sind still, wie aus Eisen gegossen.

Im zweiten Saale, auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel tausend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegerisch trotzigen Zügen.

Sie sind gerüstet von Kopf bis Fuß,
Doch alle diese Braven,
Sie rühren sich nicht, bewegen sich nicht,
Sie liegen fest und schlafen.

Hochaufgestapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harnische, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkische Feuergewehre.

Sehr wenig Kanonen, jedoch genug
Um eine Trophäe zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe ist schwarz-rot-gülden.

Der Kaiser bewohnt den vierten Saal.
Schon seit Jahrhunderten sitzt er
Auf steinernem Stuhl, am steinernen Tisch,
Das Haupt auf den Armen stützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Ist rot wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zusammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig sich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: „Zu Pferd'! zu Pferde!"
Sein reisiges Volk erwacht und springt
Lautrasselnd empor von der Erde.

Ein jeder schwingt sich auf sein Roß,
Das wiehert und stampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, sie schlagen gut,
Sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
Er will die Mörder bestrafen —

Die Mörder, die gemeuchelt einst
Die teure, wundersame,
Goldlockichte Jungfrau Germania —
Sonne, du klagende Flamme!

Wohl mancher, der sich geborgen geglaubt,
Und lachend auf seinem Schloß saß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang,
Dem Zorne Barbarossas! — — —

Wie klingen sie lieblich, wie klingen sie süß,
Die Märchen der alten Amme!
Mein abergläubisches Herze jauchzt:
„Sonne, du klagende Flamme!"

Kaput XV.

Ein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelspitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Kot und schwitzen.

Der Postillion stößt in sein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drei Reiter zum Tor hinaus!" —
Es wird mir so dämmrig zumute.

Mich schläferte und ich entschlief,
Und siehe! mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiser Rotbart befände.

Er saß nicht mehr auf steinernem Stuhl,
Am steinernen Tisch, wie ein Steinbild;
Auch sah er nicht so ehrwürdig aus,
Wie man sich gewöhnlich einbild't.

Er watschelte durch die Säle herum
Mit mir im trauten Geschwätze.
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir seine Kuriosa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir,
Wie man sich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Rost
Mit seinem Hermeline.

Er nahm ein Pfauenwedel zur Hand,
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harnisch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne stäubte er gleichfalls ab,
Und er sprach: „Mein größter Stolz ist,
Daß noch keine Motte die Seide zerfraß,
Und auch kein Wurm im Holz ist."

Und als wir kamen in den Saal,
Wo schlafend am Boden liegen
Viel tausend Krieger, kampfbereit,
Der Alte sprach mit Vergnügen:

„Hier müssen wir leiser reden und gehn,
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verflossen sind hundert Jahr
Und Löhnungstag ist heute."

Und siehe! der Kaiser nahte sich sacht
Den schlafenden Soldaten,
Und steckte heimlich in die Tasch'
Jedwedem einen Dukaten.

Er sprach mit schmunzelndem Gesicht,
Als ich ihn ansah verwundert:
„Ich zahle einen Dukaten per Mann,
Als Sold, nach jedem Jahrhundert."

Im Saale wo die Pferde stehn
In langen, schweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiser sich die Händ',
Schien sonderbar sich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätschelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängstlicher Hast
Bewegten sich seine Lippen.

„Das ist noch nicht die rechte Zahl" —
Sprach er zuletzt verdrossen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genug,
Doch fehlt es noch an Rossen.

„Roßkämme hab' ich ausgeschickt
In alle Welt, die kaufen
Für mich die besten Pferde ein,
Hab' schon einen guten Haufen.

„Ich warte bis die Zahl komplett,
Dann schlag' ich los und befreie,
Mein Vaterland, mein deutsches Volk,
Das meiner harret mit Treue."

So sprach der Kaiser, ich aber rief:
Schlag' los, du alter Geselle,
Schlag' los, und hast du nicht Pferde genug,
Nimm Esel an ihrer Stelle.

Der Rotbart erwiderte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tag,
Gut Ding will haben Weile.

„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langsam wächst die Eiche,
Und chi va piano va sano, so heißt
Das Sprichwort im römischen Reiche."

Kaput XVI.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf,
Doch sanken die Augenlider
Bald wieder zu, und ich entschlief
Und träumte vom Rotbart wieder.

Ging wieder schwatzend mit ihm herum
Durch alle die hallenden Säle;
Er frug mich dies, er frug mich das,
Verlangte, daß ich erzähle.

Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl seit dem siebenjährigen Krieg,
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moses Mendelssohn,
Nach der Karschin, mit Intresse
Frug er nach der Gräfin Dubarry,
Des fünfzehnten Ludwigs Mätresse.

O Kaiser, rief ich, wie bist du zurück!
Der Moses ist längst gestorben,
Nebst seiner Rebekka, auch Abraham,
Der Sohn, ist gestorben, verdorben.

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Christentum,
Ist schon Kapellenmeister.

Die alte Karschin ist gleichfalls tot,
Auch die Tochter ist tot, die Klenke;
Helmine Chézy, die Enkelin,
Ist noch am Leben, ich denke.

Die Dubarry lebte lustig und flott,
Solange Ludwig regierte,
Der Fünfzehnte nämlich, sie war schon alt
Als man sie guillotinierte.

Der König Ludwig der Fünfzehnte starb
Ganz ruhig in seinem Bette,
Der Sechzehnte aber ward guillotiniert
Mit der Königin Antoinette.

Die Königin zeigte großen Mut,
Ganz wie es sich gebührte,
Die Dubarry aber weinte und schrie
Als man sie guillotinierte. — —

Der Kaiser blieb plötzlich stille stehn,
Und sah mich an mit den stieren
Augen und sprach: „Um Gotteswill'n,
Was ist das, guillotinieren?"

Das Guillotinieren — erklärte ich ihm —
Ist eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Vom Leben bringt zu Tode.

Bei dieser Methode bedient man sich
Auch einer neuen Maschine,
Die hat erfunden Herr Guillotin,
Drum nennt man sie Guillotine.

Du wirst hier an ein Brett geschnallt; —
Das senkt sich; — du wirst geschoben
Geschwinde zwischen zwei Pfosten: — es hängt
Ein dreieckig Beil ganz oben; —

Man zieht eine Schnur, dann schießt herab
Das Beil, ganz lustig und munter; —
Bei dieser Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Der Kaiser fiel mir in die Red:
„Schweig still, von deiner Maschine
Will ich nichts wissen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!

„Der König und die Königin!
Geschnallt! an einem Brette!
Das ist ja gegen allen Respekt
Und alle Etikette!

„Und du, wer bist du, daß du es wagst
Mich so vertraulich zu duzen?
Warte, du Bürschchen, ich werde dir schon
Die kecken Flügel stutzen!

„Es regt mir die innerste Galle auf,
Wenn ich dich höre sprechen,
Dein Odem schon ist Hochverrat
Und Majestätsverbrechen!"

Als solchermaßen in Eifer geriet
Der Alte und sonder Schranken
Und Schonung mich anschnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimsten Gedanken.

„Herr Rotbart" — rief ich laut — „du bist
Ein altes Fabelwesen,
Geh', leg' dich schlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlösen.

„Die Republikaner lachen uns aus,
Sehn sie an unserer Spitze
So ein Gespenst mit Zepter und Kron';
Sie rissen schlechte Witze.

„Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutschen Narren verdarben
Mir schon in der Burschenschaft die Lust
An den schwarz-rot-goldnen Farben.

„Das beste wäre du bliebest zu Haus,
Hier in dem alten Kyffhäuser —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser."

Kaput XVII.

Ich habe mich mit dem Kaiser gezankt
Im Traum, im Traum versteht sich, —
Im wachenden Zustand sprechen wir nicht
Mit Fürsten so widersetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutsche zu sagen
Die deutsche Meinung, die er so tief
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht' fuhr ich einem Wald
Vorbei, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit
Verscheuchte meine Träume.

Die Eichen schüttelten ernsthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiser
Sie nickten so warnend — und ich rief:
„Vergib mir, mein teurer Kaiser!

„Vergib mir, o Rotbart, das rasche Wort!
Ich weiß, du bist viel weiser
Als ich, ich habe so wenig Geduld —
Doch komme du bald, mein Kaiser!

„Behagt dir das Guillotinieren nicht,
So bleib bei den alten Mitteln:
Das Schwert für Edelleute, der Strick
Für Bürger und Bauern in Kitteln.

„Nur manchmal wechsle ab, und laß
Den Adel hängen, und köpfe
Ein bißchen die Bürger und Bauern, wir sind
Ja alle Gottesgeschöpfe.

„Stell' wieder her das Halsgericht,
Das peinliche Karls des Fünften,
Und teile wieder ein das Volk
Nach Ständen, Gilden und Zünften.

„Das alte heilige römische Reich,
Stell's wieder her, das ganze,
Gib uns den modrigsten Plunder zurück
Mit allem Firlefanze.

„Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es gewesen,
Ich will es ertragen — erlöse uns nur
Von jenem Zwitterwesen,

„Von jenem Gamaschenrittertum,
Das ekelhaft ein Gemisch ist
Von gotischem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleisch noch Fisch ist.

„Jag' fort das Komödiantenpack,
Und schließe die Schauspielhäuser,
Wo man die Vorzeit parodiert —
Komme du bald, o Kaiser!"

Kaput XVIII.

Minden ist eine feste Burg,
Hat gute Wehr' und Waffen!
Mit preußischen Festungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu schaffen.

Wir kamen dort an zur Abendzeit.
Die Planken der Zugbrück stöhnten
So schaurig, als wir hinübergerollt;
Die dunklen Gräben gähnten.

Die hohen Bastionen schauten mich an,
So drohend und verdrossen;
Das große Tor ging rasselnd auf,
Ward rasselnd wieder geschlossen.

Ach! meine Seele ward betrübt,
Wie des Odysseus Seele,
Als er gehört, daß Polyphem
Den Felsblock schob vor die Höhle.

Es trat an den Wagen ein Korporal
Und frug uns: wie wir hießen?
Ich heiße Niemand, bin Augenarzt
Und steche den Star den Riesen.

Im Wirtshaus ward mir noch schlimmer zumut,
Das Essen wollt mir nicht schmecken.
Ging schlafen sogleich, doch schlief ich nicht,
Mich drückten so schwer die Decken.

Es war ein breites Federbett,
Gardinen von rotem Damaste,
Der Himmel von verblichenem Gold,
Mit einem schmutzigen Quaste.

Verfluchter Quast! der die ganze Nacht
Die liebe Ruhe mir raubte!
Er hing mir, wie des Damokles Schwert,
So drohend über dem Haupte!

Schien manchmal ein Schlangenkopf zu sein,
Und ich hörte ihn heimlich zischen:
„Du bist und bleibst in der Festung jetzt,
Du kannst nicht mehr entwischen!"

„O, daß ich wäre" — seufzte ich —
„Daß ich zu Hause wäre,
Bei meiner lieben Frau in Paris,
Im Faubourg Poissonière!"

Ich fühlte, wie über die Stirne mir
Auch manchmal etwas gestrichen,
Gleich einer kalten Zensorhand,
Und meine Gedanken wichen —

Gendarmen in Leichenlaken gehüllt,
Ein weißes Spukgewirre,
Umringte mein Bett, ich hörte auch
Unheimliches Kettengeklirre.

Ach! die Gespenster schleppten mich fort,
Und ich hab' mich endlich befunden
An einer steilen Felsenwand;
Dort war ich festgebunden.

Der böse schmutzige Betthimmelquast!
Ich fand ihn gleichfalls wieder,
Doch sah er jetzt wie ein Geier aus,
Mit Krallen und schwarzem Gefieder.

Er glich dem preußischen Adler jetzt,
Und hielt meinen Leib umklammert;
Er fraß mir die Leber aus der Brust,
Ich habe gestöhnt und gejammert.

Ich jammerte lange — da krähte der Hahn,
Und der Fiebertraum erblaßte.
Ich lag zu Minden im schwitzenden Bett,
Der Adler ward wieder zum Quaste.

Ich reiste fort mit Extrapost,
Und schöpfte freien Odem
Erst draußen in der freien Natur,
Auf bückeburgschem Boden.

Kaput XIX.

O, Danton, du hast dich sehr geirrt
Und mußtest den Irrtum büßen!
Mitnehmen kann man das Vaterland
An den Sohlen, an den Füßen.

Das halbe Fürstentum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben;
So lehmichte Wege habe ich wohl
Noch nie gesehen im Leben.

In Bückeburg stieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward;
Die Großmutter war aus Hamburg.

Ich kam nach Hannover um Mittagzeit,
Und ließ mir die Stiefel putzen.
Ich ging sogleich die Stadt zu besehn,
Ich reise gern mit Nutzen.

Mein Gott! da sieht es sauber aus!
Der Kot liegt nicht auf den Gassen.
Viel' Prachtgebäude sah ich dort,
Sehr imponierende Massen.

Besonders gefiel mir ein großer Platz,
Umgeben von stattlichen Häusern;
Dort wohnt der König, dort steht sein Palast,
Er ist von schönem Äußern,

(Nämlich der Palast.) Vor dem Portal
Zu jeder Seite ein Schildhaus.
Rotröcke mit Flinten halten dort Wacht,
Sie sehen drohend und wild aus.

Mein Cicerone sprach: „Hier wohnt
Der Ernst Augustus, ein alter,
Hochtorysher Lord, ein Edelmann,
Sehr rüstig für sein Alter.

„Idyllisch sicher haust er hier,
Denn besser als alle Trabanten
Beschützet ihn der mangelnde Mut
Von unseren lieben Bekannten.

„Ich seh' ihn zuweilen, er klagt alsdann,
Wie gar langweilig das Amt sei,
Das Königsamt, wozu er jetzt
Hier in Hannover verdammt sei.

„An großbritannisches Leben gewöhnt,
Sei es ihm hier zu enge,
Ihn plage der Spleen, er fürchte schier,
Daß er sich mal erhänge.

„Vorgestern fand ich ihn traurig gebückt
Am Kamin, in der Morgenstunde;
Er kochte höchstselbst ein Lavement
Für seine kranken Hunde."

Kaput XX.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war schon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erschrak sie fast vor Freude;
Sie rief: „Mein liebes Kind!" und schlug
Zusammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr
Verflossen unterdessen!
Du wirst gewiß sehr hungrig sein —
Sag' an, was willst du essen?

„Ich habe Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen."
„So gib mir Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen."

Und als ich aß mit großem App'tit,
Die Mutter ward glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, sie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind! und wirst du auch
Recht sorgsam gepflegt in der Fremde?
Versteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt sie dir Strümpfe und Hemde?"

„Der Fisch ist gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn schweigend verzehren;
Man kriegt so leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfst mich jetzt nicht stören."

Und als ich den braven Fisch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt sich am besten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirst du den Vorzug geben?"

„Die deutsche Gans, lieb Mütterlein,
Ist gut, jedoch die Franzosen,
Sie stopfen die Gänse besser als wir,
Auch haben sie bessere Saucen." —

Und als die Gans sich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelsinen, sie schmeckten so süß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen sehr vergnüglich,
Nach tausend Dingen, mitunter sogar
Nach Dingen, die sehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! Wie denkst du jetzt?
Treibst du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Partei
Gehörst du mit Überzeugung?"

„Die Apfelsinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verschlucke ich den süßen Saft,
Und ich lasse die Schalen liegen."

Kapitel XXI.

Die Stadt, zur Hälfte abgebrannt,
Wird aufgebaut allmählich;
Wie'n Pudel, der halb geschoren ist,
Sieht Hamburg aus, trübselig.

Gar manche Gassen fehlen mir,
Die ich nur ungern vermisse —
Wo ist das Haus, wo ich geküßt
Der Liebe erste Küsse?

Wo ist die Druckerei, wo ich
Die Reisebilder druckte?
Wo ist der Austerkeller, wo ich
Die ersten Austern schluckte?

Und der Dreckwall, wo ist der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich suchen!
Wo ist der Pavillon, wo ich
Gegessen so manchen Kuchen?

Wo ist das Rathaus, worin der Senat
Und die Bürgerschaft gethronet?
Ein Raub der Flammen! Die Flamme hat
Das Heiligste nicht verschonet.

Die Leute seufzten noch vor Angst,
Und mit wehmüt'gem Gesichte
Erzählten sie mir vom großen Brand
Die schreckliche Geschichte:

„Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man sah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchentürme loderten auf
Und stürzten krachend zusammen.

„Die alte Börse ist verbrannt,
Wo unsere Väter gewandelt,
Und miteinander jahrhundertelang
So redlich als möglich gehandelt.

„Die Bank, die silberne Seele der Stadt,
Und die Bücher wo eingeschrieben
Jedweden Mannes Banko-Wert,
Gottlob! sie sind uns geblieben!

„Gottlob! man kollektierte für uns
Selbst bei den fernsten Nationen —
Ein gutes Geschäft — die Kollekte betrug
Wohl an die acht Millionen.

„Die Hilfsgelderkasse wurde geführt
Von wahren Christen und Frommen —
Erfahren hat nie die linke Hand,
Wieviel die rechte genommen.

„Aus allen Ländern floß das Geld
In unsre offnen Hände,
Auch Viktualien nahmen wir an,
Verschmähten keine Spende.

„Man schickte uns Kleider und Betten genug,
Auch Brot und Fleisch und Suppen!
Der König von Preußen wollte sogar
Uns schicken seine Truppen.

„Der materielle Schaden ward
Vergütet, das ließ sich schätzen —
Jedoch den Schrecken, unseren Schreck,
Den kann uns niemand ersetzen!“

Aufmunternd sprach ich: „Ihr lieben Leut',
Ihr müßt nicht jammern und flennen,
Troja war eine bessere Stadt
Und mußte doch verbrennen.

„Baut eure Häuser wieder auf
Und trocknet eure Pfützen,
Und schafft euch beßre Gesetze an,
Und beßre Feuerspritzen.

„Gießt nicht zu viel Cayenne-Piment
In eure Mockturtelsuppen,
Auch eure Karpfen sind euch nicht gesund,
Ihr kocht sie so fett mit den Schuppen.

„Kalkuten schaden euch nicht viel,
Doch hütet euch vor der Tücke
Des Vogels, der sein Ei gelegt
In des Bürgermeisters Perücke. — —

„Wer dieser fatale Vogel ist,
Ich brauch es euch nicht zu sagen —
Denk' ich an ihn, so dreht sich herum
Das Essen in meinem Magen."

Kaput XXII.

Noch mehr verändert als die Stadt
Sind mir die Menschen erschienen,
Sie geh'n so betrübt und gebrochen herum,
Wie wandelnde Ruinen.

Die Mageren sind noch dünner jetzt,
Noch fetter sind die Feisten,
Die Kinder sind alt, die Alten sind
Kindisch geworden, die meisten.

Gar manche, die ich als Kälber verließ,
Fand ich als Ochsen wieder;
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Gans mit stolzem Gefieder.

Die alte Gudel fand ich geschminkt
Und geputzt wie eine Sirene;
Hat schwarze Locken sich angeschafft
Und blendend weiße Zähne.

Am besten hat sich konserviert
Mein Freund, der Papierverkäufer;
Sein Haar ward gelb und umwallt sein Haupt,
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Den **** den sah ich nur von fern,
Er huschte mir rasch vorüber;
Ich höre, sein Geist ist abgebrannt
Und war versichert bei Bieber.

Auch meinen alten Zensor sah
Ich wieder. Im Nebel, gebücket,
Begegnet' er mir auf dem Gänsemarkt,
Schien sehr darniedergedrücket.

Wir schüttelten uns die Hände, es schwamm
Im Auge des Manns eine Träne.
Wie freute er sich, mich wieder zu sehn!
Es war eine rührende Szene. —

Nicht alle fand ich. Mancher hat
Das Zeitliche gesegnet.
Ach! meinem Gumpelino sogar
Bin ich nicht mehr begegnet.

Der Edle hatte ausgehaucht
Die große Seele soeben,
Und wird als verklärter Seraph jetzt
Am Throne Jehovas schweben.

Vergebens suchte ich überall
Den krummen Adonis, der Tassen
Und Nachtgeschirr von Porzellan
Feilbot in Hamburgs Gassen.

Ob noch der kleine Meyer lebt,
Das kann ich wahrhaftig nicht sagen;
Er fehlte mir, doch ich vergaß
Bei Cornet nach ihm zu fragen.

Sarras, der treue Pudel, ist tot.
Ein großer Verlust! Ich wette,
Daß Campe lieber ein ganzes Schock
Schriftsteller verloren hätte. — —

Die Population des Hamburger Staats
Besteht, seit Menschengedenken,
Aus Juden und Christen; es pflegen auch
Die letztren nicht viel zu verschenken.

Die Christen sind alle ziemlich gut,
Auch essen sie gut zu Mittag,
Und ihre Wechsel bezahlen sie prompt,
Noch vor dem letzten Respittag.

Die Juden teilen sich wieder ein
In zwei verschiedne Parteien;
Die Alten gehn in die Synagog'
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen essen Schweinefleisch,
Zeigen sich widersetzig,
Sind Demokraten; die Alten sind
Vielmehr aristokrätzig.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n —
Doch schwör' ich, beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewisse Fischchen noch mehr,
Man heißt sie geräucherte Sprotte.

Kaput XXIII.

Als Republik war Hamburg nie
So groß wie Venedig und Florenz,
Doch Hamburg hat bessere Austern; man speist
Die besten im Keller von Lorenz.

Es war ein schöner Abend, als ich
Mich hinbegab mit Campen;
Wir wollten miteinander dort
In Rheinwein und Austern schlampampen.

Auch gute Gesellschaft fand ich dort,
Mit Freude sah ich wieder
Manch alten Genossen, zum Beispiel Chasepié,
Auch manche neue Brüder.

Da war der Wille, dessen Gesicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademischen Feinde sich
Recht leserlich eingeschrieben.

Da war der Fucks, ein blinder Heid,
Und persönlicher Feind des Jehova,
Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.

Mein Campe war Amphitryo
Und lächelte vor Wonne;
Sein Auge strahlte Seligkeit,
Wie eine verklärte Madonne.

Ich aß und trank, mit gutem App'tit,
Und dachte in meinem Gemüte:
„Der Campe ist wirklich ein großer Mann,
Ist aller Verleger Blüte.

„Ein andrer Verleger hätte mich
Vielleicht verhungern lassen,
Der aber gibt mir zu trinken sogar;
Werde ihn niemals verlassen.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der diesen Saft der Reben
Erschuf, und zum Verleger mir
Den Julius Campe gegeben!

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh',
Der, durch sein großes Werde,
Die Austern erschaffen in der See
Und den Rheinwein auf der Erde!

„Der auch Zitronen wachsen ließ,
Die Austern zu betauen —
Nun laß mich, Vater, diese Nacht
Das Essen gut verdauen!"

Der Rheinwein stimmt mich immer weich,
Und löst jedwedes Zerwürfnis
In meiner Brust, entzündet darin
Der Menschenliebe Bedürfnis.

Es treibt mich aus dem Zimmer hinaus,
Ich muß in den Straßen schlendern;
Die Seele sucht eine Seele und späh't
Nach zärtlich weißen Gewändern.

In solchen Momenten zerfließe ich fast
Vor Wehmut und vor Sehnen;
Die Katzen scheinen mir alle grau,
Die Weiber alle Helenen. — — —

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da sah ich im Mondenschimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbusiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngesund,
Die Augen wie blaue Türkoasen,
Die Wangen wie Rosen, wie Kirschen der Mund,
Auch etwas rötlich die Nase.

Ihr Haupt bedeckte eine Mütz'
Von weißem gesteiftem Linnen,
Gefältelt wie eine Mauerkron',
Mit Türmchen und zackigen Zinnen.

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgestell
Zwei dorischen Säulen gleichend.

Die weltlichste Natürlichkeit
Konnt man in den Zügen lesen;
Doch das übermenschliche Hinterteil
Verriet ein höheres Wesen.

Sie trat zu mir heran und sprach:
„Willkommen an der Elbe,
Nach dreizehnjähr'ger Abwesenheit —
Ich sehe du bist noch derselbe!

„Du suchst die schönen Seelen vielleicht,
Die dir so oft begegen't
Und mit dir geschwärmt die Nacht hindurch,
In dieser schönen Gegend.

„Das Leben verschlang sie, das Ungetüm,
Die hundertköpfige Hyder;
Du findest nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenössinnen wieder!

„Du findest die holden Blumen nicht mehr,
Die das junge Herz vergöttert;
Hier blühten sie — jetzt sind sie verwelkt,
Und der Sturm hat sie entblättert.

„Verwelkt, entblättert, zertreten sogar
Von rohen Schicksalsfüßen —
Mein Freund, das ist auf Erden das Los
Von allem Schönen und Süßen!"

„Wer bist du?" — rief ich — „du schaust mich an
Wie'n Traum aus alten Zeiten —
Wo wohnst du, großes Frauenbild?
Und darf ich dich begleiten?"

Da lächelte das Weib und sprach:
„Du irrst dich, ich bin eine feine,
Anständ'ge, moralische Person;
Du irrst dich, ich bin nicht so eine.

„Ich bin nicht so eine kleine Mamsell,
So eine welsche Lorettin —
Denn wisse: ich bin Hammonia,
Hamburgs beschützende Göttin!

„Du stutzest und erschreckst sogar,
Du sonst so mutiger Sänger!
Willst du mich noch begleiten jetzt?
Wohlan, so zög're nicht länger."

Ich aber lachte laut und rief:
„Ich folge auf der Stelle —
Schreit' du voran, ich folge dir,
Und ging' es in die Hölle!"

Kaput XXIV.

Wie ich die enge Saaltrepp' hinauf
Gekommen, ich kann es nicht sagen;
Es haben unsichtbare Geister mich
Vielleicht hinaufgetragen.

Hier, in Hammonias Kämmerlein,
Verflossen mir schnell die Stunden.
Die Göttin gestand die Sympathie,
Die sie immer für mich empfunden.

„Siehst du", — sprach sie — „in früherer Zeit
War mir am meisten teuer
Der Sänger, der den Messias besang
Auf seiner frommen Leier.

„Dort auf der Kommode steht noch jetzt
Die Büste von meinem Klopstock,
Jedoch seit Jahren dient sie mir
Nur noch als Haubenkopfstock.

„Du bist mein Liebling jetzt, es hängt
Dein Bildnis zu häupten des Bettes;
Und siehst du, ein frischer Lorbeer umkränzt
Den Rahmen des holden Porträtes.

„Nur daß du meine Söhne so oft
Genergelt, ich muß es gestehen,
Hat mich zuweilen tief verletzt;
Das darf nicht mehr geschehen.

„Es hat die Zeit dich hoffentlich
Von solcher Unart geheilet,
Und dir eine größere Toleranz
Sogar für Narren erteilet.

„Doch sprich, wie kam der Gedanke dir
Zu reisen nach dem Norden
In solcher Jahrzeit? Das Wetter ist
Schon winterlich geworden!"

„O, meine Göttin!" — erwiderte ich —
„Es schlafen tief im Grunde
Des Menschenherzens Gedanken, die oft
Erwachen zur unrechten Stunde.

„Es ging mir äußerlich ziemlich gut,
Doch innerlich war ich beklommen,
Und die Beklemmnis täglich wuchs —
Ich hatte das Heimweh bekommen.

„Die sonst so leichte französische Luft,
Sie fing mich an zu drücken;
Ich mußte Atem schöpfen hier
In Deutschland, um nicht zu ersticken.

„Ich sehnte mich nach Torfgeruch,
Nach deutschem Tabaksdampfe;
Es bebte mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutschen Boden stampfe.

„Ich seufzte des Nachts, und sehnte mich,
Daß ich sie wiedersähe,
Die alte Frau, die am Dammtor wohnt;
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

„Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgescholten
Und immer großmütig beschützt, auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

„Ich wollte wieder aus seinem Mund
Vernehmen den ‚dummen Jungen!'
Das hat mir immer wie Musik
Im Herzen nachgeklungen.

„Ich sehnte mich nach dem blauen Rauch,
Der aufsteigt aus deutschen Schornsteinen,
Nach niedersächsischen Nachtigall'n,
Nach stillen Buchenhainen.

„Ich sehnte mich nach den Plätzen sogar,
Nach jenen Leidensstationen,
Wo ich geschleppt das Jugendkreuz
Und meine Dornenkronen.

„Ich wollte weinen wo ich einst
Geweint die bittersten Tränen —
Ich glaube Vaterlandsliebe nennt
Man dieses törichte Sehnen.

„Ich spreche nicht gern davon; es ist
Nur eine Krankheit im Grunde.
Verschämten Gemütes, verberge ich stets
Dem Publiko meine Wunde.

„Fatal ist mir das Lumpenpack,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen seinen Geschwüren.

„Schamlose schäbige Bettler sind's,
Almosen wollen sie haben —
Ein'n Pfennig Popularität
Für Menzel und seine Schwaben!

„O meine Göttin, du hast mich heut
In weicher Stimmung gefunden;
Bin etwas krank, doch pfleg' ich mich,
Und ich werde bald gesunden.

„Ja, ich bin krank, und du könntest mir
Die Seele sehr erfrischen
Durch eine gute Tasse Tee;
Du mußt ihn mit Rum vermischen."

Kapitel XXV.

Die Göttin hat mir Tee gekocht
Und Rum hineingegossen;
Sie selber aber hat den Rum
Ganz ohne Tee genossen.

An meine Schulter lehnte sie
Ihr Haupt (die Mauerkrone,
Die Mütze, ward etwas zerknittert davon)
Und sie sprach mit sanftem Tone:

„Ich dachte manchmal mit Schrecken dran,
Daß du in dem sittenlosen
Paris so ganz ohne Aufsicht lebst,
Bei jenen frivolen Franzosen.

„Du schlenderst dort herum, und hast
Nicht mal an deiner Seite
Einen treuen deutschen Verleger, der dich
Als Mentor warne und leite.

„Und die Verführung ist dort so groß,
Dort gibt es so viele Sylphiden,
Die ungesund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden.

„Geh' nicht zurück und bleib' bei uns;
Hier herrschen noch Zucht und Sitte,
Und manches stille Vergnügen blüht
Auch hier, in unserer Mitte.

„Bleib' bei uns in Deutschland, es wird dir hier
Jetzt besser als eh'mals munden;
Wir schreiten fort, du hast gewiß
Den Fortschritt selbst gefunden.

„Auch die Zensur ist nicht mehr streng,
Hoffmann wird älter und milder,
Er streicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reisebilder.

„Du selbst bist älter und milder jetzt,
Wirst dich in manches schicken,
Und wirst sogar die Vergangenheit
In besserem Lichte erblicken.

„Ja, daß es uns früher so schrecklich ging
In Deutschland, ist Übertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtschaft, wie einst
In Rom, durch Selbstentleibung.

„Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Massen,
Beschränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken lassen.

„Gesetzlose Willkür herrschte nie,
Dem schlimmsten Demagogen
Ward niemals ohne Urteilspruch
Die Staatskokarde entzogen.

„So übel war es in Deutschland nie,
Trotz aller Zeitbedrängnis —
Glaub' mir, verhungert ist nie ein Mensch
In einem deutschen Gefängnis.

„Es blühte in der Vergangenheit
So manche schöne Erscheinung
Des Glaubens und der Gemütlichkeit;
Jetzt herrscht nur Zweifel, Verneinung.

„Die praktische äußere Freiheit wird einst
Das Ideal vertilgen,
Das wir im Busen getragen — es war
So rein wie der Traum der Lilien!

„Auch unsre schöne Poesie
Erlischt, sie ist schon ein wenig
Erloschen; mit andern Königen stirbt
Auch Freiligraths Mohrenkönig.

„Der Enkel wird essen und trinken genug,
Doch nicht in beschaulicher Stille;
Es poltert heran ein Spektakelstück,
Zu Ende geht die Idylle.

„O, könntest du schweigen, ich würde dir
Das Buch des Schicksals entsiegeln,
Ich ließe dir spätere Zeiten seh'n
In meinen Zauberspiegeln.

„Was ich den sterblichen Menschen nie
Gezeigt, ich möcht' es dir zeigen:
Die Zukunft deines Vaterlands —
Doch ach! du kannst nicht schweigen!"

„Mein Gott, o Göttin!" — rief ich entzückt —
„Das wäre mein größtes Vergnügen,
Laß mich das künftige Deutschland sehn —
Ich bin ein Mann und verschwiegen.

„Ich will dir schwören jeden Eid,
Den du nur magst begehren,
Mein Schweigen zu verbürgen dir —
Sag an, wie soll ich schwören?"

Doch jene erwiderte: „Schwöre mir
In Vater Abrahams Weise,
Wie er Eliesern schwören ließ,
Als dieser sich gab auf die Reise.

„Heb' auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften,
Und schwöre mir Verschwiegenheit
In Reden und in Schriften!"

Ein feierlicher Moment! Ich war
Wie angeweht vom Hauche
Der Vorzeit, als ich schwur den Eid,
Nach uraltem Erzväterbrauche.

Ich hob das Gewand der Göttin auf,
Und legte an ihre Hüften
Die Hand, gelobend Verschwiegenheit
In Reden und in Schriften.

Kaput XXVI.

Die Wangen der Göttin glühten so rot,
(Ich glaube in die Krone
Stieg ihr der Rum) und sie sprach zu mir
In sehr wehmütigem Tone:

„Ich werde alt. Geboren bin ich
Am Tage von Hamburgs Begründung.
Die Mutter war Schellfischkönigin
Hier an der Elbe Mündung.

„Mein Vater war ein großer Monarch,
Karolus Magnus geheißen,
Er war noch mächt'ger und klüger sogar,
Als Friedrich der Große von Preußen.

„Der Stuhl ist zu Aachen, auf welchem er
Am Tage der Krönung ruhte;
Den Stuhl worauf er saß in der Nacht,
Den erbte die Mutter, die gute.

„Die Mutter hinterließ ihn mir,
Ein Möbel von scheinlosem Äußern,
Doch böte mir Rothschild all' sein Geld,
Ich würde ihn nicht veräußern.

„Siehst du, dort in dem Winkel steht
Ein alter Sessel, zerrissen
Das Leder der Lehne, von Mottenfraß
Zernagt das Polsterkissen.

„Doch gehe hin und hebe auf
Das Kissen von dem Sessel,
Du schaust eine runde Öffnung dann,
Darunter einen Kessel —

„Das ist ein Zauberkessel worin
Die magischen Kräfte brauen,
Und steckst du in die Ründung den Kopf,
So wirst du die Zukunft schauen —

„Die Zukunft Deutschlands erblickst du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch schaudre nicht, wenn aus dem Wust
Aufsteigen die Miasmen!"

Sie sprach's und lachte sonderbar,
Ich aber ließ mich nicht schrecken,
Neugierig eilte ich den Kopf
In die furchtbare Ründung zu stecken.

Was ich gesehn, verrate ich nicht,
Ich habe zu schweigen versprochen,
Erlaubt ist mir zu sagen kaum,
O Gott! was ich gerochen! — — —

Ich denke mit Widerwillen noch
An jene schnöden, verfluchten
Vorspielgerüche, das schien ein Gemisch
Von altem Kohl und Fuchten.

Entsetzlich waren die Düfte, o Gott!
Die sich nachher erhuben;
Es war als fegte man den Mist
Aus sechsunddreißig Gruben.— — —

Ich weiß wohl was Saint-Just gesagt
Weiland im Wohlfahrtsausschuß:
Man heile die große Krankheit nicht
Mit Rosenöl und Moschus —

Doch dieser deutsche Zukunftsduft
Mocht alles überragen
Was meine Nase je geahnt —
Ich konnt es nicht länger ertragen — — —

Mir schwanden die Sinne, und als ich aufschlug
Die Augen, saß ich an der Seite
Der Göttin noch immer, es lehnte mein Haupt
An ihre Brust, die breite.

Es blitzte ihr Blick, es glühte ihr Mund,
Es zuckten die Nüstern der Nase,
Bacchantisch umschlang sie den Dichter und sang
Mit schauerlich wilder Ekstase:

„Es ist ein König in Thule, der hat
'nen Becher, nichts geht ihm darüber,
Und wenn er aus dem Becher trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

„Dann steigen in ihm Gedanken auf,
Die kaum sich ließen ahnden,
Dann ist er kapabel und dekretiert,
Auf dich, mein Kind, zu fahnden.

„Geh nicht nach Norden, und hüte dich
Vor jenem König in Thule,
Hüt dich vor Gendarmen und Polizei,
Vor der ganzen historischen Schule.

„Bleib bei mir in Hamburg, ich liebe dich,
Wir wollen trinken und essen
Den Wein und die Austern der Gegenwart,
Und die dunkle Zukunft vergessen.

„Den Deckel darauf! damit uns nicht
Der Mißduft die Freude vertrübet —
Ich liebe dich, wie je ein Weib
Einen deutschen Poeten geliebet!

„Ich küsse dich, und ich fühle wie mich
Dein Genius begeistert;
Es hat ein wunderbarer Rausch
Sich meiner Seele bemeistert.

„Mir ist, als ob ich auf der Straß'
Die Nachtwächter singen hörte —
Es sind Hymenäen, Hochzeitmusik,
Mein süßer Lustgefährte!

„Jetzt kommen die reitenden Diener auch,
Mit üppig lodernden Fackeln,
Sie tanzen ehrbar den Fackeltanz,
Sie springen und hüpfen und wackeln.

„Es kommt der hoch- und wohlweise Senat,
Es kommen die Oberalten;
Der Bürgermeister räuspert sich
Und will eine Rede halten.

„In glänzender Uniform erscheint
Das Korps der Diplomaten;
Sie gratulieren mit Vorbehalt
Im Namen der Nachbarstaaten.

„Es kommt die geistliche Deputation,
Rabbiner und Pastöre —
Doch ach! da kommt der Hoffmann auch
Mit seiner Zensorschere!

„Die Schere klirrt in seiner Hand,
Es rückt der wilde Geselle
Dir auf den Leib — er schneidet ins Fleisch —
Es war die beste Stelle."

Kaput XXVII.

Was sich in jener Wundernacht
Des weitern zugetragen,
Erzähl' ich euch ein andermal,
In warmen Sommertagen.

Das alte Geschlecht der Heuchelei
Verschwindet Gott sei Dank heut,
Es sinkt allmählich ins Grab, es stirbt
An seiner Lügenkrankheit.

Es wächst heran ein neues Geschlecht
Ganz ohne Schminke und Sünden,
Mit freien Gedanken, mit freier Lust —
Dem werde ich alles verkünden.

Schon knospet die Jugend, welche versteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüte.

Mein Herz ist liebend wie das Licht,
Und rein und keusch wie das Feuer;
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier.

Es ist dieselbe Leier, die einst
Mein Vater ließ ertönen,
Der selige Herr Aristophanes,
Der Liebling der Kamönen.

Es ist die Leier, worauf er einst
Den Paisteteros besungen,
Der um die Basileia gefreit,
Mit ihr sich emporgeschwungen.

Im letzten Kapitel hab' ich versucht
Ein bißchen nachzuahmen
Den Schluß der „Vögel", die sind gewiß
Das beste von Vaters Dramen.

Die „Frösche" sind auch vortrefflich. Man gibt
In deutscher Übersetzung
Sie jetzt auf der Bühne von Berlin,
Zu königlicher Ergetzung.

Der König liebt das Stück. Das zeugt
Von gutem antiken Geschmacke;
Den Alten amüsierte weit mehr
Modernes Froschgequacke.

Der König liebt das Stück. Jedoch
Wär' noch der Autor am Leben,
Ich riete ihm nicht sich in Person
Nach Preußen zu begeben.

Dem wirklichen Aristophanes,
Dem ginge es schlecht, dem Armen;
Wir würden ihn bald begleitet sehn
Mit Chören von Gendarmen.

Der Pöbel bekäm' die Erlaubnis bald
Zu schimpfen statt zu wedeln;
Die Polizei erhielte Befehl
Zu fahnden auf den Edeln.

O König! Ich meine es gut mit dir,
Und will einen Rat dir geben:
Die toten Dichter, verehre sie nur,
Doch schone die da leben.

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer sind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erschaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
Des ganzen Olymps Gelichter,
Und den höchsten Jehova obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter bestrafen freilich sehr hart
Des Menschen Missetaten,
Das Höllenfeuer ist ziemlich heiß,
Dort muß man schmoren und braten —

Doch Heilige gibt es, die aus der Glut
Losbeten den Sünder; durch Spenden
An Kirchen und Seelenmessen wird
Erworben ein hohes Verwenden.

Und am Ende der Tage kommt Christus herab
Und bricht die Pforten der Hölle;
Und hält er auch ein strenges Gericht,
Entschlüpfen wird mancher Geselle.

Doch gibt es Höllen aus deren Haft
Unmöglich jede Befreiung;
Hier hilft kein Beten, ohnmächtig ist hier
Des Welterlösers Verzeihung.

Kennst du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland, erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm dich in acht, daß wir dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!

Alphabetisches Verzeichnis

der Gedichte nach Anfängen und Überschriften.

(Gedichte ohne römische Ziffer stehen im 1. Teil.)

	Seite
Abenddämmerung	220
Abendlich blasser wird es	240
Ach, die Augen sind es wieder	186
Ach, ich sehne mich nach Tränen	II. 12
Ach, wenn ich nur der Schemel wär'	135
Ach, wie schön bist du, wenn traulich	III. 41
Adam der Erste	II. 94
Affrontenburg	III. 54
Ahnung	III. 12
Ali Bey	II. 74
Ali Bey, der Held des Glaubens	II. 74
Alle Liebesgötter jauchzen	II. 133
Allen tut es weh im Herzen	94
Allnächtlich im Traume seh' ich dich	144
Almansor	198
Als der König Rhampsenit	II. 117
Als die junge Rose blühte	III. 38
Als ich, auf der Reise, zufällig	155
Als ich dich zum ersten Male	III. 34
Als ich ging nach Ottensen hin	III. 9
„Als ich vor einem Jahr?"	118
Als meine Großmutter die Liese	97
Als sie mich umschlang	III. 15
Alte Rose	II. 198
Altes Kaminstück	II. 90
Altes Lied	II. 197
Am blassen Meeresstrande	220
Am einsamen Strande plätschert	II. 72
Am Fenster stand die Mutter	201
Am fernen Horizonte	161
Am Golfe von Bisfaya	II. 35
Am Himmel Sonn' und Mond	III. 80
Am Hubertustag des Jahres	II. 181
Am Kreuzweg wird begraben	147
Am leuchtenden Sommermorgen	140
Am Meer, am wüsten	245
An A. W. v. Schlegel	114
An deine schneeweiße Schulter	185
An dem stillen Meeresstrande	II. 25
An den Hofrat Georg S. in Göttingen	III. 198
An den Nachtwächter	II. 107
An die Engel	II. 209
An die Jungen	II. 195
An die Tochter der Geliebten	III. 46
(An Edom!)	III. 147
An Eduard G.	III. 203
An eine Sängerin	110
An einen ehemaligen Goetheaner	II. 95
An einen politischen Dichter	III. 150
An Franz v. Z.	III. 195
An Fritz von Beughem	III. 197
An Fritz St.	III. 199
[An G. W. von Schlegel]	III. 197
An Georg Herwegh	III. 208
An H. S.	115
(An Heines Hamburger Freund Friedr. Merckel, mit dem „Ratcliff")	III. 202
An Inez	III. 224
An J. B. R.	III. 200
An Jenny	III. 44
An meine Mutter B. Heine	114
(An R. Christiani)	III. 202
(An Salomon Heine)	III. 202
An Sie	III. 10
Andre beten zur Madonne	176
Anfangs wollt' ich fast verzagen	92
Angelique	II. 31
Anno 1829	II. 68
Anno 1839	II. 68
Antwort	III. 158
Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	IV. 19
„Aucassin und Nicolette" oder „Die Liebe aus der guten alten Zeit"	III. 201
Auf das geplante Denkmal Goethes zu Frankfurt am Main	III. 146

	Seite
Auf dem Berge steht die Hütte . .	207
Auf dem Brocken	214
Auf dem Faubourg Saint Marceau	II. 69
Auf dem Festland bleibt. .	III. 121
Auf dem Haupt trug er. . .	II. 159
Auf dem Schloßhof zu Kanossa	II. 100
Auf den Wällen Salamancas . .	187
Auf den Wolken ruht der Mond	III. 35
Auf die schlafende Zuleima .	III. 97
Auf diesem Felsen bauen wir.	II. 27
Auf eisernen Schienen . . .	III. 137
Auf Flügeln des Gesanges	126
Auf goldenem Stuhl, im Reiche	II. 83
Auf ihrem Grab da steht . .	II. 63
Auf meiner Herzliebsten Augelein	128
Auferstehung	II. 201
Augen, die ich längst vergessen	II. 39
„Augen, sterblich schöne Sterne!“	III. 31
Aus alten Märchen winkt es . . .	139
Aus der Harzreise	205
Aus der Zopfzeit	III. 186
Aus einem Briefe	II. 66
Aus meinen großen Schmerzen	136
Aus meinen Tränen sprießen. . .	124
Auto-da-fé	II. 199
Babylonische Sorgen	III. 65
Bamberg und Würzburg . .	III. 146
Bang hat der Pfaff'	III. 199
Beeren-Meyer, Meyer-Beer!	III. 203
Befreundet waren weiland .	III. 222
Begegnung	II. 80
Bei den Wassern Babels saßen	II. 226
Bei der Königswahl	III. 177
Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.	II. 96
Beine hat uns zwei gegeben	III. 90
Belsazar	104
Berg' und Burgen schau'n . .	92
Berg-Idylle	207
Bergstimme	94
Bertha	III. 29
Bertrand de Born	II. 73
Besel'gend ist es, wenn die Knospe	III. 25
Besser hat es sich gewendet .	II. 135
Bimini	III. 109
Bin ich bei dir, Zank und Not!	II. 43
„Bin kein sittsam Bürgerkätzchen“	II. 160
Bist du wirklich mir so feindlich	186
Blamier' mich nicht	III. 15
Blasser schimmern schon . .	III. 169
Bleib' du in deiner Meerestiefe .	232
Blieb ich doch ein Junggeselle!	II. 82
Böses Geträume	II. 211
Brich aus in lauten Klagen .	III. 147
Brutus, wo ist dein Cassius .	II. 189
Burleskes Sonett	III. 19
Celimene	III. 49
Childe Harold	II. 65
Chronik	III. 69
Clarisse	II. 39
Crapülinski und Waschlapski	II. 140
Da droben auf jenem Berge . . .	161
Da hab' ich viel blasse Leichen . .	87
Da sitzt er und schwatzt . . .	III. 154
Das Bild	III. 201
Das Fräulein stand am Meere	II. 29
Das gelbe Laub erzittert. .	III. 38
Das Glück, das gestern mich geküßt	III. 40
Das Glück ist eine leichte Dirne	II. 176
Das goldne Kalb	II. 142
Das Herz ist mir bedrückt. . . .	171
Das Hohelied	III. 47
Das ist der alte Märchenwald! . .	67
Das ist der alte Tambourmajor	II. 97
Das ist der böse Thanatos .	II. 209
Das ist des Frühling traurige Lust!	II. 64
Das ist ein Brausen und Heulen	145
Das ist ein Flöten und Geigen . .	130
Das ist ein schlechtes Wetter . . .	167
Das ist eine weiße Möve . .	II. 26
Das ist Herr Ludwig	III. 151
Das ist ja die verkehrte Welt	II. 109
Das Kind	II. 103
Das Kloster ist hoch . . .	II. 136
Das Lied von den Dukaten . . .	110
Das Liedchen von der Reue . . .	108
Das macht den Menschen glücklich	III. 32
Das Meer erglänzte weit hinaus	160
Das Meer erstrahlt im Sonnenschein	II. 30
Das Meer hat seine Perlen . .	226
Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg	II. 101
Das Sklavenschiff.	III. 101
Das Ungeziefer jedes Lands	III. 207
Das war in jener Kinderzeit	III. 69
Das waren zwei liebe Geschwister	III. 106
Das weiß Gott, wo sich die tolle	183
Daß du mich liebst, das wußt' ich	II. 26
Daß ich bequem verbluten .	II. 68
Daß ich dich liebe, o Mönchen	III. 18
Dämmernd liegt der Sommerabend	189
Dein Angesicht so lieb	125
Dein Freundesgruß kommt' mir	III. 200
Dein Vater, wie ein jeder weiß	II. 86
Deine weißen Lilienfinger . . .	168
Dem einen die Perle, dem andern	II. 202
Dem König Wiswamitra	174
Den Frommen schenkt's der Herr	II. 103
Den Strauß, den mir. . . .	III. 72
Den Tag, den hab' ich so himmlisch	III. 38
Denk ich an Deutschland .	II. 110
Der Abend kommt gezogen . . .	159

		Seite
Der Abgekuhlte	II.	204
Der Abt von Walthaim seufzte	II.	126
Der Apollogott	II.	136
Der arme Peter		96
Der arme Peter wankt vorbei		97
Der Asra	II.	144
Der bleiche Heinrich ging vorbei		106
Der bleiche, herbstliche Halbmond		166
Der Brief, den du geschrieben	II.	20
Der Dichter Firdusi	II.	150
Der eine kann das Unglück	III.	209
Der Ex-Lebendige	II.	189
Der Ex-Nachtwächter	II.	190
Der Frühling schien schon	II.	58
Der Ganges rauscht, der große	II.	55
Der Ganges rauscht, mit klugen Augen	II.	54
Der Gesang der Okeaniden		240
Der Hans und die Grete		96
Der Helfer	III.	99
Der Herbstwind rüttelt die Bäume		145
Der Hirtenknabe		213
Der junge Franziskaner sitzt	II.	65
Der Leib lag auf der Totenbahr'	III.	139
Der Käfer saß auf dem Zaun	III.	134
Der Kaiser von China	II.	105
Der König Harald Harfagar	II.	81
Der König von Siam	II.	119
Der kranke Sohn und die Mutter		203
Der Mai ist da		190
Der Mohrenkönig	II.	146
Der Mond ist aufgegangen		157
Der Nachtwind durch die Luken	III.	101
Der neue Alexander	III.	154
Der Philanthrop	III.	106
Der philharmonische Katerverein	III.	162
Der Phönix		245
Der Ritter Tannhäuser, er wandelt	II.	48
Der Scheidende	III.	64
Der scheidende Sommer	III.	38
Der Schiffbrüchige		237
Der schlimmste Wurm	III.	197
Der Schmetterling ist	II.	10
Der sterbende Almansor	III.	97
Der Stern erstrahlte so munter	II.	67
Der Stoff, das Material des Gedichts	II.	35
Der Sturm spielt auf zum Tanze		158
Der Supercargo Mynheer van Hoek	III.	101
Der Tag ist in die Nacht	II.	78
Der Tambourmajor	II.	97
Der Tannhäuser	II.	44
Der Tod das ist die kühle Nacht		190
Der Traumgott bracht' mich		146
Der Traumgott brachte mich		192
Der Traurige		94
Der tugendhafte Hund	III.	136
Der Ungläubige	II.	192
Der Vorhang fällt	II.	212
Der Wanzenrich	III.	207
Der Wechselbalg	II.	105
Der weiße Elefant	II.	119
Derweilen auf dem Lotterbette	III.	52
Der weite Boden ist überzogen	III.	89
Der Wind zieht seine Hosen an		158
Der wunde Ritter		107
Des Oberkirchners Töchterlein	III.	33
Des Weibes Leib ist ein Gedicht	III.	47
Deutscher Sänger! sing'	II.	103
Deutschland. Ein Wintermärchen	IV.	89
Deutschland (Geschrieben im Sommer 1840)	III.	149
Deutschland ist noch	III.	149
Diana	II.	35
Dich fesselt mein Gedankenbann	III.	77
Die alten, bösen Lieder		149
Die arme Seele spricht	III.	67
Die Audienz	III.	167
Die Beschwörung	II.	65
Die blauen Frühlingsaugen	II.	12
Die blauen Veilchen der Augelein		134
Die Blumen erreicht der Fuß	II.	92
Die Botschaft		99
Die Briten zeigten sich	III.	186
Die du bist so schön	III.	7
Die Engel	II.	92
Die Erde war so lange geizig		133
Die Eule studierte	III.	148
Die Fensterschau		106
Die Flaschen sind leer	II.	41
Die Flucht	III.	97
Die Freiheit hat man satt	III.	181
Die Freunde, die ich geküßt	III.	51
Die Geißblattlaube — Ein Sommerabend	II.	207
Die Gestalt der wahren Sphinx	III.	62
Die glühend rote Sonne steigt		220
Die Götter Griechenlands		242
Die grauen Nachmittagswolken	III.	21
Die Grenadiere		98
Die heil'gen drei Könige aus Morgenland		169
Die Heimführung		99
Die Hexe	III.	99
Die holden Wünsche blühen	II.	22
Die Ilse		215
Die Jahre kommen und gehen		165
„Die Jungfrau schläft in der Kammer"		163
Die Kälte kann wahrlich	II.	90
Die Launen der Verliebten	III.	134
Die Lehre	III.	96
Die Libelle (Es tanzt)	III.	135
Die Libelle (Es ist die Libelle)	III.	133
Die Liebe begann im Monat März	III.	20
Die Liebesgluten, die so lodernd	III.	50
Die Linde blühte, die Nachtigall		132
Die Lotosblume ängstigt		127

	Seite
Die Meeresfluten blitzen . . III.	97
Die Menge tut es . . . . . III.	183
Die Minnesänger	106
Die Mitternacht war kalt	147
Die Mitternacht zog näher schon	104
Die Mutter Gottes zu Kevlaar . .	202
Die Nacht am Strande	222
Die Nacht auf dem Drachenfels III.	196
Die Nacht ist feucht	155
Die Neger berichten: der König III.	205
Die Nixen . . . . . II.	72
Die Nordsee	217
Die Philister, die Beschränkten III.	90
Die reichen Leute, die gewinnt II.	202
Die Rose, die Lilje, die Taube . .	124
Die Rose duftet — doch ob sie II.	14
Die roten Blumen hier. . . III.	10
Die schlanke Wasserlilje. . . II.	13
Die Schlechten siegen . . . III.	199
Die schlesischen Weber . . . III.	156
Die schöne Sonne ist ruhig . . .	238
Die schönen Augen der Frühlingsnacht . . . . . II.	8
Die Sonnenlichter spielten . . .	224
Die Söhne des Glückes beneid' III.	84
Die Tendenz . . . . . II.	103
Die Unbekannte . . . . . II.	75
Die ungetreue Luise . . . . III.	98
Die Wahl-Esel . . . . . III.	181
Die Wahlverlobten . . . . III.	66
Die Wallfahrt nach Kevlaar . .	201
Die Wälder und Felder grünen III.	17
Die Wanderratten . . . . III.	188
Die Weihe . . . . . III.	95
Die weiße Blume . . . . . III.	8
Die Wellen blinken und fließen II.	74
Die Welt ist dumm	129
Die Welt ist so schön	134
Die Welt war mir . . . . III.	200
Die Zeit verfließt, jedoch das Schloß III.	54
Diese Damen, sie verstehen . II.	40
Diese graue Wolkenschar . . II.	196
Diese schönen Gliedermassen II.	35
Diesen liebenswürd'gen Jüngling	180
Dieser Liebe toller Fasching . II.	34
Dieses Buch sei dir empfohlen III.	196
Dieses ist Amerika! . . . . II.	157
Diesseits u. jenseits des Rheins III.	50
Disputation . . . . . II.	246
Doch die Kastraten klagten . . .	187
Doktrin. . . . . II.	94
Don Ramiro	100
„Donna Klara! Donna Klara!“ .	100
Donna Klara	195
Doppelflöten, Hörner . . . II.	142
Draußen ziehen weiße Flocken II.	90
Du bist begeistert . . . . . III.	176
Du bist gestorben und weißt. II.	197
Du bist ja heut so . . . . II.	61
Du bist so schön . . . . . III.	7
Du bist wie eine Blume.	174
Du bliebest mir treu	133
Du hast Diamanten und Perlen .	179
Du hast mich beschworen . . II.	92
Du hast nun Titel, Amter . . III.	203
Du liebst mich nicht	128
Du liegst mir so gern . . . II.	57
Du Lilie meiner Liebe . . . III.	17
Du sah'st mich oft im Kampf . .	118
Du schicktest mit dem Flammenschwert . . . . . II.	94
Du schönes Fischermädchen . . .	157
Du singst, wie einst Tyrtäus . III.	150
Du sollst mich liebend umschließen . . . . . III.	14
Du warst ein blondes Jungfräulein . . . . . III.	60
Du weinst und siehst mich an III.	66
Du wirst in meinen Armen ruhn II.	195
Duelle . . . . . III.	190
Dumpf liegt auf dem Meer' . . .	236
Durch den Wald, im Mondenscheine . . . . . II.	19
Eduard III	108
Eh'mals glaubt' ich, alle Küsse II.	36
Ein edler Stolz in allen Zügen II.	73
Ein Fichtenbaum steht einsam . .	135
Ein Hospital für arme, kranke Juden . . . . . II.	101
Ein Jahrtausend schon . . . III.	147
Ein jeder hat zu diesem Feste II.	59
Ein Jüngling liebte ein Mädchen .	138
Ein Kind mit großem Kürbiskopf . . . . . II.	105
Ein Lachen und Singen! . . II.	101
Ein Pudel, der mit gutem Fug III.	136
Ein Reuter durch das Bergtal . .	94
Ein schöner Stern geht auf . II.	55
Ein Traum, gar seltsam	73
Ein Weib . . . . . II.	64
Ein Wetterstrahl, beleuchtend III.	62
Eine große Landstraß' ist	113
Eine Rosenknospe war . . . II.	198
Eine starke, schwarze Barke . II.	65
Einem Abtrünnigen . . . . III.	202
Eingehüllt in graue Wolken III.	35
Eingewiegt von Meereswellen .	227
Einsam auf dem Strand . . III.	114
Einsam in der Waldkapelle . III.	95
Einsam klag ich meine Leiden III.	9
Einst sah ich viele Blumen . III.	59
Emma . . . . . II.	42
Emma, sage mir die Wahrheit II.	43
Enfant perdu . . . . . II.	213
Entartung . . . . . II.	99
Entflieh mit mir . . . . . II.	62
Epilog (Unser Grab erwärmt) III.	64
Epilog (Wie auf dem Felde) . . .	248
Epilog zum Loblied auf den celeberrimo maestro Fiascomo III.	205
Er ist so herzbeweglich . . . III.	40
Erinnerung (Dem einen die Perle) . . . . . II.	202
Erinnerung (Was willst du) . III.	22
Erinnerung an Hammonia . III.	174

	Seite
Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen . . . . . III.	166
Er steht so starr . . . . . II.	42
Erklärung	225
Erlauschtes . . . . . III.	175
Erleuchtung . . . . . II.	109
Ernst ist der Frühling, seine Träume . . . . . II.	21
Erstorben ist in meiner Brust III.	64
Es blasen die blauen Husaren . .	185
Es drängt die Not, es läuten . II.	11
Es erklingen alle Bäume . . II.	10
Es erklingt wie Liedestöne . III.	31
Es faßt mich wieder der alte Mut . . . . . III.	16
Es fällt ein Stern herunter . . .	145
Es fiel ein Reif . . . . . II.	62
Es gab den Dolch in deine Hand III.	53
Es geht am End' . . . . . III.	50
Es gibt zwei Sorten Ratten . III.	188
Es glänzt so schön . . . . . III.	40
Es glühte der Tag, es glühte . III.	12
Es haben unsre Herzen . . II.	16
Es hat die warme Frühlingsnacht . . . . . II.	11
Es hatte mein Haupt . . . III.	58
Es ist der rechte Weg . . . III.	158
Es ist die Libelle . . . . . III.	133
Es ist ein König . . . . . III.	154
Es kommt der Lenz . . . . III.	28
Es kommt der Tod . . . . III.	80
Es kommt ein Vogel geflogen .	245
Es kommt zu spät, was du . . II.	40
Es läuft dahin die Barke . . III.	40
Es leuchtet meine Liebe	140
Es liegt der heiße Sommer . . .	141
Es ragt ins Meer der Runenstein II.	30
Es saß ein brauner Wanzerich III.	207
Es schauen die Blumen alle . III.	11
Es sitzen am Kreuzweg . . . III.	62
Es stehen unbeweglich	126
Es tanzt die schöne Libelle . III.	131
Es träumte mir von einer Sommernacht . . . . . III.	85
Es treibt dich fort von Ort . II.	60
Es treibt mich hin	89
Es war ein alter König . . II.	18
Es war einmal ein Teufel . . III.	47
Es war mal ein Ritter	123
Es wogte das Meer . . . . II.	155
Es wütet der Sturm	228
Es ziehen die brausenden Wellen II.	30
Es zieht mich nach Nordland . III.	195
Ewigkeit, wie bist du lang . . III	77
Festgedicht . . . . . III.	203
Flogest aus nach Sonn' . . II.	202
Fortuna . . . . . II.	77
Fragen	245
Fragment . . . . . III.	148
Frau Fortuna, ganz umsunst II.	77
Frau Mette . . . . . II.	78
Frau Sorge . . . . . II.	208
Freilich ein ungläub'ger Thomas II.	92
Fresko-Sonette an Christian S. .	115
Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen . . . . . III.	17
Frieden	233
Friedrike . . . . . II.	54
Frohlockst, Plantagenet . . . III.	99
Fromme Warnung . . . . . II.	204
Frühling . . . . . II.	74
Frühlingsfeier . . . . . II.	64
Für die Mouche . . . . . III.	85
[Für ein Exemplar des „Rabbi von Bacherach"] . . . . . III.	147
Für eine Grille — kecke Wagen! III.	49
Fürchte nichts, geliebte Seele III.	42
Gaben mir Rat und gute Lehren .	180
Ganz entsetzlich ungesund . . III.	82
Gar böse Katze, so alt . . . III.	130
Gedächtnisfeier . . . . . II.	207
Geh' nicht durch die böse Straße II.	40
Geheimnis . . . . . II.	96
Gekommen ist der Maie . . II.	9
Geleert hab' ich . . . . . III.	76
Gelegt hat sich der starke Wind II.	209
Geoffroy Rudel und Melisande von Tripoli . . . . . II.	148
Georg Herwegh . . . . . II.	102
Gesanglos war ich . . . . . II.	60
Gespräch auf der Paderborner Heide	111
Gestern noch fürs liebe Brot . II.	134
Geträumtes Glück . . . . . III.	38
Gewitter	236
Gib her die Larv', ich will . . .	116
Gib ihren wahren Namen . . III.	90
Glaube nicht, daß ich . . . III.	49
Glücklich der Mann, der den Hafen	246
Goldne Menschen, Silbermenschen! . . . . . II.	150
Götterdämmerung	190
Graue Nacht liegt auf dem Meer II.	28
Groß ist die Ähnlichkeit. . . III.	85
Gut' Nacht . . . . . III.	225
Guter Rat (Gib ihren wahren) III.	90
Guter Rat (Laß dein Grämen) III.	159
Hab' eine Jungfrau nie . . III.	72
Hab' ich nicht dieselben Träume II.	17
Habe auch in jungen Jahren . . .	185
Habe mich mit Liebesreden . . .	178
Halleluja . . . . . III.	80
Hände küssen, Hüte rücken . . III.	51
Hans ohne Land . . . . . III.	164
Hast du die Lippen mir wund geküßt . . . . . III.	15
Hast du wirklich dich erhoben. II.	95
Hast einen bunten Teppich . III.	201
Hastig schritt er aus dem Dome . .	199
Hat die Natur sich auch verschlechtert . . . . . II.	99
Hat man viel, so wird man bald II.	200
„Hat sie sich denn nie geäußert" . .	168
„Hätt' er menschlich ordinär". II.	152
Hatte wie ein Pelikan . . . III.	42
Heinrich . . . . . II.	100

	Seite
Heiter überstrahlt die Sonne III.	123
Helena . . . . . II.	92
Heller wird es schon im Osten .	214
Herangedämmert kam	225
Herr Ludewig von Bayerland III.	152
Herr Olaf es ist Mitternacht . II.	72
Herr Olaf sitzt beim Hochzeitsschmaus . . . . . II.	71
Herr Peter und Bender . . II.	78
Herr Ulrich reutet	108
Herwegh, du eiserne Lerche . III	208
Herz, mein Herz, sei nicht	174
Hier, auf gewalkten Lumpen II.	195
Himmel grau und wochentäglich! II.	23
Himmelfahrt . . . . . III.	139
Himmelsbräute . . . . . II.	144
Himmlisch war's, wenn ich bezwang . . . . . III.	20
Hoch am Himmel stand die Sonne	233
Hoch aus dem blauen Himmelszelt . . . . . III.	104
Hoffart . . . . . II.	88
Hoffnung und Liebe!	237
Hol' der Teufel deine Mutter II.	39
Holde Muse gib mir Kunde . III.	192
Hör' ich das Liedchen klingen . . .	138
Hörst du nicht die fernen Töne . .	111
Hört zu, ihr deutschen Männer III.	146
Hortense . . . . . II.	36
Hüt' dich, mein Freund	118
Hymnus . . . . . III.	36
Ich aber lag am Rande	230
Ich bin das Schwert . . . . III.	36
Ich bin der Gott der Musika . II.	136
Ich bin die Prinzessin Ilse . . .	215
Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt . . . . . III.	44
Ich bin's gewohnt den Kopf . . .	114
Ich dacht'an sie den ganzenTagIII.	11
Ich denke noch der Zaubervollen .	110
Ich geh' nicht allein	99
Ich glaub' nicht an den Himmel III.	14
Ich grolle nicht, und wenn das Herz	130
Ich hab' dich geliebet	140
Ich hab' euch im besten Juli . .	183
Ich hab' im Traum' geweinet . .	144
Ich hab' in meinen JugendtagenII.	177
Ich hab' mir lang' den Kopf . .	178
Ich hab' mir zu Ruhm . . . II.	52
Ich habe die süße Liebe . . III.	202
Ich habe gerochen alle Gerüche II.	200
Ich habe verlacht, bei Tag . III.	52
Ich halte ihr die Augen zu . II.	32
Ich hatte einst ein schönes Vaterland . . . . . II.	62
Ich kam von meiner Herrin . . .	82
Ich kann es nicht vergessen . III.	14
Ich lache ob den abgeschmackten .	116
Ich lag und schlief	87
„Ich laß nicht die Kindlein" . III.	167
Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich . . . . . II.	8
Ich liebe solche weiße Glieder II.	57
Ich mache die kleinen Lieder . III.	30
Ich mache jetzt mein Testament III.	190
Ich möchte weinen, doch ich kann .	119
Ich muß die Ampel . . . . III.	215
Ich rief den Teufel	169
Ich sah sie lachen . . . . . III.	60
Ich seh' dich an und glaub' . . III.	46
Ich seh' im Stundenglase . . III.	72
Ich stand gelehnet	107
Ich stand in dunkeln Träumen . .	16
Ich steh' auf des Berges Spitze .	143
Ich tanz' nicht mit, ich räuchre . .	115
Ich trat in jene Hallen	162
Ich unglückse'ger Atlas!	164
Ich wandelte unter den Bäumen	89
Ich wandle unter Blumen . II.	15
Ich war, o Lamm, als Hirt . III.	73
Ich weiß eine alte Kunde	107
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten	153
Ich will meine Seele tauchen . .	125
Ich will mich im grünen Wald ergehn . . . . . III.	12
Ich wollt', meine Schmerzen ergössen	179
Ich wollte bei dir weilen	177
Ich wollte, meine Lieder . . III.	16
Ihr guten Christen laßt . . . II.	44
Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!	219
Iliaden, Odysseen . . . . . II.	193
„Im Anfang war die Nachtigall"II.	10
Im Beginn schuf Gott . . . II.	51
Im Dome . . . . . III.	33
Im düstern Auge keine Träne III.	156
Im Hafen	246
Im Hirn spukt mir	117
Im Jahre achtundvierzig hielt III.	169
Im lieben Deutschland daheimeIII.	149
Im Mai . . . . . III.	51
Im Mondenglanze ruht das Meer III.	36
Im nächt'gen Traum hab' ich . .	76
Im Oktober 1849 . . . . . II.	209
Im Reifrockputz, mit Blumen . .	114
Im Rhein, im schönen Strome .	127
Im Schloß zu Düsseldorf . . II.	124
Im süßen Traum bei stiller Nacht	78
Im tollen Wahn hatt' ich . . .	115
Im Traum sah ich die Geliebte .	172
Im Traum sah ich ein Männchen	76
Im Traume war ich wieder II.	211
Im Wald, in der Köhlerhütte II.	130
Im Walde wandl' ich und weine .	155
Im wunderschönen Monat Mai .	224
In Arabiens Märchenbuche . II.	217
In beider Weichbild fließt . . III.	146
In dem abendlichen Garten . . .	195
In dem Dome zu Cordova . . .	198
In dem Schloß zu Alcalea . . .	200
In dem Schlosse Blay erblickt man . . . . . II.	148

	Seite
In dem Traum siehst du . . II.	91
In dem Walde sprießt und grünt es . . . . . II.	8
In den Küssen, welche Lüge . III.	30
In der Aula zu Toledo . . . II.	246
In der Fremde . . . . . II.	60
In der Frühe (Auf dem Faubourg) . . . . . II.	69
In der Frühe (Meine gute, liebe Frau) . . . . . III.	45
In der Hand die kleine Lampe II.	75
In der Tracht der Beguinen. II.	137
In einem Pißpott kam er. . II.	139
In Gemäldegalerien . . . . II.	7
In Mathildens Stammbuch . II.	195
In mein gar zu dunkles Leben . .	153
In meinen Tagesträumen . II.	37
„In meiner Brust, da sitzt ein Weh"	96
In meiner Erinn'rung erblühen II.	18
In meines Glückes Sonnenglanz II.	208
In stiller, wehmutweicher Abendstunde	117
In Vaters Garten heimlich . III.	8
In welche soll ich mich verlieben II.	41
Ins Exil der Alpujarren . . II.	146
Ja, du bist elend	130
Ja, Europa ist erlegen . . . II.	194
Ja freilich du bist . . . . . II.	33
Ja, Freund, hier unter den Linden . . . . . III.	13
Jammertal . . . . . III.	101
Jedweder Geselle, sein Mädel III.	7
Jegliche Gestalt bekleidend . III.	26
Jehuda ben Halevy . . . . II.	221
Jetzt kannst du mit vollem Recht . . . . . III.	28
Jetzt verwundet, krank und leidend . . . . . III.	43
Jetzt wohin? . . . . . II.	196
Jetzt wohin? Der dumme Fuß II.	196
Juan Ponce de Leon wahrlich III.	128
Jugend, die mir täglich schwindet II.	42
Jung-Katerverein für Poesie-Musik . . . . . III.	162
Jüngstens träumte mir . . . II.	58
K.-Jammer . . . . . II.	196
Kalte Herzen . . . . . III.	34
Karl I. . . . . II.	130
Katharina . . . . . II.	55
Kaum hab' ich die Welt . . II.	52
Kaum sahen wir uns, und an Augen	188
Keine Messe wird man singen II.	207
Kind! es wäre dein Verderben . .	175
Kirchenrat Prometheus . . . II.	106
Kitty . . . . . III.	37
Kitty stirbt! und ihre Wangen III.	37
Klagelied eines altdeutschen Jünglings . . . . . II.	77
Kleines Volk . . . . . II.	139
Kluge Sterne . . . . . II.	92
Kobes I. . . . . III.	169
Komme, Freund, der Braut. III.	227
König David . . . . . II.	143
König Harald Harfagar . . . II.	81
König ist der Hirtenknabe . . .	213
König Langohr I. . . . . III.	177
König Richard . . . . . II.	143
Krönung	219
Küsse, die man stiehlt im Dunkeln . . . . . II.	17
Lächelnd scheidet der Despot . II.	143
Laß ab! . . . . . II.	78
Laß bluten deine Wunden . III.	68
Laß dein Grämen . . . . . III.	159
Laß die heil'gen Parabolen . III.	57
Laß dich nicht kirren . . . . II.	195
Laß mich mit glühnden Zangen III.	78
Lazarus . . . . . II.	200
Lebensfahrt . . . . . II.	101
Lebensgruß	113
Lebewohl (Hatte wie) . . . III.	42
Lebewohl . . . . . III.	222
Lebe wohl und sei's auf immer! III.	222
„Leb wohl, mein Weib" . . . III.	164
Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer . . . . . III.	225
„Lechzend klebe mir die Zunge" II.	221
Lehn deine Wang' an meine Wang'	125
Leib und Seele . . . . . III.	67
Leise zieht durch mein Gemüt II.	9
Lessing-Da Vinci . . . . III.	201
Lieb Liebchen, leg's Händchen . .	90
„Liebe Nachbarn, mit Vergunst!" III.	99
Liebe sprach zum Gott . . . II.	198
Lieben und Hassen, Hassen und Lieben . . . . . III.	18
Liebste, sollst mir heute sagen . .	129
Lied der Marketenderin . . III.	100
Lied des Gefangenen	97
Lobgesänge auf König Ludwig III.	151
Lotusblume . . . . . III.	79
Lumpentum . . . . . II.	202
Mädchen mit dem roten Mündchen	175
Mag da draußen Schnee	176
Man glaubt, daß ich mich gräme .	167
Manch Bild vergessener Zeiten .	137
Manchmal wenn ich bei Euch bin II.	35
Manfred . . . . . III.	215
Maria Antoinette . . . . . II.	131
Maultiertum . . . . . II.	86
Meeresstille	229
Meeresstille! Ihre Strahlen . .	229
Meergruß	235
Mein Deutschland krank sich . II.	102
Mein Fritz lebt nun . . . . III.	197
Mein Herz, mein Herz ist traurig .	154
Mein Kind, wir waren Kinder . .	170
Mein Knecht! steh auf	99
„Mein Lehrer, mein Aristoteles" III.	155
Mein Liebchen, wir saßen . . .	139
Mein süßes Lieb, wenn du im Grab	134
Mein Tag war heiter . . . III.	83

	Seite
Mein Vater war ein trockner Taps II.	105
Mein Wagen rollet langsam . .	143
Meine Frau ist nicht zufrieden II.	236
Meine güldenen Dukaten	111
Meine gute, liebe Frau . . . III.	45
Meine Qual und meine Klagen III.	202
Meine Schwiegermutter Ceres! II.	85
Meinen schönsten Liebesantrag II.	39
Meiner goldgelockten Schönen II.	75
Meiner schlafenden Zuleima III.	95
Mensch, verspotte nicht den Teufel	169
Mich locken nicht die Himmelsauen . . . . . III.	63
Mich ruft der Tod . . . . . III.	65
Michel, fallen dir die Schuppen II.	109
Michel nach dem März . . . III.	158
Mimi . . . . . III.	160
Minnegruß . . . . . III.	7
Minneklage . . . . . III.	9
Mir lodert und wogt im Hirn III.	74
Mir redet ein die Eitelkeit . III.	39
Mir träumt': ich bin der liebe Gott	181
Mir träumte einst	73
Mir träumte: traurig schaute . .	165
Mir träumte von einem Königskind	138
Mir träumte von einem schönen Kind . . . . . III.	44
Mir träumte wieder der alte Traum	143
Miserere . . . . . III.	84
Mißgelaunt, sagt man . . . II.	190
Mit Brünetten hat's ein Ende II.	76
Mit deinen blauen Augen . II.	14
Mit deinen großen, allwissenden Augen . . . . . III.	27
Mit der Tragödie (An R. Christiani) . . . . . III.	202
Mit dummen Mädchen . . III.	23
Mit einem Exemplar der Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo (An Salomon Heine) . . III.	202
Mit Rosen, Zypressen und Flittergold	92
Mit schwarzen Segeln segelt II.	29
Mit starken Händen schob ich . III.	202
Mittelalterliche Roheit . . . III.	189
„Mondscheintrunkne Lindenblüten" II.	18
Morgens send' ich dir die Veilchen . . . . . II.	19
Morgens steh ich auf und frage .	89
Morphine . . . . . III.	85
Mutter zum Bienelein . . . III.	96
Mythologie . . . . . II.	194
Nach der Schlacht bei Arabella II.	231
Nach des Kampfes Schreckenstag II.	165
Nach Frankreich zogen	98
Nacht lag auf meinen Augen . .	147
Nacht liegt auf den fremden Wegen	189
Nachtgedanken . . . . . II.	110
Nächtliche Fahrt . . . . . II.	155
Nachts erfaßt vom wilden Geiste III.	57
Nachts in der Kajüte	226
„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen" . . . . . II.	96
Neben mir wohnt Don Henriquez	187
Neue Melodien spiel' ich . . II.	38
„Nicht gedacht soll seiner werden!" III.	56
Nicht lange täuschte mich . . II.	38
Nicht mal einen einz'gen Kuß II.	43
Nicht mehr barfuß sollst du . II.	104
Nicht von Raben, nein mit Raben . . . . . III.	51
Nichts ist vollkommen hier . II.	203
Nie löscht, als wär' sie . . III.	183
Nimmer glaub' ich junge Schöne II.	32
Nun der Gott mir günstig nicket II.	31
Nun hast du das Kaufgeld . . .	80
Nun ist es Zeit, daß ich	173
Nun mein Leben geht zu End' II.	213
O des heil'gen Jugendmutes! III.	202
„O, des liebenswürd'gen Dichters" III.	24
O, Deutschland, meine ferne II.	68
„O, die Liebe macht uns selig" III.	27
O, du kannteſt Koch und Küche III	27
O Gräfin Gudel . . . . . II.	88
„O kluger Jekef, wieviel hat dir" III.	175
O, lächle nicht . . . . . III.	224
O laß nicht ohne Lebensgenuß II.	216
O, mein genädiges Fräulein, erlaubt . . . . . III.	19
O schwöre, Liebchen, immerfort .	128
O schwöre nicht und küsse nur . .	128
Oben wo die Sterne glühen . III.	12
Oben auf dem Rolandseck . . III.	196
Oben auf der Bergesspitze . . .	95
Ochse, deutscher Jüngling, endlich III.	15
Orpheisch . . . . . III.	53
Päan . . . . . III.	206
Panaschierter Leichenwagen . III.	108
Pfalzgräfin Jutta . . . . . II.	146
Pferd und Esel . . . . . III.	137
Philister im Sonntagsröcklein . .	136
Plateniden . . . . . II.	193
Pomare . . . . . II.	133
Posaunenruf erfüllt . . . . II.	201
Poseidon	224
Präludium . . . . . II.	157
Prinzessin Sabbat . . . . . II.	217
Prolog (Schwarze Böcke)	207
Prolog (Es war mal)	123
Prolog (In Gemäldegalerien) II.	7
Psyche . . . . . II.	75
Ramsgate (Ein ungeheurer Kalkfelsen) . . . . . III.	24
Ramsgate („O, des liebenswürd'gen Dichters") . . . . . III.	24
Ratcliff	192

		Seite
Rationalistische Exegese	III.	51
Reinigung		232
Rhampsenit	II.	117
Ritter Olaf	II.	70
Ritter Paulus, edler Räuber	II.	106
Rote Pantoffeln	III.	130
Ruhelechzend	III.	68
Rückschau	II.	200
Sag' mir, wer einst die Uhren	II.	16
Sag, wo ist dein schönes Liebchen"		190
Salomo	II.	205
Sanftes Rasen, wildes Kosen	III.	50
Saphire sind die Augen dein		177
SchachMahomet hat gut gespeist	II.	153
Schaff' mich nicht ab	II.	34
Schattenküsse, Schattenliebe.	II.	29
Schelm von Bergen	II.	124
Schlachtfeld bei Hastings	II.	126
Schlage die Trommel	II.	94
Schnapphahn und Schnapphenne	III.	52
Schnarchend lag der Hausknecht	III.	194
Schon mit ihren schlimmsten Schatten	II.	44
Schon wieder bin ich fortgerissen	II.	22
Schöne, helle, goldne Sterne.	III.	11
Schöne Wiege meiner Leiden		90
Schöne, wirtschaftliche Dame	III.	20
Schöpfungslieder	II.	51
Schütz' euch Gott vor Überhitzung	III.	28
Schwarze Röcke, seidne Strümpfe		207
1649—1793—???	III.	186
Seegespenst		230
Seekrankheit	III.	21
Sehnsucht	III.	7
Sehnsüchtelei	II.	91
Sei mir gegrüßt, du große		161
Seit die Liebste war entfernt		136
Selig dämmernd, sonder Harm	III.	15
Selten habt ihr mich verstanden		186
Seraphine	II.	25
Sie erlischt	II.	212
Sie floh vor mir wie 'n Reh.	II.	27
Sie haben dir viel erzählet		132
Sie haben heut abend Gesellschaft		179
Sie haben mich gequälet		141
Sie hatten sich beide so herzlich	II.	64
Sie küßten mich	III.	54
Sie liebten sich beide		168
Sie saßen und tranken am Teetisch		142
Sie tanzt! Wie sie das Leibchen	II.	133
Sie tat so fromm, sie tat so gut	III.	29
Simplizissimus	I. III.	209
So hast du ganz und gar		131
So wandl' ich wieder den alten Weg		162
Sohn der Torheit! träume immer	III.	143
Solang' ich den deutschen Michel	III.	158
Solche Bücher läßt du drucken!	II.	95
Solidität	II.	198
Sonnenuntergang		220
Sorge nie, daß ich verrate	II.	20
Spanische Atriden	II.	181
Spätherbstnebel, kalte Träume	II.	23
Sprach der Herr am sechsten Tage	II.	52
Ständchen eines Mauren	III.	97
Stehst du in vertrautem Umgang	III.	33
Steht ein Baum im schönen Garten	II.	37
Steiget auf, ihr alten Träume!	III.	18
Sterbende	II.	202
Sterne mit den goldnen Füßchen	II.	21
Sternlos und kalt ist die Nacht		222
Still ist die Nacht		163
Still versteckt der Mond sich		211
Stolz und gebietend	III.	198
Stoßseufzer	III.	148
Streiche von der Stirn	III.	206
Stunden, Tage, Ewigkeiten	III.	77
Sturm		228
Symbolik des Unsinns	II.	86
Tag und Nacht hab' ich gedichtet	III.	18
Täglich ging die wunderschöne	II.	144
Tannenbaum, mit grünen Fingern		209
Testament	III.	190
Teurer Freund, du bist verliebt		177
„Teurer Freund! Was soll es".		173
Thalatta! Thalatta!		235
Tragödie	II.	62
Traum und Leben	III.	12
Traumbilder		73
Über die Berge steigt schon		188
Überall wo du auch wandelst	II.	39
Übersetzung eines hebräischen Sabbatliedes	III.	227
Um Mitternacht war schon	III.	196
Unbequemer neuer Glauben!	III.	148
Und als ich euch meine Schmerzen		168
Und als ich so lange		134
Und bist du erst mein eh'lich Weib		184
Und der Gott sprach	II.	51
Und die Husaren lieb' ich sehr	III.	100
Und ist man tot, so muß man lang	II.	204
Und wüßten's die Blumen		131
Unser Grab erwärmt der Ruhm	III.	64
Unsre Marine	III.	157
Unsre Seelen bleiben freilich	III.	37
Unsterbliche Seele, nimm dich	II.	204
Unstern	II.	67
Unten Schlacht. Doch oben	II.	126
Untergang der Sonne		238
Unterm weißen Baume sitzend	II.	7
Unterwelt	II.	82
Unvollkommenheit	II.	203
Verdross'nen Sinn im kalten Herzen	II.	23
Vergiftet sind meine Lieder		142

	Seite
Verheißung . . . . . II.	104
Verkehrte Welt. . . . . II.	109
Verlaß Berlin, mit seinem . II.	54
Verletze nicht durch kalten Ton III.	92
Verlorene Wünsche . . . . II.	206
Verlorner Posten . . . . . II.	213
Vermächtnis. . . . . II.	213
Vermittlung . . . . . III.	176
Verriet mein blasses Angesicht . .	176
Verschlechtert sich nicht dein Herz II.	107
Verstummt sind Pauken . . II.	205
Viele Weiber, viele Flöhe . II.	196
Vierundzwanzig Stunden soll ich II.	42
Vitzliputzli . . . . . II.	159
Vollblühender Mond! In deinem Licht	242
Vom Schöppenstuhle der Vernunft III.	61
Von der Gleichheit der Gemütsart . II.	206
Von schönen Lippen fortgedrängt	183
Vor dem Dome stehn . . . II.	70
Vor der Brust die trikoloren III.	25
Während ich nach andrer Leute II.	33
Während solcherlei Beschwerde II.	83
Wahrhaftig	113
Wahrhaftig, wir beide bilden III.	79
Waisenkinder, zwei und zwei III.	174
Waldeinsamkeit . . . . . II.	177
Wälderfreie Nachtigallen . . III.	29
Walküren . . . . . II.	126
Wandere! . . . . . II.	89
Wandl' ich in dem Wald . . II.	25
Warnung (Solche Bücher). . II.	95
Warnung (Verletze nicht) . . III.	92
Warte, warte, wilder Schiffsmann	91
Wartet nur . . . . . II.	110
Warum ich eigentlich erschuf. II.	53
Warum sind denn die Rosen . .	131
Was bedeuten gelbe Rosen? III.	32
Was gehn dich meine Blicke an? II.	66
Was treibt dich umher . . . II.	13
Was treibt und tobt	76
Was will die einsame Träne? . .	165
Was willst du traurig liebes Traumgebilde? . . . . . III.	22
Wasserfahrt	107
Wechsel . . . . . II.	76
Weil ich dich liebe, muß ich fliehend II.	15
Weil ich so ganz vorzüglich blitze II.	110
Welch' ein zierlich Ebenmaß III.	31
Welcher Frevel, Freund! . . III.	50
Welke Veilchen, stäub'ge Locken II.	199
Weltlauf . . . . . II.	200
Wenn der Frühling kommt . . .	113
Wenn dich ein Weib verraten II.	89
Wenn die Stunde kommt wo . III.	9
Wenn du gute Augen hast . II.	13
Wenn du mir vorüberwandelst II.	12

	Seite
Wenn ich an deinem Hause . . .	160
Wenn ich auf dem Lager liege . .	175
Wenn ich bei meiner Liebsten bin III.	12
Wenn ich, beseligt von schönen Küssen . . . . . II.	32
Wenn ich in deine Augen seh' . . .	125
Wenn junge Herzen brechen . III.	26
Wenn man an dir Verrat geübt II.	116
Wenn sich die Blutegel . . . III.	76
Wenn zwei von einander scheiden	141
Wer dem Kloster geht vorbei . II.	144
Wer ein Herz hat und im Herzen III.	57
Wer zum ersten Male liebt . . .	180
Werdet nur nicht ungeduldig . .	173
Wie auf dem Felde die Weizenhalmen	248
Wie der Mond sich leuchtend drängt	171
Wie des Mondes Abbild zittert II.	15
Wie die Hände lilienweiß! . . III.	45
Wie die Nelken duftig atmen! . II.	16
Wie die Tage macht der Frühling II.	20
Wie die Wellenschaumgeborne . .	129
Wie du knurrst und lachst . . III.	42
Wie dunkle Träume stehen	184
Wie ein Greisenantlitz droben II.	22
Wie entwickeln sich doch schnelle III.	41
Wie heiter im Tuilerienschloß . II.	131
Wie ich dein Büchlein hastig . .	115
Wie kannst du ruhig schlafen . .	163
Wie langsam kriechet sie dahin III.	58
Wie Merlin, der eitle Weise II.	56
Wie nähm' die Armut bald III.	19
Wie neubegierig die Möwe . II.	26
Wie rasch du auch vorüberschrittest II.	31
Wie schändlich du gehandelt . II.	30
Wieder ist das Herz bezwungen II.	14
Wiedersehen . . . . . II.	207
Winter . . . . . II.	90
Wir, Bürgermeister und Senat III.	166
Wir fuhren allein im dunkeln . .	183
Wir haben viel füreinander gefühlt	132
Wir heben nun zu singen an II.	86
Wir müssen zugleich uns betrüben III.	32
Wir saßen am Fischerhause . . .	156
Wir schlafen ganz wie Brutus II.	108
Wir seufzen nicht, das Aug' ist trocken . . . . . II.	96
Wir standen an der Straßeneck II.	36
Wir träumten von einer Flotte III.	157
Wir wollen jetzt Frieden machen III.	16
Wo? . . . . . III.	46
Wo ich bin, mich rings umdunkelt	147
Wo wird einst des Wandermüden III.	46
Wohl dem, dem noch die Tugend II.	77
Wohl durch der Wälder . . . II.	143

		Seite
Wohl unter der Linde erklingt	II.	80
„Wollen Sie ihr nicht". . .	II.	55
Worte! Worte! keine Taten!	III.	79
Wunderglaube! blaue Blume	III.	109
Wünnebergiade, ein Heldengedicht in zwei Gesängen	III.	192
Yolante und Marie	II.	40
Zu dem Wettgesange schreiten . .		106
Zu der Lauheit und der Flauheit	III.	30
Zu fragmentarisch ist Welt und Leben		178
Zu Halle auf dem Markt		189
Zu Kassel waren zwei Ratten	III.	186
Zu München in der Schloßkapell'	III.	153
Zu Rom, zu Rom, in der heiligen	II.	46
Zufrieden nicht mit deinem	III.	198
Zum Hausfrieden	II.	196
Zum Lazarus	III.	57
Zum Polterabend (Der weite Boden)	III.	89
Zum Polterabend (Mit deinen großen).	III.	27
Zur Beruhigung	II.	108
Zur Notiz	III.	90
Zur Teleologie	III.	90
„Zuweilen dünkt es mich" .	II.	85
Zwei Brüder		95
Zwei Ochsen disputierten . .	III.	190
Zwei Ritter	II.	140

LG
H468F

nn and others. Vol.1-4.

NAME OF BORROWER.

mpbell, Grad.

Coulton

rarity Teutonic Sun

Jakubovis (2049) Dec 9

akubovise (2049) Jan 6

BINDING SECT. MAY 23 1968